Die Quecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 75 | Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ | Dezember 2005

Portikus auf dem Ratinger Ehrenfriedhof. Beim Bombenangriff am 22. März 1945 teilweise zerstört. Vom Heimatverein „Ratinger Jonges“ 1991 restauriert

Beschwörung

Hebt es schon an, dies
Raunen: wie war es doch?
Schlägt uns in Bann, dies
Tastende: wißt Ihr noch?
Ach, schon beschwören wir
Und schon erhören wir
Zeiten des Grauens
Wie lichte Gefilde,
wie schöne Gebilde,
Feurig im Blauen.
Kaum erst entronnen
Stockt unser Gang,
Blutiger Sonnen
Untergang,
Brennender Nächte
Donner und Schrei -
Eben noch weinten wir,
Und schon erscheint es mir,
Wir sehnen`s herbei.

Marie Luise Kaschnitz

„Die Quecke" Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.
info@lintorf-die-quecke.de · www.lintorf-die-quecke.de

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen und
die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.
Einzelpreis: € 4,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

Marie Luise Kaschnitz
Beschwörung

Erika Münster-Schröer
Amerikanische Bomben auf Ratingen
Der Luftangriff vom 22. März 1945 und die Erinnerungen 3

Paul Valéry
Der Krieg ist … 4

Ludwig Egenberger
Erinnerungen an die letzten
Kriegsjahre 1944/45 in Ratingen 8

Erich Kästner
Abendgebet 1943 11

Hans Müskens
Vor 60 Jahren: Zerstörung und
Wiederaufbau von St. Peter und Paul 15

Nicole Scheda
„… der Geist von Cromford, der war weg“
Erinnerungen zum Ende des
Zweiten Weltkrieges in Cromford 21

Hermine Rickes
Meine Jugend- und Kriegsjahre 23

Marie Luise Kaschnitz
Im Kriege 25

Manfred Buer
Krieg und Kriegsende im Lintorfer Männerasyl
und im Haus Bethesda
Lydia Wüst erinnert sich 26

Maria Molitor
Die Seufzerallee 28

Joachim Zeletzki
Flucht
Erinnerungen eines Kindes an das Jahr 1945,
aufgeschrieben im Januar 2005 30

Galina Chomitsch / Rita Maria Habermann
Geboren im Krieg
Ein Interview 37

Helmut Kuwertz
Als die Russen kamen, war ich immer noch da
Auf Kinderlandverschickung in
Thüringen in den Jahren 1944/45 40

Josef Schwaab / Bernhard Schwaab
Lebenserinnerungen *(Fortsetzung)* 56

Friedrich Wagner
Das Ende des Krieges
Ein Erlebnisbericht 70

Friedrich Wagner
Der Krieg war zu Ende, doch seine Folgen dauerten an 73

Ingrid Butz
Brief an ihre Freundin Diethild K. vom März 1945 74

Helga Middendorf
Brief an Herbert Krug, Autor des Artikels
„Meine Erinnerungen an das Kriegsgefangenenlager
‚Lintorf Camp‘“ in der Quecke Nr. 73 (Dezember 2003) 74

Elisabeth Kannengießer
Meine Zeit als Kriegsgefangene im Lager Rheinberg
Wie und wo ich am 8. Mai 1945 das Ende des
Krieges erlebt habe 76

Lore Schmidt
Nach dem Krieg 78

Manfred Buer
Ich hab’ eigentlich immer Glück gehabt
Heinz Wallner erzählt von seinen Erlebnissen am
Ende des Krieges und in der frühen Nachkriegszeit 80

Ewald Dietz
Essener Straße 5
Eine vergessene Adresse in Breitscheid 84

Friedrich Schiller
Hoffnung 91

Hartmut Krämer
Auf krummen Wegen zur früheren
Gaststätte „Krummenweg“ 103

Manfred Buer
Feier zum 100-jährigen Bestehen der Firma Kiekert
in der „Gaststätte Krummenweg“ im September 1957 104

Horst Tournay
Nachtrag zum Artikel
„Das Landhotel Krummenweg“ in der Quecke Nr. 74 107

Ewald Dietz
Die Tankstelle Flocken am Krummenweg
Fast acht Jahrzehnte Dienst am Kunden 109

Maria Molitor
Ut em aule Lengtörp 113

Georg Britting
Der alte Mond 114

Manfred Buer
Die Frohnhoffs
Eine weitverzweigte Lintorfer Familie 115

Ello und Werner Frohnhoff
Erinnerungen an einen liebenswerten Menschen 123

Andreas Preuß
Wilhelm Frohnhoff
Ein Leben in der Dorfgemeinschaft 127

Reinhold Behnke
50 Jahre Arbeiterwohlfahrt Lintorf 136

Elisabeth Hamacher
Lintorf-Lied 137

Michael Lumer
40-jähriges Bestehen der katholischen
Kirche St. Johannes, Pfarrer von Ars
Entstehung und Werdegang einer
Pfarrgemeinde in Ratingen-Lintorf 138

Michael Diezun / Sandra Strunk
30 Jahre Kindergarten am Bleibergweg
1975 – Die Evangelische Kirchengemeinde
Lintorf-Angermund eröffnet ihren dritten Kindergarten 145

Frank Wächtershäuser
Kinderarche Friedrichskothen
Kindergarteneinweihung am 28. August 2005 148

Hans Müskens
Die Sehnsucht nach dem Paradies oder:
Als ‚Goethe‘ schon da war und ‚Schiller‘
noch in der Planung 150

Friedrich Schiller
Die Teilung der Erde 153

Werner Beutling
Schiller, Goethe und Moneten
Gedanken zum 200. Todestag Friedrich Schillers 154

Manfred Buer
Zum 180. Todestag von Johann Peter Melchior 160

Johann Peter Melchior
Selbstbiographie 162

Gisela Schöttler
Die Karriere-Puppe mit dem Namen Barbie
Ein Ausstellungsprojekt im Museum der
Stadt Ratingen deckte die Hintergründe des
meistverkauften Spielzeugs aller Zeiten auf 166

Richard Baumann
Aus Lumpen macht man Schreibpapier …
An der Anger wurde fast 200 Jahre Papier produziert 171

Maria Engels
Nora Ehrlich
Farbgefüge – Farbgegenden 176

Christa Lambart
Eine Zukunft für eine Burg mit Vergangenheit 178

Ernst R. Klein
Laudatio auf Heiner van Schwamen zur
Verleihung der Dumeklemmerplakette an Infra-West 181

Kurt Tucholsky
Augen in der Großstadt 183

Jost Auler
Ein Gehöft der älteren vorrömischen
Eisenzeit bei Ratingen 185

Gaëlle Rosendahl/Wilfried Rosendahl
Tertiär-Quarzit aus Ratingen
Handelsware in der jüngeren Altsteinzeit 190

Michael Buhlmann
Quellen zur mittelalterlichen Geschichte
Ratingens und seiner Stadtteile:
XVIII Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche
(11. Dezember 1165)
XIX Die Güterlisten des Kölner Erzbischofs
Philipp von Heinsberg (1167/91)
XX Immunitätsprivileg Kaiser Heinrichs VI. für
das Kaiserswerther Kanonikerstift
(25. November 1193) 194

Monika Degenhard
Vermisste von Napoleons Rußlandfeldzug 1812
aus dem Raum Ratingen 202

Bastian Fleermann
… sahen uns genöthigt, ein Zimmer zu miethen“
Die Verhandlungen über den Bau der
Synagoge in Ratingen 1816/1817 205

Hermann Tapken
Streiks in Ratingen während der Weltwirtschaftskrise 210

Wolfgang Diedrich
Ratingen: Biermetropole seit dem Mittelalter 223

Wolfgang Diedrich
Familie Poensgen braut echtes Ratinger Bier
Erstmals seit 90 Jahren wieder eine Brauerei in
der Dumeklemmerstadt 225

Hans Otto Wetzel
Als ich ein erfolgreicher Dieb wurde 227

Anton Iseke
Gräfgenstein 229

Wolfgang Pagenstecher
Das Wappen von Eggerscheidt 230

Bernhard Braun
Eggerscheidt – Heimat und Zuhause
Heimatverständnis angesichts der kommunalen
Struktur der Stadt Ratingen 231

Michael Baaske
Offene Kinder- und Jugendarbeit in Eggerscheidt
Das traditionsreiche Gebäude am Hölender Weg 51
blickt auf eine wechselseitige Geschichte zurück 234

Rheinische Post vom 17. März 1964
Ein Leben für die Jugend
Hauptlehrer Matthias Pinter tritt in den Ruhestand 237

Richard Baumann
Mit schweren Brandwunden von der Mutter
aus dem brennenden Kückelshäuschen gerettet
Vom alten Homberger Unterdorf ist heute
nichts mehr vorhanden 238

Helga Engelhard
Ist Hösel ein Schlangenloch?
Versuch einer Kartierung des
Ringelnatter-Vorkommens in Hösel 240

Ewald Dietz
Wenn dor Jöck Be-in hätt … 243

Maria Molitor
Von welchem Kinderheim kommen Sie? 244

Ewald Dietz
Maria 245

Lorenz Herdt
Lengtörper Kall 246

Maria Molitor
Ein Damenkegelklub besteht 50 Jahre 247

Thomas van Lohuizen
Ein bemerkenswerter Münzfund aus der Zeit
zwischen Restauration und Revolution (1815 - 1848) 249

Hartmut Krämer
Ein Fenster im Wald 252

Coleta Woltering
50 Jahre St. Suitbertus – ein Haus, das lebt! 253

Ursula Leffers
Franz Rath (1907 - 1969)
Ein Leben im Geiste Adolph Kolpings 256

Angelika Kompalik
Eine deutsch-französische Freundschaft 262

Joachim Schulz-Hönerlage
80 Jahre Verein für Heimatkunde und
Heimatpflege Ratingen e.V. 265

Manfred Buer
Otto Samans 266

Manfred Buer
Friedrich Wagner 267

Hans Lumer
Totenrede für Karl Heinz Kipp 268

Manfred Buer
In eigener Sache 270

Buchbesprechungen:

Hans Müskens
Festschrift „50 Jahre St. Suitbertus“ 273

Gisela Schöttler
Karin Schrey „Jeany in Jeans“ 274

❊ ❊ ❊

Kurt Tucholsky
Groß-Stadt-Weihnachten 275

Bildnachweis 276

Amerikanische Bomben auf Ratingen

Der Luftangriff vom 22. März 1945 und die Erinnerungen

Öffentliches Erinnern

Der schwere Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 war in der Erinnerung der Stadt und seiner Bewohner immer präsent. Das Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof an der Lintorfer Straße, die Skulptur „Die Trauernde“ des Düsseldorfer Bildhauers Max Kratz, steht vor einem Zaun aus vielen Kreuzen. Auf diesen sind Inschriften zur Erinnerung an die Toten der beiden Weltkriege und auch an die Toten dieses Luftangriffs eingraviert. Symbolisch wird damit auch an die toten Zivilisten erinnert.

Das Mahnmal war 1962 aus einem Wettbewerb hervorgegangen, den die Stadt Ratingen öffentlich ausgeschrieben hatte. Der damalige Bürgermeister Peter „Harry“ Kraft hatte die Ansprüche daran so umschrieben: Es müsse die Bürger daran erinnern, dass der Friede das Höchste sei, das erhalten werden müsse.[1] Sowohl die künstlerische Ausgestaltung des Mahnmals als auch das durch den Bürgermeister formulierte Postulat waren Ausdruck des öffentlichen Erinnerns der jungen Bundesrepublik Deutschland an das eigene „Leid eines verführten Volkes“. Das Erinnern an die Vernichtung der europäischen Juden, die Tötung von Homosexuellen, von Sinti und Roma, Sozialdemokraten und Kommunisten wurde weitgehend verdrängt.

Erst die späten 1960er Jahre mit den Studentenprotesten brachten Veränderungen im Umgang mit der NS-Vergangenheit. Junge Menschen forderten das Erinnern, das Bekenntnis der Elterngenerationen zu ihrem Standpunkt während der NS-Zeit und auch zu ihrer Verantwortung vehement ein. Zu groß war die Furcht, der eigene Vater sei als ein Nazi schuldig geworden, gar als Soldat ein Mörder für Hitlerdeutschland gewesen.

Vielleicht ist es erst jetzt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, möglich, die einzelnen Individuen, die unter dem Luftkrieg zu leiden hatten, verstärkt in den Blick zu nehmen. Die Kinder von damals berichten heute als Zeitzeugen von ihren Erlebnissen. Man hört ihnen gebannt zu, wohl wissend, dass dieser Erfahrungsschatz an nachfolgende Generationen weitergegeben werden muss, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Dass es hierbei nicht um ein Aufrechnen gehen kann: „Wir haben auch gelitten, nicht nur die Opfer des Holocaust“ - ist selbstverständlich. Ohne Hitler und das „Dritte Reich“ hätte es auch den Bombenkrieg auf deutsche Städte nicht gegeben, hätte es Millionen Tote, die Vernichtung der europäischen Juden, nicht gegeben.

Max Kratz: „Die Trauernde“
Das Mahnmal für die Toten beider Weltkriege wurde 1962 auf dem Ehrenfriedhof an der Lintorfer Straße aufgestellt. Das alte Mahnmal von Johann Lepper wurde durch den Bombenangriff vom 22. März 1945 zerstört

---

1) Vgl. Schülergruppe Theodor-Heuss-Gymnasium, „Kriegerdenkmäler und Gedenkstätten in Ratingen von 1899 bis zur Gegenwart“. Beitrag zum Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten im Schuljahr 1992/93, veröffentlicht unter dem Titel „Vom Kriegerdenkmal auf dem Ratinger Marktplatz zum Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof“, in: Die Quecke 65/1995, S. 26-33, S. 33; Erika Münster-Schröer, Geschichte und Erinnerung. Wie wird Vergangenheit im öffentlichen Raum sichtbar?, in: Journal 18. Jahrbuch des Kreises Mettmann 1998/99, S. 37-42.

Der Krieg ist ein Vorgang,
bei dem sich Menschen umbringen,
die einander nicht kennen,
und zwar zum Ruhme und Vorteil
von Leuten, die einander kennen,
aber nicht umbringen.

Paul Valéry (1871 - 1945)

Während der diesjährigen Erinnerungsfeiern anlässlich des 60-jährigen Endes des Zweiten Weltkriegs zeigte sich, dass Rechtsextreme diese für ihre Zwecke nutzten und ganz offensichtlich auf Sympathien in der Bevölkerung hofften. Man erinnere sich an die Gedenkstunde im sächsischen Landtag in Dresden anlässlich des 60. Jahrestages des Endes des Zweiten Weltkrieges, als die NPD-Abgeordneten von einem Bomben-Holocaust sprachen. Nur der Opfer der Luftangriffe, und insbesondere des verheerenden Angriffs auf die Stadt am 13. Februar 1945, der ausschließlich der Zivilbevölkerung gegolten habe, wolle man gedenken. Das Gedenken an alle anderen Opfer des Nationalsozialismus verweigerten die Rechtsextremen, die diesen Auftritt vor - auch mit eigenen Anhängern - voll besetzter Zuschauertribüne und den Fernsehkameras bewusst inszeniert hatten, und verließen den Plenarsaal. Auch bei anderen Kundgebungen ließ sich feststellen, dass Rechtsextreme das Leidgefühl von Bombenopfern und Flüchtlingen ausnutzten, um die Frage der historischen Verantwortung umzudeuten und die Rolle der Deutschen allein als Opfer des Zweiten Weltkrieges zu sehen. Bleibt zu hoffen, dass diese Umdeutung längerfristig nicht tiefer in die Gesellschaft einsickert.

Nach diesen Vorbemerkungen zurück zum Luftangriff auf Ratingen:

Wie viele Flugzeuge welchen Typs bombardierten Ratingen am 22. März 1945, und wo mögen sie hergekommen sein?

Diese Frage stellten mir schon häufig Ratinger Bürger, so auch der Zeitzeuge Helmut Pfeiffer, der den Luftangriff vom 22. März 1945 als Kind miterlebt hat. Er wertete verschiedenste Quellen des Stadtarchivs und Fotos aus dem Londoner Nationalarchiv aus und rekonstruierte vor dem Hintergrund seiner persönlichen Erinnerungen den Ablauf. Doch manches blieb ungeklärt. Im Londoner Nationalarchiv gaben die Datenbanken keine Hinweise auf in Frage kommende Akten. In den „National Archives“ in Washington waren - und sind - viele Akten aus dem militärischen Kontext noch immer gesperrt, wie ich mich in den letzten Jahren schon mehrfach vergewissert hatte. Doch ein vergleichsweise neues Medium, das Internet, und die Aufmerksamkeit eines Benutzers des Stadtarchivs, dem ich diesen Hinweis verdanke, ermöglichte weitere Aufklärung.

Individuelles Erinnern I:

Paul Gustafson, Navigator eines US-Bombers:

Auch hier handelt es sich um Zeitzeugenberichte, aber aus einer anderen Perspektive - der Perspektive amerikanischer Weltkriegsveteranen, die am Luftangriff auf Ratingen aktiv beteiligt waren. 1994, zum 50. Jahrestag des sog. D-Day, der Landung der Amerikaner in der Normandie, hatten sich einige von ihnen dort getroffen und tauschten auch Dokumente und Fotos aus, die sich noch in ihrem Besitz befanden. Ihre Kinder und Enkelkinder hatten ihnen ebenfalls Fragen über ihre Kriegszeit gestellt und längst nicht immer eine Antwort bekommen.

So erging es Bret Gustafson, geboren 1950 in St. Paul/ Minnesota und heute Professor an einem amerikanischen College, dem Sohn eines Besatzungsmitglieds eines der Bomber, die an der Zerstörung Ratingens beteiligt waren. Erst nach langer Zeit gelang es ihm, die Erinnerungen seines Vaters und einiger seiner Kameraden auszuwerten. Die Ergebnisse sind im Internet veröffentlicht:

„Foremost, I'd like to thank my father for all he's done for me throughout my life. And try as I might, he has never been one to talk much of his war experiences. So, when for Christmas, my sister, brothers and I received two volumes of family photographs including some wartime imagines, I was quite surprised - and thrilled.... During the summer of 1999 he sent me more items involving his war experience. Items like inoculation records, passes, tourist maps, mission maps and mission notes... I treasure the photograph of his crew and I salute those men as I salute all WW II veterans especially the men and women who made the ultimate sacrifice and didn't come home.“[2)]

Übersetzung:

„Vor allem habe ich meinem Vater für alles zu danken, das er während meines Lebens für mich getan hat. Und er war wirklich niemand, der viel über seine Kriegserlebnisse sprach. Als daher zu Weihnachten meine Schwester, meine Brüder und ich zwei Bände mit Familienfotografien bekamen, darin auch Bilder aus der Kriegszeit, war ich sehr überrascht - und aufgewühlt... Während des Sommers 1999 sandte er mir mehr Material, aus welchem seine Kriegserfahrungen hervorgingen. Dokumente wie Impfbescheinigungen, Pässe, Landkarten, Einsatzkarten und Einsatz-Notizen ... Ich hüte die Fotografie seiner Crew, und ich bezeuge diesen Männern und allen Veteranen des Zweiten Weltkriegs meinen Respekt, vor allem denjenigen Männern und Frauen, die ihr Allerletztes gaben und nicht mehr heimkehrten.“

2) http://staff.jcc.net/bgustaf/34th-Bomb/strkings/Ratingen

Die Besatzung des B-17-Bombers „Flying Dutchmen“, der in der dritten Angriffswelle auf Ratingen am 22. März 1945 mitflog. Stehend von links: Jules Dutel, Tomalee Hardesty, Navigator Paul Gustafson, Joseph Mahalik, Bordschütze Julian Ramirez. Kniend von links: Funker Arthur Mode, Byrd Guinn, Pilot Don McCutchan, Co-Pilot James Sturrock

Hier erinnert sich ein Sohn an seinen Vater, der stolz darauf ist, dass dieser gegen Nazi-Deutschland gekämpft hatte.

Paul Gustafson war nicht freiwillig in den Krieg gegangen, sondern wurde eingezogen. Er war 1919 geboren worden und der Navigator an Bord des „Pfadfinders“, des Leitflugzeugs der dritten Staffel bei dem Angriff auf Ratingen, einer Maschine, die den Namen „Flying Dutchmen“ trug. Nach seinem College-Abschluss hatte er 1939 an der Northwestern University in Chicago zu studieren begonnen. Im Herbst 1941 musste er zur Armee, wo er in das medizinische Corps kam und entsprechend ausgebildet wurde. 1941 wurde er mit seiner Einheit in Jamaica eingesetzt, um ein dort grassierendes Fieber zu bekämpfen. Er wurde nun als Angehöriger der Luftstreitkräfte zum Navigator auf einer B-17 ausgebildet. Mit der gesamten Crew wurde er im Dezember 1944 nach Mendlesham in England verlegt. Von dort wurden viele Luftangriffe auf deutsche Städte - Leipzig, Ulm, Bielefeld, Soest, Hamburg, Oranienburg und Jena - geflogen.

Der 149. Einsatz am 22. März 1945 war der Luftangriff auf Ratingen. Ein großer Bomberverband startete an diesem Morgen in Mendlesham zum Flug über den Kanal. Auch andere Städte sollten an diesem Tag das Ziel sein, die jeweils von einzelnen Staffeln angesteuert wurden. Drei der Bomberstaffeln nahmen dann Kurs auf Ratingen, unter ihnen der „Flying Dutchmen“, zu dessen Besatzung Paul Gustafson gehörte. Das Wetter war besonders gut an diesem Frühlingstag. Um 12.22 Uhr fielen die ersten Bomben auf die kleine Stadt im Rheinland.

Individuelles Erinnern II:
Helmut Pfeiffer, Zivilist

Der Ratinger Helmut Pfeiffer war zu dieser Zeit ein Junge von elf Jahren. Er erinnert sich:

„22. März 1945 - ein Tag in meinem Leben, den ich nicht vergessen werde und auch nicht vergessen kann. Zu tief haben sich das Erlebte und die Ereignisse in mir festgesetzt. Ein außergewöhnlicher Frühlingstag war er, der zweiundzwanzigste. Wir, mein älterer Bruder und ich, wollten das schöne Wetter nutzen, um in der milden Frühlingsluft zu spielen... Dabei sah ich die drohende Gefahr: ein Bomberverband, aus drei Staffeln bestehend, im Anflug, gut zu erkennen am klaren, blauen Himmel. Die kurzen, weißen Kondensstreifen machten das Bild noch deutlicher, und das eintönige Brummen der Flugzeugmotoren wirkte beängstigend. Gleichzeitig sah ich die Angriffszeichen, die gesetzt waren und dort niedergingen, wo von meiner Sicht her die Stadtmitte lag... Inzwischen hatte sich die Sonne verfinstert, denn von der Stadt stieg eine Wand schwarzen Rauches auf, welcher sich von Süden bis Westen am Himmel ausweitete. Es war eine düstere Stimmung, die überall bedrückend wirkte.“ [3)]

Zahlreiche Gebäude wie Fabriken, Wohn- und Geschäftshäuser waren zerstört, mindestens 88 Tote und weit über 200 Verletzte waren zu beklagen. Ein Teil der historischen Altstadt lag in Trümmern, auch die alte Pfarrkirche St. Peter und Paul erhielt einen Volltreffer. Es waren keinerlei militärische oder strategisch wichtige Ziele wie Straßen oder Eisenbahnlinien getroffen worden, und die Toten waren fast ausschließlich Zivilisten. Helmut Pfeiffer schätzte nach seiner Erinnerung, dass Ratingen von maximal 36 Bombern angegriffen worden war. Nach einer Schätzung im damaligen Feuerwehrbericht sollten etwa 650 Sprengbomben und 14 000 Brandbomben abgeworfen worden sein.[4)]

Der Luftangriff der Alliierten war gut vorbereitet worden. Am Tag zuvor hatte bereits - wie zumeist üblich - eine Überfliegung stattgefunden, bei welcher Luftbildaufnahmen der Stadt und ihrer Umgebung angefertigt worden waren. Die Bomber konnten sich also bestens vorbereiten. Auch hierin kam die Luftüberlegenheit der amerikanischen Streitkräfte zum Ausdruck, die von nationalsozialistischer Seite noch immer bestritten wurde. Einen Tag nach dem Angriff wurden bei einer weiteren Überfliegung Aufnahmen gemacht, die Aufschluss über den Grad der Zerstörung gaben.

Technische und militärische Einzelheiten

Helmut Pfeiffer hatte sich als ein sehr guter Beobachter erwiesen.

Der Luftangriff auf Ratingen war tatsächlich von drei Bomberstaf-

3) Helmut Pfeiffer/Erika Münster-Schröer, Luftangriff auf Ratingen 22.3.1945: Rekonstruktionen, Analysen, Erinnerungen, Bilder, in: Ratinger Forum 6 (1999), S. 87-144, hier S. 88 f.

4) Pfeiffer/Münster-Schröer, Luftangriff, S. 100.

Der Angriff auf Ratingen vom 22. März 1945. Das Foto wurde während des Angriffs von der Besatzung der „Flying Dutchmen“ aufgenommen. Über der Innenstadt sieht man Rauchwolken aufsteigen. Zur Orientierung: Links im Bild erkennt man den Blauen See, rechts das Stadion und die Westbahn

feln mit insgesamt 38 Flugzeugen geflogen worden. Es waren die 391., 18. und 7. Staffel (in der Reihenfolge des Angriffs) der 34. Bombardment Group der US-Air-Force. Die erste bestand aus 12 Flugzeugen, die folgenden aus jeweils 13.

Der „Path Finder“, jeweils an der Spitze, war das Leitflugzeug, das über ein hochmodernes Frühwarnsystem verfügte und die Flak (= Flugabwehrkanonen) rechtzeitig erkennen sollte. Die B-17, auch „Flying Fortress“, „fliegende Festung“ genannt, war damals ein hochmodernes Kampfflugzeug, von der Firma Boeing für die U.S. Armee entwickelt und gebaut. Das Flugzeug sollte hauptsächlich für strategische Bombenangriffe auf militärische Ziele eingesetzt werden. Es wurde in der Regel mit einer Bordbesatzung von 10 Personen geflogen: Pilot und Co-Pilot, Navigator, Funker, Flugingenieur, ein Bombardier sowie vier weitere Personen, die die an Bord befindlichen Geschütze bedienten. Die Maschinen verfügten über keinen Druckausgleich, so dass alle Mitglieder eine Sauerstoffmaske tragen mussten, wenn sie höher als 10 000 Fuß flogen. Die Bomben wurden in einer Höhe zwischen 20 000 bis 30 000 Fuß ausgeklinkt. Zum besseren Schutz gegen feindliche Flieger flogen die B-17-Bomber stets in geschlossenen Formationen. Zu ihrer Verteidigung befanden sich an Bord jeweils großkalibrige Maschinengewehre.

Die Amerikaner vermerkten in ihren Aufzeichnungen über ihren Einsatz, den Luftangriff auf Ratingen:

„Ratingen (5mi[nutes] north of Dusseldorf) 22 March. Hit troops and material concentrations five miles from Rhine - present battle line. Excellent result, good visibility. Through Belgium, accurate meager flak, 650 miles 5 hours.“ [5)]

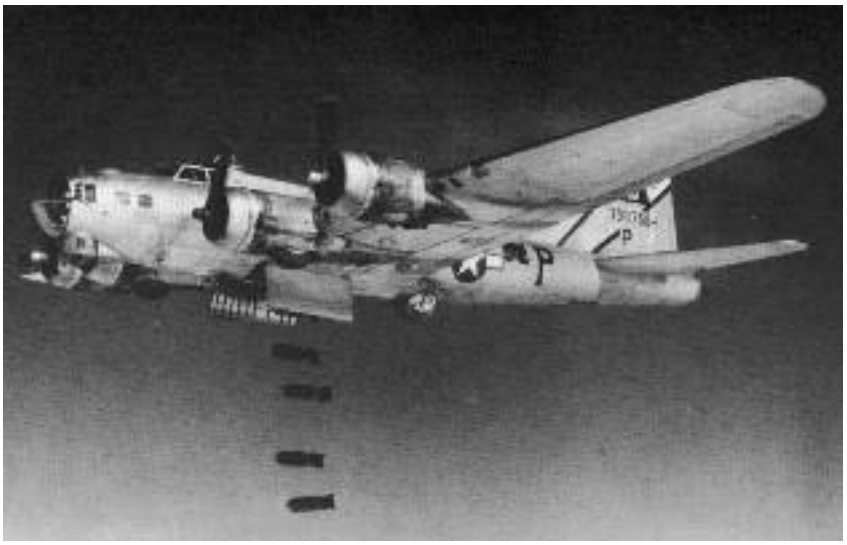
Übersetzung:

„Ratingen (5 Minuten nördlich von Düsseldorf), 22. März. Trafen Truppen und Materialkonzentrationen 5 Meilen von der gegenwärtigen Kampflinie, dem Rhein, entfernt. Hervorragende Ergebnisse, gute Sicht. Durch Belgien, genaue, aber dürftige Flak, 600 Meilen, 5 Stunden.“

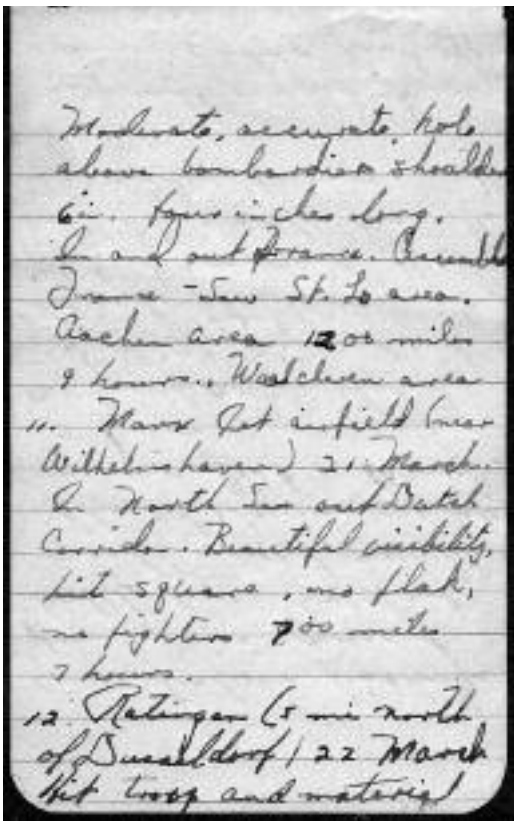
Außerdem wurde festgehalten, dass zehn Container Flugblätter im Zielgebiet abgeworfen worden seien, dass sie keinem feindlichen Flugzeug begegnet seien und dass im Zielgebiet klares Wetter geherrscht habe.

Die Notiz, aus der hervorgeht, dass der Angriff militärische Ziele und Truppen getroffen habe, ist m. E. zweifelhaft. Den Besatzungen der Flugzeuge musste vollkommen klar sein, dass in der engen Altstadt Ratingens Truppenkonzentrationen nicht vermutet werden konnten - das zeigen schon die scharfen Fotos, die tags zuvor aufgenommen wurden. Hier handelte es sich wohl eher um ein Flächenbombardement zur Demoralisierung der Zivilbevölkerung, eine militärische Taktik, die durch die britische Royal Air Force schon seit 1942 nicht zuletzt als Vergeltung für den deutschen Luftangriff auf Coventry eingesetzt worden war. Allerdings hatte die letzte Bomberstaffel des Luftangriffs ihre tödliche Fracht nicht auf die Stadt Ratingen, sondern auf die kaum bebauten Gebiete nordöstlich der Stadt abgeworfen, wo

5) http://staff.jcc.net/bgustaf/34th-Bomb/strkings/Ratingen



Eine B-17, auch „Flying Fortress“ (Fliegende Festung) genannt, beim Bombenabwurf. Die Maschine der amerikanischen Luftwaffe hatte 10 Mann Besatzung



Original-Notiz des Navigators
Paul Gustafson

sie wenig Schaden anrichteten. Helmut Pfeiffer hatte sich gefragt, ob dies einem „gnädigen Staffelkommandanten“ zu verdanken gewesen sei, der aus christlicher Nächstenliebe gehandelt habe, um wenigstens einen Teil der Zivilbevölkerung zu verschonen.[6] Der Grund könnte in diesem Fall tatsächlich gewesen sein, in den Wäldern noch deutsche Truppen zu treffen, die sich dort verschanzt hatten, handelte es sich doch nur noch um versprengte Teile, die schon in vollkommener Auflösung begriffen waren, wie wir wissen. Die Alliierten wollten für ihre Bodentruppen natürlich das Risiko möglichst gering halten.

Am 2. März 1945 waren bereits amerikanische Einheiten im linksrheinischen Düsseldorf angekommen. Doch gelang ihnen die Überquerung des Flusses nicht mehr, da die Brücken der Stadt gesprengt wurden. Selbst im einige Kilometer entfernten Ratingen und anderen umliegenden Ortschaften wurden seitdem die Menschen durch fortwährenden Artilleriebeschuss bedroht, der zahlreiche Opfer forderte.[7] Am 7. März 1945 schließlich stießen bei Remagen US-Truppen über den Rhein vor, so dass die deutsche Westfront weitgehend zusammenbrach. In der Nacht vom 23. auf den 24. März, also kurz nach dem Luftangriff auf Ratingen, überquerten die britischen Truppen dann bei Wesel den Rhein. Briten und Amerikaner kesselten nun das Ruhrgebiet ein, bis sie am 18. April Düsseldorf erreichten. Ratingen wurde am 17. April 1945 kampflos übergeben. Die Heeresgruppe B der deutschen Wehrmacht mit Generalfeldmarschall Model, der eine Kapitulation abgelehnt hatte, war damit am Ende. Model selbst beging am 21. April 1945 im Wald zwischen Lintorf und Wedau Selbstmord.[8]

Die amerikanischen Flugzeuge mit ihren Crews wurden am 21. Juni 1945 von Mendlesham, England, wieder zurück in die USA verlegt. Die meisten von ihnen hatten Glück gehabt, denn sie hatten überlebt.

Paul Gustafson, der Navigator des „Flying Dutchmen“, beendete bald darauf seine Studien an der Northwestern University, und 1947 heiratete er. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Land waren gut, so dass die Gründung einer Familie dadurch nicht behindert war. Er übte seinen Beruf als Soziologie-Professor bis 1985 aus, zuletzt in einer kleinen Stadt in Ohio. Das Ehepaar hat mehrere Enkelkinder und bereist heute die Welt.

Der Ratinger Junge Helmut Pfeiffer erlebte in den ersten Nachkriegsjahren schwere Notzeiten, die von Hunger geprägt waren, denn die Versorgungslage der Bevölkerung war außerordentlich schlecht. Auch seine Eltern und sein Bruder hatten glücklicherweise den Krieg überlebt. Er begann, nachdem er seine Schulausbildung an der Minoritenschule abgeschlossen hatte, eine Schneiderlehre und arbeitete anschließend mehrere Jahre in diesem Beruf, bis er durch eine weitere Ausbildung die kaufmännische Laufbahn einschlug. Auch er gründete eine Familie, hat heute mehrere Enkelkinder und lebt mit seiner Frau in seiner Heimatstadt Ratingen und zeitweise in Spanien.

Zeitzeugen sind Überlebende

Die Stimmen der Zeitzeugen, von denen wir heute aus unterschiedlichen Perspektiven etwas über die Vergangenheit erfahren, sind die Stimmen der Überlebenden. Trotz aller Ängste und Entbehrungen sind sie „davongekommen“.

Der Zweite Weltkrieg hat etwa 55 Millionen Menschen den Tod gebracht, eine unfassbare Zahl. 5,25 Millionen Tote hat Deutschland zu verzeichnen, die USA 259 000. Auf 20,6 Millionen Tote beziffert sich allein der Menschenverlust der Staaten der ehemaligen Sowjetunion, die von den Alliierten die größte Last des Krieges trugen.

Nur wenige Regionen der Erde blieben vom Zweiten Weltkrieg unberührt.

Die Trauernde, das Mahnmal an der Lintorfer Straße, von dem eingangs bereits die Rede war, steht für die Toten, denen wir im Gedenken unsere Stimme leihen müssen - jede Generation, und jeder Einzelne aufs Neue ist hier gefordert. Einen „guten Krieg“ kann es niemals geben, unabhängig von dem Land, das ihn führt. Dass der Frieden das Höchste sei, das wir besitzen – daran gemahnt uns das Ratinger Mahnmal. Aber Kriege wurden bis heute nicht verhindert – nicht einmal in Europa. Das Erinnern ist eine Sisyphusarbeit – aber eine Gesellschaft und ihre Individuen müssen sich ihr stellen.

Dr. Erika Münster-Schröer

---

6) Pfeiffer/Münster-Schröer, Luftangriff, 112.

7) Vgl. Volker Zimmermann, In Schutt und Asche. Das Ende des Zweiten Weltkriegs in Düsseldorf, Düsseldorf 2005 (2. Aufl.), S. 40 f.

8) Helmut Pfeiffer, Die letzten Tage - die Stunde Null –der Neuanfang – das Wirtschaftswunder. Ein Zeitzeugenbericht (1945-1955), in: Ratinger Forum 8 (2003), S. 234-331, hier S. 262.

Erinnerungen an die letzten Kriegsjahre 1944/45 in Ratingen

Geboren 1929, sind mir die letzten Kriegsjahre als damals 15-Jähriger noch heute sehr gegenwärtig.

Bis 1943 wohnten meine Eltern, meine Schwester und ich vorübergehend in Düsseldorf-Mörsenbroich. Wegen zunehmender Fliegerangriffe verzogen wir in das Haus der Großeltern nach Ratingen, Schützenstraße 7. Düsseldorf war inzwischen immer wieder stark bombardiert worden, die Geschwister meiner Mutter hatten fast alle ihre Wohnungen verloren, und meine Eltern fühlten sich in dem kleinen Ratingen sicherer für Leib und Leben.

Mit der Invasion vom Sommer 1944 rückten die Kampffronten immer näher auf die deutsche Grenze zu, die Alliierten waren in der Übermacht, und den Luftraum über Europa und besonders über Deutschland beherrschten Engländer und Amerikaner – der Krieg war als verloren zu sehen.

Wir 14- bis 15-jährigen Hitlerjungen – alle Jugendlichen wurden durch die Schullisten der Hitlerjugend zwangsweise eingegliedert – wurden mindestens einmal wöchentlich zum Dienst gefordert. Wir mussten marschieren, exerzieren, dazu Soldaten- und Nazilieder singen und wurden an Wochenenden in einer Düsseldorfer Schule an der Neusser Straße an Waffen für den „Endkampf“ ausgebildet, an Pistolen, Karabiner 98 und Panzerfaust, dazu „Bewegen im Gelände“.

Ludwig Egenberger im Garten des großelterlichen Hauses an der Schützenstraße 7.
Die Aufnahme entstand 1944

Zu dem befohlenen Hitlerjugenddienst bin ich nie mit Begeisterung angetreten, sicherlich spielte dabei die nicht positive Einstellung meines Elternhauses und der Familie zu dem NS-Regime eine Rolle. Wöchentlich trafen wir uns mit Schulfreunden zu Gruppengesprächen bei Kaplan Kunze im Pfarrheim von St. Peter und Paul zwecks „Religionsunterrichts“ und als Messdiener. Es wurde offen im kleinen Kreis über das Problem des drohenden Untergangs Deutschlands gesprochen.

Anfang 1945 ging unsere Abseitsstellung so weit, dass wir einmal in den Büros der Dürrwerke AG einige illegal gedruckte Flugblätter des Inhalts „Krieg verloren, weiterkämpfen sinnlos“ unerkannt verteilt haben. Woher die Flugblätter kamen, wollten wir nicht in Erfahrung bringen. Willi Semmler hatte sie mitgebracht, eine gefährliche Sache!

Er war es auch, der einmal zum HJ-Dienst mit einem Tirolerhut erschien, mit Tiroler Adler-Orden. Von einem bestimmten Ratinger HJ-Führer wurde er daraufhin vor der angetretenen Mannschaft grob beschimpft und „zur Sau gemacht“. Er musste sofort zwei Ehrenrunden im Ratinger Stadion laufen. Nachdem unser Gruppenfreund daraufhin aus Trotz und Protest zum wöchentlichen Dienst zweimal nicht erschienen war, folgte für ihn eine offizielle Verurteilung, und er musste zur Strafe an drei Wochenenden nach Neuss ins Gefängnis zum Wochenendkarzer.

Pfingsten 1944, also während des letzten Kriegsjahres, fuhren wir mit unseren Gruppenfreunden per Bahn nach Maria Laach zu einem illegalen Treffen der Katholischen Jugend. Unser Zeltplatz am Laacher See lag 1000 m neben einem gleichzeitig stattfindenden Zeltlager der HJ, es gab keine Probleme. Während der Rückreise nach Ratingen wurden wir allerdings vom HJ-Streifendienst aufgegriffen und befragt, wieso wir ohne Uniform unterwegs seien. Wir wurden bis abends festgehalten, drei von uns hatten aber den Streifendienst im Zug schon frühzeitig erkannt und konnten den Zug in Kalkum heimlich verlassen.

Im April 1944 begann meine Ausbildung zum Industriekaufmann bei der Firma Dürrwerke AG in Ratingen Ost.

Die Mitarbeiter und Vorgesetzten kannte ich bald sehr gut in Sachen NS-Einstellung. Bei bestimmten Damen und Herren genügte zur Begrüßung ein „Guten Tag“ anstelle des verordneten „Heil Hitler“.

Während der Ausbildungszeit mussten die Azubis in den letzten Kriegsmonaten abends wichtige Geschäftsakten und Rechenmaschinen in speziellen Tragekisten in bombensichere Keller tragen. Dabei gab es zwischen Technikern und Kaufleuten immer wieder Hänseleien und Spannungen, die auch in Handgreiflichkeiten ausarten konnten. Ich war dabei nicht unbeteiligt, wobei bei mir und bei einem anderen ein „Blaues Auge“ nicht zu verbergen war. Daraufhin mussten wir Boxer vor dem NS-Betriebsleiter erscheinen und wurden als „Saboteure der Arbeit in einem Rüstungsbetrieb“ bezeichnet und abgemahnt.

Bereits im Oktober 1944 wurde der gesamte Jahrgang 1929 zum Schanzeinsatz einberufen, alleine aus Ratingen ca. 150 Jungen.

Ich habe mich zu diesem Einsatz bei Dürr voll Stolz von meinem Direktor Loch verabschiedet, zu diesem Direktor wurde man nicht immer vorgelassen. Gratuliert hat mir der Mann zu meinem Stolz nicht. Wir kamen nach Holland, nachdem die Front immer näher rückte, nach Lüttelbracht bei Brüggen/Ndrh. Wir schliefen in Scheunen im Stroh, mussten die von zu Hause mitgebrachte Wolldecke benutzen und waren wie

Felix Loch war vom 1. August 1909 bis zu seinem Tod am 4. Oktober 1947 technischer Direktor der Dürrwerke AG

Soldaten mit eigenem Rucksack und etwas Wäsche mit Kleidung ausgerüstet. Verpflegung durch die Militärküche. Tagsüber waren wir nur draußen, und mit Spaten hoben wir Panzergräben in einer Tiefe von drei Metern und einer Weite von ca. fünf Metern aus. Diese Gräben sollten die feindlichen Panzer am Vormarsch nach Deutschland hindern, die Gräben liefen die gesamte Westgrenze entlang. Überall gruben die Jungen, sie kamen aus ganz Deutschland und waren Schulklassen. Bei meiner Gruppe waren Willi und Josef Semmler, Fritz Vanoeteren und jede Menge andere Klassenkameraden. Oft wurden wir von Tieffliegern und Artillerie beschossen und es gab auch Verwundete.

Gegen Ende Oktober wurde wieder einmal wegen der vorrückenden Alliierten die Front zurückgenommen und wir marschierten zu Fuß mit Sack und Pack von Brüggen nach Mönchengladbach, d. h. Josef und Willi Semmler und ich mussten auf einem Leiterwagen mit zwei Pferden das schwere Gepäck auf vier Rädern nach Mönchengladbach transportieren, wir waren mit einem Karabiner ohne Munition zwei Tage unterwegs, schliefen in einer Gaststätte in einem Raum mit Betten übereinander. Am nächsten Morgen haben Mitschläfer die gesamte Einrichtung zerstört, teils aus Übermut, oder, um nichts dem Feind zu überlassen.

In Mönchengladbach schliefen wir in einer Schule auf dem Fußboden. Meine Stimmung war auf dem Tiefpunkt, und ein freundlicher junger Arzt hat mir wegen „Herzklappenfehlers“ den Entlassungsschein aus dem Schanzeinsatz erteilt. Ich wurde in Mettmann entlassen und kam mit Georg Langenberg zu Fuß von Mettmann nach Ratingen, zur Freude der Eltern. Unterwegs haben wir uns von den letzten Novemberpflaumen an den Bäumen ernährt, wir hatten großen Hunger und Durst.

Zu Hause ging es mit Fliegeralarm und Artilleriebeschuss weiter, die Front kam immer näher, und die Amerikaner lagen schon auf der anderen Rheinseite bei Oberkassel und schossen immer wieder sporadisch auf Ratingen.

Durch den Beschuss gab es immer wieder Opfer unter der Ratinger Bevölkerung. Die Granaten trafen auch die Hauswand des Hauses Schützenstraße 11. Man warf sich auf den Boden oder nahm Deckung in einem Loch, nach dem Einschlag konnte ich zunächst nicht mehr hören.

Auf dem Ratinger Markt hat der Bruder von Willi Beckmann, Paul, sein Leben, und eine Schulfreundin meiner Schwester ein Bein verloren, es gab immer wieder Tote und Verwundete.

Zunächst ging ich wieder ins Büro, aber in den folgenden Wochen wurden wir wieder durch die HJ erfasst und wir mussten von der Rheinfront alles Vieh von Kaiserswerth nach Kettwig treiben. Morgens um 6 Uhr marschierten wir zu Fuß nach Kaiserswerth und mussten auf dem Weg die heutige Autobahn (A 52, damals Nördlicher Zubringer) und die Brücke am Kalkumer Bahnhof queren. Dabei konnten uns feindliche Aufklärungs-Flugzeuge sehen, und die Artillerie begann wieder mit Beschuss. Auch dabei gab es Verwundete und Tote. Unser Freund Tappeser von der Weststraße war unter den Toten.

Als wir nach Kaiserswerth hineinkamen, war es besonders schlimm mit dem Beschuss. Die Granaten schlugen neben uns in die Häuser ein und wir, Josef Semmler, Willi Semmler und ich machten uns in der Fahrbahnrinne so flach wie möglich, um nicht von Granatsplittern getroffen zu werden. Eine Frau kroch immer wieder über uns hinweg und schrie: „Lieber Gott, hilf.“ Wir hatten keine Verluste, holten mit unserer Bescheinigung den Leuten das restliche Vieh, Kühe mit langen Hufen, Schafe und Ziegen weg und kamen gegen Abend mit unserer Herde in Kettwig an. Unterwegs haben sich immer wieder Soldaten aus der Herde mit Frischfleisch selbst versorgt.

Bei diesen Fliegerangriffen und Beschießungen hatte ich nie Angst um mein Leben, man gewöhnte sich an Tod und Verderben.

Anfang 1945 wurde bei Dürr der Büro-Betrieb eingestellt. Unser Haus Schützenstraße 7 hatte keinen Luftschutzkeller. Unsere Familie ging bei Fliegeralarm in den Keller des gegenüberliegenden Hauses oder in die Erdbunker, da, wo jetzt die Stadthalle steht, oder zum Nachbarn Beckmann. Für den Artilleriebeschuss hatte ich mir ein Einmannloch im Garten unseres Hauses ausgehoben und mit Holzstangen abgedeckt.

Am 22. 3.1945 kam dann der große Fliegerangriff auf Ratingen. Es war ein herrlicher Frühlingstag, der Himmel klar und es war warm. Wegen des Hungers war der Garten schon bestellt, und die Zwiebeln zeigten schon grüne Spitzen aus der Erde. Gegen 12 Uhr 10 gab es Großalarm, akut, und dann sah ich die Zielmarkierungsrauchzeichen über Ratingen. Bald brach die Hölle los. Das Geräusch der fallenden Bomben werde ich mein Leben lang nicht mehr vergessen. Es war ein Tosen, wie wenn 20 Eisenbahnzüge in einen Tunnel rasen. Bomben fielen, es krachte, und die Erde hob und senkte sich. Ich muss für kurze Zeit die Besinnung verloren haben. Ich war in meinem Einmannloch halb verschüttet. Wir hatten gelernt, uns klein zu machen, und so hatte ich meine Beine vorher angezogen. Vor mir und hinter mir war unmittelbar je eine Stabbrandbombe eingeschlagen, hätte ich anders gehockt, wäre ich tot gewesen oder hätte keine Beine mehr gehabt. Offenbar hatte ich einen besonderen Schutzengel. Als ich aus dem Loch herausgekrochen war, war es draußen dunkel vor lauter Staub und Asche. Ich stellte fest, dass direkt neben meinem Unterstand eine Sprengbombe (acht Meter entfernt) ein Loch von sieben Metern

Zerstörungen an der Schützenstraße nach dem Bombenangriff vom 22. März 1945. Das völlig zerstörte Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist das Haus Schützenstraße 7, in dem Ludwig Egenberger bei seinen Großeltern wohnte. Im Hintergrund erkennt man Häuser an der Bechemer Straße, u. a. die Gastwirtschaft „Zur Grünen Ecke“

gerissen hatte, dazu zwei Bombenlöcher auf der Fahrbahn der Schützenstraße vor unserem Haus, eine Bombe traf unseren Hausgiebel links, mehrere Bomben die Häuser gegenüber, weitere Bomben die Wiese, wo jetzt die Stadthalle steht, und überall jede Menge brennende Stabbrandbomben.

Als erstes hörte ich meinen Vater rufen: „Ludwig, lebst du noch?“ Wir hatten überlebt, Vater und Mutter im Eisenbahn-Schwellen-Bunker Beckmann nebenan und Agnes im Bunker Stadthallenwiese. Wo vorher unser Haus stand, waren nur noch Trümmer. Oma hat wie ein Wunder unter der Holztreppe überlebt, unverletzt. Großvater Ludwig Egenberger lag eingeklemmt unter den Trümmern der Hauswand auf dem Sofa und schrie: „Ludwig, hol mich hier heraus, lass mich nicht verbrennen.“ Alles brannte. Oma holte aus einem Bottich Wasser und machte die Umgebung nass, wo Großvater eingeklemmt lag. Die eine Hausgiebelwand drohte auf uns zu stürzen. Mein Vater konnte wegen seiner Beinbehinderung nicht helfen. Er schrie von draußen: „Ludwig, komm sofort heraus, die Wand stürzt ein.“ Er musste sich für den Tod seines Sohnes oder seines Vaters entscheiden. Mit letzter Kraft habe ich Steine von Großvater weggerissen und ihn auf die Straße in den Schutt gelegt. Beim Herausziehen habe ich, ohne es zu wissen, ihm die Beine ausgekugelt, was erst Tage später festgestellt wurde. Er hatte schwere Quetschungen und innere Verletzungen, aber wir haben ihn nicht verbrennen lassen im Hause. Oma hat dabei geholfen. Als wir Großvater aus den Trümmern gerettet hatten, stürzte der Hausrest ein. Wir besaßen nichts mehr, alles war verbrannt und zerbombt. Gerettet hatten wir die Ausweise und Papiere, eine Couch, eine Nähmaschine, ein Kruzifix. Später fanden wir im Stallanbau noch eine sehr schöne geschnitzte Eichentruhe unversehrt unter den Trümmern, die Großvater als Werkzeugschrank benutzt hatte, und die heute als besonderes Erinnerungsstück in unserer Wohnung in Meiersberg steht. Möglicherweise wurde die Truhe vor ca. 200 Jahren von einem Vorfahren Soodt im Schwarzbachtal angefertigt.

Wegen des Ari-Beschusses lebten viele Nachbarn in ihren Kellern und kochten auch dort. Bei dem Fliegerangriff am 22. 3.1945 wurden Nachbarn in den Häusern gegenüber von uns, die Familie Breuer, verschüttet und kamen schrecklich zu Tode. Herr Breuer war auf seinem brennenden Ofen eingeklemmt und hat bis nachmittags geschrien, dann war er tot. Mehrere Nachbarn waren sofort tot, sie lagen zwei Tage auf der anderen Straßenseite, zugedeckt mit Papiertüten. Schang Strässer hat seiner Cousine die Ringe von der Hand gezogen, warum auch nicht!

Aus Brettern, aus den Trümmern der Hausreste haben wir uns im Garten der Schützenstraße 7 eine Holzbude gebaut, wo mein Vater lebte. Mutter und ich schliefen die erste Nacht bei unseren Verwandten Brechter auf der Düsseldorfer Straße am Galgenbruch, zuerst in einem Bett mit Mutter, dann wegen des Beschusses im Halbkeller in einem Schweinekoben auf Stroh. Wir waren bettelarm geworden, Oma, Opa Ludwig und wir. Da niemand mehr etwas besaß, konnten wir uns auch nicht gegenseitig helfen. Aus Düsseldorf hat uns Tage später Onkel Peter unter Lebensgefahr etwas zu essen per Fahrrad gebracht, Tante Gretchen Brechter schenkte uns zwei Kopfkissen.

Bei dem Brand hatte ich kaum noch Haare auf dem Kopf, ich habe schlimm ausgesehen. Vom Trümmerräumen hatte ich keine Nägel und kaum noch Haut auf den Fingern, aber wir lebten. Großvater ist an den Verletzungen am 18. 9.1945 verstorben.

Nach dem Fliegerangriff vom 22. 3. 1945 war unser Garten verwüstet und das Grün unserer ausgesäten Salate und Zwiebeln und des Gemüses war mehrere Zentimeter hoch mit Erde durch die Bombentreffer zugedeckt.

Von unserem Hühnerstall war nichts mehr vorhanden. Die toten Hühner haben wir aus der Erde ausgegraben und in den nächsten Tagen gegessen. Später habe ich dann die Bombenlöcher auf der Rückseite des Hauses mit Trümmern und Erde zugeschüttet, per Hand mit dem Spaten, wochenlang. Im Hof gab es einen Brunnen. Durch die Bombeneinschläge hatte sich der Brunnenschacht aus der Senkrechten zu einem Fragezeichen verbogen. Russische Gefangene mussten die einsturzgefährdeten Mauern abreißen. Einer der Gefangenen fand ein paar Stiefel von meinem Großvater in den Trümmern. Als er sich mit den Langschäftern davon machen wollte um sie anzuziehen, wurde er von einem Wachposten bzw. Nachbarn erwischt und mit einer Holzlatte verprügelt. Ich fand

Abendgebet 1943

Wir hocken in modernen Katakomben.
(Schon wieder Krieg, und noch nicht mein Geschmack!)
Behüt uns, Herr, vor allen fremden Bomben
und, wenn du kannst, auch vor der eignen Flak.

Erich Kästner

es schlimm, dies mit ansehen zu müssen. Die Stiefel habe ich später aus Not selbst getragen.

In den letzten Kriegstagen wurden Essensvorräte an die Bevölkerung verteilt und es wurden die Magazine geplündert. Auch französische Rotweine kamen in Kochgeschirren zum Konsum, Vater hat tüchtig „mitkonsumiert".

Seit dem Angriff vom 22. März wusste ich, was Todesangst ist. Der Ari-Beschuss ging noch wochenlang weiter, auch Fliegerangriffe. An einem Tage lag ein totes Pferd bei Ten Eicken im Zappschen Park. Meine Schwester Agnes und ich gingen hin, um ein Stück Pferdefleisch zu holen. Ein Soldat zerstückelte das Tier mit dem Seitengewehr, und Agnes und ich bekamen unseren Teil ab und legten das blutige Stück ohne Papier in ein Netz. Auf dem Heimweg zur Schützenstraße haben uns Tieffliegeer beschossen, wir verkrochen uns unter Sträuchern in einem Graben, überlebten wieder und hatten etwas zum Essen.

Nach kurzer Zeit bekamen wir auf der Schützenstraße 59 in einem 1½-Zimmer-Häuschen mit Steinboden für einige Jahre ein Unterkommen, in dem wir bis 1948 lebten. Zwei Militärbetten aus Eisen aus einem Gefangenenlager hat mir ein Polizist geschenkt und die Liegesäcke, mit Stroh gefüllt. Mutter schlief auf der geretteten Couch. Im Winter haben wir viel gefroren, und einen Baumstamm, den wir mit Jupp Merkelbach am Bahndamm gefällt hatten, hat uns vor Ort ein Bahnbeamter wieder abgenommen und wahrscheinlich selbst mit nach Hause genommen. Wir saßen oft im Mantel in unserem Häuschen, manchmal habe ich auch Gemüse beim Bauern von den Feldern geklaut, wir hatten ja Hunger. Am 17. 4.1945 kamen die Amis und der Krieg war zu Ende.

Die Amerikaner kamen mit ihren Panzern von den Höhen des Aaper Waldes nach Ratingen herunter. Wir waren bei Semmlers auf der Bleichstraße und haben vom Speicher aus zugesehen. Vater Semmler hat uns aber sofort in den Keller geschickt und uns wegen des Leichtsinns ausgeschimpft.

Die Amerikaner waren später freundlich, besonders die Schwarzen schenkten kleinen Kindern Schokolade, dann auch den „Fräuleins". Im Bereich Exerzierplatz/Kettelbeck waren verlassene Artilleriestellungen der Deutschen. Dort haben wir uns Wolldecken und verschiedene Wäscheteile geholt, auch einzelne Socken. Wir konnten alles gebrauchen, hatten wir doch nichts, alles verloren und nichts mehr zum Anziehen. Mutter wollte über einen Schützengraben springen, sprang zu kurz und hätte sich beinahe das Bein gebrochen. Schwere Prellungen, wir wussten sie kaum nach Hause zu bringen. Bei dieser Gelegenheit fand ich einige neue Karabiner, die ich mit Munition vergrub, später aber nicht mehr dort fand. Mit einer geballten Ladung wollte ich aus Übermut am Kettelbecksweg eine hohle Buche in die Luft sprengen, habe aber dann vernünftigerweise davon abgesehen. Viele Jugendliche kamen beim Spielen mit Munition und Granaten ums Leben, einer hieß Wittmann und wohnte am Schwarzen Loch, Formerstraße.

Auch bei den Schanzeinsätzen bei der HJ gab es immer wieder Unfälle durch Sprengstoffe. Wir waren Anfang März 1945 an der heutigen Autobahn, früher Zubringer, in Tiefenbroich damit beauftragt, das Unterholz des angrenzenden Kalkumer Waldes mit Äxten freizuschlagen. Es sollte so an der Autobahn zur Verteidigung freies Schussfeld geschlagen werden. Dabei fand ein Junge aus Tiefenbroich eine nicht gezündete Stabbrandbombe. Er legte sie auf einen Baumstamm und schlug dann mit der Axt auf den Explosivkörper, der dann zündete und den Jungen schlimm verbrannte. Er lief sein Leben lang mit einem sehr entstellten Gesicht in Ratingen durch die Welt.

Beim Ausheben der Schützengräben im Junkersbusch wurden wir durch den Hilfszug Bayern mit Essen versorgt. Willi, Jupp und ich mussten mit einem kleinen Handwagen aus der Küche am Blauen See die Kannen mit dem Essen zum Junkersbusch schleppen. Da wir großen Hunger hatten, schlu-

Schanzarbeiten im Junkersbusch im März 1945.
Im Hintergrund erkennt man den Bahnkörper der Angertal-Bahn

Zerstörte Häuser an der Industriestraße nach dem Bombenangriff vom 8. April 1943. Etwa 20 Menschen fanden hier den Tod

Das Haus
Schützenstraße 7 heute

gen wir uns in die Büsche und haben uns erst einmal selbst satt gegessen. Dabei hat einer von uns mit dem Arm in die heiße Suppe gelangt, um so an ein paar Brocken Fleisch zu kommen. Das war sicher nicht ganz in Ordnung, aber wir hatten Hunger zum Umfallen.

Nach dem Fliegerangriff vom 22. 3.1945 hatte ich keine Adresse mehr und ich wurde zu Einsätzen nicht mehr gefunden. Viele Mitschanzer wurden vor der vorrückenden Front geschlossen wegtransportiert und sollten nach Mitteldeutschland, aber in Radevormwald wurden sie wegen des drohenden Kriegsendes nach Ratingen entlassen.

Willi Semmler und Arnold Brechter, mein Vetter zweiten Grades, wurden mit 16 Jahren noch Soldat, waren aber bei Kriegsende in kurzen Hosen wieder bei ihren Eltern zu Hause. Von den Amerikanern erging ein Erlass, dass sich ehemalige Soldaten im Gymnasium auf der jetzigen Poststraße gegenüber der Post zwecks Erfassung zu melden hätten. Beide gingen zusammen mit anderen hin. Auf dem Schulhof angekommen, wurden sie gefangen genommen und so, wie sie waren, mit LKWs in das Hungerlager nach Remagen gebracht und unter freiem Himmel sechs Wochen eingesperrt. Viele kamen um vor Hunger und Krankheit. Als ich meine Freunde nach sechs Wochen Hunger wiedersah, habe ich sie von weitem nicht erkannt, sie fielen fast über ihre eigenen Beine vor Schwäche. Heinz von der Beeck war als angehender Arzt im selben Rheinlager gefangen, er wurde aber erst wesentlich später entlassen.

Auch 1943/44 fielen immer wieder Fliegerbomben auf Ratingen. Ein Haus auf der Industriestraße, vorne links, wurde total zerstört, 21 Tote. Auf der Schützenstraße, in der Nähe des Bahndammes, am Tunnel, ebenfalls ein Einzelhaus. Dort wohnte Familie Spanrath. Beim Spielen in den Trümmern fand Hans Strässer einige Tage später den abgerissenen Fuß der Frau Spanrath und hat mit einem Holzstück den Strumpfrest davon abgezogen!! Kinderspiele im totalen Krieg??

Das Eckhaus Schützenstraße/ Theodor-Heuss-Platz war auch durch einen Bomben-Volltreffer total zerstört. Bei dem Wiederaufbau nach Jahren fand man unter der verschütteten Kellertreppe einen toten Soldaten, der sich bei dem Angriff am 22. 3.1945 dorthin geflüchtet hatte, er hat dort einige Jahre gelegen.

Auf dem Ratinger Kirchturm wurde nach erstem Widerstand seitens einiger „Besserwisser“ die weiße Fahne dann doch gehisst. Der Einzug der amerikanischen Truppen verlief in Ratingen kampflos. Deutsche Soldaten leisteten keinen Widerstand, die Verbände hatten sich weitestgehend aufgelöst, z.B. im Waldgebiet Auf der Aue sowie in Ratingen-Süd am Exerzierplatz Zapp. Den Wechsel von der alten zur neuen Militärregierung – Behörde – habe ich nicht mehr so in Erinnerung, denn zu dieser Zeit hatten wir als Ausgebombte und völlig Verarmte zu große Sorge um unser tägliches Überleben. Wir haben zu dieser Zeit wochenlang von Sauerkraut und Suppenpulver gelebt, welches in alten Militärbeständen von uns gefunden wurde.

In den ersten Monaten der amerikanischen Besatzung wurde ein Ausgehverbot für die Bevölkerung nach 20 Uhr verordnet, nach 20 Uhr kein Ausgang! Im Herbst hatten wir mit sechs Freunden unserer Jugendgruppe im Wald am Stinkesberg ein Lagerfeuer-Treffen abgehalten, uns aber in der Dunkelheit im eigenen Wald verlaufen und keine Wege mehr gefunden. Wegen der Sperrstunden wollten wir zunächst im Wald unter den Tannen übernachten. Gegen 22 Uhr fanden wir aber doch aus dem Wald heraus, Am Schwarzebruch, Mülheimer Straße. Auf Umwegen sind wir dann, von den Besatzern unbemerkt, in unsere Wohnungen geschlichen.

An Essen und Bekleidung und Wohnung hatten wir großen Mangel und Not. Nach dem totalen Verlust unserer Wohnung und aller Habe blieb uns nur noch, was wir auf dem Leibe trugen, besaßen auch nichts mehr zum Eintauschen. Einmal hat auf der Straße eine Bekannte unsere Mutter sehr geringschätzig betrachtet. Mutter hat danach geweint und gesagt: „Was können denn wir dafür, alles verloren zu haben und nichts mehr zu besitzen!“

Das zerstörte Haus Schützenstraße 7 habe ich 1955 zusammen mit meiner Frau Edith, geb. Wardecki, neu und größer wieder aufgebaut. Das Grundstück haben wir vorher von Oma K. Egenbergers Erbengemeinschaft Soodt für ca. 7.000 DM abgekauft und später haben wir den hinteren Teil des Grundstückes wegen des Stadthallenparks mit der Stadt getauscht bzw. dazugekauft.

Ludwig Egenberger

... wie Höchstleistung.

Schalungs- und Gerüstsysteme
für hervorragende Bauwerke.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.huennebeck.de

Hünnebeck GmbH
Postfach 10 44 61 · 40855 Ratingen
Telefon (02102) 937-1 · Fax (02102) 37651 · info@huennebeck.com

HÜNNEBECK

GLASEREI PETRIKOWSKI

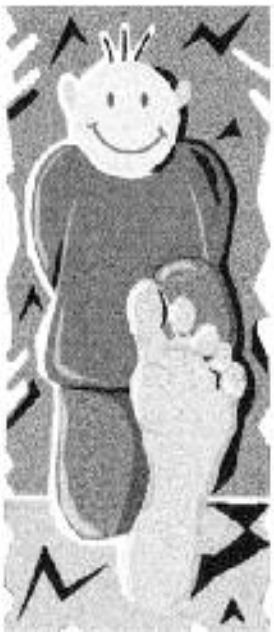
Inh. Jörg Petrikowski

- Reparatur- und Neuverglasung
- Ganzglastüren
- Spiegel
- Bildeinrahmungen
- Tischplatten
- Ganzglasduschen

Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Fax 0 21 02 / 2 29 88

Qualität die überzeugt.
Von Ärzten empfohlen.

SERVICE vom Fachmann



- Computer-Fußdruckanalyse
- Profi-Sporteinlagen
- Einlagentechnik der Spitzenklasse
- Bandagen
- Maßschuhe in Handarbeit
- Diabetikerversorgung
- Schuhzurichtungen
- Schuhreparaturen

Orthopädie-Schuhmachermeister
Schmitz & Sohn
Lintorfer Straße 23 · ☎ 2 63 95

Mo.-Fr. 8.00 – 13.00 Uhr und 15.00 – 18.30 Uhr
Sa. 10.00 – 14.00 Uhr
www.SCHUHTECHNIK-SCHMITZ.de

VOM BOVERT GmbH

- *3D-Badplanung*
- *Heizung, Öl + Gas*
- *Brennwerttechnik*
- *Solartechnik*
- *Sanitär*
- *Komplett-Bäder*

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen
Tel. ✆ 0 21 02 / 84 65 58 · Fax 0 21 02 / 84 62 27
http://www.vombovert.com

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker

HERRENAUSSTATTER
ROSENDAHL RATINGEN
MASSATELIER

Der Herrenausstatter mit fachlich-persönlicher Beratung

Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion für Damen und Herren

Ratingen, Lintorfer Straße 31 a
Telefon 2 88 33

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24
Telefon (0 21 02) 2 30 81
Telefax (0 21 02) 913869

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35
Telefon (0 21 02) 3 43 38
Telefax (0 21 02) 89 38 13

Vor 60 Jahren:

Zerstörung und Wiederaufbau von St. Peter und Paul

Hans-Adolf Esser beschreibt in seinem in Ratingen spielenden Roman „Hannes und ich“ die kindliche Vorstellung von der Unzerstörbarkeit einer Kirche mitten im Krieg, wenn er ringsum die Zerstörungen der Städte miterleben muss. Im Text heißt es: „Jetzt da der Vater eingezogen war, durfte Hannes Messdiener werden. Er lernte mit Eifer die lateinischen Stufengebete. Die alte Pfarrkirche St. Peter und Paul erschien ihm als der Ort, an dem ihm eigentlich nichts zustoßen konnte. Er glaubte fest, dass Gott nicht zuließ, dass sein Haus zerstört oder denen, die in ihm beteten, etwas zustoßen würde.“ (S. 32) Wenige Seiten später heißt es dann aber im Zusammenhang mit dem 22. März 1945: „Einen zweiten Angriff hat es nicht gegeben. Als sich der Rauch über der Stadt nach dem Angriff auflöste, hatte Hannes gesehen, dass die Pfarrkirche St. Peter und Paul getroffen worden war. Zwischen dem mächtigen Turm und den zwei kleineren Türmen waren Bomben eingeschlagen und hatten diesen Teil völlig zerstört. Noch vor ein paar Jahren hatte er fest geglaubt, ein Gotteshaus könne niemals von Bomben getroffen werden.“ (S. 51) Hannes sucht sich nach dieser Erfahrung einen neuen Ort, der ihm das „Gefühl der Geborgenheit und der Unverletzlichkeit“ vermitteln soll. (S. 52)

Der 22. März 1945

Wer bei den Kirchenführungen „Über den Dächern von St. Peter und Paul“ den Dachstuhl der Kirche zum ersten Mal sieht, der wird ganz schnell feststellen, die Dachbalken zwischen dem Westturm und den beiden kleineren Türmen sind nicht aus Holz, wie man es bei dem mittelalterlichen Bauwerk erwartet hätte, sondern aus Stahlrohr. Im vorderen Teil, über den Seitenschiffen und über dem Hochchor ist der Dachstuhl dann wieder traditionell aus Holz konstruiert. Der sogenannte Röhrendachstuhl ist die Folge des Krieges. Denn genau an dieser Stelle wurde die Kirche beim großen Angriff auf Ratingen am 22. März 1945 durch Sprengbomben zerstört, so dass das Dach und die Gewölbe in den Kirchenraum herunter fielen. Eine Chronik* aus dieser Zeit berichtet: „Die Kirche wurde von mehreren Spreng- und Brandbomben getroffen. Die Sprengbomben vernichteten den Dachstuhl zwischen den beiden Nord- und Südtürmen und dem Westturm, rissen den halben Laufsteg über dem Gewölbe ab und brachten die darunter liegenden Gewölbejoche... zum Einsturz. Dachstuhlbalken, Schieferreste und Gewölbeschutt stürzten in das Innere der Kirche und zerschmetterten die Orgel, Bänke und anderes Kirchenmobiliar. Die Pfeiler blieben teilweise mit den aufgemauerten Dachstuhlstützen stehen. Die bunten Kirchenfenster wurden ganz oder teilweise zerfetzt.“

Auch im übrigen Bereich der Kirche waren Schäden entstanden. Hier gab es u.a. durch Bombensplitter oder herabstürzende Balken im Gewölbe Löcher und Risse. Im Dachstuhl über den Seitenschiffen hatten Brandbomben mehrere Brände verursacht. Dass die Kirche nicht ein Raub der Flammen wurde, ist dem beherzten Eingreifen des damaligen Küsters Robert Samans zu verdanken, der mit seinen 72 Jahren bis zum Umfallen die Brände zu löschen versuchte.

Robert Samans hatte während des Angriffs im Keller seines Hauses gesessen (Grütstraße 8, heute Nr. 12). Bevor er an der Kirche ankam, half er zunächst die Brandherde in der Kaplanei Grütstraße 6, heute Nr. 10) zu löschen und dann in der Pastorat. Erst jetzt wurde ihm von Nachbarn zugerufen, dass aus dem Dach der beiden Seitenschiffe Flammen schlügen. Sofort stieg er über die schmale Wendeltreppe, die sich neben dem Hochchor befindet, nach oben und bekämpfte das Feuer. Weil er es jedoch allein nicht schaffte, die Flammen zu ersticken, holte er Hilfe. Die Chronik nennt hier vor allem die Namen Kaplan Rosenbaum, Kaplan Kuntze, Josef Junker, Karl Scheen, Wilhelm Sellermann und Willy Semmler, die ihn jetzt unterstützten und einsprangen, als seine Kräfte ihn verließen. Robert Samans hatte ihnen nur noch die Brandstellen zeigen können, dann wurde er ohnmächtig, und er musste nach unten getragen werden. Die An-

Blick in das zerstörte Kirchenschiff. Man erkennt die Orgelbühne mit der Rückwand des Westturms. Orgel und Spieltisch wurden durch herabstürzendes Gewölbe vernichtet

strengung war zu groß gewesen. Bis zum Abend waren die Brandwachen tätig. Denn immer wieder kam es zu kleineren Bränden. Am Abend war dann die Feuersgefahr endgültig gebannt.

Man ist erstaunt, wenn man nachliest, wie helfende Hände noch am selben Tag (!) begannen, den Hochchor notdürftig für den Gottesdienst wieder herzurichten, obwohl es durch die zerstörten Fenster zog, die Wände durch das Löschwasser durchnässt waren und eine große Gefahr bestand, dass durch die Zerstörung am Gesamtbauwerk Mauerwerk oder Gewölbeteile einstürzen konnten. Die Chronik berichtet, dass bei den Aufräumarbeiten besonders die Messdiener halfen. Der Roman „Hannes und ich“ erwähnt diese Situation: „Als er am nächsten Tag in der Pfarrkirche St. Peter und Paul mit dem Kaplan und zwei Messdienern die Orgelpfeifen aus dem Schutt zog, hörte er, wie der Küster zum Dechant sagte: In der evangelischen Kirche sollen mehr als achtzig Leichen liegen.“

Zerstörungen vor und nach dem 22. März 1945

In der Chronik, die im Pfarrarchiv aufbewahrt wird, findet man die einzelnen Daten, wann Ratingen weiterhin vor und nach dem 22. März durch Beschuss und Bombenabwurf besonders gelitten hat. Viele Häuser in der Stadt wurden gerade in der letzten Phase des Krieges zerstört. Die Kirche war immer wieder auch Ziel. Die Zerstörungen an der Kirche begannen bereits Anfang März 1945. Am 8. März und in der Nacht vom 8. auf den 9. März fielen Schüsse von Artilleriegeschützen in die Stadt. Ein Treffer ging in den kleinen Südturm der Pfarrkirche. Auch in der folgenden Nacht (9./10. 3.) wurde der Südturm noch mehrmals getroffen. Bilder aus der Zeit zeigen den Turm mit der aufgerissenen Kante. Die Bausubstanz war insgesamt stark gefährdet, so dass er einzustürzen drohte.

In den ersten Aprilwochen lag die Stadt fast jeden Tag unter Artilleriebeschuss. Alle Stadtteile waren hiervon betroffen. Die Kirche war mehr oder weniger immer in Mitleidenschaft gezogen. In der Nacht vom 1. auf den 2. April – es war die Nacht vom Ostersonntag

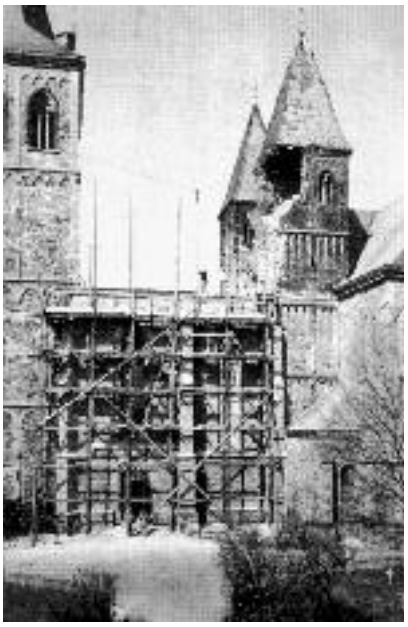
Der durch Artilleriebeschuss zerstörte Südturm der Kirche

auf den Ostermontag – fielen drei Granaten in die Kirchgasse zwischen dem Pfarrhaus und der Sakristei. Hierbei wurden die Eingangstüren der Sakristei und der Kirche herausgerissen. Im Pfarrhaus und im Haus daneben gingen alle Türen und Fenster zu Bruch. Was nach dem Angriff vom 22. März noch an Fenstern in der Kirche unversehrt geblieben war, wurde in dieser Nacht zerstört. Massen von Schutt und Glassplittern machten den Zugang zur Kirche unmöglich. Die Chronik vermerkt, „dass aus diesem Grunde Ostermontag auch kein Gottesdienst gehalten werden“ konnte. Ausdrücklich betont der Berichterstatter, dass dies „das erste und einzige Mal trotz der vielen Tage der Not, Gefahr und Bedrängnis besonders gegen Kriegsende“ war.

Der Chronist fragt sich, warum die Pfarrkirche immer wieder Ziel für die Artillerie war. Zunächst liegt die Lösung natürlich in dem weit sichtbaren Westturm, der auch von der anderen Rheinseite aus zu sehen war. Damals gab es in Ratingen auch die Meinung, dass der sogenannte Zielrichtungspunkt – ein bei Kriegsbeginn in halber Höhe der geschweiften Turmhaube angebrachter Scheinwerfer, der jeden Abend den Turm anstrahlte, wenn kein Fliegeralarm war – der Grund für den planmäßigen Beschuss gewesen sei. Mit Genehmigung des örtlichen Flak-Kommandos war die Einrichtung aber in den Tagen vom 12. bis 14. März 1945 abmontiert worden und wurde auch schon aus naheliegenden Gründen seit Monaten vor Kriegsschluss nicht mehr eingesetzt. Ende März 1945 versuchte die Militärbehörde im Turm eine Beobachtungs- und Funkstation einzurichten, was aber an dem Einspruch u.a. der Pfarrgeistlichen und der umliegenden Anwohner scheiterte. Ähnliches ist vom Turm der evangelischen Stadtkirche bekannt, wo ebenfalls ein solcher Posten eingerichtet werden sollte. Hier sollen vor allem die Frauen aus der Nachbarschaft protestiert haben.

Der Wiederaufbau

„Die letzten ‚Fünf Minuten’ des Krieges haben unserer lieben Heimatstadt noch schwere Wunden geschlagen.“ Das schrieb der erste Bürgermeister der Nachkriegszeit, Dr. Gemmert, am 11. Mai 1945. Am 17. April 1945 war der Krieg in Ratingen zu Ende gegangen. Die weißen Fahnen vom Turm der katholischen und evangelischen Kirche signalisierten die Bereitschaft, die Stadt an die Amerikaner zu übergeben. Auch aus vielen Fenstern hingen weiße Betttücher. Am 17. April übernahmen die Amerikaner die Befehls- und Regierungsgewalt über die Stadt. Bereits in diesen Tagen zwischen



Erste Sicherungsmaßnahmen an den Außenmauern des zerstörten Kirchenschiffes zwischen Westturm und den (älteren) Osttürmen

Krieg und Nachkriegszeit begannen die wichtigsten Reparaturen und Sicherungen an der Kirche.

Das Nächstliegende war, das noch bestehende Kirchengebäude zu sichern. Detailliert führt die Chronik die verschiedenen Arbeiten auf und nennt auch die Handwerker und Firmen, die in diesen Tagen tätig wurden: Genannt werden der Dachdecker August Hannemann, der Zimmerer Max Mentzen, der Installateur Jakob Hennes, die Schreinermeister Joseph Quandt und Karl Müller sowie der Bauunternehmer Jakob Junker, der die hängenden Balkenreste aus dem zerstörten Dachstuhl herunterholte und das als „schwierigste und gefahrvollste von allen Aufräumarbeiten bezeichnete". Schließlich wurden die zerstörten Fenster notdürftig abgedichtet und später durch Axel Meyers mit Rohglas verglast.

Ende Juli 1945 war eine Trennungswand zwischen dem erhalten gebliebenen und dem zerstörten Teil der Kirche aufgerichtet worden. Als Ersatz für die Orgelbühne wurde ein Podium mit einem Harmonium aufgestellt. Viele Namen werden auch jetzt in der Chronik genannt, die damals geholfen haben: Messdiener, katholische Jugend, Männer und Frauen

Blick auf die durch herabstürzendes Gewölbe zerstörte Orgelbühne. Deutlich erkennt man das Stromkabel für den Antrieb der Glocken im Westturm, das wie durch ein Wunder unzerstört blieb. Es verlief vorher durch das Gewölbe des Kirchenschiffs

aus der Pfarrgemeinde, heimkehrende Soldaten: Von der Pfarrjugend werden erwähnt: Willi Beckmann, Ludwig Egenberger, Hans van Kreuysen, Josef Merkelbach, Hans Müller, Josef Roßkothen, Willy Semmler, Willi Suska, Konni Sinner, Anneliese Günther, Johanna Stöck und Resi Suska. An Soldaten nennt die Chronik: Edmund Wellenstein, Hans Frohnhoff und Otto Samans.

Am Pfingstmontag, es war der 20. Mai, fuhr noch einmal ein Riesenschrecken durch die Gottesdienstbesucher des Hochamtes, als nämlich Gewölbereste, die über der Orgelbühne hingen, herabstürzten und den wertvollen Spieltisch der großen Orgel endgültig zerstörten.

Die Aufräumungsarbeiten waren sehr zeitaufwändig, weil viele Einzelteile beim Wiederaufbau Verwendung finden sollten (wie Bleistücke aus den Fenstern, Schlusssteine, Kapitelle, Pfeifen der Orgel, Holzbalken des Dachstuhls, Bodenplatten u.a.). Der Wiederaufbau erwies sich als unendlich schwierig. Es fehlte an Baumaterial. Sofern es vorhanden war, unterlag es den Beschlagnahmebestimmungen, um zerstörten Wohnraum wieder herzurichten. Es fehlten die Facharbeiter. Auch hohe Löhne bildeten damals keinen Anreiz. Kompensation war angesagt. Arbeit gegen Lebensmittel oder Rauchwaren. Außerdem musste für jede Art von Bautätigkeit die Erlaubnis der Behörde eingeholt werden, der „ihrerseits wieder durch Vorschriften der Militär-Regierung die Hände gebunden waren."

In einem Gutachten des Architekten Moeller vom 26. 10. 1945 an den Bevollmächtigten für die Bauwirtschaft des Kreises Düsseldorf-Mettmann heißt es u.a.: „Eine große Gefahr für die Passanten und die Gläubigen in der Kirche bildet das dem Einsturz nahe südliche Türmchen. Dieses muß entweder unterfangen oder abgetragen werden. Während des Winters würde die zur Zeit noch einigermaßen gut erhaltene Mauerkrone stark in ihrem Verband leiden und müsste noch vor Eintritt der Regenperiode durch eine, wenn auch noch so kleine, Dachkonstruktion abgedeckt werden. Es wäre bedauerlich, wenn diese unter Denkmalschutz stehende Kirche durch die Unterlassung der noch so geringen Wiederherstellungsarbeiten dem Zerfall überlassen würde. Zu betonen ist noch, dass, wie schon erwähnt, durch den Einsatz nur eines Facharbeiters die Kirche vor dem Zerfall gerettet werden könnte, nachdem der größte Teil der vorbereiteten Arbeiten schon durchgeführt worden ist."

Diesem Gutachten war eine Anfrage der Stadt Ratingen vom 10.10. 1945 vorausgegangen: „Betr.: Wiederinstandsetzung der Kath. Pfarrkirche in Ratingen. Nach einer Mitteilung des Oberpräsidenten über den Herrn Landrat soll an der Kath. Pfarrkirche in Ratingen mit unnötig großem Aufwand gebaut werden. Ich werde aufgefordert, Sie hierzu um Bericht und Stellungnahme zu bitten." In einem Schreiben vom 13. Oktober 1945 des Bürgermeisters als Baupolizeibehörde wird die Situation noch verschärft: „Der Herr Oberpräsident der Nord-Rheinprovinz teilt mir mit Erlaß vom 5. 10. 1945 mit, dass die Bauarbeiten an der Katholischen Kirche Ratingen umgehend zu Gunsten der Wiederherstellung von Wohnraum eingestellt werden müssen. Ich ersuche deshalb, die in Ausführung begriffenen Bauarbeiten sofort einzustellen." Handschriftlich bemerkt Dechant Hilbing auf dem Schreiben, dass der Vorgang am 15. 10. 1945 „an den Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz Abteilung Bau in Düsseldorf weitergeleitet wurde."

Welche direkten Auswirkungen das Bauverbot in diesen Monaten des Jahres 1945 hatte, ist aus den Unterlagen nicht mehr zu ersehen. Festzuhalten ist, dass es Schwierigkeiten ganz unterschiedlichster Art gab, die fast unüberwindbar schienen, zumal die Menschen in der Stadt ja auch ihre Häuser und Wohnungen wieder aufbauen mussten. Aber es ging trotzdem weiter. Ein Jahr später, im Mai 1946, war der „eiserne" Dachstuhl aufgerichtet. Von Juli bis September 1946 wurde der zerstörte Turm wieder zu- bzw. aufgemauert und im Oktober bekam er seine neue Schiefereindeckung.

In dieser Zeit der Not, der Zerstörung und des Wiederaufbaus rückten die Menschen näher zu-

Im Herbst 1946 waren der Dachstuhl über dem zerstörten Kirchenschiff wiederhergestellt und der Südturm wieder aufgemauert.

sammen. Es traf sie darum besonders, als am 23. Januar 1946 die Nachricht durch die Gemeinde ging, ihr Pastor sei gestorben. Dechant Maximilian Hilbing hatte am Pfingstfest 1945 seiner Gemeinde geschrieben: „Die schwere Verwundung unseres Gotteshauses hat auch mein Herz schwer getroffen.“ Entsprechend steht es auch im Totenzettel: „Als bei dem furchtbaren Angriff am 22. März 1945 eine Bombe unser schönes, altehrwürdiges Gotteshaus zerstörte, traf diese auch zutiefst sein Herz, und seit dieser Zeit war seine Gesundheit erschüttert.“

Am 16. Juni 1946 wurde Pfarrer Ferdinand Cremer Nachfolger von Dechant Hilbing. Viel Arbeit kam auf den neuen Pfarrer zu. Auf jedes Detail kann hier nicht eingegangen werden. Als ein Beispiel möchte ich den Bau des Gewölbes nennen. Am 18. August 1946 konnte mit diesem schwierigsten Teil des Wiederaufbaus begonnen werden. Ich zähle hier auf, wo die einzelnen Materialien herkamen: Das Holz für die Verschalung kam aus Fröndenberg in Westfalen. Die Bimssteine zur Aufmauerung der Jochfelder lieferte eine Firma aus Neuwied. Die Rippen-, Konsol- und Schlusssteine aus Weiberner Tuffstein kamen aus Kruft bei Andernach. Zement, Sand und Kalk wurden vom Bauunternehmer Jakob Junker aus Ratingen gestellt. Zwei Fachkräfte für die Spezialarbeiten standen den Bauhandwerkern zur Seite. Neben dem Lohn bekamen die Handwerker Rauchwaren und Ernährungsbeihilfe wie Brot, Kartoffeln und Hülsenfrüchte, die aus Spenden aus der Gemeinde herrührten.

Wichtig ist, dass am 29. Februar 1948, fast drei Jahre nach der Zerstörung, die Kirche in ihrer Gesamtheit wieder eröffnet wurde. Pfarrer Cremer feierte an diesem Tag gleichzeitig sein silbernes Priesterjubiläum. In der Chronik lesen wir: „Zu allen Gottesdiensten betraten die Gläubigen wieder das Gotteshaus durch die seit fast 3 Jahren verschlossenen Pforten, hielten Umschau, erstaunten und wurden von großer Freude erfasst. Gleichzeitig erfüllte sie Stolz über das vollbrachte Werk, zu dem ja auch sie nach besten Kräften beigetragen hatten. Es erfüllte sie inniger Dank gegen Gott, der sie diesen Tag erleben ließ, aber auch gegen alle, die als Gottes Werkzeug bei dieser Arbeit gedient und nicht geruht und gerastet hatten, bis sein Haus wieder aufgebaut war.“

Zu den Kosten für den Wiederaufbau

Die gesamten Kosten für den Wiederaufbau bis 1948 betrugen RM 128.022,99.

Größere Kosten sind:

- RM 4.000,00 Reparatur der kleinen Türme
- RM 8.748,87 für die eiserne Dachkonstruktion
- RM 37.000,00 für das Gewölbe
- RM 13.111,00 für die Verglasung

Am 29. Februar 1948, dem Tag der Wiedereröffnung der zerstörten Kirche, feierte Pfarrer Ferdinand Cremer sein silbernes Priesterjubiläum. Er war Pfarrer von St. Peter und Paul von 1946 bis 1951

Hinzu kommen zahlreiche Einzelposten: Fuhrlöhne, Reinigung, Schlosserarbeiten, Schreinerarbeiten, Materialkosten unterschiedlicher Art, Architektenhonorar und der Posten Rauchwaren (!) mit RM 2.640,–.

Woher kamen die Mittel für den Wiederaufbau? Von Juli 1946 bis Februar 1948 wurde jeden Monat regelmäßig in den Gottesdiensten gesammelt. Das ergab RM 90.206,00. Aus früheren kirchlichen Sammlungen kamen noch RM 13.473,01 hinzu. Das ergibt eine Summe von RM 103.678,01. Ausdrücklich hebt die Chronik hervor: „Staatliche Beihilfe: keine. Beihilfe der Erzbischöflichen Behörde: keine.“

Zu den beteiligten Ratinger Firmen:
Die Chronik nennt zahlreiche Firmen, die mit kleineren oder größeren Aufträgen und Arbeiten am Wiederaufbau mitwirkten:

Bauunternehmer Jakob Junker
Baugeschäft Heinrich Wingenbach
Firma Wilhelm Bremer
Firma Alois Siebeck
Schreinerei und Zimmerei Jean Flügel
Installateur Jakob Hennes
Fuhrunternehmer Karl Brinker, Bernhard Schwaab, Theo Neukirchen (Lastkraftwagen)
Pferdefuhrwerke: Franz Hermans, Wilhelm Bommers, Johannes Paas, Johann Baumeister, Friedrich Plenk
Steinhauer Johann Lepper und Sohn Friedel
Firma Ferdinand Norbisrath (Pflasterarbeiten)
Schlossermeister Heinrich Cerfontaine
Anstreichermeister Jean Neveling
Düsseldorfer Eisenhüttengesellschaft
Stellvertretend für die auswärtigen Firmen nenne ich Rohrbau Mannesmann GmbH, Abteilung Düsseldorf, die den „eisernen Dachstuhl" lieferte (Auftragsbestätigung vom 2. 8. 1945), und die Firma Friedrich Pickolin (Oele – Fette – Chemikalien) aus Düsseldorf, die im Juni 1946 50 kg Reinigungsmaterial zu RM 4,60 je kg lieferte. In der Bestätigung des Auftrags vom 6. Juni 1946 heißt es u.a. „… Ich bitte Sie das Material sofort nach Erhalt in andere Behälter umzufüllen, da ich die Emballage wegen Belieferung anderer Pfarrämter sofort zurück haben muß. Da ich meinen Betrieb nach Totalverlust durch Bomben wieder neu aufbaue, ist mein Vorrat an Kanistern und Kannen äußerst beschränkt …" Zur Anwendung des Reinigungsmittels heißt es weiter: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich nochmals darauf hinweisen, dass das Reinigungsmittel nicht gekocht werden darf, sondern sich in enthärtetem Wasser leicht zu einer vorzüglichen Lauge schlagen lässt und alsdann für jeden Reinigungsprozess verwendet werden kann."

Aus einem heruntergestürzten Dachbalken der kriegszerstörten Kirche schnitzte der Ratinger Künstler Johannes Tefert diese Madonna mit Kind

Über den Tag hinaus

Wenn auch mit dem 29. Februar 1948 die Kirche wieder eröffnet wurde – fast genau auf den Tag drei Jahre nach der Zerstörung, dann war das Werk noch nicht ganz vollendet. 1949/1950 entwarf der Aachener Künstler Walter Benner die drei Chorfenster: Geburt, Kreuzigung und Auferstehung Christi. 1953 erklang die neue Orgel. 1958 bekam die Pfarrkirche drei neue Glocken als Ersatz für die Glocken, die während des Krieges (1943) abgegeben werden mussten. In den 50er Jahren unter Pfarrer Franz Rath erfolgte auch die neue farbliche Gestaltung der Kirche. Ihr Kennzeichen war nun „weiß". Die bis dahin noch erhaltene Bemalung aus dem 19. Jahrhundert wurde entfernt. Bis in die 80er Jahre trugen die übrigen Fenster der Kirche die „Not-Verglasung" aus dem Jahre 1947. Sie wurden jetzt erst ersetzt durch künstlerisch gestaltete Fenster, entworfen von dem Kölner Künstler Hans Lünenborg. Die letzten Fenster wurden 1990 eingesetzt. Während der Restaurierung in den Jahren 1995-1998 wurden an den beiden romanischen Türmen Schäden entdeckt, die sich nicht nur aus dem hohen Alter dieses Teils der Kirche begründen lassen (sie wurden um 1150 im Zusammenhang mit dem Bau der romanischen Kirche errichtet), sondern wahrscheinlich auch als späte Folge der Kriegszerstörung zu werten sind. Jetzt folgte eine entsprechende Sicherung dieser Bausubstanz.

Nur ein Stück Holz

Aus der kriegszerstörten Kirche hat sich nicht allzu viel erhalten. Das schönste und zweifellos symbolträchtigste Stück ist die Madonna mit Kind von dem Ratinger Künstler Johannes Tefert. Er wohnte damals in der Bechemer Straße und hatte die Zerstörungen der Kirche gesehen. So erbat er sich die alten Eichenbalken des herunter gestürzten Dachstuhls, um sie auf eigene Weise zu verwerten. Ein Ergebnis ist diese Madonna. Sie ist Zeichen für einen Kreislauf: Irgendwann ist ein Baum gepflanzt worden. Dann war er nach Jahrzehnten so groß, dass er gefällt wurde. Der Zimmermann hat ihn zum Dachbalken bearbeitet. Über eine lange Zeit hat er dem Haus den nötigen Schutz gegeben und das Dach der Kirche getragen. Der Krieg hat ihn herabstürzen lassen. Nutzlos geworden.

Das 1954 entstandene Michaelisfenster im Westturm, Nordseite der Turmhalle. Entwurf: A.Spierling. Ausführung: Firma Wilhelm Derix, Kaiserswerth

Der Künstler aber hat in dem zersplissenen und verkohlten Holz ein „Bild“ gesehen. Er hat dem Balken neues Leben gegeben. Ein Bild für uns: eine Mutter, die liebevoll ihr Kind beschützt. Trost in einer dunklen Zeit. Nachdem das Kunstwerk mehrere Jahrzehnte in einem Privathaus in Ratingen gestanden hat, ist es vor einiger Zeit nach St. Peter und Paul zurückgekehrt, um von dieser langen Geschichte zu berichten. Zur Madonna mit dem Kind passt auch die Inschrift der drei Glocken aus dem Jahre 1958: „FUROR BELLINGENTIS BIS ME VORAVIT BIS ME REGENERAVIT FIDEI VIRTUS“ – „Die Furie des Krieges hat mich zweimal aufgefressen. Zweimal hat mich die Treue (die Tugend) des Glaubens erneuert.“

Menschen in der Stadt

Die Zerstörung unserer Häuser und der Kirche mitten in der Stadt ist die eine Sache. Hier haben sich die Menschen geholfen und den Wiederaufbau schon bald in Gang gesetzt. In den Menschen selbst ist aber auch viel zerstört worden, worüber die Kirche auch Zeugnis ablegen kann, auch wenn wir es heute nicht mehr so ohne Weiteres erkennen. Die weiße Fahne am Turm der Kirche ist ein Zeichen für Frieden, ein Zeichen für den Wunsch der Menschen, den Zerstörungen, dem vielfachen Tod Einhalt zu gebieten. So wurde der Turm zum Friedenszeichen, zur Hoffnung für diejenigen, die aus dem Krieg zurückkamen und für diejenigen, die hier in Ratingen eine neue Heimat fanden. Ein oftmals schwieriger Prozess. Der Turm wurde aber auch ein Zeichen der Trauer für alle, deren Ehemänner, deren Väter und Brüder nicht mehr nach Hause kamen. Er wurde ein Zeichen für die Verbrechen der Zeit, denn in seinem Schatten fanden einige, die das Unrechtsregime getötet hatte, für einige Zeit ihre Totenruhe. Das Denkmal vom Menschen, dem das Rückgrat gebrochen wurde, von Thomas Duddenhöfer ist ein Mahnmal , an dem wir nicht vorübergehen sollten. Einen anderen Hinweis auf diese vergangene Zeit gibt es noch in der Kirche: Das Michaelsfenster (Entwurf: A. Spierling, Ausführung: Wilhelm Derix, Kaiserswerth) in der unteren Turmkapelle – gedacht als Erinnerung an die vielen Toten des Krieges. Viele kennen den Sinn des Fensters nicht (nicht mehr). Deswegen sollte man auf einer entsprechenden Tafel darauf hinweisen: Zeichen und Mahnung:

„Der Wiederaufbau ist abgeschlossen. Die Menschen in der Stadt durften 60 Jahre lang in Frieden leben.“

Hans Müskens

* Die Chronik mit dem Titel „Die kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul – Ihre Beschädigung im Weltkriege 1939 – 45 und deren Beseitigung“ verfasste Heinz Büter. Er widmete die mit Schreibmaschine geschriebene Schrift Pfarrer Ferdinand Cremer zum silbernen Priesterjubiläum.

Pfarrarchiv: diverse Stichworte

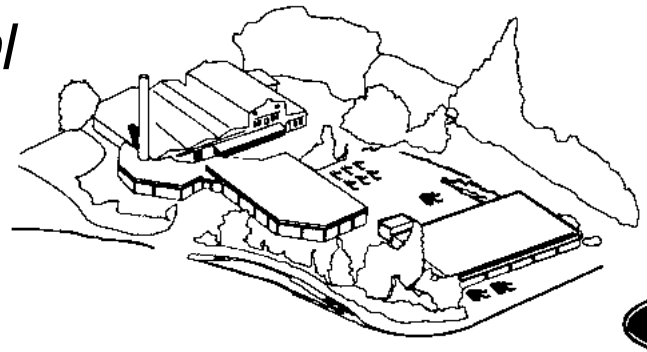
Privatarchiv H. Müskens

Heinz Peters: St. Peter und Paul Ratingen, Ratingen 1998 (2. Auflage)

Hans A. Esser: Hannes und ich – Jahrgang 1933, Ratingen 2004 (2. Auflage)

Bildnachweis:
Stadtarchiv, Pfarrarchiv, privat

Jetzt wieder Opel in Ratingen



OPEL

Giertz

Autohaus Hubert Giertz GmbH & Co. KG
Hauser Ring 70-74 · 40878 Ratingen · Tel. 0 21 02/3 00 00

Ford

Giertz

„… der Geist von Cromford, der war weg“[1)]

Erinnerungen zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Cromford

Kriegsende im Mai 1945. Wie erlebten die Bewohner von Cromford diese gewaltige Zäsur? Um der Beantwortung dieser Frage auf die Spur zu kommen, interviewte die Autorin im Juni 2005 Maja Tacke. Frau Tacke ist die Tochter des langjährigen Verwaltungsdirektors der Spinnweberei Cromford, Dr. Franz-Josef Gemmert. Von 1920 bis 1950 lebte sie mit ihrer Familie im Herrenhaus Cromford. Die folgenden Ausführungen beruhen im Wesentlichen auf dieser Zeitzeugenbefragung, auf einem Bericht Maja Tackes über ihr Leben in Cromford (1999 in der Quecke veröffentlicht, s.u.) und auf Angaben aus der sogenannten „Gemmert-Kartei“. Diese Sammlung von Karteikarten mit Kommentaren Dr. Gemmerts zur Geschichte Cromfords befindet sich im Original im Stadtarchiv Ratingen und in Kopie im Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Ratingen.

Bis zum Großangriff der Alliierten im März 1945 blieben die Cromforder Fabrik und das Herrenhaus im Wesentlichen von Kriegsschäden verschont. Durch den alliierten Luftangriff am 22. März wurden jedoch die Shedhallen, in der die Spinnerei und die Weberei-Vorarbeit untergebracht waren, vollständig zerstört. Eine Woche vorher hatte es schon einen Einschlag ins Herrenhaus gegeben, und in den folgenden Tagen wurden andere Teile von Betriebsgebäuden beschädigt. Laut Maja Tacke kosteten die Angriffe ein Menschenleben, brachten aber keine Verwundeten. Das Webereigebäude blieb zwar verhältnismäßig unversehrt, es wurde dennoch nicht mehr zu Produktionszwecken genutzt. Schon seit dem Jahr 1942 wurde in Cromford weder gesponnen noch gewebt, da, bedingt durch die Kriegswirtschaft, keine Rohbaumwolle mehr nach Ratingen geliefert wurde. Stattdessen hatte der Direktor der Spinnweberei, Dr. Franz-Josef Gemmert, im Krieg ein Metallwerk gegründet, um die Beschäftigung der eng ans Werk gebundenen Arbeiter zu gewährleisten. Auch Zwangsarbeiter arbeiteten in diesem auf dem Werksgelände gelegenen Betrieb. Im Mai 1945 ruhte zunächst aber jede Industriearbeit in Cromford.

Dennoch konnte man viele Menschen auf dem Werksgelände antreffen. Maja Tacke berichtete von etlichen Familien, die im Herrenhaus einquartiert waren, bzw. Unterschlupf gefunden hatten: In der rechten Herrenhaushälfte wohnte zunächst natürlich die Familie Gemmert, die auch schon vorher dort gelebt hatte. In einem Zimmer wohnte die Schwiegertochter mit Enkelkind, da der Sohn beim Militär war. Dann waren dort noch die in Solingen ausgebombten Schwiegereltern der verheirateten Tochter Gemmerts (Familie Tacke) untergebracht und die Prokuristin des Cromforder Betriebs, Fräulein Brinkmann. Auch eine Düsseldorfer Zahnärztin wohnte im Herrenhaus. Sie hatte ihre Zahnarztpraxis am alten Krankenhaus und konnte nun in Kriegszeiten nicht ihren täglichen Arbeitsweg Düsseldorf – Ratingen bewältigen. Ein weiterer Bewohner des rechten Teils des Cromforder Herrenhauses war die Familie des Düsseldorfer Feuerwehrobersten Wolff, dem es für seine Frau und Tochter in Düsseldorf zu gefährlich wurde. Jede Familie bewohnte ein Zimmer, Küche und Badezimmer wurden geteilt.

Auch in der linken Herrenhaushälfte, in der in Friedenszeiten die Büros der Werksverwaltung lagen, war es voll. Frau Tacke erinnerte sich noch an die Familie des Cromforder Büroleiters Lennartz. Nach Kriegsende verließen die Einquartierten so zügig wie möglich ihre Übergangswohnungen. Die Verwaltung des Cromforder Werks zog wieder in Teile des linken Herrenhauses ein.

Das Ehepaar Tacke selbst hatte nach der Heirat 1944 nicht in Cromford gewohnt. Dr. Tacke, Schwiegersohn des Cromforder Verwaltungsdirektors und ausgebildeter Hals-, Nasen-, Ohrenarzt, hatte eine Anstellung in den Städtischen Krankenanstalten Düsseldorf (heutige Universitätskliniken). Dort bewohnten die Eheleute Tacke ein kleines Zimmer. Frau Tacke fuhr aber weiterhin täglich zu ihrer Arbeit im Cromforder Ver-

1) Zitat aus einem unten genannten Interview mit Maja Tacke. Wenn im Text Zitate nicht anders belegt sind, entstammen sie diesem Interview.

Die bei dem Luftangriff vom 22. März 1945 zerstörten Shedhallen, in denen die Weberei-Vorarbeit und die Ringspinnerei untergebracht waren

Am 13. März 1945 wurde das Herrenhaus von einer amerikanischen Granate getroffen. An den Fenstern der oberen Etage erkennt man die vorgeschriebene Verdunkelung

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges beherbergte das Cromforder Herrenhaus viele Menschen

Übung der Cromforder Werksfeuerwehr, die gleichzeitig auch für den Werksluftschutz verantwortlich war, am 9. Juli 1944

waltungsbüro. 60 Jahre später berichtet Maja Tacke: „… wir wohnten da hinterher nicht mehr oben im Zimmer, sondern nur bei Tags. Nachts schliefen wir unten in den Laborräumen und so. Und da schlief ich hinter dem Röntgentisch… Und wenn dann von der Front Leute kamen, die geröntgt werden mussten, musste ich aufstehen, damit die röntgen konnten. Man lebte anders."

Am Tag des Großangriffs auf Ratingen im März 1945 bekam Frau Tacke einen Anruf in die Krankenanstalten. Feuerwehroberst Wolff, der seine Familie nach Cromford evakuiert hatte und daher bestens über die dortigen Verhältnisse Bescheid wusste, teilte ihr mit, dass auch der Familie Gemmert nichts passiert war. Davon wollte sich Frau Tacke mit eigenen Augen überzeugen und radelte nach Cromford. In Düsseldorf fuhr sie an Opfern des Bombenangriffs vorbei. Wie stark der psychische Druck in solchen Ausnahmesituationen auf Menschen lastet, lässt sich an dieser Begebenheit erkennen: „… auf dem Münsterplatz, da war eine unterirdische Toilettenanlage und da waren auch Bunker drin. Und da lagen so kleine Menschen. Wenn man verbrannt wird, wird man ja kleiner. Aber das interessierte mich ja nicht." „Das Grauen wurde zum Alltag." Frau Tacke wollte nur nach Hause und schauen, wie ihre Familie überlebt hatte. Dort fand sie ihre Mutter beim Aufräumen und Wäscheaufhängen, sie war glücklich, dass alles in Ordnung war und fuhr abends mit dem Fahrrad zurück zu den Krankenanstalten.

Nach der Geburt der Tochter 1946 zog das Ehepaar Tacke nach Cromford, da an der Klinik Kriegsschäden beseitigt wurden. Herr Dr. Tacke richtete im Anbau an der linken Herrenhaushälfte eine HNO-Praxis ein. „Wenn starke Hilfe nötig war, kam ein Angestellter der Firma zur Hilfe."[2] Wahrscheinlich war hier auch schon das Arztzimmer für Dr. Panföder, der 1944 für die „serienärztliche Behandlung"[3] der Belegschaft nach Cromford geholt wurde.

In den ersten Nachkriegsjahren versuchte Dr. Gemmert, Cromford wieder zu einer Erfolg versprechenden Spinnweberei aufzubauen. Doch aufgrund persönlicher Auseinandersetzungen mit der Eigentümerin des Betriebsgeländes, der Johann Gottfried Brügelmann GmbH, und politischen Streitigkeiten im Stadtrat, dem er als Bürgermeister Ratingens vorstand, verließ er Ende 1949, nach 30-jähriger Tätigkeit für den Betrieb, Cromford.[4] Dieses Ereignis kommentierte Frau Tacke 60 Jahre später mit den Worten: „Der Geist von Cromford war der Geist vom alten Johann Gottfried." Der … „hat zu unseren Zeiten noch da unten [in Cromford] gelebt. Als wir weg waren und der Betrieb kaputt war, zerstört war durch den Krieg, war der Geist zerstört und dann kam der Geldgeist." … „ja, der Geist von Cromford, der war weg."

Nicole Scheda

2) Maja Tacke: „In Freiheit dressiert! Mein Leben in Cromford von 1920 – 1950", in: Die Quecke Nr. 69 (November 1999), S. 115.
3) Gemmert-Kartei zum Jahr 1944
4) Die Gründe für diese Streitigkeiten sind im Detail nachzulesen z.B. in: Uwe Kaminsky: „Cromford 1949. Eine Fotodokumentation, kommentiert von Zeitzeugen", Köln 1993 (Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Kleine Reihe, Heft 11). Oder im Beitrag von Joachim Schulz-Hönerlage, in: „Ratingen. Geschichte 1780 bis 1975", Essen 2000.

Noch im September 1943 fungierte die linke Herrenhaushälfte als Verwaltungstrakt des Betriebes. Gegen Ende des Krieges mussten die Büros für Wohnungssuchende geräumt werden. Nach dem Krieg verwandelten sie sich wieder in Büros

1941 wurden die Cromforder Verwaltungsräume durch neue Büros im Anbau an der linken Herrenhaushälfte erweitert. 1946 eröffnete Dr. Tacke, der Schwiegersohn Dr. Gemmerts, hier eine HNO-Praxis

Meine Jugend- und Kriegsjahre

Ich wurde 1923 „Im kleinen Feld“ in Lintorf geboren, und dort haben wir auch die ganzen Jahre gewohnt. Mein Mädchenname war Scholzen, und meine Mutter eine geborene Perpéet, bin also eine echte Lintorferin!

Acht Jahre habe ich die schöne Katholische Schule im Dorf besucht, die ja damals ganz neu gebaut war. Auch war ich in der katholischen Mädchengruppe, die von Schwester Leokardis und Fräulein Katharina Allmacher geleitet wurde. Wir haben sehr schöne Stunden miteinander verlebt. Es war schön in Lintorf!

Nachdem ich zwei Jahre die Handelsschule besucht hatte, habe ich am 1. Juni 1939 bei der Firma Rheinmetall in Derendorf angefangen zu arbeiten. Also drei Monate vor Kriegsanfang, ich war 16 Jahre alt. Man mußte mit dem Zug fahren, eine andere Verbindung gab es noch nicht. Doch nach zwei Jahren wurden die Züge reduziert.

Am Nachmittag fuhr kein Zug mehr, und so mußte man mit der Straßenbahn bis Ratingen fahren und von da zu Fuß nach Lintorf laufen. Das war umständlich, aber gesund!

Im Jahre 1929 wurde Hermine Rickes in die Katholische Schule I (Johann-Peter-Melchior-Schule) eingeschult. Sie wurde 1954 abgerissen und mußte dem Rathaus Platz machen

Ein Sommerausflug der katholischen Mädchengruppe mit Schwester Leokardis im Jahre 1940

Ja, und Anfang 1943 wurden alle Büros von Düsseldorf nach Leipzig verlegt, weil in Düsseldorf so viele Fliegerangriffe waren. Man konnte nicht kündigen, man mußte mit. Es war ja ein Rüstungsbetrieb, und wir waren verpflichtet wie die Soldaten.

So kam ich mit 20 Jahren nach Leipzig!

Alle Angestellten wurden bei Privatleuten in ein möbiliertes Zimmer eingewiesen, und unsere Büros wurden in dem schönen großen „Ring-Messehaus“ untergebracht. Es ließ sich also leben.

Und trotzdem hatte ich ganz furchtbares Heimweh nach Lintorf. Ich war das erste Mal von zu Hause fort.

Damals wurde auch an alle Soldaten die Heimatzeitung „E Stöckske Häzz“ geschickt, die ich natürlich auch bekam. (Und ich habe manches Mal ein Stückchen geweint, wenn ich die schönen Bilder und Berichte aus Lintorf sah). Mein Onkel Hubert Perpéet, welcher die Druckerei besaß und uns auch die Heimatzeitungen zuschickte, schrieb mir mal, ich solle doch mal etwas über Leipzig schreiben für die Zeitung. Doch stattdessen habe ich dann ein kleines Gedicht gemacht, ich kann es heute noch auswendig.

Wir hatten in Leipzig zwar auch oft Fliegeralarm. Dann hieß es, mit dem „Luftschutz-Koffer“, in dem die wichtigsten Sachen verstaut

Titelvignette der den Lintorfer Soldaten an die Front geschickten Heimatzeitung

Gruß an Lintorf

Mein Lintorf, Heimatdörfchen traut -
so denk ich oft in stillen Abendstunden.
Hab mir die Heimatzeitung angeschaut
und immer wieder Schönes drin gefunden!

Ach könnt ich heim – ich würde heut noch wandern,
so Heimweh habe ich nach Lintorf hin.
Ich weiß bestimmt, so denken auch die andern,
die fern der Heimat, so wie ich es bin.

Bin kein Soldat im Norden oder Süden,
im Osten oder in der Normandie –
Ich schaffe nur für den ersehnten Frieden
in der großen Rüstungsindustrie.

Und denk dabei an unsere Soldaten
und denk an Lintorf, an mein Heimatland.
Und täglich ist es stets dasselbe Warten
auf Post! Und ganz besonders auf den nächsten Band
„E Stöckske Häzz“!

Ihr glaubt ja nicht, was es für uns bedeutet –
es ist die Brücke, fest und stark gefügt,
die wir getröstet jedesmal beschreiten,
wenn unsere Sehnsucht heimwärts fliegt.

Ich dank der Leitung, dank vor allem denen,
die für uns diese Zeitung immer schreiben.
Es ist unendlich viel, was sie uns geben –
und wirklich wird sie für uns immer bleiben:

Ein Stückchen Herz!

Dieses Gedicht wurde auch in der Heimatzeitung veröffentlicht.

waren, runter in den Keller. Aber bis Dezember 1943 war noch keine einzige Bombe gefallen.

Doch in der Nacht zum 3. Dezember war der erste Großangriff auf Leipzig. Die Innenstadt wurde vollkommen zerstört. Es war schrecklich, man dachte, man käme nicht lebend raus aus dem Keller. Und als wir draußen waren, sah man die ganze Bescherung. Unser Nachbarhaus war vollkommen eingestürzt, unser Haus brannte, und mein Zimmer war nicht mehr da. Was jetzt?

Dienstverpflichtete Angestellte der Firma Rheinmetall in der Mittagspause vor dem Ring-Messehaus in Leipzig. In der Mitte Hermine Scholzen

Mit meinem Koffer bin ich dann zum Ring-Messehaus gelaufen, doch auch das war vollkommen zerstört. Einige unserer Kollegen standen schon dort auf der Straße, auch unser Abteilungsleiter.

Der fragte mich: „Was ist mit Ihrem Haus?“ Und auf meine Antwort: „Es brennt“, gab er mir zur Antwort: „Laufen Sie zum Hauptbahnhof, der ist heil geblieben und warten Sie, bis ein Zug kommt und fahren nach Hause!“

Vier Stunden habe ich dann am Bahnhof gesessen, bis endlich ein Zug kam, der nach Westen fuhr. Und nach einer langen Reise kam ich dann – erschöpft, schmutzig und hungrig – in Lintorf an. Jetzt konnte ich mich erst einmal von dem Schrecken erholen!

Doch schon nach 14 Tagen bekam ich einen Brief von der Firma Rheinmetall, daß ich am 15. Januar nach Sömmerda in Thüringen zu kommen hätte. Dort war auch ein Werk von Rheinmetall und dort wurden die Büros wieder zusammengestellt.

Also mußte ich wieder fort, weiterarbeiten für den „Endsieg“!

Das letzte Jahr war hart, vor allem im letzten Winter 1944/45, der ja so kalt war. Es konnte nicht mehr geheizt werden. Wir Mädchen saßen im Mantel, ein Kopftuch um, im Büro. An alten Handschuhen hatten wir uns die Fingerspitzen abgeschnitten, denn wir mußten ja auch mit der Schreibmaschine schreiben. Es war nicht einfach, aber man mußte ja durchhalten.

Ja, und im April 1945 fuhren dann die ersten amerikanischen Panzer durch Sömmerda. Bei uns war also der Krieg etwas früher aus als im Westen.

Und wieder war die Frage: Was jetzt? Rheinmetall war in Beschlag genommen und wir waren ohne Beschäftigung. Züge fuhren nicht, Post ging nicht, alles ging drunter und drüber!

Ich habe dann drei Monate bei einem Bauern in der Nachbarschaft gearbeitet, damit ich etwas zu essen hatte. Es hat mir Spaß gemacht, und die Bäuerin war sehr, sehr nett.

Bei dem Bauern wohnte noch ein junges Ehepaar mit einem Baby, die waren auch aus Düsseldorf.

Nach einiger Zeit ging das Gerücht um: die Amerikaner gehen zurück, und die Russen kommen. Das war ein Schock für uns! Und die Frage war wieder: Wie kommen wir nur nach Hause?

Wir hatten uns (vier Mädchen) ausgemacht, wir wollten laufen. Einen kleinen Handkarren hatten wir aufgetrieben, auf dem unser Gepäck untergebracht werden sollte.

Alles war vorbereitet, und am nächsten Morgen sollte die Wanderung losgehen. Ich war bei meiner Bäuerin und wartete die Zeit ab.

Da kam plötzlich ein großer Lieferwagen auf den Bauernhof gefahren mit der Aufschrift „Post Düsseldorf“. Die waren unterwegs, um Leute nach Hause zu holen. Das junge Ehepaar sollte abgeholt werden. Doch die junge Frau hatte am Morgen Wäsche gewaschen, und der ganze Garten hing voll nasser Wäsche.

„Das kann ich nicht“, sagte sie ganz entsetzt, „ich kann nicht meine ganze Wäsche hier lassen und fortgehen, das geht nicht!“

Da hat die Bäuerin gebettelt: dann nehmt doch wenigstens das Mädchen mit, die hat ihren Koffer gepackt und will morgen zu Fuß laufen. Ja und nach gutem Zureden (und natürlich auch noch Wurst und Brot dazu) hat der Fahrer sich bereit erklärt, mich mitzunehmen.

Das ging alles so schnell – innerhalb einer Stunde saß ich in dem Lieferwagen, und wir fuhren los.

Dickelsbachbrücke und St. Anna-Kirche im Jahre 1939

Ich hatte keine Zeit, die anderen Mädchen zu benachrichtigen. Doch ich hatte mir gedacht, drei kommen besser durch als vier. Und ich habe zu Gott gebetet, daß sie gut nach Hause kämen.

Fünf Tage waren wir unterwegs. Quer durch Deutschland ist der Wagen gefahren und hat Leute „eingesammelt“. Es war eine Himmelfahrt. Eine Nacht haben wir in einer Turnhalle geschlafen, die nächste in einer Scheune. In der dritten Nacht in einem Kloster in der Kapelle auf den Bänken. Die Handtasche als Kopfkissen!

Aber wir waren ja froh, daß wir unsere Beine ein bißchen lang strecken konnten. In der vierten Nacht haben wir nichts gefunden und mußten (der Wagen vollgestopft mit „Heimkehrern“ und Gepäck) sitzen bleiben, bis der Fahrer sich ein bißchen ausgeruht hatte. Ja, und am fünften Tag sind wir dann (ohne Panne), aber wieder erschöpft, schmutzig und hungrig, nach Hause gekommen.

Und somit war endlich alles vorbei!

Ja, und nun leben wir schon lange hier in Kanada. Es ist wunderschön hier und es geht uns gut!

Wir haben auch schon einige Male „Heimaturlaub“ in Lintorf gemacht. Und ich war erstaunt, wie schön in Lintorf alles neu gebaut war. Wie sauber und modern alles war. Es war wirklich bewundernswert!

Doch unser altes Lintorf, wie wir es als Kinder gekannt haben und durch das ich gelaufen bin – vom Kleinen Feld am „Hof Hinüber“ vorbei, über das kleine Dickelsbach-Brückchen. Dann an der Kirche und Schmiede Karl Butenberg vorbei. Und am Saal Mentzen vorbei (in dem wir später als junge Mädchen manches Mal getanzt haben) bis hin zur Katholischen Schule I, die ja damals so schön neu war –

das bleibt für mich

E STÖCKSKE HÄZZ

Hermine Rickes
Mississauga, Ontario, Kanada

Im Kriege

Schlafe noch, ruhe, Kind,
Ehe die Nacht verrinnt
Lautlos im Schatten der Mulden,
Ehe dein Herz erkannt,
Was von des Menschen Hand
Menschen erdulden.

Trinke der Träume Wein,
Ehe der Morgenschein
Glänzt auf den Blättern der Weiden,
Eh du zu deuten weißt,
Was von des Menschen Geist
Menschen erleiden.

Iß von der Liebe Brot,
Ehe die Sonne loht
Flammengelb hinter den Toren,
ehe der Tag dir beut
Speise von Haß und Leid,
Weil du im Kriege geboren.

Marie Luise Kaschnitz

Krieg und Kriegsende im Lintorfer Männerasyl und im Haus Bethesda

Lydia Wüst erinnert sich

Das von der Duisburger Diakonenanstalt 1851 gegründete Lintorfer Männerasyl, die erste Trinkerheilstätte Europas, und die in späteren Jahren errichteten Heilstätten Siloah (1879) und Bethesda (1901) waren nach dem Ersten Weltkrieg ihrer eigentlichen Bestimmung, der Heilung alkoholkranker Menschen, entzogen worden. In Siloah gab es zwar bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges noch einige alkoholsüchtige Patienten, diese verließen dann aber, soweit sie nicht eingezogen wurden, die Anstalt. Schon im Jahre 1934 hatte man damit begonnen, Siloah in ein Altersheim für allein stehende Männer und für Ehepaare umzuwandeln. Im September 1943 wurde Haus Siloah von der Organisation Todt (O.T.) beschlagnahmt. Gegen Ende des Krieges bezogen vorübergehend deutsche Soldaten Quartier in der Anstalt. Im April 1945 hielten die Amerikaner Einzug, und am 1. April 1946 verlegte die Direktion der Duisburger Diakonenanstalt ihren Sitz nach Siloah, weil die Gebäude in Duisburg durch Bomben zerstört worden waren. Erst im Oktober 1952 konnte Siloah nach Umbau und Renovierung als offene Heilstätte für alkohol- und nervenkranke Männer wieder eröffnet werden. Hausvater in Siloah war damals **Peter Kuhn.**

Hausvater Otto Wüst
(1908 - 1960)

Haus Bethesda
Links der von der Organisation Todt im Jahre 1943 errichtete Bunker, der nach dem Krieg wieder beseitigt wurde

Auch das Männerasyl an der ehemaligen Angermunder Straße (heute: Konrad-Adenauer-Platz) wurde nicht mehr als Trinkerheilstätte genutzt. Es wurde nur noch als landwirtschaftlicher Betrieb weiter geführt. Einen Teil der Gebäude vermietete die Diakonenanstalt an Privatpersonen. Im mittleren Gebäude befand sich von 1919 bis 1927 das Weißwarengeschäft **Volmert,** im östlichen Seitenflügel war mehr als dreißig Jahre die Bäckerei **Wilhelm Steingen.** Während des Krieges hatte der Reichsluftschutzbund einige Räume des Asyls belegt.

Im Jahre 1937 übernahm Hausvater **Otto Wüst** (1908 - 1960) die Leitung des Männerasyls. Während seiner Ausbildung zum Diakon hatte er auch die Landwirtschaftsschule in Ratingen besucht, weil er gerne in einem Heim mit angeschlossenem landwirtschaftlichen Betrieb arbeiten wollte.

Seit 1936 dienten das Asyl und das Haus Bethesda, das ebenfalls den Charakter einer Trinkerheilanstalt verloren hatte, der Pflege nervenkranker Patienten und abgeheilter Geisteskranker. Alle Patienten, die in diesen Heimen waren, kamen aus der Landesheilanstalt in Düsseldorf-Grafenberg und wurden von dortigen Ärzten weiter betreut.

In Gesprächen mit ihrer Tochter **Dorle Lewin** erinnert sich die 95-jährige **Lydia Wüst,** Witwe des Hausvaters Otto Wüst, an diese Zeit: „Als mein Mann die Leitung des Männerasyls übernahm, gehörten ungefähr 100 Morgen Land zu dem Betrieb, zehn Kühe und zwei Pferde. Zu dieser Zeit waren im Haus Bethesda und im Asyl etwa 70 Patienten untergebracht. Die beiden Heime arbeiteten eng zusammen. Nach Ausbruch des Krieges mussten die meisten Patienten zurück nach Grafenberg. Bethesda wurde 1943 geräumt, da die Organisation Todt das Haus beschlagnahmte. Vor dem Haus wurde ein Luftschutzbunker gebaut, außerdem wurden einige zusätzliche Baracken errichtet. Im Sommer 1944 fielen sieben Bomben in den Garten, das Haus wurde aber nicht getroffen, sondern nur unerheblich beschädigt. Einige O.T.-Baracken fielen dem Angriff dagegen zum Opfer. Im Männerasyl blieben noch zehn Patienten. Sie wurden benötigt, um den Landwirtschaftsbetrieb aufrecht zu erhalten.

Im Jahre 1942 wurde mein Mann eingezogen, und es kam ein pensionierter Diakon zur Aushilfe ins Männerasyl. Ich versorgte mit zwei Helferinnen Haus und Garten und war für die Zubereitung der Mahlzeiten und für die Wäsche zuständig.

An einen Patienten, der damals bei uns war, kann ich mich noch gut erinnern. Nach einem Bombenangriff auf Düsseldorf erzählte er: ‚Es war alles so schön rot, herrliches Feuerwerk.'

1944 kam mein Mann ins Lazarett. Während seines Genesungsurlaubs brachte er mich und die Kinder in seinen Heimatort Niederndorf im Siegerland. Dann musste er wieder zu seiner Einheit. Das Ehepaar **Hardenberg** übernahm dann das Asyl, da die beiden in Duisburg ausgebombt waren. Im Mai 1945 kamen meine Kinder und ich mit einem LKW wieder nach Lintorf zurück. Der Wagen gehörte einer Firma, die im Siegerland an einer Ferngasleitung arbeitete.

Anfang 1945 wurden deutsche Soldaten in Bethesda einquartiert. Auch im Asyl war für einige Zeit eine Wehrmachtseinheit untergebracht. Nach Kriegsende bezogen nacheinander amerikanische, britische und belgische Besatzungstruppen Quartier im Haus Bethesda. Im Sommer 1946 wurde es dann zum Heim für Flüchtlinge aus dem Osten. Bis zu 55 Flüchtlingsfamilien mit rund 200 Personen waren zeitweise dort untergebracht. Ich erinnere mich, dass sich die Flüchtlinge im großen Saal durch Leinen, über die Wolldecken gehängt waren, kleine private Bereiche abgeteilt hatten. Die Namen der Familien Lewald, Scholz, Daniel, Ludwig, Sommer, Neusesser und Lübke fallen mir in diesem Zusammenhang ein. Auch Hilde Mendorf wohnte in Bethesda.

100 Jahre Asyl im Jahre 1951
Patienten und Betreuer haben sich zu einem Gruppenfoto aufgestellt.
1. Reihe: In der Mitte sitzend: Lydia Wüst, Zweiter von rechts: Ulrich Wüst;
2. Reihe: Erster von rechts: Aufseher Herr Neusesser, Dritter von rechts: Otto Wüst,
Dritter von links: Franz; Letzte Reihe: Vierter von links: Philipp

Garten des Asyls im Jahre 1951. Im vorderen Beet ist die Schrift „100 Jahre Asyl" aus Stiefmütterchen zu erkennen

In den Baracken hinter dem Haus Siloah lebten ebenfalls Flüchtlinge, z.B. die Familie Peglau.

Im Oktober 1955 verließen die Flüchtlinge das Haus Bethesda. Die meisten Familien zogen in eigene Siedlungshäuser an der Herderstraße (heute, nach dem Zusammenschluss mit Ratingen: Rankestraße) und in der Vogelsiedlung. Die Häuser entstanden in Eigenarbeit und durch Nachbarschaftshilfe. Die Ausschachtungsarbeiten wurden von Patienten des Asyls durchgeführt.

Bis zum Sommer 1956 wurde das Haupthaus von Bethesda durch die tatkräftige Mithilfe der Asylbewohner renoviert. Auch die „Glocke", das alte Werkstattgebäude im Hof, wurde wieder hergestellt. Da die Gemeinde Lintorf inzwischen die Asylgebäude an der Angermunder Straße von der Diakonenanstalt Duisburg gekauft hatte, zogen die Patienten und auch wir in das Haus Bethesda um. Dem Stammhaus gegenüber wurde ein neuer landwirtschaftlicher Betrieb mit Scheune und Stallungen errichtet.

Im Jahre 1951 konnten wir an der Angermunder Straße das 100-jährige Bestehen des Asyls feiern. Im Garten wurden Stiefmütterchen so eingepflanzt, dass man in Großbuchstaben die Inschrift „100 Jahre Asyl" lesen konnte. Viele Namen unserer damaligen Patienten sind den älteren Lintorfern heute noch geläufig.

Im September 1950 war mein Mann Mitbegründer des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde". Die Vorgespräche zur Gründung mit Theo Volmert und einigen anderen

Brand der Asyl-Scheune am 20. Juli 1955

Lintorfern haben übrigens bei uns im Asyl stattgefunden."

Am 20 Juli 1955 wurde bei einem Großbrand die alte Scheune des Asyls vernichtet. Im August 1962 ließ die Gemeinde Lintorf die Asylgebäude abreißen. Der freie Platz diente einige Jahre als Kirmesplatz, bis dann Anfang der 1970er Jahre dort der Konrad-Adenauer-Platz entstand.

Manfred Buer

Quellen:

Dorle Lewin: Aufzeichnungen von Gesprächen mit ihrer Mutter **Lydia Wüst**

„Quecken" Nr. 3/4 (April 1951), Nr. 33 (Oktober 1958) und Nr. 34 (Dezember 1959)

Die „Seufzerallee"

We kennt noch die „Seufzerallee" medde en Lengtörp? Dat es de kleene Weech medde em Dörp, de jeht vom Konrad-Adenauer-Platz töschen die Hüser von Jüntgen (Schreibwarengeschäft) on Karrenberg (Restaurant „Zur Post") bes op de Wedauer Stroot.

Als noch die Zü-ech fuhren, wohr die „Seufzerallee" för alle Dörper de köttste Weech narm Bahnhoff. Fröher wohr dat ne schü-ene Weech, de völl bejange wud. De Weech wohr ovends donkel, do wohren ken Laterne, su wud he jeen von Liebespäärkes besöckt, doher wohl och de Name „Seufzerallee".

Als de Kriech em Eng toujing, su März 1945, wohr bei uns (Möbel-Molitor) enne Garasch en Feldköch. Morgens, meddachs on ovends wud die Verpflejung nach Kaiserswerth tou de Soldate jebreit. Gegenüver von uns wohr de landwirtschaftliche Betrieb vom Asyl, Hausvater wohr Otto Wüst. Do lohren och Soldate, aver en angere Einheit. Nu hadden die Soldate, die bei uns lohren, spetz jekrett, dat en der Garasch vom Asyl en Kuh stong, die am angere Dach jeschlacht wede sollt, janz offiziell.

Die Garasch hatt twei grün jestriekene Doore, dodran hing e dick Schloot, ne Soldat met Gewehr stong Daach on Neit Wache dovör. En Kuh wohr damals su wertvoll wie Gold. De fette Brocke häd-

Die „Seufzerallee" heute

Das „Asyl", die erste Trinkerheilstätte Europas, lag gegenüber der evangelischen Kirche am heutigen Konrad-Adenauer-Platz.
Unsere Aufnahme stammt vom Anfang der 1950er Jahre

den die Soldate op user Sitt och jeen jehatt. Do hant se sech watt utjedeiht. Soldate hant jo, wo se och sind, schnell Bekanntschafte met jonge Mädches on Fraue. Nu hant se e jong Fräuke bequatscht, doch et ovends öm tien Uhr eröm anne Garasch vorbei te spaziere on met dem Soldat e beske te poussiere. Dann sollt dat Fräuke wennichstens e half Stöndche met dem Soldat enne „Seufzerallee“ verschwinde. Wenn dat Fräuke dat schaffte, kräch et am angere Daach Kaffee, Zigarette, Schokolad on Schnaps. Aver strengstes Stillschweigen üver die Saak, söns köhm et en Deuvels Köch.

Dat Fräuke hätt dat met Verjnügen jemackt. No kotter Tied trock dat Päärke aff enne „Seufzerallee“. Die Soldate vonne angere Sitt lohren op der Luhr. Als die Loft reen wohr, hant se dat Schloot jeknackt, die Kuh erut, dat Door widder tou on et Schloot dran jehange. Dann jingen se met der Kuh dorch dat düstere Dörp – et wohr noch Verdunklung – schnurstracks en der Mentzens Saal am „Kothe“ (jetzt Sparkasse). En dem Saal stongen Möbel von utjebombte Essener. De Saal wohr picke-packe voll bes anne Dür. Vörher hant se ne Jang free jemackt bes op de Danzfläch, do wud die Kuh noch en derselve Neit en et Jenseits befördert. Alle Spure, die belastend wohre, wuden en Säck verpackt on am angere Morje, als die Verpflejung nach Kaiserswerth jebreit wud, en der Ring (Rhein) jeschmiete. Dat Fleesch wud em kaule Saal verstoppt on die Möbel widder jrad jestellt.

Die alte Dorfmitte Lintorfs, wie sie auch schon 1945 aussah. Rechts das sogenannte Hamacher-Haus, in dem sich einmal die erste katholische Dorfschule Lintorfs befand, links die Gastwirtschaft „Kothen“ von Walter Mentzen mit dem angrenzenden Saal

Als nu de Soldat vom Liebesabenteuer trück kohm, stellte sech widder met sinnem Jewehr vör dat Garaschedoor on bewachte die kostbare Kuh. Am angere Daach sollt die Kuh jeschlacht wede. Als de Metzger kohm – och ne Soldat, dat Metz hatte schon jeschärpt – on dat Door opmiek, wohr die Kuh fott on die Garasch leer. Dat jing doch nit met reite Denge tou, dat Door, de Wachsoldat döfür, on als se dat Door opemieken, die Kuh verschwunde. Nu kohm de arme Keel en Deuvels Köch on nit dat Fräuke. No langen Hen on Her joef he tou, dat he vör en kotte Tied fott wohr, öm e dringend Jeschäft te erledije, on als he widderkohm, hätte nix jemerkt. Dat dringende Jeschäft kenne meer jo. Watt met dem arme Keel passiert es, ech weet et nit.

Uns wohr opjefalle, dat tou der Tied bei us op em Hoff immer die Kettehöng (Feldjäger) erömliepen, de Deckel vonne Julaschkanon ope mieken on am Eete rooken, enne Garasch erömliepen on üverall erömschnüffelten, en janze Week lang. Wir selver woßten nit, woröm et jing. Als nu die Amerikaner immer nöher kohmen, trocken die Soldate met öhr Feldköch aff. De Koch, ne Bayer met Name Sepp, hätt minnem Mann, bevor se fotttrocken, die janze Jeschichte vertellt, dobei wohr he noch immer schadenfruh am lache.

Maria Molitor

Flucht

Erinnerungen eines Kindes an das Jahr 1945, aufgeschrieben im Januar 2005

60 Jahre, eine Zeit, in der drei Generationen leben oder gelebt haben, die vierte bereits in der Lebensmitte steht und die fünfte heranwächst: Meine Großeltern (1.), meine Eltern (2.), meine Geschwister und ich (3.), ihre und meine Kinder (4.) und schon deren Kinder (5.). Eine lange Zeit!

Für mich sind die Ereignisse des 22. Januar 1945 hautnah. So, als ob ich sie „gestern" erlebt hätte. Ich schildere diesen Tag und die folgenden Wochen, Monate und Jahre bis zur Familienzusammenführung am 11. September 1947 aus der Sicht eines Jungen, der bei der Flucht gerade acht Jahre alt war (geboren am 8. 11. 1936) und bei der Übersiedlung zum Vater das 11. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte.

Zu Hause

Wir wohnten in Dambrau, Kreis Falkenberg, Oberschlesien. Es war ein Mietshaus gegenüber dem Bahnhof. Das Haus hatte vier Wohnungen. Wir wohnten im 1. Stock. Aus meinen damaligen Erinnerungen weiß ich nicht, wieviel Zimmer es waren. An einen Balkon und an eine Toilette kann ich mich erinnern. Das Weihnachtsfest 1944 ist mir überhaupt nicht gegenwärtig. Dagegen sehe ich unseren Garten und den Schuppen im Hof klar vor mir. Den Schulweg nach Dambrau, den Berg hoch, könnte ich noch nachzeichnen. Lehrerin oder Lehrer habe ich völlig aus dem Gedächtnis verloren.

Aber ein Erlebnis auf dem Schulweg werde ich nie vergessen. Nach dem Ende des Unterrichts stand auf der Straße ein Milchwagen, der wohl die einzelnen Haushalte belieferte. Ich hielt mich am hinteren Teil des Autos auf, packte mit meinen Händen die Umrandung des flachen Aufbaues und ging immer mit, wenn das Fahrzeug von Haus zu Haus fuhr, stehen blieb, die Milch lieferte und wieder weiterfuhr. Dabei habe ich wohl nicht bemerkt, daß die Lieferungen erledigt waren. Jedenfalls blieb der Milchwagen beim nächsten Haus nicht mehr stehen. Er setzte seine Fahrt fort und ich? Ich hing mit meinen Händen und dem Tornister auf dem Rücken an der hinteren Lade fest. Die Fahrt wurde immer schneller. Ich konnte nicht mehr mitrennen, hielt mich nur noch mit den Händen fest, und die Füße schleiften über den Boden. Es geht mir heute noch durch den Kopf, was ich damals alles gedacht habe. Dann: es kam eine Kurve in der Nähe der Post. Hier musste das Auto langsamer fahren. Die Gelegenheit für mich, mich fallen zu lassen. Ich war schmutzig, aber das Schlimmste: Die Schuhe hatten keine Kuppen mehr, sie waren durchgescheuert von dem Straßenbelag. Angst, die hatte ich als Junge oft und viel. Diese Angst (vor der Mutter, vor der Schimpfe?) ließ mich nicht nach Hause gehen. Nein, in der Nähe der Stelle, wo ich mich auf der Straße wiederfand, wohnte meine Tante Martel (Frenzel). Zu ihr führte mich mein Weg. Diese brachte mich dann zu den Großeltern Sossalla nach Steffensgrund, also an unserer Wohnung am Bahnhof vorbei. Ich weiß nicht, welche Tante sich da um mich kümmerte. Jedenfalls betrachtete sich der Opa, gelernter Schuhmacher, die kaputten Schuhe und versprach, sie wieder zu richten. Ich wurde von einer Tante nach Hause gebracht, und meiner nicht erfreuten Mutter wurde bedeutet, froh zu sein, dass nicht mehr passiert sei. Diese Begebenheit hat mich die letzten 60 Jahre immer begleitet; es gibt eben Dinge, die man nicht vergisst.

Das Mietshaus in Dambrau im heutigen Zustand.
In diesem Haus in der Nähe des Bahnhofs wohnte die Familie Zeletzki vor der Flucht

Dambrau

Es lag Schnee, viel Schnee. Es war kalt, heute würde man sagen „eisekalt". Wir waren fünf Kinder, eine hochschwangere Mutter, zwei Tanten. Tante Bärbel (1930 geboren) im Pflichtjahr und Tante Liesbeth (geboren 1918) zur Hilfe und Unterstützung der Mutter bei uns. Der Vater und Ehemann Theodor (Theo) war kurz vorher im Herbst 1944 eingezogen worden. An einen Besuch mit meiner Mutter bei ihm irgendwo in oder bei Breslau kann ich mich erinnern. Wir trafen uns auf einem Stellwerk, nicht in der Kaserne. Mein Vater war ja schließlich Eisenbahner. Das war die letzte Begegnung mit meinem Vater für die nächsten drei Jahre.

Die Front tobte, wir konnten es hören. Der Krieg kam immer näher. Als Kind habe ich es so, wie ich es hier schildere, nicht mitbe-

Theodor Zeletzki mit seinem Sohn Alfred im Sommer 1944, ein halbes Jahr vor seiner Einberufung zum Militär

kommen. Ich war sorg- und ahnungslos. Eben wie ein „kleiner Junge“, obwohl ich der Älteste bin. Warum wir alle dick angezogen wurden an diesem winterlichen Montag, dem 22. Januar 1945, und uns mit dem Schlitten auf den Weg nach Steffensgrund machten zu meinen Großeltern Paul und Anna Sossalla, weiß ich nicht mehr. Ich kenne nicht den Grund dafür oder die Gedanken, die meine Mutter dazu trieben. Aber ich weiß noch, wie uns kurz nach der Überquerung des Bahnübergangs etwa in Höhe des Anwesens Peisker unsere jüngste Tante Trudel (geboren 1932) winkend entgegenkam und uns aufgab, umzukehren. Ich habe in dem Augenblick nicht gewusst, warum. Aber meine Tanten und die Mutter wussten es bestimmt. Ich sehe mich in unsere Wohnung zurückkehren und mich mit einigen meiner Geschwister auf den Ehebetten liegend. Die Mutter hatte uns nicht ausgezogen. Mit Mantel, Schal und Mütze sollten wir auf den Betten ausruhen, um dann am frühen Abend diese Wohnung zu verlassen. Endgültig muss ich heute sagen, denn von diesem Tag an hat keiner meiner Familie sie je mehr betreten.

Der Zug

Am Bahnhof Dambrau, der nur wenige Meter von unserer Wohnung entfernt lag, lief ein Güterzug aus Oppeln ein. Er war dort eingesetzt worden, nahm in Oppeln und unterwegs Eisenbahner mit ihren Familien auf, um sie noch schnell aus dem „Kampfgebiet“ rauszubringen. Mein Großvater war Eisenbahner, mein Vater war Eisenbahner, viele in Steffensgrund und Dambrau waren Eisenbahner. Also bekamen unsere beiden Dörfer einen Viehwaggon zugewiesen. Eine große Schiebetür und einige kleine Fensteröffnungen oder Luken im oberen Bereich kurz unter dem Dach, sonst war alles ringsum mit Brettern ausgeschlagen. Stroh auf dem Boden und ein Ofen in der Ecke, daran erinnere ich mich. Mit was aber der Ofen gefeuert wurde und wo das nötige Ofenrohr hinausragte, bleibt für mich ein Fragezeichen.

Schlesien zwischen Breslau und Oppeln, heute ein Teil Westpolens. Joachim Zeletzkis Heimatort hieß Dambrau (heute Dabrowa) im Kreis Falkenberg (heute Niemodlin)

Flucht in überfüllten Viehwaggons der Deutschen Reichsbahn

Dieser Viehwaggon war vollgepfercht. Voll mit Bewohnern aus Steffensgrund und Dambrau, an die ich mich im Einzelnen nicht erinnere. Aber meine Verwandten, die sind mir gegenwärtig:

- Da ist meine Mutter Maria – geboren am 12. September 1913, also gerade mal 31 Jahre –, die ihr 6. Kind erwartet;
- Da ist mein Bruder Alfred – geboren am 14. Juni 1943, also anderthalb Jahre alt – ich sehe ihn in einem Kinderwagen;
- Da sind weiter meine Geschwister Ehrentraud (Traudel) – geboren am 11. Juni 1941, sie ist somit dreieinhalb Jahre;
- Siegfried – geboren am 10. Dezember 1939, er war also fünf Jahre alt;
- Gisela – geboren am 13. November 1938, und daher gerade sechs Jahre alt geworden;
- Ich, Joachim, der älteste war acht Jahre alt, wie eingangs geschildert.

Da ist die Familie meiner Mutter:

- Die Eltern Paul und Anna Sossalla – Opa ist am 26. September 1883 geboren (61 Jahre) und Oma am 4. Juli 1888 (56 Jahre) ;
- Die Schwester Bärbel – geboren am 28. April 1930 (noch 14 Jahre), sie war bei uns im Pflichtjahr;
- Die Schwester Trudel (Gertrud) – geboren am 26. April 1932 (also 12 Jahre), sie ist das jüngs-

te Kind meiner Großeltern von vormals 14, zur Zeit unserer Flucht lebten noch zehn;

- Mit dabei war Tante Liesbeth (Elisabeth), die meiner Mutter in allen Dingen zur Hand ging – sie ist geboren am 1. Januar 1918, war 27 Jahre und hat meine Familie bis zur späteren Übersiedlung ins Rheinland nicht mehr verlassen –; sie verstarb am 12. Januar 2003 mit 85 Jahren;
- Da war noch die Schwester Ursula (Tante Ursel) – geboren am 13. Mai 1925 (also noch 19 Jahre) –, sie war von großer Angst vor dem Kriegsende geprägt und dankte Gott, dass sie mit „unserem“ Zug mitfahren durfte;
- Und eine weitere Schwester meiner Mutter, Tante Anna, war mit dabei – sie ist geboren am 16. Dezember 1921, war 23 Jahre und froh, mit ihrem Sohn Siegmar, gerade ein halbes Jahr alt (geboren 28. Juli 1944), so den heranstürmenden Russen zu entfliehen;
- Mit in dem Viehwaggon war noch Tante Emma (damals etwa um die 50 Jahre alt) mit ihrer Pflegetochter Elsbeth (13 Jahre). Tante Emma (keine leibliche Tante von uns) sollte später die Schwiegermutter von Tante Ursel werden.

Ich sehe uns alle zusammen mit den vielen anderen auf dem Boden in Anziehsachen und auf Stroh sitzen, ruhen und schlafen, ich sehe wie Tante Anna den Siegmar stillt, wie sie ihm die Brust gibt. Ich sehe den Nachttopf, den meine Mutter für ihre Kinder mitgenommen hatte, im Waggon herumgehen. Ich sehe, wie irgendein Mann die Waggontür öffnete – während der Fahrt – den Topf entleerte und ihn wieder rumreichte, denn: keiner der ca. 60 Insassen (es sollen 26 Familien gewesen sein) hatte an so etwas vorher gedacht, sie waren der Maria für diesen Nachttopf dankbar. Ich höre Geschützdonner in der Nähe des Zuges, ich höre Flugzeuge, die den Zug ins Visier nahmen, jedenfalls sprachen die Älteren ständig von der Gefahr des Beschossenwerdens. Ich weiß auch noch, dass der Zug oft auf freier Strecke stand. Er blieb stehen, erhielt keine Erlaubnis weiterzufahren, und wir (ich spürte das mit meinen acht Jahren wohl nicht so) hatten

Die Orte Erlau, Crossen, Tanneberg und Mittweida nördlich von Chemnitz, in denen die Familien Zeletzki und Sossalla nach ihrer Flucht aus Oberschlesien eine erste Bleibe fanden

Angst, von der Front überrollt zu werden. Vor allem dann war die Furcht groß, wenn die Lok ausgespannt war, irgendwohin wegfuhr und oft lange, lange nicht zurückkam. Wenn es dann doch wieder weiterging mit der Lok, war die Erleichterung groß.

Wenn der Zug stand, wie gerade geschildert, sah ich auf den nahen Straßen Frauen, Männer und Kinder, manchmal auch Pferde, auf der Flucht. Richtig erfasst habe ich als 8-Jähriger solche Bilder damals nicht. Gesprochen darüber haben die Erwachsenen.

Dresden

Nach Tagen der Fahrt (ich glaube es waren fünf Tage für 320 km) lief dieser Güterzug mit seinen 50 Viehwaggons voller Flüchtlinge im Hauptbahnhof von Dresden ein. Beim Aussteigen kam uns auf dem Bahnsteig eine Schar Frauen entgegen. Es waren so genannte Wehrmachtshelferinnen, der Krieg war ja noch in vollem Gange. Sie kümmerten sich um uns, sie betreuten uns, sie gaben uns zu essen und trinken. Wir übernachteten in einer großen Halle, ich sehe sie voller Menschen.

Sie teilten uns aber auch auf in Familien mit Kleinkindern und solche ohne, in Familien mit oder ohne Mann. Und so kam auch auf diesem Bahnhof für meine Verwandtschaft die Trennung. Die Großel-

tern mit Tante Trudel und Tante Ursel wurden weiter geleitet nach Niederau, es lag bei Meißen. Meine Mutter mit uns Kindern, Tante Bärbel und Tante Liesbeth und Tante Anna mit Siegmar wurden transportiert nach Erlau in der Nähe von Chemnitz.

Crossen

In Erlau gab es in der Nähe des Bahnhofes eine Gaststätte. In einem Saal wurden wir gesammelt. Ich sehe mich heute noch um unsere Habseligkeiten herumsitzen und -liegen. Wir hatten ja nur einige Taschen und alte Koffer bei uns und das, was wir auf dem Leib trugen. Hier blieben wir zwei Tage und wurden versorgt. Insbesondere meine Mutter, die jeden Tag ihr 6. Kind erwartete, wurde sehr aufmerksam betreut. Sie hat zum Beispiel nicht mit uns in dem Gasthaussaal geschlafen, eine Ärztin in Erlau hatte sie bei sich aufgenommen.

Wie und auf welchem Wege wir dann in das etwa fünf Kilometer entfernte Dorf Crossen und Tante Anna nach Tanneberg kamen, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wohnten wir jetzt bei einem Bauern, Stockmann hieß die Familie. Ich erinnere mich genau: Ein großes Tor, links ein Gebäude, der Pferdestall und Räume für Knechte und Mägde; einen Franzosen, einen so genannten Fremdarbeiter, sehe ich noch vor mir. Gegenüber eine Scheune und

Geburtsschein

Das 6. Kind der Familie Zeletzki wurde während der Flucht in Chemnitz geboren

Lagerräume (Kartoffeln und Ähnliches). Daneben weitere Schuppen und Ställe für Geräte und so weiter. Das Viereck wurde abgeschlossen mit dem Wohnhaus, dem auch der Kuhstall angegliedert war. Ein großer Hof, in der Mitte ein Trog mit einem Brunnen. Das Wohn- und Haupthaus lag also direkt neben dem Tor am Eingang des Anwesens. Vom Dorf führte ein für mich langer Weg zu diesem Bauernhof. Wie gesagt, ein in sich abgeschlossenes viereckiges Anwesen, mit einem weiteren Ausgang (Tor) im hinteren Bereich, der zu den Wiesen und Feldern führte. Ich erwähne das jetzt hier, weil ich später darauf zurückkommen werde.

Ich will die weiteren Schilderungen auf meine eigenen Wahrnehmungen beschränken, die eines Kindes. Ich muss dabei aber sehr aufpassen, dass sich diese nicht mit den späteren Erzählungen der Mutter oder der Tanten vermischen.

Wir wohnten bei Stockmanns oben, eine Treppe führte vom Eingangsflur dort hin. Ob unsere Zimmer rechts oder links der Treppe lagen oder mit wem ich im Zimmer schlief, kann ich heute nicht mehr sagen. Wie und wann die Mutter zur Entbindung von Klaus in das 25 Kilometer entfernte Chemnitz kam, bleibt für mich trotz angestrengten Nachdenkens im Dunkeln. Jedenfalls wurde er dort am 9. Februar 1945 in der Staatlichen Frauenklinik (im Bombenhagel, hat Mutter uns immer erzählt) geboren. Schon nach 16 Tagen, am 25. Februar 1945, fand die Taufe in der St. Laurentius-Pfarrkirche zu Mittweida statt; nachzulesen ist das alles in der Kopie des Original-Geburtsscheines. Bezüglich der Taufe kann ich mich schwach an irgendein Pferdefuhrwerk erinnern, mit dem Mutter und Kind nach Mittweida kamen. Ob ich als Ältester dabei war, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wurden Mutter und Klaus von den Tanten Anna und Liesbeth begleitet, beide sind seine Taufpaten!

Wie ging das Leben jetzt mit sechs Kindern weiter?

Maria hatte mit sich und dem Neugeborenen zu tun. Um uns Kinder kümmerte sich Tante Bärbel, die ja noch offiziell bis April 1945 im Pflichtjahr bei uns war. Tante Liesbeth hatte sofort Arbeit beim Bauern Stockmann aufgenommen. Ich sehe sie heute noch im Kuhstall melkend unter den Kühen sitzen. Ich sehe sie aber auch ins Zimmer kommen, irgendwas unter der Schürze versteckt, was sie Bärbel oder der Mutter übergab: Essbares für die große Familie, was sie ergattert hatte, manchmal mit großer Angst dabei, es wurde immer so heimlich getan. Ich weiß auch noch, dass Tante Liesbeth in dem ziemlich großen Kuhstall Sperlinge gefangen hatte – wie sie dies zustande brachte, frage ich mich bis heute –, die sie uns brachte und wovon eine Suppe gekocht wurde.

Aber, der Krieg ging ja noch weiter. Ich höre das Brummen der Flieger, sehe mich mit allen in einem Keller, Luftschutz sollte es wohl sein, und erinnere mich dabei immer wieder an die duftenden Äpfel, die hier auf einer Stellage gelagert waren. Meine schmachtenden Blicke musste wohl Herr Stockmann beobachtet haben, denn er gab mir einen. Von Frau Stockmann habe ich das weniger in Erinnerung. Ich habe „Christbäume“ am Himmel gesehen, als die gut 50 Kilometer entfernte Stadt Dresden bombardiert wurde.

Den Einmarsch der Amerikaner im April habe ich von einem Fenster unserer Zimmer aus miterlebt. Wir mussten dort auf einmal weiße Laken raushängen, auf der Dorfstraße zogen Panzer und andere Fahrzeuge durch. Mit Schrecken denke ich an das Kanonenrohr eines Panzers, das immer hin und her schwenkte und auch einmal auf unsere Fenster gerichtet war. Nach einigen Wochen waren die Amerikaner weg, und die Russen kamen. Ich spürte bei den anderen eine gewisse Angst und Furcht. Als 8-Jähriger wusste ich nicht, was los war. Nachzulesen ist darüber einiges in dem guten Werk „Fluchtschicksale, aufgezeigt am Beispiel der Familie Sossalla“ von meinem Großcousin Christian Müller. Ich habe aber die vorgenannte Angst miterlebt: Eines Tages, ich weiß nicht wann, stand ein Auto mit mehreren Russen vor dem Eingangstor. Alle waren wir eingeschüchtert. Beobachteten mit Sorge, was passieren würde.

Ich sehe sie noch: Mit dem Bauern, mit Heinrich Stockmann, gingen die Russen aus dem Haus. Wir haben ihn nie mehr wiedergesehen.

Aber wir, vor allem wir Kinder, nahmen das Leben so, wie es kam. Ob wir gehungert haben? Ich kann mich selbst nicht daran erinnern; aber daran, dass Tante Liesbeth immer wieder etwas „hoch“ brachte. Schule? Das Gebäude war fast in der Nachbarschaft des Bauernhofes. Man musste jedoch vom Hof aus über den Zugangsweg zur Dorfstraße zurück und dann wieder hinter einer Trafostation einen ebenso langen Fußweg zur Schule hoch gehen. Über Mitschüler oder Lehrpersonen kann ich nichts Genaues sagen. Zeugnisse aus der Zeit habe ich nicht. Eines Sommertages aber sah ich eine Lehrerin barfuß den Weg vom Dorf aus zu uns hochkommen. Sie wollte zu unserer Mutter. Es war die Lehrerin von Gisela und Siegfried. Ich kannte damals nicht den Grund ihres Besuches, wenn ich es heute niederschreiben würde, sind es nicht meine eigenen Erkenntnisse (Mutter hat später des öfteren darüber gesprochen).

Über die Nahrung habe ich kurz gesprochen. Wir mussten jedoch auch einen Ofen heizen. Zum Holzsammeln für diesen Küchenofen komme ich gleich noch. Unsere Mutter hatte die Plattenringe vom Ofen runtergenommen, es sollte wohl schneller kochen. Ich sehe und höre auf einmal einen meiner jüngsten Brüder (es war wohl der Alfred) fürchterlich schreien. Er war in einen dieser heißen Plattenringe mit seinem Bein hineingeraten. Hier war guter Rat teuer, die Aufregung groß. Wie und mit wem der so Verletzte zum Arzt nach Mittweida kam, ist mir nicht erinnerlich. Jedenfalls benutzte ich dies Ereignis, um auf den nächstgelegenen größeren Ort überzuleiten. Das war die Stadt Mittweida, acht Kilometer entfernt, hier gab es Ärzte, Apotheke und einige Geschäfte und – für uns ganz wichtig – eine katholische Kirche.

Jeden Sonntag machten sich die Frauen (so will ich meine Mutter und die Tanten an dieser Stelle nennen) auf einen über zwei Stunden dauernden F u ß m a r s c h auf nach Mittweida. Eine der Frauen blieb im Wechsel dann jedoch bei den Kindern. Ich erinnere mich genau an diese „Spaziergänge“. Mal durch Wiesen, mal über Feldwege, mal über die Landstraße, mal am Bahndamm lang unter großen Viadukten durch, immer das Ziel, die Kirche, im Auge. Diesen Weg ging ich auch im Jahre 1946 während der Woche a l l e i n zum Kommunionunterricht. Unterwegs habe ich mich über jeden Baum am Straßenrand gefreut, den ich erklimmen konnte, um Kirschen zu pflücken und direkt zu verspeisen. Meine Erstkommunion am 22. September 1946 ein Fest? Nein, ein Armeleute-Essen will ich es nennen. Wie gesagt, zu Fuß mit der Mutter zur Kirche. Tante Liesbeth (sie war noch als einzige zu dieser Zeit in Sachsen) musste ja bei den kleinen Geschwistern bleiben. Ich sehe noch, wie wir an diesem Sonntag nach dem späten Heimkommen im Hof beim Bauern Bemmann neben der Haustür sitzen und für mich damals „fürstlich“ speisen. Das war alles!

Aber, ich bin mit meinen Schilderungen schon vorgeprescht. Zurück also zum Jahr 1945. Tante Anna wohnte mit Siegmar in Tanneberg, etwa fünf Kilometer von Crossen entfernt. Meistens kam Tante Anna zu uns, sie war ja Amme (Mutter, die ein fremdes Kind stillt) für Klaus. Aber auch wir gingen unter einem Eisenbahnviadukt hindurch, eine größere Landstraße überquerend, nach Tanneberg. Das Haus, in dem Tante Anna wohnte, lag links von der Dorfstraße. Hinter dem Dorf gab es einen Stausee. An seinen Hängen habe ich mit den Erwachsenen Himbeeren gepflückt.

Ich habe oben von dem Küchenofen erzählt, an dessen Plattenringen sich ein Bruder verletzt hatte. Für diesen Ofen brauchte man natürlich auch Holz, anderes war zu teuer. Holzsammeln gehörte, auch für uns Kinder, zur täglichen Aufgabe. An einem trüben Novembertag, es muss wohl der Buß- und Bettag des Jahres 1945 gewesen sein (weil ich nicht zur Schule war), machten wir uns über das hintere Tor des Hofes Stockmann mit einem Handwagen auf zu einem kleinen Wäldchen am Ende der Felder und Wiesen, wo Holz gefällt worden war. Wir durften Holz sammeln, aber ohne jegliches Werkzeug, also ohne Axt oder Säge. Mutter und ich, ob noch Geschwister dabei waren, weiß ich nicht; ich als Ältester war ja überall dabei, hatten jedoch Säge und Axt mitgenommen. Alles ging gut, wir zogen mit dem vollen Handwagen zurück nach Hause. Da, auf einmal sahen wir quer über die Felder eine männliche Person kommen. Der rettende Bauernhof war noch zu weit weg. Der Feldweg wurde von einem Bächlein unterquert. Ich weiß nicht, wer auf die Idee kam. Jedenfalls versteckte ich Axt und Säge unter dieser kleinen Brücke. Aber das hatte der Mann, wohl ein Forstgehilfe, gesehen. Als er uns erreichte, verlangte er, dass wir das Versteckte hervorholten. Er verlangte weiter – und das war das Schlimmste – dass wir den vollen Handwagen zum Haus des Bürgermeisters brachten. Am nächsten Tag sollten wir uns dann das Werkzeug

Hamsterer auf einer Landstraße

beim Bürgermeister persönlich abholen. Wie dornenvoll dieser Weg für eine Mutter von sechs Kindern war, die diese in einer schweren Zeit durchzubringen hatte, das habe ich damals deutlich gespürt.

Irgendwann war der Krieg zu Ende (Mai 1945). Aus den Großstädten kamen die Hamsterer. Ich sehe viele auf den Hof kommen, bei Frau Stockmann hineingehen, aber nicht immer zufrieden rauskommen. Mir ist noch heute gegenwärtig, wie eine Frau auch zu unserer Mutter kam. Sie, die selbst zu kämpfen hatte, half dieser Frau. Es war Frau Baum, mit der sich eine jahrelange Freundschaft entwickelte.

Warum wir im Frühsommer des Jahres 1946 von Stockmann zum Bauern Bemmann umzogen, kann ich nicht sagen. Tante Liesbeth blieb bei Stockmanns in Arbeit und Lohn und kam, so oft sie konnte, zu uns. Die Bauern und das Dorf gaben für uns Kinder allerhand Abwechslung. Spiele in der Scheune, auf Wiesen und Feldern. Tiere in allen Schattierungen: wilde Bullen auf dem Hof, durchgehende Pferde, kläffende Hunde, Forellen im Dorfbach mit der Hand fangen, von allem etwas. Diese Bilder gehen mir nach nunmehr 60 Jahren nicht aus dem Sinn.

Im Spätherbst 1945 tauchte Onkel Rudi auf, damals gerade 18 Jahre alt. An den Besuch bei uns kann ich mich erinnern. Auch daran, dass danach Tante Anna mit Siegmar nicht mehr da war. Onkel Rudi hatte sie in den Westen geholt (November 1945). Dass auch Tante Ursel im Westen war und Onkel Rudi im Sommer 1946 Oma und Opa sowie Tante Bärbel und Tante Trudel in den Westen holte, weiß ich aus den damaligen Erzählungen. Jedenfalls waren wir und Tante Liesbeth auf einmal allein in Sachsen. Das sieht man ja auch daran, wie allein ich meine Erstkommunion im September 1946 „feierte“.

Nach Westen

Auch unser Ziel war nun der Westen. Der Vater war zu dieser Zeit in England in Gefangenschaft. Er wurde Anfang 1947 entlassen, ins Rheinland. Dorthin, wo schon die anderen waren. Wie das mit der Zuzugsgenehmigung gegangen war, das weiß ich nicht. Aber ich sehe uns auf einem Bahnhof in Sachsen in einen Zug einsteigen, Frau Baum war mit einem Mann am Bahnsteig, der sich in Richtung Zonengrenze in Bewegung setzte. Es ist mir noch in Erinnerung, als ob es gestern gewesen wäre. An der Grenze, in Marienborn, hieß es: Alle aussteigen, der Zug fährt nicht weiter. Unsere Mutter und Tante Liesbeth waren so überrascht, dass sie überhaupt nicht reagierten. Wir hatten doch unsere Zuzugsgenehmigung, und jetzt sollte alles an der Grenze zu Ende sein. Irgendwie boten sich dann Leute an, uns den Weg in den Westen zu zeigen. Zu Fuß machten sich zwei Frauen mit sechs Kindern auf den ca. sechs Kilometer langen Weg. Er führte durch Felder, über Wasser und Baggerlöcher. Ich sehe mich und uns über Schienen kriechen – nicht laufen – unter uns Wasserflächen. Ich spüre noch den Rucksack auf meinem Rücken. Ich sehe aber auch auf einmal viele Menschen, sie waren auf einem abgeernteten Möhrenfeld, hielten uns Möhren entgegen und sagten: „Sind Sie froh, dass Sie heil im Westen sind und nicht Grenzräubern in die Hände gefallen sind“.

Im gelobten Land

So wurden wir in Helmstedt empfangen. Wir kamen in eine Baracke, war es ein Aufnahmelager? Mehrere Frauen kümmerten sich um uns, besprühten uns mit einem Pulver. Wir wurden entlaust! Das war alles nicht so schlimm. Wo war unser Vater? Wo war der Theo? Vereinbart worden war, dass er uns in Helmstedt, in der britischen Besatzungszone, in Empfang nimmt. In die sowjetisch besetzte Zone wollte er auf Grund einer bestimmten Tätowierung am Arm nicht so gern reisen. Spielte dabei die Angst eine Rolle? Ich merkte, wie unsere Mutter und Tante Liesbeth immer aufgeregter wurden. Sollen wir allein weiterfahren? Aber die Fahrkarten wollte doch der Theo mitbringen. Wo ist er nur? Ich höre noch die aufgeregte Stimme von Tante Liesbeth: „Da, da läuft er“! Durch das Barackenfenster sah sie von rückwärts in einiger Entfernung einen Mann, dessen Gang sie an Theo erinnerte. Ob Mutter oder Tante Liesbeth diesem Mann nacheilten, das weiß ich nicht. Es war jedenfalls der Theo, unser Vater. Die Begrüßung nach drei Jahren Wiedersehen kann ich im Einzelnen nicht mehr schildern. Die anschließende Eisenbahnfahrt und das Ankommen in Angermund, sogar das Aussteigen und den Bahnsteig, diese Dinge sehe ich ganz klar vor mir. Ich kann mich an die Großeltern, die Tanten und die Cousins Siegmar und Norbert und an die Cousine Christa, an das Haus Beckmann auf der Graf-Engelbert-Straße 9, an unsere erste Nacht in diesem Haus bei beengten Schlafgelegenheiten (wäre so was heute noch möglich?), an den Bauernhof, an die Anger, voll und klar erinnern.

Die so genannte „Rottenbude“, ein schuppenähnliches Gebäude, in dem die Familie Zeletzki auf dem Gelände des Kalkumer Bahnhofs bis 1954 wohnte. Die beiden Fenster hinter den Arbeitern – es handelt sich um ausländische Zwangsarbeiter der Reichsbahn, das Foto entstand im Frühjahr 1945 – gehörten zum so genannten Schlafzimmer, in dem die Mutter oft bis in die Nacht an der Nähmaschine saß. Im Haus rechts wohnte der Bahnhofswirt

Kalkum

Angermund war die Anlaufstation für alle Sossallas, weil hier ja Onkel Paul im Jahre 1942 die Regina Beckmann geheiratet hatte. Für uns war es eine Zwischenstation für zwei Tage. Dann bezogen wir am Bahnhof Kalkum zwei Zimmer, die unser Vater sich aus einem Rottenaufenthaltsraum abtrennen durfte. Von September 1947 bis April 1954 sollten wir in dieser Notunterkunft bleiben, was hier aber nicht zu schildern ist. Das habe ich in einem Aufsatz in der „Quecke“ Nr. 73 vom Dezember 2003 gemacht: „Ein Volksschüler aus dem Angerland“.

Kalkum jedenfalls sollte für unsere Familie kein Glücksfall werden. Durch die Wohnverhältnisse zogen wir uns bleibende Gesundheitsschäden zu. Hier wurden wir nach kurzer Zeit zu Waisen und unsere Mutter zur jungen Witwe. Sie war 34 Jahre alt, als ihr Mann, unser Vater, am 6. April 1948 tödlich verunglückte. Gerade ein halbes Jahr nach unserer Familienzusammenführung. Ab jetzt musste sich die Mutter mit sechs Kindern im Alter von drei bis elf Jahren allein durchs Leben schlagen.

Nachwort

Sechzig Jahre sind eine lange Zeit. Wir hatten alle unsere neue Heimat gefunden, denken aber immer wieder daran, wo wir hergekommen sind. Wir sind dankbar allen, die uns aus dem Viehwaggon aufgenommen und geholfen haben. Ich denke da an die Familie Beckmann in Angermund, an Tante Regina und Onkel Paul, an Onkel Rudi. Diese waren zwar nicht mit uns im Waggon, haben aber mittelbar und unmittelbar Einfluss darauf genommen, dass wir hier im Rheinland – und alle ziemlich dicht beieinander – sesshaft werden konnten. Ich fühle mich wohl in Lintorf (und Angermund). Ich sage von mir: Ich bin ein Rheinländer, der seinen Ursprung, dort wo er herkommt – Oberschlesien – nicht verleugnet.

Die junge Witwe Maria Zeletzki mit ihren sechs Halbwaisen im Jahre 1949

Niedergeschrieben hat dies im Januar 2005, fast auf den Tag genau 60 Jahre nach der Flucht, *Joachim,* ein damals acht Jahre alter Junge.

Joachim Zeletzki

Vitalität
für Körper und Geist

Ginseng Ginkgo Dragees beugen altersbedingten Leistungsminderungen und Konzentrationsmängeln vor.
Herz-Kreislauf-Tonikum

erhältlich in Ihrem:

LINTORFER REFORMHAUS
NATÜRLICH GESUND LEBEN
40885 Ratingen Speestrasse 6

Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.
Hinweis: Mitarbeiter unseres Reformhauses verfügen über die nötigen Sachkenntnisse und beraten Sie gerne.

Geboren im Krieg - Ein Interview

Im Gespräch mit **Galina Chomitsch -** Studentin der Sozialwissenschaft - beschreibt **Rita-Maria Habermann** - Erzählerin der Ratinger Frauen- und Mädchengeschichte - Erinnerungen, die ihr aus den ersten 4 1/2 Jahren ihres Lebens heute noch präsent sind.

Womit möchtest du anfangen ?

Ich habe mir einige Notizen gemacht. Es sind allerdings nur Bilder bzw. Bruchstücke, die ich anbieten kann.

Ich höre dir zu.

Also das Licht der Welt (wie man so schön sagt) habe ich am 21.12.1940 erblickt. Meine Mutter hat in einem Belegkrankenhaus entbunden und sich direkt nach meiner Geburt mit Kindbettfieber angesteckt. Mein Vater war im Krieg, und so haben mich meine Großeltern zu sich genommen um mich zu päppeln. Sie konnten meinen Vater benachrichtigen. Mir wurde später erzählt, er habe sich sehr gefreut, dass ich ein Mädchen bin. Der Ausspruch „Gott sei Dank, ein Mädchen, so muss mein Kind nicht in den Krieg“, ist auch von meinem Vater. Meine Eltern hatten für mich „Rita“ als Namen ausgesucht. Meine Großeltern hatten schon Maria Magdalena eintragen lassen, so habe ich eben drei Vornamen.

Das erste Bild, das ich behalten habe, war ein Kinderwagen, da liegt ein kleiner dunkler Wuschel drin. Ich soll, nachdem mir meine Tante gesagt hat: „Das ist deine Schwester“, „Wau, wau“ gerufen haben. Meine Schwester wurde am 3. November 1942 geboren. Aus Erzählungen weiß ich, meine Mutter hat während der Geburt auf dem Esstisch gelegen, eine Tante hat eine Kerze gehalten (es war ja Krieg und Verdunklung befohlen), die Hebamme hat ihre Arbeit gemacht, und eine andere Tante hat meiner Schwester mit Weihwasser, das sie in einer Tasse zurechtgestellt hatte, die Nottaufe gegeben. Eine Tasse aus dem Zwiebelmusterservice ist noch bei mir.

Das nächste Bild, das ich erinnere, ist meine Oma: ein Gesicht, wie ich als Kind eine Sonne gemalt habe, ganz warm, sie liegt auf dem Sofa und wir beide gucken durch die Fensterscheibe auf ein Wasser. (Es ist die Mosel, meine Oma väterlicherseits lebte mit meiner Großtante in Zell an der Mosel). Dann wieder ein Bild: ein leeres Bett, das Laken abgezogen, nur noch Matratze, meine Tante hat meine Schwester auf dem Arm, und ich stehe daneben. (Viel später erfahre ich, meine Oma war gestorben, Ende Mai 1943).

Erinnerst du dich an deinen Vater in der Zeit ?

Nur aus Erzählungen. Mein Vater soll im Juli 1942, er war 27 Jahre, gefallen sein. Dieses Wort: GEFALLEN ! Bis heute sperrt sich etwas in mir bei diesem Ausdruck. Als Kind habe ich argumentiert: wenn mein Vater gefallen wäre, hätte er sich aufgerappelt, und wir wären froh. Sein Aussehen kenne ich nur von Fotos.

Das nächste Bild, das sich jetzt auftut: Es ist immer ein Durcheinander und Rennen, Treppe rauf, Treppe runter, aus dem Bett, vom Tisch weg, beim Spielen, immer Sirenen, Sirenen, Sirenen, und ab in den Bunker.

Irgendwann (nach den Erzählungen: Frühsommer 1944) sind meine Mutter, meine Schwester und ich auf einem Dachboden. Ich schwinge mich zwischen die Dachbalken und spiele Pferd. Meine Mutter ist oft nicht da, und ich muss meiner kleinen Schwester den Schnuller geben und mit ihr spielen. (Ich war ja die Große). Wenn wir auf die Toilette müssen, geht das nicht, ein kleiner Eimer in der Ecke dient als Ersatz, die Toilette ist weit weg unten auf dem Flur.

Wo wart ihr denn da gelandet ?

In Burg bei Magdeburg - evakuiert - und dieser Dachboden gehörte zu einem großen Haus. Unsere Einrichtung bestand eben aus diesen Dachbalken und einem Kanonenofen in der Ecke.

Das war alles ?

Ja, wir warteten auf die Möbel, Geschirr, Wäsche, Spielsachen und alles, was uns nachgesandt werden sollte. Leider ist nie etwas angekommen, angeblich ist der Waggon zerstört worden. Hilfe haben wir erstmal nur von einer alten Frau aus dem Haus bekommen.

Um kochen zu können, benötigten wir ja Heizmaterial. Wir sammelten Holz im Wald. Meine kleine Schwester immer im Bollerwagen (wo war der her?) dabei. Auch Brennnesseln haben wir für Gemüse gesammelt. Wenn ich später von meiner Mutter wissen wollte, warum uns keiner geholfen hat, so war da ihre Erinnerung an die sehr hilfsbereite alte Frau und

Zell an der Mosel

sonst die Bemerkungen aus der Nachbarschaft: „Leichtsinnige Rheinländer, kein Parteibuch und noch zwei Schreihälse.“

Hat deine Mutter später erzählt, wie sie es trotzdem geschafft hat euch durchzubringen ?

Sie hat in den Gärten und Haushalten der Nachbarschaft gearbeitet und dafür etwas Geld und Gemüse bekommen. Wenn sie von der Arbeit auf den Dachboden zurückkam, war ich sehr froh. Vielleicht war sie ja nie sooo lange weg, für mich war es eine Ewigkeit. Manchmal musste sie auch zum Ernteeinsatz mit vielen anderen Frauen auf die umliegenden Felder. Da erinnere ich mich, dass wir mitdurften und am Feldrand gespielt haben. Am Abend haben wir uns auf die Bodenbretter gelegt. Von der alten Frau hatte meine Mutter zwei Kissen, Decken und dicke Pappe bekommen. Direkt über meinem Gesicht war das Dachfenster. Ich konnte die Wolken, Sterne und manchmal den Mond sehen. Meine Mutter stimmte jeden Abend ein Gebet an, das ging ungefähr so: „Heiliger Schutzengel, Gottes liebende Fürsorge hat dich mir zum Begleiter gegeben, bleibe bei mir Tag und Nacht und bei meinem Papa, Oma, Opa …“

Ich zählte alle Namen auf, die mir ins Gedächnis kamen. Ich habe mich mächtig angestrengt. War es ein Trick von mir, länger wach bleiben zu dürfen ? Ich weiß es nicht. Jetzt bekomme ich wieder das Gefühl, ich habe einen Kloß im Hals.

Geht es noch ?

Ja, ja, wenn ich das heute nicht schaffe, wann dann?

Ich habe mir hier aufgeschrieben: An einem Tag rannte meine Mutter auf die Straße, wir Kinder blieben im Hauseingang, ich sah ganz, ganz viele Männer in Uniform, grau, schmutzig und zerlumpt. Meine Mutter wieder mit ihrer Hoffnung „Vielleicht ist Papa dabei“. Sie hat oft so gesprochen, als sei mein Vater noch unter den Lebenden. Die ihr mitgeteilt hatten, er sei tot, hatten sich eben geirrt. So zog eine unbeschreiblich große Zahl Männer an uns vorbei, es war ganz ruhig, aber plötzlich rannte meine Mutter mit uns in den Keller,

Rita-Maria Habermann (links) mit ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester

wir verkrochen uns in die hinterste Ecke, hinter einen Lattenrost. Dann hörte ich Gepolter auf der Treppe, meine Mutter hielt meiner Schwester den Mund zu, ich war stumm vor Schreck. Die polternden Männer waren schnell wieder weg. Meine Schwester schrie, meine Mutter musste erbrechen.

Was waren das für Männer ?

Das waren russische Soldaten auf der Suche nach gefangenen deutschen Soldaten, die wohl aus dem großen Pulk auf der Straße in die Häuser geflüchtet waren.

Dann kam die Zeit, wo wir draußen auf einem Hof spielten, es war der Schlachthof, meine Mutter musste dort Tierhäute auf einen Lastwagen werfen. Wie sie das nur geschafft hat, sie war so eine kleine dünne Frau. Auf den Hof kamen Männer mit Motorrädern und Beiwagen, fuhren im Kreis, und wir Kinder durften eine Runde mitdrehen. Einmal kam ein Auto mit Männern an, beladen mit viel, viel Brot und Konservendosen. Sie verteilten alles unter den Frauen und Kindern. Meine Mutter hat mir Dose für Dose in mein Kleid gepackt. Ich habe den Rock gerafft und bin die Treppen hinauf in unsere Unterkunft und hinunter und wieder hinauf usw. Meine Mutter musste unten bleiben, sie traute den Männern nicht und wollte meine Schwester nicht alleine lassen.

Und was waren das jetzt für Männer, auch russische Soldaten ?

Ja, richtig.

Die nächste Spur in meinem Gedächtnis ist ein langer Spaziergang in den Wald. Wir hatten unseren Bollerwagen mit. Übrigens fällt mir ein, meine Mutter hatte ihn im Tausch gegen ihre Halskette von der Nachbarin bekommen.

Dieser Spaziergang dauerte diesmal endlos. Es wurde dunkel. Wir gingen aus dem Wald, waren aber nicht zu Hause und übernachteten in einer Scheune. Tagsüber gingen wir wieder in den Wald: weiter, weiter, weiter. Manchmal schickte mich meine Mutter aus dem Wald aufs Feld, Möhren auszubuddeln, Kohlrabi auszureißen. Ich konnte mir meine Hände nicht waschen. Ich hatte das Gefühl, die getrocknete Erde unter meinen Fingernägeln wäre zentimeterdick. Das spannte so fies.

Wir haben auch viele Waldbeeren gegessen, getrunken haben wir aus Bächen, mein Bauch war in ständiger Unruhe.

Bis zum Abend hatte meine Mutter immer eine Bleibe ausgemacht. An eine erinnere ich mich wie heute, wir kamen auf einen Hof, eine Frau nimmt mich an die Hand, ich war sehr müde, sie hat mich gewaschen und nach Zecken abgesucht … und dann in ein Bett gelegt mit ganz weißer Bettwäsche.

War dir da schon bewusst, dass deine Mutter mit dir und deiner Schwester alleine die Flucht wieder ins Rheinland angetreten hatte?

Keine Spur. Nur, wenn ich nicht mehr laufen konnte - meine Schuhe waren mir auch viel zu groß - dann kamen von meiner Mutter die aufmuternden Worte: „Lauf, wir sind bald bei Oma und Opa.“ Das soll, so erzählte meine Mutter, Wunder bewirkt haben.

Weißt du, wann das Ziel „bei Opa und Oma“ erreicht wurde ?

Meine Mutter hat später immer gesagt, wir waren zwischen 7 und 8 Wochen unterwegs. Sie hatte keinen blassen Schimmer, wo wir landen würden. Meine Mutter kannte ungefähr die Richtung. Für sie war wichtig, dass wir, wenn es dunkel wurde, aus dem Wald bzw.

Die Zonengrenze zwischen Thüringen und Hessen

von den Wegen waren und morgens wieder in den Schutz des Waldes zurückgingen und die Richtung Westen nicht aus den Augen verloren. An einem besonders heißen Tag krochen wir wieder durch den Wald, meine Schwester auf dem Rücken meiner Mutter - der Bollerwagen hatte längst seinen Geist aufgegeben, wie immer musste ich vorne gehen. Dann knallten Schüsse ! Meine Mutter hat gerufen: „Nicht schießen, Kinder, Kinder." Dann stehen plötzlich zwei Männer da und richten ihre Gewehre auf uns.

Waren das Jäger ?

Amerikaner. Wir mussten eine Böschung runterrutschen über einen Bach zu ihrem Wachhäuschen. Meine Mutter hat ihnen ihre Armbanduhr angeboten, damit sie uns weiterließen. Kein Interesse, sie zeigten ihre Arme und Hände, von oben bis unten voll Schmuck. Meine Mutter erzählte später: Ganz unvermittelt sei ich aufgestanden, auf die Soldaten zugegangen und ich soll gebettelt haben: „Bitte, bitte, lasst uns zu Oma und Opa". Sie blieben unbeeindruckt. Wir saßen weiter in der brütenden Sonne auf den heißen Pflastersteinen. Meine Schwester schlief. Wie aus heiterem Himmel reißen die Soldaten meine Schwester und mich an sich, treiben meine Mutter an und ab in den Wald. Die Soldaten haben meiner Mutter den Tipp gegeben, tief in den Wald zu gehen und nach zirka 500 Metern ganz leise bei ihrem Kameraden vorbeizuschleichen, dann sei alles o.k., sonst würden wir wieder in den Osten geschickt. Nach langem Laufen durch den Wald kamen wir an eine Wiese. Ein Bauer war dort bei seinen Kühen. Er hat mit meiner Mutter gesprochen, ein Gefäß genommen, eine Kuh gemolken und uns die Milch gegeben. Das war am 22. Juli 1945 !

Du sagst das Datum so genau !

Ja, da habe ich Namenstag, Maria Magdalena nach meiner Oma. Meine Mutter hat mir damals auf der Wiese Blumen gepflückt und mir zu meinem Namenstag gratuliert. Auch das habe ich bis heute nicht vergessen!

War es jetzt noch weit bis nach Hause und ging es nun mit dem Zug weiter ?

Ob das überhaupt gegangen wäre, es war ja alles zerstört. Meine Mutter hat den Heimweg einfach zu Fuß mit uns fortgesetzt; aber irgendwann kamen wir in Düsseldorf an. Dort hat uns ein Kohlenwagen obenauf mitgenommen. Wir hatten Glück, über den Rhein war zur Güterbeförderung eine Notbrücke gebaut. Der Laster fuhr anschließend über die Landstraße und setzte uns an einer Kreuzung ab. Hier führte eine Straße zu dem Dorf an der Erft, wo meine Großeltern lebten.

Wieder in der Heimat ! Danke, dass du mir das erzählt hast. Bei unserem nächsten Treffen würde ich dir gerne von den Wander- und Fluchtwegen meiner Familie erzählen.

Ja, so machen wir das. Dann höre ich dir zu !

Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten!
– Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 0 21 02 / 93 40 80

„Als die Russen kamen, war ich immer noch da“

Auf Kinderlandverschickung in Thüringen in den Jahren 1944/45

Im Frühjahr 1944 gab unser Klassenlehrer Komorowski in der Höseler Volksschule bekannt, daß wieder eine Kinderlandverschickung durchgeführt werden sollte. Auf die Frage, wo es denn diesmal hingehen würde, antwortete er: „Es geht in den Thüringer Wald. Wer mitfahren möchte, soll seine Eltern fragen, ob sie damit einverstanden sind“. Schon gleich nach der Bekanntgabe stand für mich fest, daß ich mitfahren würde. Ich war ja bereits ein alter „Hase“, denn schon im Jahre 1941 war ich neun Monate in Oberschlesien bei einer Bauernfamilie in Langendorf bei Gleiwitz. Bei der Familie Bujara hatte ich es so gut, daß ich gar nicht mehr nach Hause wollte. Als ich im November 1941 dann doch wieder zurück mußte, flossen beim „Abschiednehmen“ viele Tränen.

Fünfzehn Monate später, im Februar 1943, hatte ich mich wieder freiwillig gemeldet zu einer Kinderlandverschickung nach Sachsen. Der Ort hieß Gersdorf und lag zwischen den Städten Leisnig und Hartha. Hier habe ich meine ersten Erfahrungen mit einem Lagerleben gemacht. Wir waren mit insgesamt 60 Schülern (zwei Lagermannschaften mit je 30 Schülern) zwei Lehrern und zwei Lagermannschaftsführern in einem Gasthof mit dem schönen Namen „Drei Lilien“ untergebracht. Die erste Gruppe kam aus Krefeld und die zweite Gruppe aus Düsseldorf, Ratingen, Heiligenhaus, Hösel, Unterbach und Velbert. Der Aufenthalt in Sachsen dauerte vom 21. Februar bis zum 21. September 1943.

Wie ich es erwartet hatte, gaben meine Eltern grünes Licht für die Fahrt in den Thüringer Wald. Was ich damals natürlich nicht voraussehen konnte, war, daß ich in der Stadt Zella-Mehlis das Ende des Zweiten Weltkriegs, den Einmarsch der Amerikaner, den Rückzug der Amerikaner und den Einmarsch der Russen erleben würde. Erst Mitte Oktober 1945 gelang es mir, den Rückweg nach Hösel mit Hilfe meiner älteren Schwester Hilde anzutreten.

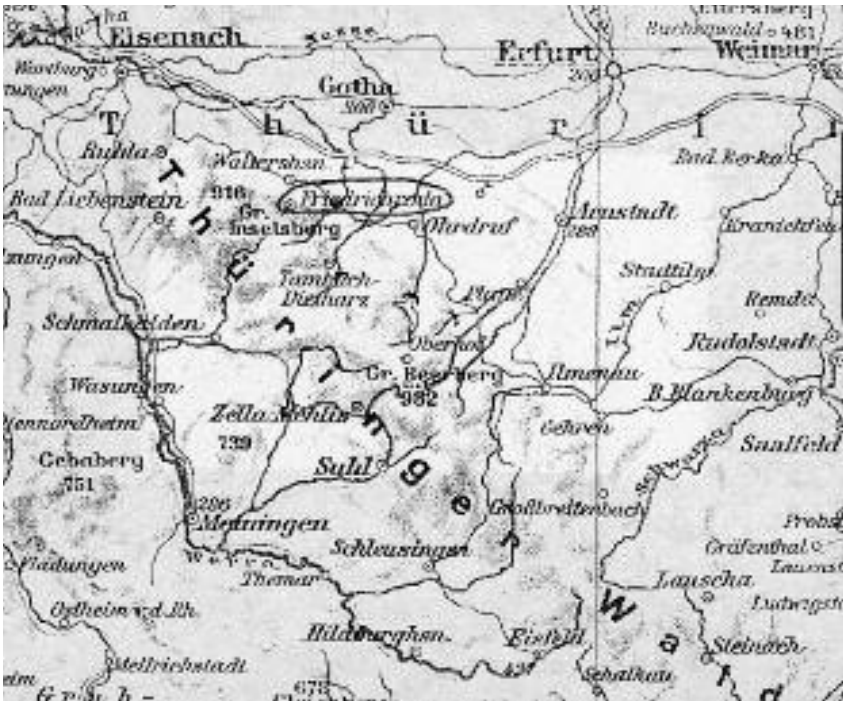
Vor der Kinderlandverschickung mußte sich jedes Kind einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. Ich wurde zur Untersuchung zum Sanitätsrat Dr. La Roche geschickt, der damals in Hösel an der Straße Am Fernholz eine Arztpraxis unterhielt. Nach eingehender Begutachtung meines Gesundheitszustandes sagte Dr. La Roche: „Mein lieber Helmut, es ist alles in Ordnung mit deiner Gesundheit, ich wünsche dir einen schönen Aufenthalt im Thüringer Wald.“

Anfänglich hatten sich acht Schüler gemeldet. Als der Abfahrtstermin, der auf den 16. Mai 1944 festgelegt war, näher rückte, zogen fünf Kinder ihre Zusage zurück, so daß mein damaliger Schulfreund Horst Oberstenfeld, Karl Heinz Rehm und ich übriggeblieben sind.

Mittlerweile stand auch mein neuer Aufenthaltsort fest. Es war die Jugendherberge in Schmiedefeld am Rennsteig im Thüringer Wald. Karl Heinz Rehm sollte in die Jugendherberge Winterstein bei Friedrichroda verlegt werden.

Aus Sicherheitsgründen hatten die Veranstalter die Abfahrtszeit des Sonderzuges auf die Abendstunden verlegt, um eventuellen Fliegerangriffen aus dem Weg zu gehen.

Als ich mit meiner Mutter im Düsseldorfer Hauptbahnhof ankam, sahen wir schon den langen Sonderzug am Bahnsteig stehen. Der Zug war aus sogenannten „Behelfspersonenwagen“ zusammengesetzt worden, die aber durchgehend begangen werden konnten. Viele Kinder standen mit ihren Gepäckstücken, Müttern und Großeltern auf dem Bahnsteig. Es dauerte eine ganze Zeit, bis alle Kinder mit der Hilfe von vielen „Rotkreuzschwestern“ auf die einzelnen Wagen, nach Lagermannschaften geordnet, verteilt waren. Dann hieß es Abschied nehmen. Als der Zug langsam den Bahnhof verließ, sah ich bei vielen Menschen, die auf dem Bahnsteig zurückgeblieben waren, Tränen in den Augen.



Der Bahnhof von Schmiedefeld um 1944

Zunächst schauten wir aus den Wagenfenstern auf die zerstörten Ruhrgebietsstädte, die wir durchfuhren. Doch mit zunehmender Dunkelheit war es nicht mehr möglich. Jetzt hatten wir Zeit, uns gegenseitig kennenzulernen. Es stellte sich heraus, daß wir aus Velbert, Heiligenhaus, Wülfrath, Ratingen, Lintorf und Hösel kamen. Wir fuhren die ganze Nacht durch. Mehrmals mußte der Zug auf einem Nebengleis anhalten, um Militärzüge vorbeizulassen.

Als der Sonderzug am frühen Morgen in Gotha ankam, mußten hier die Kinder aussteigen, die für die Jugendherberge in Winterstein vorgesehen waren. Um dahin zu kommen, ist die Gruppe dann mit der Thüringer Waldbahn bis nach Tabarts gefahren. Unser Zug fuhr dann weiter bis nach Arnstadt. Hier hatten wir einen längeren Aufenthalt, bevor wir weiterfuhren in Richtung Oberhof. Doch vorher, am Bahnhof Plaue, hielt der Sonderzug an, und unsere Lagermannschaft mußte aussteigen, um in den Zug nach Ilmenau-Schleusingen umzusteigen. Nun begann eine schöne Eisenbahnfahrt in den Thüringer Wald. Hinter dem Bahnhof Stützerbach begann die 59-Promille-Steigung über den Rennsteig zum Spitzkehrenbahnhof Rennsteig. Der Lokführer hatte wohl den Dampfregler ganz geöffnet, denn es dampfte und zischte, und der Zug keuchte den Berg hinauf. Oben angekommen, mußte die Lok der Baureihe 94 umsetzen, um den Zug sicher das starke Gefälle hinunter zu unserem Ziel, dem Bahnhof Schmiedefeld zu bringen. Wir waren alle von dieser eindrucksvollen Eisenbahnfahrt hellauf begeistert. Nachdem wir ausgestiegen waren, mußten wir uns vor dem Bahnhof aufstellen. Unser neuer Volksschullehrer, der auch zugleich Lagerleiter war (an seinen genauen Namen kann ich mich leider nicht mehr erinnern, aber ich meine, er hieß Wenders), und unser Lagermannschaftsführer Karl Hilgers – er kam aus Mönchengladbach-Rheydt – erklärten uns den Weg bergan zur Jugendherberge. Damit wir nicht unser Gepäck den Berg hinaufschleppen mußten, hatte man ein Pferdegespann bereitgestellt.

In der Jugendherberge wurden wir dann von den Herbergseltern herzlich empfangen und zu einem guten Frühstück eingeladen. Ich mußte zugeben, wir hatten alle „Kohldampf“ bis unter die Arme.

Anschließend zeigte man uns alle Räumlichkeiten. Im Schlafsaal standen Doppelhochbetten, und jeder hatte einen eigenen abschließbaren Spind. Da alle in den oberen Betten schlafen wollten, gab es schon den ersten Krach. Unser Lehrer löste die Unstimmigkeiten auf, indem er Zahlenlose anfertigte und sie in einen Topf gab. Jeder mußte ein Los ziehen. Alle, die eine gerade Zahl gezogen hatten, konnten oben schlafen. Wir fanden, daß unser Lehrer das kleine Problem gut gelöst hatte. Dadurch hatte er bei der Lagermannschaft sofort große Sympathien erworben. Nun hieß es, Koffer oder den Affen (Rucksack) auspacken und fein säuberlich und akkurat in die Spinde einräumen. Wir wurden von Anfang an auf Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Gehorsam, Disziplin, Ehrlichkeit und Kameradschaft hingewiesen und erzogen.

Nach dem Mittagessen wurde eine zweistündige Bettruhe angeordnet, die auch notwendig war, denn wir hatten ja in der Nacht vorher kaum geschlafen. Danach durften wir die nähere Umgebung der Jugendherberge erkunden.

In den darauffolgenden Tagen und Wochen haben wir viel erlebt. Täglich wurde ein Plan ausgehängt, auf dem der Tagesablauf festgelegt wurde. Es begann mit Wecken, dann Morgenwäsche, Fahnenappell, Frühsport, Frühstück, Schulunterricht, Mittages-

Die Jugendherberge in Schmiedefeld. Im Hintergrund der Große Finsterberg (944 m)
Postkarte vom 13. 7. 1944

sen, Bettruhe, Nachmittagskaffee. Dann je nach Wetterlage verschiedene Aktivitäten, z. B. Geländespiel, Schwimmen, Sport, Marschieren, Exerzieren oder Wandern. Es wurden auch sogenannte Kleider-, Wäsche-, Schuh- und Spindappelle durchgeführt. Ich habe sogar selber meine Strümpfe fein säuberlich gestopft. Nach dem Abendessen hatten wir noch eine Singstunde. Da wurden Volkslieder oder Marschlieder eingeübt. Oder unser Lehrer las aus einem Buch schöne Geschichten vor. Obwohl mein Aufenthalt im Thüringer Wald schon 61 Jahre zurückliegt, kann ich mich an einige Erlebnisse noch gut erinnern. Das waren die schönen Wanderungen, die wir mit unserem Lehrer und dem Lagermannschaftsführer unternommen haben. Es waren manchmal Tageswanderungen, die teilweise über eine Strecke von 18 km verliefen. So die wunderschöne Wanderung von Schmiedefeld über den Gasthof Schmücke zum Schneekopf. Unterwegs hörten wir über uns in der Luft ein Gebrumme, das sich zunehmend verstärkte. Wir schauten alle in den stahlblauen Himmel und entdeckten plötzlich kleine silbrige Punkte. Da wußten wir sofort, es waren englische oder amerikanische Bombenflugzeuge, die einen Tagesangriff (wie sich am nächsten Tag herausstellte) auf Berlin flogen. Aus Sicherheitsgründen mußten wir sofort in Deckung gehen und uns unter dichtem Tannengebüsch hinlegen.

Als die „Gefahr“ vorüber war, setzten wir unsere Wanderung fort bis zum Gasthof Schmücke. Hier wurde eine Pause eingelegt. Die Butterbrote wurden ausgepackt, und unser Lehrer spendierte für jeden von uns ein Glas Limonade. Bald ging es weiter in Richtung Schneekopf, der ja eine Höhe von 978 m hat und mit dem Aussichtsturm von 22 m Höhe dann genau die 1000 m-Marke erreichte.

Plötzlich riefen die vorderen Wanderer: „Hier liegt sogar noch Schnee.“ Da gab es kein Halten mehr. Alle Jungen stürmten nach vorne und wollten den Schnee sehen, der unter einem dichten Tannengebüsch im Juni noch vorhanden war. Natürlich wurden sofort Schneebälle geformt, und es entstand eine kleine Schneeballschlacht. Als wir uns ausgetobt hatten, ging es weiter bergan. Nun sahen wir den Aussichtsturm vor uns. Alle wollten zuerst oben sein, es gab zunächst ein Gedränge, doch nachdem unser Lagermannschaftsführer uns zur Ordnung gerufen hatte, ging es diszipliniert die Wendeltreppe zur Aussichtsplattform hinauf. Oben angekommen, erwartete uns eine traumhafte Aussicht über den Thüringer Wald. Nach ausgiebiger Besichtigung des Waldgebirges aus tausend Metern Höhe ging es wieder hinunter auf den Waldboden. Nach einer längeren Pause auf dem Schneekopf wanderten wir immer bergab zurück nach Schmiedefeld.

Bei sehr schönem und warmem Wetter verlegte unser Lehrer den Schulunterricht in den Wald. Er hatte dort eine Stelle ausfindig gemacht, wo mitten im Wald holzgezimmerte Tische und Bänke standen. Zwei Schüler mußten unsere Tafel in den Wald tragen, die an einem Baum befestigt wurde. Unter Vogelgezwitscher, Kuckuckrufen, Bienen- und Fliegengesurre verlief der Schulunterricht in bestem Einvernehmen mit der Natur. Dabei verkündete unser Lehrer, daß er uns die deutsche Kurzschrift beibringen wolle. Nach einigen Unterrichtsstunden in Steno konnten wir die neue Schreibweise schon ganz gut verstehen und auch schreiben.

Im Rückblick auf die Zeit in Schmiedefeld kommt mir noch die

Das Freibad von Schmiedefeld in den 1940er Jahren. In der Nähe des Bades befand sich die „Waldschule“, in der die Jungen bei schönem Sommerwetter unterrichtet wurden

Wanderung nach Suhl in Erinnerung. Wir wanderten durch das kleine Dorf Vesser, dann ging es hinauf über Stutenhaus bis auf den Adlersberg und dann hinab nach Suhl. Der Rückweg wurde mit der Eisenbahn gemacht. Von Suhl ging es die Steilstrecke nach Schleusingen hinauf. Hier mußten wir umsteigen in den Zug, der nach Schmiedefeld zurückfuhr.

Am Sonntag war dienst- und schulfrei, Wir konnten dann machen, was wir wollten. Ganz in der Nähe unserer Jugendherberge gab es eine kleine Gartenwirtschaft, die „Blödners Anlage“ hieß, mit einem Teich, wo man für 20 Pfennig Kahn fahren konnte. Auch bestand die Möglichkeit, hier preiswert ein Stück Kuchen zu kaufen ohne Brotmarken, das gab es sonst nirgends mehr.

Anfang Juli 1944 wurden wir zusammengerufen, und es wurde uns mitgeteilt, daß unser Lehrer den Einberufungsbefehl erhalten habe. Wir waren alle sehr bestürzt, als wir das hörten. Darüber hinaus wurde uns gesagt, daß das Lager Schmiedefeld aufgelöst würde und wir in Oberhof im Hotel „Schweizerhof“ mit vier anderen Lagermannschaften zusammengelegt würden. Als sich die Enttäuschung gelegt hatte, gab unser Lehrer bekannt, daß wir, bevor er Soldat werden mußte, noch eine schöne Wanderung zum Kickelhahn, Goethehaus und auch Ilmenau unternehmen wollten. Die Freude war groß, und wir konnten den Wandertag kaum erwarten. Einige Tage später war es soweit. Schönes Wetter war angesagt, die Tagesverpflegung wurde eingepackt, dann ging es los. Im Ortsbereich von Schmiedefeld durften wir in Dreiermarschordnung marschieren, und es wurden einige Lieder gesungen. Außerhalb des Ortes hieß es dann: Ohne Tritt marsch. Zunächst wanderten wir in Richtung Spitzkehrenbahnhof Rennsteig, von da aus an der Massenmühle vorbei, über den Panoramaweg zum Gasthof Auerhahn. Hier wurde die erste Pause eingelegt. Nachdem wir uns gestärkt hatten, wanderten wir über Gabelbach zum Kickelhahn, der eine Höhe von 861 m hat. Bevor wir alle den Kickelhahnturm bestiegen, hielt unser Lehrer einen Vortrag über den deutschen Dichter Johann Wolfgang von Goethe. Das Goethehäuschen wurde auch besichtigt, und es wurden einige Erklärungen abgegeben. Nach der 12-km-Wanderung sollten wir erst eine Ruhepause einlegen, dann ging es hinauf auf den Aussichtsturm. Von hier hatten wir einen herrlichen Ausblick auf die Stadt Ilmenau und auf die Seenplatte. Wir konnten uns gar nicht satt sehen, doch unser Lagermannschaftsführer Karl Hilgers gab dann das Zeichen zum Aufbruch. Wir wanderten 3 km bergab bis nach Ilmenau, dabei haben wir einen Höhenunterschied von 380 m überwunden. Vom Bahnhof Ilmenau-Bad sind wir mit der Eisenbahn wieder zurückgefahren nach Schmiedefeld.

Aussichtsturm auf dem Kickelhahn. Postkarte von 1944

Hitlerjunge Helmut Kuwertz mit 13 Jahren

Der Tag, an dem wir Schmiedefeld verlassen mußten, rückte nun immer näher. Am 22. Juli 1944 war es soweit. Für den Abreisetag wurde angeordnet, daß wir alle unsere Pimpfenuniform anziehen sollten. Das bedeutete: Braunhemd, schwarze kurze Hose, schwarzes Halstuch mit Lederknoten, Koppel, Schulterriemen und Fahrtenmesser mußten wir am Abend vorher schon bereit legen. Von unserem Lehrer erfuhren wir noch, daß er erst nach Düsseldorf zurückfahren mußte, um sich dort bei einer Dienststelle der Deutschen Wehrmacht zu melden.

Am nächsten Morgen schlug die Abschiedsstunde. Nach einem guten Frühstück stellten wir uns vor der Jugendherberge auf und sangen ein fröhliches Lied. Unser Lehrer hielt eine kleine Ansprache. Er bedankte sich im Namen der Lagermannschaft und hob besonders die guten Kochkünste der Herbergsmutter hervor. Das wurde von uns mit großem Beifall bedacht. Nach einem langen Händeschütteln konnten wir dann doch zum Bahnhof gehen, denn der Zug wartete ja nicht auf uns. So nahmen wir mit unserem Gepäck den kürzesten Weg zum Bahnhof. Als der Zug den Anstieg zum Bahnhof Rennsteig hinaufdampfte, schauten wir alle wehmütig auf den Ort Schmiedefeld zurück, wo wir eine schöne Zeit verbracht hatten. In Plaue angekommen, hieß es nun umsteigen in den Zug nach Oberhof. Vorher konnten wir uns alle von unserem Lehrer verabschieden, der mit dem Gegenzug in Richtung Erfurt-Düsseldorf zurückfahren mußte. Er schaute ganz traurig aus dem Wagenfenster, als der Zug langsam den Bahnhof Plaue verließ. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Ob er den Krieg überlebt hat? Wir wissen es nicht.

Unser Lagermannschaftsführer Karl Hilgers hatte nun die alleinige Verantwortung über 30 Pimpfe. Wenn man bedenkt, daß er ja auch erst 18 Jahre alt war, ist er seiner Aufgabe immer gerecht geworden. Karl war bei der Hitlerjugend im Rang eines Fähnleinführers.

Nun kam auch unser D-Zug in Sicht. Nachdem alle eingestiegen waren, mußte der Lokführer den Regler mächtig aufdrehen, um die vielen schweren Wagen den Anstieg zum Bahnhof Oberhof hinaufzuschaffen. Wir wußten, daß wir durch den 3039 m langen Brandleite-Tunnel fahren würden und waren alle sehr gespannt. Ein Schaffner ging vorher durch die Wagen und rief, daß die Fenster unbedingt geschlossen werden müssten, wenn wir durch den Tunnel führen. Direkt hinter dem Südportal liegt der Bahnhof Oberhof. Hier war unser Ziel erreicht. Als wir ausgestiegen waren, sahen wir minutenlang Dampf und Rauchwolken aus dem Tunnel aufsteigen. Vor dem Bahnhof stellten wir uns auf. Unser Karl erklärte uns

Der Bahnhof Oberhof liegt direkt vor dem Ausgang des Brandleite-Tunnels

den Weg steil bergan durch das Pfanntal bis zum Rondell und dann an der Straße entlang nach Oberhof. Gesamtstrecke 3 km. Am Bahnhof standen mehrere mit Pferden bespannte Kutschen; in einer konnten wir unser Gepäck (wir waren alle froh) legen, so daß wir unbeschwert den steilen Berg hinaufwandern konnten. Als wir oben am Rondell ankamen, mußten wir erst einmal verschnaufen. Jetzt, kurz vor dem Ziel, waren wir doch ein wenig aufgeregt. Was erwartete uns? Wie war unsere Unterkunft? Wie war die Verpflegung? Wie war unser neuer Lehrer? Wie waren die neuen Lagerkameraden? Alles Fragen, die sich nach und nach zum Positiven gewendet haben. Am Ortseingang von Oberhof ließ unser Karl alle Pimpfe antreten. Er erklärte uns, daß wir als neue Lagermannschaft unbedingt einen guten Eindruck hinterlassen müßten. Deshalb wollten wir singend bis zum Hotel Schweizerhof marschieren. Also marschierten wir singend in Oberhof ein. Viele Leute und verwundete Soldaten schauten begeistert zu. Am Hotel angekommen, sahen wir dort schon viele neue Lagerkameraden stehen, die durch unseren Gesang aus dem Haus auf die Straße gekommen waren.

Wir marschierten direkt bis vor den Eingang. Unser Lagermannschaftsführer rief: „Abteilung halt, links um, rührt euch.“ Aus dem Eingang sahen wir unseren neuen Lagerleiter und Lehrer (er hieß Schnitzler und kam aus Düssel-

Der große Saal im Hotel „Schweizerhof“ in Oberhof

dorf) auf uns zukommen. Karl Hilgers machte zackig Meldung: „Lagermannschaft Schmiedefeld mit 30 Pimpfen angetreten“. Lagerleiter Schnitzler hieß uns herzlich willkommen und forderte uns auf, ins Haus zu kommen. Im großen Saal wurden die anderen Lagermannschaftsführer und Lehrer vorgestellt. Lehrer Koog kam aus Velbert und Lehrer Fiebig aus Kettwig. Nach einigen Unterweisungen von Seiten der Lagerleitung wurden wir auf die einzelnen Zimmer verteilt. Ich hatte das Glück, auf ein Vierbettzimmer zu kommen. Mittlerweile traf die Kutsche mit unserem Gepäck am Hotel ein. Wie schon in Schmiedefeld mußten alle Sachen ordentlich in die Spinde eingeräumt werden.

In Gesprächen mit den neuen Lagerkameraden stellte sich heraus, daß sie schon vor einigen Tagen aus Zeulenroda angereist waren. Das dortige KLV-Lager war, wie das in Schmiedefeld, aufgelöst worden. Eine Woche später kam noch eine neue Gruppe aus Kreuzburg bei uns im Hotel an.

Täglich wurde im großen Saal die Post verteilt. Jeder war jetzt gespannt, ob sein Name aufgerufen würde. Dabei gab es freudige und enttäuschte Gesichter, besonders dann, wenn man vergeblich auf eine Nachricht von zu Hause gewartet hatte. Ich hatte aber Grund zur Freude. Meine Mutter teilte mir mit, daß sie uns in Kürze mit Frau Oberstenfeld in Oberhof besuchen werde. Den Tag der Ankunft konnten Horst und ich kaum erwarten. Nachdem die Mütter eingetroffen waren, war die Freude groß. Ab sofort wurden wir vom Schulunterricht und vom Lagerdienst freigestellt. Wir hatten eine schöne Woche in Oberhof. An einem Tag sind wir sogar nach Schmiedefeld gefahren, um unsern Müttern die Jugendherberge zu zeigen. Durch die damaligen schlechten Zugverbindungen kamen wir erst nach Mitternacht wieder in Oberhof an. In stockdunkler Nacht mußten wir dann steil bergan durch das Pfanntal zurück nach Oberhof wandern. Nach der Heimfahrt unserer Mütter begann wieder der normale Dienst. Täglich wurde ein neuer Plan am schwarzen Brett ausgehängt. Darauf waren alle Aktivitäten zeitlich festgelegt, die dann auch durchgeführt wurden.

Der Luftkurort Oberhof in Thüringen. Postkarte von 1944

Eines Tages gab unsere Küchenmamsell bekannt, daß sie gerne für alle Waldbeerpfannkuchen backen würde, aber sie hätte keine Beeren.

Die Lagerleitung gab die Anweisung, alle 120 Pimpfe sollten am nächsten Tag in der Nähe des Rennsteigs Waldbeeren pflücken. Direkt nach dem Frühstück ging es los. Ausgerüstet mit sauberen Konservendosen, 12 Wassereimern und drei Handwagen, ging es in den Wald. Wir mußten ausschwärmen, dann wurde gepflückt, was die Sträucher hergaben. Das Ende der Pflückzeit war so festgelegt worden, daß wir mit dem Rückweg noch rechtzeitig am Hotel ankamen, so daß die Pfannkuchen gebacken werden konnten. Wir waren alle ganz stolz. Als festgestellt wurde, daß die 12 Eimer gefüllt waren, zogen wir singend nach Oberhof zurück. Die Pfannkuchen haben uns allen gut geschmeckt.

Ende August 1944 wurde uns mitgeteilt, daß wir einen neuen Hauptlagermannschaftsführer bekommen sollten. Alle Jungen waren natürlich gespannt auf den „Neuen“. Zwei Tage darauf fuhr eine Pferdekutsche vom Bahnhof Oberhof herkommend am Hotel vor. Dann stieg der „Neue“ aus. Er trug die Uniform der Waffen-SS, am Koppel befestigt hatte er eine Pistolentasche, und zwei Gewehre hatte er auch dabei. Das hat uns alle sofort sehr beeindruckt. Einige halfen dabei, sein umfangreiches Gepäck auszuladen und es in das Haus zu tragen. Dann wurde er der gesamten Lagermannschaft vorgestellt. Dabei haben wir erfahren,

Einige Kameraden von Helmut Kuwertz im Hotel „Schweizerhof“

daß er für die Führung der Lagermannschaft vorübergehend von der Waffen-SS freigestellt worden war. Sein Name war Moritz Pauss, er kam ursprünglich von der Flämischen Hitlerjugend aus Lüttich in Belgien. Anfänglich mußten wir uns an seinen belgischen Akzent gewöhnen. Ich persönlich habe Moritz Pauss viel zu verdanken, er war der einzige, der sich bis zur späteren Auflösung des Lagers Schweizerhof Ende März 1945 um uns gekümmert hat. (Darüber mehr zum Ende der Geschichte). Das KLV-Lagerleben nahm so seinen Lauf, mit Schwimmen im alten Oberhofer Waldschwimmbad, Sportfest im Dreikampf, Geländespiel, natürlich der tägliche Schulunterricht. Die Lagerleitung gab dann noch bekannt, daß ein Fanfarenkorps gegründet werden sollte. Wer Interesse hätte, solle sich melden. Der Andrang war natürlich groß, aber es konnten nur 24 Jungen angenommen werden. Ich durfte auch mitmachen als Fanfarenspieler. Am Anfang wurde jeden Tag geübt. Nach vier Wochen zogen wir zum ersten Mal spielend durch Oberhof. Auch wenn noch einige Mißtöne erklangen, hat es uns viel Spaß gemacht.

Je länger ich nach den vielen Jahren über meine Zeit in Thüringen nachdenke, desto mehr fällt mir ein, worüber ich noch berichten möchte. Ende September 1944 wurde mein Schulfreund Horst von seinem Stiefvater überraschenderweise nach Hösel zurückgeholt. Wenn ich gewußt hätte, was danach noch alles auf mich zukommen sollte, wäre ich damals auch mit zurückgefahren. Kurze Zeit darauf wurde unser Hauptlagermannschaftsführer Moritz wieder zum Militärdienst eingezogen. Womit niemand gerechnet hatte, ca. 4 - 6 Wochen später kam er verwundet wieder in Oberhof an. Er hatte es fertiggebracht, nach Oberhof in ein Lazarett überstellt zu werden. Hier muß noch vermerkt werden, daß damals fast alle Hotels und Pensionen beschlagnahmt waren, um darin KLV-Lager oder Lazarette einzurichten.

Wie sich später nach dem Krieg herausstellte, hatte er sich selber einen Heimatschuß am linken Arm zugefügt, mit dem Zweck, vom Militärdienst befreit zu werden, um erneut bei uns als Lagermannschaftsführer tätig zu sein. Was ihm danach auch tatsächlich gelungen ist. Nach der damaligen Rechtslage stand auf vorsätzliche Selbstverstümmelung im Militärdienst die Todesstrafe.

Mittlerweile war der Herbst eingezogen, und der Winter stand vor der Türe. Anfang November 1944 kam der Oberhofer Förster zu uns ins Hotel. Die Lagerleitung gab bekannt, daß die Sicherstellung mit Koks für unsere Zentralheizung nicht gewährleistet werden könne, so daß wir auch auf Brennholz zurückgreifen müßten. Der Förster gab bekannt, daß er mit seinen Waldarbeitern ein bestimmtes Waldgebiet ausholzen wolle. Dieses Holz könnten wir dann aus dem Wald abholen. Zwei Wochen lang bis zum 15. November wurden wir nach dem Mittagessen in den Wald geschickt, um das Holz zu tragen oder über die Straße hinter uns herzuziehen. Immerhin betrug die Wegstrecke hin und zurück 3 km. An den letzten Tag der Holzaktion kann ich mich noch gut erinnern. Der Tag war trübe und kalt, und wir hatten allmählich die Nase voll von der Schlepperei. Ich packte den letzten Ast und zog ihn hinter mir her. Nach etwa 500 m begann es zu schneien. Als wir am nächsten Morgen aufwachten und aus dem Fenster schauten, lag der Schnee schon 60 cm hoch. Solche Schneehöhen kannten wir zu Hause ja nicht, deshalb herrschte große Freude darüber. Wir haben danach so manche Schneeballschlacht gemacht. Unser alter Hausmeister, ein Bergmann aus Bochum, der für alles zuständig war, was im Hotel repariert werden mußte, und der auch die Heizung versorgt hat, sagte uns: „Ich habe da in einem Kellerraum noch eine Menge Skier gefunden, die aber nicht mehr alle in Ordnung sind an der Bindung. Ihr könnt euch ja die besten raussuchen“. Da nicht für alle Jungens Skier vorhanden waren, wurden sie aufgeteilt, daß jeder einmal laufen konnte. An einen Skiausflug zum „Veilchenbrunnen“, einer damaligen Ausflugsgaststätte, die oberhalb von Zella-Mehlis lag und 1945 abgebrannt ist, kann ich mich noch besonders gut erinnern. Es hätte beinahe tragisch geendet. Nach dem frühen Mittagessen machten wir einen Skiausflug zum „Veilchenbrunnen“.

Wir überquerten den Rennsteig und fuhren durch tief verschneite Tannenwälder in Richtung der früheren Gaststätte „Veilchenbrunnen“, ca. 3,5 km weit. Hier gab es damals eine große Wiese, die leicht abschüssig war. Als wir angekommen waren, ging es sofort los mit den Abfahrten. Nachdem wir mehrmals unsere Fahrkünste ausprobiert hatten, gaben die Lagermannschaftsführer das Zeichen zur Rückkehr. Sie hatten sich aber verschätzt mit dem Einsetzen der Dämmerung. Wir sind damals viel zu spät losgefahren.

Das Hotel „Schweizerhof“ im tiefen Winter

Nach kurzer Zeit wurde es dunkel. Obwohl wir uns mächtig ins Zeug gelegt hatten, kamen wir in völliger Dunkelheit am Hotel an. Die Skier wurden abgeschnallt, und wir mußten uns in der Hotelhalle aufstellen. Dabei wurde festgestellt, daß einer fehlte. Es war der „Chines“. (Er wurde scherzhaft so genannt, weil er Schlitzaugen hatte). Die Aufregung war außerordentlich groß. Nach dem Abendessen wurde eine Suchaktion durchgeführt. Wir wurden mit Pechfackeln, Taschenlampen und Stallaternen ausgerüstet. Wir fuhren mit unseren Skiern fast die ganze Strecke zurück, dabei wurde sein Name gerufen. Aber alles war vergebens. An diesem Abend haben wir ihn nicht mehr gefunden. Am nächsten Morgen direkt nach dem Frühstück wurden alle 120 Jungen aufgerufen, den „Chines“ zu suchen. Auf breiter Front durchkämmten wir den Wald. Nach einiger Zeit hörten wir lautes Rufen: „Wir haben ihn gefunden.“ Alle rannten nun, so gut es ging, durch den hohen Schnee zu der Fundstelle. Es stellte sich heraus, daß seine Skibindung defekt geworden war. Er konnte sie nicht mehr reparieren. Weil es ja schon dunkel geworden war, hatte er dann die Orientierung verloren und war im Wald herumgeirrt. Zufällig entdeckte er eine Holzarbeiterhütte, wo hinein er sich, vor der größten Kälte geschützt, begeben hatte. In dicke Decken eingewickelt, haben wir ihn dann auf einem Schlitten zurück zum Hotel „Schweizerhof“ gefahren. Die Ärzte stellten fest, daß seine Zehen angefroren waren. Er wurde sofort auf die Krankenstation gebracht. Als er einigermaßen wieder hergestellt war, wurde er von seinem Vater, der aus Düsseldorf-Eller kam, zurück nach Hause geholt. Gegen die beiden Lagermannschaftsführer gab es ein Disziplinarverfahren, weil sie ihrer Aufsichtspflicht nicht genügend nachgekommen waren. Es wurde festgestellt, daß einer am Schluß der Skimannschaft hätte fahren müssen.

Bestätigung der Leistungsprüfung des
DJ-Leistungsabzeichens
III. Weltanschauliche Prüfung

Die Pimpfe erhielten im KLV-Lager nicht nur eine vormilitärische Ausbildung, sie wurden auch „weltanschaulich“ erzogen und mußten ihre Kenntnisse in einer Prüfung nachweisen

Es gab noch eine Begebenheit, die beinahe tödlich geendet hätte. Mitte Dezember 1944 waren in der Nähe von Oberhof zwei russische Kriegsgefangene aus einem Lager ausgebrochen. Sie wurden deshalb überall gesucht. Unser Hauptlagermannschafsführer Moritz gab einen Tagesbefehl heraus, daß wir als große Lagermannschaft die beiden Ausbrecher suchen und gefangennehmen sollten. Es gäbe zuverlässige Hinweise darauf, daß die Russen sich in einem bestimmten Waldgebiet aufhielten. Damit wir mit unserer dunklen Kleidung in dem weißen Schnee nicht so auffielen, wurde angeordnet, daß jeder sein weißes Bettuch nahm und als Tarnung um seinen Körper wickelte. Gesagt, getan, zogen wir dann im Gänsemarsch durch den hohen Schnee in den Wald. Wir waren natürlich begeistert, „zwei Russen“ zu suchen und zu fangen. Eine ganze Zeit führten unser Moritz und sein Unterführer uns durch den hohen Schnee im tief verschneiten Wald. Plötzlich wurde weiter vorn gerufen: „Da sind ja die Russen!“ Als dann auch noch Schüsse fielen und im Schnee alles rot von Blut war, gab es kein Halten mehr. Alle wollten nun die verwundeten Russen sehen und gefangennehmen. Als ich auf die Lichtung stürmte, sah ich die beiden Russen. Sie hatten dicke Steppjacken an, und auf dem Kopf trugen sie Pelzmützen. Viele Pimpfe fielen über die Ausbrecher her, die sich aber mächtig wehrten. Bei dem Gerangel verloren sie ihre Pelzmützen, und zu unserem Erstaunen entpuppten sich die „Russen“ als unsere Lagermannschaftsführer Karl Hilgers und sein neuer Unterführer, der aus Thüringen kam. Alles hatten sie sich ausgedacht und durchgeführt. Die Verkleidung und rote Tinte als Blut, die Schüsse aus der Pistole 08 waren aber echt. Ich kann gar nicht beschreiben, wie wir uns gefreut haben, daß es keine Russen waren. Nachdem sich die Lagermannschaft beruhigt hatte, wurden die beiden „Russen“ gefesselt abgeführt. In der Nähe der Straße nach Oberhof sahen wir einen verwundeten bewaffneten Offizier, der mit seiner Frau einen Spaziergang machte. Einer kam auf die Idee und meinte, wir sollten die Gefangenen laufen lassen und dann rufen: „Haltet die Russen, mal gucken, wie der Offizier reagiert“. Die beiden rannten, wir riefen: „Haltet die Russen!“ Womit keiner gerechnet hatte, war, daß der Offizier plötzlich seine Pistole aus der Tasche zog und auf die Flüchtlinge schießen wollte. Da erklang aus 120 Kehlen: „Nicht schießen, das sind gar keine Russen“. Erst jetzt wurde uns bewußt, was daraus geworden wäre, wenn er wirklich geschossen hätte. Sofort an Ort und Stelle verlangte er von dem verantwortlichen Führer eine Erklärung. Der Offizier beschimpfte unseren Moritz und bemerkte, daß er den Vorfall bei der Polizei anzeigen wolle. Es muß wohl danach zu einer Aus-

Prüfungsbedingungen für die
Pimpfenprobe

Bestätigung der Pimpfenprobe

Nachweis über die bestandene „Pimpfenprobe“ in Helmut Kuwertz’ „Leistungsbuch der HJ“

sprache bei der Ortspolizei Oberhof gekommen sein, denn alle Lagermannschaftsführer und Lehrer wurden auf die Wache bestellt.

Es war wohl noch im Dezember 1944, als bekanntgegeben wurde, daß wir in Kürze von Leuten der Internationalen Presse besucht würden. Tatsächlich kam die Presse, es waren Leute vom Radio und von Zeitungen. Es waren Amerikaner, Schweden, Franzosen, Schweizer, Spanier und Finnen.

Auch Deutsche waren dabei. Aus heutiger Sicht müssen es irgendwelche Aufpasser gewesen sein, welche die Presseleute auf Schritt und Tritt begleitet hatten. Die Internationale Presse war einige Tage in Oberhof. Wir konnten sie dabei beobachten, wie sie jeweils in ihrer Landessprache Berichte über das KLV-Lagerleben auf ein Tonband gesprochen haben. Am letzten Tag wurde eine Außenreportage aufgenommen. Mehrere Mikrophone und ein Tonbandgerät wurden aufgestellt. Nach Anweisung sollten wir eine Schneeballschlacht machen und dabei besonders fröhlich sein. Nach zwei Proben hieß es dann, daß jetzt alles aufgenommen würde. Dabei wurden am Rande einige Pimpfe befragt, die auf die Fragen der Reporter im damaligen nationalsozialistischen Sinn geantwortet haben. Abends wurde uns die gesamte Reportage im großen Saal von einem Tonband vorgespielt. Als wir unsere eigenen Stimmen hörten, waren wir sehr beeindruckt.

Das Weihnachtsfest 1944 rückte nun immer näher. Täglich wurden Pakete oder Päckchen von zu Hause an uns verteilt. Ich war auch dabei. Meine Mutter hatte liebevoll einiges an Süßigkeiten zusammen mit einem warmen Pullover und Socken eingepackt. Die Freude war natürlich groß. Die Lagerleitung und die Hotelleitung hatten für uns eine schöne und eindrucksvolle Weihnachtsfeier gestaltet. Unsere Küchenmamsell mit ihrem Personal hatte ein besonderes Abendessen zubereitet, trotz der sich schon langsam abzeichnenden Lebensmittelknappheit.

So ging die Zeit weiter. Unsere Aktivitäten draußen wurden vom Winter und Wetter bestimmt. Der Schnee lag schon über 1 Meter hoch, und die Temperatur kam nachts an die 20 Grad minus heran.

Schon im Februar 1945 breitete sich im Lager eine gewisse Unruhe aus. Die Wehrmachtsberichte von den Fronten konnten kaum noch große Erfolge melden. Einige Pimpfe wurden in dieser Zeit von ihren Müttern oder Vätern vorzeitig nach Hause zurückgeholt.

An den 15. Februar 1945 kann ich mich auch noch gut erinnern. Unsere Lagermannschaftsführer hatten eine große Schneeballschlacht angeordnet. Dazu wurde zunächst von allen Pimpfen eine ca. 1,20 m hohe und 15 m lange Schneemauer errichtet. Dann wurden zwei Gruppen gebildet, die sich gegenseitig bewerfen sollten. Es war eine herrliche Schlacht, die wir da veranstaltet haben. Der Tag war trüb, die Wolken hingen sehr tief, und was uns zunächst nicht so sehr aufgefallen war, daß in der Luft über uns ein lang anhaltendes Gebrumme von Flugzeugen zu hören war. Wie sich dann am nächsten Tag herausstellte, waren es die amerikanischen Bombenflugzeuge, die einen Tagesangriff auf Dresden geflogen waren. Die Flugroute ging damals direkt über den Thüringer Wald.

Am 1. März wurde ich mit der Aushändigung meines Schulentlassungszeugnisses offiziell aus der Lagerschule „Schweizerhof“ entlassen und mit mir zugleich alle Lagerkameraden des Jahrgangs 1930/1931.

Anfang März 1945 machte sich der Mangel an Lebensmitteln enorm bemerkbar. Deshalb wurden wir beauftragt, nach Ohrdruf zu wandern und da in einem militärischen Lebensmittellager Gemüse- und Fleischkonserven abzuholen. Dazu mußten 50 Jungen ihren Schultornister ausräumen, um dann darin die Konserven zu transportieren. Ganz früh am Morgen, es dämmerte noch, zogen wir los. Die Strecke hin und zurück betrug ca. 30 km. Gegen Mittag kamen wir in Ohrdruf an. Unsere Lagermannschaftsführer meldeten sich bei der Verwaltung des Lebensmittellagers. Es stellte sich nun heraus, daß wir bei weitem nicht so viele Dosen bekommen konnten, wie gewünscht.

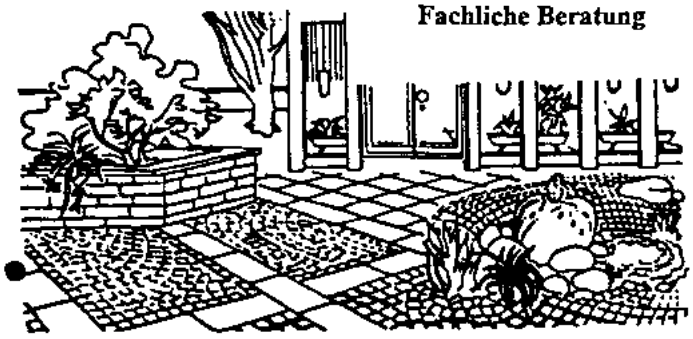
Der aus Lüttich in Belgien stammende Lagermannschaftsführer Moritz Pauss im Alter von 18 Jahren

Die Enttäuschung war groß. Damit wir nicht mit leerem Magen nach Oberhof zurückwandern mußten, gab es aus einer Feldküche eine Kohlsuppe, die wir gierig gegessen haben, denn wir hatten einen fürchterlichen Hunger. Nach einer Verschnaufpause mußten wir nun den langen Rückweg antreten. Anstatt acht Büchsen hatte ich nur drei Büchsen in meinem Schultornister. Das erleichterte mir etwas den Rückmarsch. Ab der Ortschaft Luisental ging es 10 km bergan nach Oberhof hinauf. Es war schon fast dunkel, als wir nach ca. 13 Stunden wieder todmüde im Hotel ankamen. Bis heute kann ich immer noch nicht begreifen, wie ich das damals als 13-jähriger Schüler geschafft habe.

Stetig spitzte sich die Lage weiter zu. Wiederum wurden deshalb viele Kinder von ihren Angehörigen zurückgeholt. Auch die Lehrer und die Lagerleitung verließen nach und nach Oberhof. Mitte März 1945 wurden wir von unserem Lagermannschaftsführer Moritz Pauss zusammengerufen, und er erklärte uns, daß wir keine Aussichten hätten, weiter im Hotel „Schweizerhof“ bleiben zu können. Er sagte, daß er mit uns nach Zella-Mehlis wandern wollte, um sich dort im Rathaus im Büro des NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) zu melden. Es sollte dann versucht werden, bei privaten Familien für uns Unterkunft zu bekommen. Nach einer Umfrage

Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



Wir liefern Baustoffe für den Hausbau · Außenanlagen · Gartenbau
Isolierung und Innenausbau
Naturstein + Beton · Pflaster und Platten

KÜPPERS BAUSTOFFE GMBH

Siemensstraße 33 · 40885 Ratingen-Lintorf · Tel. 9 36 90 · Fax 93 69 25
Internet: www.kueppers.com
Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

Die frühere Metzgerei Weinaug in Zella-Mehlis heute, von der Straße aus gesehen

haben sich dann acht Jungen gemeldet. So wanderten wir am nächsten Tag nach Zella-Mehlis. Vom NSV-Büro wurden wir alle dann telefonisch in Fleischer- und Bäckerfamilien untergebracht. Ich fand bei der Fleischerei Ernst Weinaug im Ortsteil Mehlis mein neues Zuhause. Gleich am nächsten Tag mußte ich schon im Schlachthaus mithelfen. Mein damaliger neuer „Arbeitskollege“ war ein französischer Kriegesgefangener, er hieß Jean und stammte aus Lyon. Er war von Beruf Metzger und wohnte mit mir auf einem Zimmer unter dem Dach. Er sprach schon gut deutsch, so daß ich mich auch mit ihm unterhalten konnte. Sonntags durfte er in ein Gefangenenlager zu seinen französischen Kameraden gehen und dort einen Besuch machen.

Im Laufe meines Aufenthalts, der ja bis Oktober 1945 gedauert hat, wurde ich zu allen Arbeiten, die in einer Fleischerei vorkommen, mit herangezogen. Mein damaliger Arbeitstag ging von morgens 7 Uhr bis abends 18 Uhr. Was ich trotz der harten Arbeit gut fand, war das ausgezeichnete Essen, das Frau Weinaug zusammen mit ihrer Schwiegermutter kochte. Trotz der angespannten Lage konnte Herr Weinaug immer noch Schlachtvieh einkaufen, das wir zu Fleisch- und Wurstwaren verarbeitet haben, um die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen.

In der ersten Aprilwoche 1945 konnte ich beobachten, wie deutsche Truppen mit vielen verwundeten Soldaten auf dem Rückzug durch Zella-Mehlis zogen. Es war kein schöner Anblick, mit ansehen zu müssen, wie die einst stolzen deutschen Armeen vor den alliierten Truppen flüchteten. Ich sah viele Soldaten, die mit abgekämpften Gesichtern und zerlumpten Uniformen auf ihren Fahrzeugen saßen. Sie hatten blutverschmierte Verbände um Kopf, Beine oder Arme gewickelt.

An der engsten Stelle der Reichsstraße 280, unterhalb der früheren Büromaschinenfabrik „Mercedes“ in Richtung des Ortes Benshausen, wurde von Hitlerjungen und Volkssturm eine Panzersperre errichtet. Es wurde gesagt, daß sie den Feind entscheidend aufhalten sollte. Wie sich später dann herausstellte, ist wohl ein amerikanischer Bergepanzer mit solcher Wucht gegen die Sperre gefahren, daß die aufgehäuften Gegenstände weit weg geschleudert wurden. Die nachfolgenden Panzer konnten ohne Aufenthalt weiterfahren.

Um den 17. April 1945 hörten wir westlich von Zella-Mehlis Geschützdonner. Die Front rückte immer näher. Herr Weinaug ordnete an, daß es besser sei, uns in den Keller zu begeben. Man wisse ja nicht, meinte er, ob bei uns einmal eine Granate ins Haus einschlüge. Wir hörten dann noch einige Stunden vereinzelt Maschinengewehrfeuer und Gewehrschüsse. Danach verebbte die Schießerei, und es wurde ruhig. Die Leute kamen dann aus ihren Kellern heraus auf die Straße. Plötzlich kam ein Mann aus Richtung Marktplatz gelaufen und rief: „Die Amerikaner kommen von Benshausen her nach Zella-Mehlis“. Dann hörten wir auch schon die Panzermotoren dröhnen und die Ketten rasseln. Nach und nach kamen jetzt die Menschen zum Marktplatz. Ich rannte auch dorthin. Einige drückten sich ängstlich an die Hausmauern oder standen in den Hauseingängen. Vereinzelt sah man Leute, die scheu hinter ihren Fenstern auf die Straße schauten. Innerhalb kurzer Zeit hingen überall aus den Fenstern

Der Marktplatz von Zella-Mehlis heute. Links das „Hotel Wien“.
Die ersten amerikanischen Panzer kamen aus der Straße links von Benshausen her und rollten weiter in Richtung Kirche

weiße Fahnen. Mittlerweile trafen immer mehr Menschen an der Hauptstraße ein. Besonders die vielen Fremdarbeiter und Fremdarbeiterinnen, die ja aus verschiedenen Ländern Europas nach Deutschland verschleppt worden waren.

Auch Kriegsgefangene, die sich selbst befreit hatten, als ihre Wächter flohen, waren dabei. Das Panzermotorengebrumm wurde immer lauter. Dann bog der erste Panzer um die Straßenecke. Da gab es kein Halten mehr. Alle Fremdarbeiter und die Kriegsgefangenen liefen den amerikanischen Panzern freudestrahlend entgegen, kletterten auf die Fahrzeuge und umarmten die Befreier. Ich konnte das damals noch nicht begreifen, daß unsere Feinde umarmt wurden, deshalb habe ich bitterlich geweint. Hinter den Panzern liefen die eigentlichen Kampftruppen. Sie hatten ihre MP im Anschlag und durchsuchten die ganze Stadt nach deutschen Soldaten, haben aber keinen mehr gefunden.

Alle Einwohner von Zella-Mehlis waren nun froh, daß der Krieg vorbei war. Nachdem sich die Lage langsam beruhigt hatte, bekamen wir einen Offizier zur Einquartierung. Dazu wurde das gute Wohnzimmer hergerichtet. Er verteilte an uns Schokolade und Bonbons. Dabei wurde mir allmählich klar, daß unsere damaligen Feinde genau solche Menschen waren wie wir. An einem der nächsten Tage herrschte bei uns im Haus und in der Nachbarschaft große Aufregung und Bestürzung. Die Amerikaner verteilten ein Flugblatt im Zeitungsformat, auf dem fürchterliche Bilder zu sehen waren und auf dem man schlimme Texte lesen konnte. Es waren Bilder und Texte von der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald bei Weimar. Die Menschen konnten es nicht fassen, daß wir Deutschen solch ein Verbrechen begangen hatten.

Befreite Häftlinge im KZ Buchenwald

Für unseren französischen Fleischergesellen kam nun die Abschiedsstunde. Die Amerikaner hatten die Rückführung aller Kriegsgfangenen und Fremdarbeiter organisiert. Jean bedankte sich bei der Familie Weinaug für die gute Behandlung, und ich merkte, daß er beim Abschiednehmen innerlich sehr bewegt war.

Kurz danach, an einem Sonntag, haben wir acht Jungen und Moritz Pauss uns getroffen. Wir haben dann beschlossen, einige Tage darauf noch einmal nach Oberhof zurückzuwandern. Der Grund war einmal, daß wir unbedingt unser restliches Gepäck holen wollten. Auch konnten wir dann nachsehen, wie es in Oberhof aussah. Dort angekommen, sahen wir, daß das wunderschöne Herzogliche Schloßhotel durch den Beschuß von amerikanischer Artillerie bis auf die Grundmauern abgebrannt war. Das Hotel „Schweizerhof“ stand noch, aber im Haus war kein Leben mehr. Unser alter Hausmeister bewachte das Gebäude, und er hat uns dann hinein gelassen, um unsere Sachen herauszuholen.

Kurze Zeit später trafen wir uns wieder an einem Sonntag. Auf meine Frage, wo denn Moritz Pauss sei, erzählte ein Junge, daß er von den Amerikanern gesucht wurde. Er hatte aber rechtzeitig davon erfahren und war dann sofort mit seinen Eltern und seinen beiden Schwestern, wie ich später nach meiner Rückkehr erfahren habe, nach Düsseldorf geflüchtet. Dort waren sie unter falschem Namen untergetaucht. Nachdem ich wieder in Hösel war und mit ihm Kontakt aufgenommen hatte, erfuhr ich die ganze Wahrheit. (Darüber erzähle ich am Schluß meines Berichtes.)

In der Stadt normalisierte sich allmählich die Lage. Die amerikanischen Soldaten hatten damals vor unserem Hoftor auf dem breiten Bürgersteig eine Wasseraufbereitungsanlage aufgebaut. Sie bestand aus einem großen Behälter aus starkem Segeltuch und einer motorisierten Filterpumpenanlage. Aus dem öffentlichen Wassernetz wurde Trinkwasser in den Behälter eingelassen und von da durch die Filteranlage in ein Wassertankfahrzeug gepumpt. Als wir Kinder den Soldaten sagten, daß sie nicht zu filtern brauchten, weil wir das Wasser ja auch trinken würden, sagte uns ein Dolmetscher, daß aus Sicherheitsgründen das Trinkwasser gefiltert werden müßte.

Nach dem Weggang unseres französischen Metzgergesellen brauchten wir unbedingt einen neuen Gehilfen. Kurz darauf kam der neue Geselle. Er stammte aus Breslau und kam ohne Gepäck zu uns ins Haus. Alles, was er anhatte, war nur seine alte Soldatenuniform. Aus Sicherheitsgründen hatte er aber alle Litzen und Embleme fein säuberlich abgetrennt. Ich habe mit ihm bis Oktober 1945 gut zusammengearbeitet. Mein Chef, Ernst Weinaug, war damals 45 Jahre und sein Vater, der Seniorchef, 74 Jahre alt. Er hieß mit Vornamen Hugo und hat sich besonders um mich gekümmert und immer dafür gesorgt, daß ich nie ohne Arbeit war. Wenn ich heute so darüber nachdenke, mußte ich für das leckere Essen, das ich damals bekommen habe, fleißig arbeiten. Ab und zu bekam ich sonntags 50 Pfennig, damit konnte ich mir im Kino den billigsten Platz kaufen.

Im Juni 1945 sickerte durch, daß die Amerikaner Anfang Juli Thüringen räumen würden. Sie hatten das in einer Konferenz mit den Russen so beschlossen. Am letzten Sonntag vor dem Rückzug der Amerikaner haben wir acht Jungen uns noch einmal getroffen. Die anderen sagten mir, daß sie alle mit den Soldaten auf den Militärwagen zurückfahren könnten. Ich sollte auch mitfahren und der Familie Weinaug mitteilen, daß ich nach Hause zurückfahren könnte. Ich habe es damals nicht gesagt, weil ich dachte, daß ich doch nicht so einfach weggehen könnte. Etwas später ist mir bewußt geworden, daß ich einen riesengroßen Fehler gemacht hatte. Jetzt war ich ganz allein in Zella-Mehlis zurückgeblieben.

Ein paar Tage, bevor die Amerikaner sich zurückzogen, konnte ich mehrmals beobachten, wie ganze Familien mit ihrem gesamten Hausrat in den Westen abtransportiert wurden. Wie sich dann herausstellte, waren die Männer Fachingenieure der Handfeuerwaffenindustrie in Suhl, und sie wurden in Amerika sehr gesucht. Sie hatten mit dem Umzug in den Westen ein besseres Los gezogen, als unter den Russen dort zu bleiben. Nachdem die Amerikaner den Rückzug angetreten hatten, fuhr Herr Weinaug mit einem Viehtransporter in Richtung Gotha, um Schlachtvieh einzukaufen. Als er am Abend zurückkam, berichtete er, daß er bei Ohrdruf die ersten russischen Soldaten auf einem Pferdewagen gesehen hatte. „Die sind bestimmt morgen hier in Zella-Mehlis“, meinte er, so war es dann auch. Als die Russen in Zella-Mehlis einmarschierten, wehten aus vielen Fenstern rote Fahnen. Man konnte unschwer erkennen, daß in der Mitte dieser Fahnen früher einmal ein rundes Symbol aufgenäht gewesen war. Gegen Mittag kam ein Panjewagen mit zwei Soldaten, einem Offizier und einer Dolmetscherin bei uns auf den Hof gefahren. Der Offizier gab eine Erklärung ab, die von der Dolmetscherin übersetzt wurde. Demnach sollten wir für die neue Besatzungsmacht Rindvieh schlachten und aus dem Fleisch geräucherte Dauerwurst herstellen. Das Schlachtvieh sollte bei den einzelnen Familien, obwohl die teilweise nur eine Kuh im Stall hatten, beschlagnahmt werden. Ich mußte dann noch mit dem Fahrrad zu einigen Fleischereien fahren und dort Bescheid sagen, daß auf Befehl der Russen alle Metzger am nächsten Morgen früh um 7 Uhr bei uns auf dem Hof zu erscheinen hätten. Denn wir konnten nicht allein die vielen Tiere schlachten und das Fleisch verarbeiten. Am nächsten Morgen kamen sechs Metzger zur Verstärkung. Mittlerweile hatten die Soldaten schon acht Rinder bei uns auf den Hof getrieben. Unter der Bewachung von drei Aufpassern haben wir tagelang geschlachtet und das Fleisch weiter verarbeitet. Meine Aufgabe bei der Massenschlachterei war unter anderem, die Magen- und Darminhalte zu entsorgen. Als die Abfallgrube gefüllt war, mußte ich dann die Abfälle mit einer Schubkarre auf eine Rasenfläche hinter dem Schlachthaus transportieren. Der Abfallhaufen wurde mit der Zeit immer größer. Hunderte von Schmeißfliegen haben dort ihre Eier abgelegt. Später konnte man beobachten, daß täglich mehr Maden zu sehen waren. Ein ekelerregender Anblick, den ich ertragen mußte. Als immer noch weitere Tiere angeliefert wurden, protestierte Herr Weinaug. Er ließ über die Dolmetscherin den diensthabenden Offizier wissen, daß wir nicht weiter schlachten könnten, weil unser Kühlhaus bis unter die Decke mit Rindervierteln vollgestopft sei. Wir müßten erst das Fleisch weiterverarbeiten, sagte er. Nach einer kurzen Unterbrechung mußten wir trotzdem weitermachen. Das Fleisch wurde dann zur Kühlung in einen Bierkeller auf Pferdewagen abtransportiert. Durch die ungenügende Lagerung ist das Fleisch aber verdorben, und die russischen Soldaten haben es sofort vergraben müssen. Mittlerweile war kaum noch Schlachtvieh zu finden. Eines Tages sagte mein Chef zu mir, daß ich mit den Soldaten gehen sollte, die wüßten, wo noch eine Kuh im Stall stehe. Ich mußte einen Hanfstrick mitnehmen. Dort angekommen, erklärte der Offizier, daß die Kuh beschlagnahmt sei und geschlachtet würde. Die Dolmetscherin übersetzte das ins Deutsche. Die Frau brach in dem Moment zusammen. Auf den Knieen liegend bat sie darum, die Kuh nicht zu schlachten, sie hätte vier kleine Kinder und sie brauchte dringend die Milch. Die Dolmetscherin erklärte, daß die russischen Soldaten auch Hunger hätten. Es gab keine Gnade. Als ich der Kuh den Strick um die Hörner gebunden hatte und sie dann abführte, kam ich mir vor wie ein Henkersknecht. Als ich mich dann noch einmal umschaute, sah ich die Frau mit den Kindern weinend an der Haustüre stehen.

Wir wurden Tag und Nacht bewacht. An einem Sonntag, als nicht gearbeitet wurde, hatten sich acht Russen in der Wurstküche niedergelassen. Nach etwa zwei Stunden wurde es dort immer lauter. Die Soldaten sangen und lärmten. Herr Weinaug sagte, die tränken bestimmt wieder Wodka. Es sei besser, wenn wir alle im Haus blieben. Ich war aber neugierig und bin an der Türe zur Wurstküche vorbeigegangen. Womit ich nicht gerechnet hatte, passierte: Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, und ein Russe zog mich hinein. Acht total betrunkene Soldaten guckten mich mit verglasten Augen an. Ich bekam doch allmählich Angst und dachte, was die jetzt wohl mit mir machen. Schwankend kam einer auf mich zu und stellte eine große Tasse auf den Tisch. Er goß dann gewöhnlichen Brennspiritus hinein. Ein an-

Rückfront der Metzgerei Weinaug um 1995. In dem kleinen Fachwerkbau befand sich damals die erwähnte Wurstküche. Vom Flachdach des ehemaligen Schlachthauses (rechts) sah Helmut Kuwertz im Oktober 1945 seine Schwester Hildegard

derer holte ein langes Fleischermesser und schnitt eine dicke Scheibe von dem russischen Kommißbrot ab. Er sagte dann: „Du essen, du trinken“. Alle waren sogleich still und glotzen mich an in der Erwartung, was ich jetzt wohl machen würde. Aus lauter Verlegenheit biß ich erst in die Schnitte Brot. Dann sollte ich trinken. Ich habe dann auch getrunken, danach mußte ich husten und habe dabei wohl solch ein komisches Gesicht gemacht, daß sie alle auf einmal laut gegrölt und gelacht haben. Sie konnten sich gar nicht mehr beruhigen. Mit der Bemerkung: „Du noch zu klein“, konnte ich die Wurstküche verlassen. Das Saufgelage dauerte noch bis in die Nacht hinein.

Mit dem russischen Offizier, der ja fast immer bei uns war, hatte sich allmählich ein gutes Verhältnis entwickelt. Seine Deutschkenntnisse reichten für eine Verständigung aus. Herr Weinaug, unser Geselle und der Offizier rauchten schon einmal zusammen Zigaretten. Eines Tages wurde wieder geraucht. Was der Offizier nicht wußte, war, daß der Geselle in seine Zigarette vorher ein Zündstäbchen gedrückt hatte, das in dem Moment, als es von der Glut erreicht wurde, explodierte. (Damals als Scherzartikel erhältlich). Die Zigaretten wurden angeboten und angezündet. Ich stand unmittelbar dabei, als die Zigarette des Offiziers mit einem Knall total zerfetzt auseinanderflog. Der Russe (ein asiatischer Typ) war im Moment so erschrocken und wütend, daß er sofort seine Reitpeitsche aus dem Stiefelschaft zog und mit aller Wucht auf den Gesellen einschlug. Unser Chef, ein kräftiger und starker Mann, ging direkt dazwischen und verhinderte, daß weiter geschlagen wurde. Dabei redeten er und der Geselle auf ihn ein, daß es doch nur ein Scherz gewesen sei. Nach schwierigen Verhandlungen hatte er das endlich begriffen. Unser Geselle zeigte ihm auch das kleine Döschen mit den Zündstäbchen. Überraschenderweise hat er dann auf einmal unseren Gesellen heftig umarmt und sich dabei entschuldigt. Als die Spannung sich dann weiter gelöst hatte, lachten wir alle zusammen. Er ließ sich das Döschen geben und sagte, daß er das bei seinen Kameraden auch ausprobieren wollte.

Eine Episode möchte ich noch erzählen, die für unseren Gehilfen beinahe tödlich geendet hätte. Wie ich eingangs schon erwähnte, hatte er nur seine Wehrmachtsuniform an, als er zu uns kam. Mit Einverständnis von Herrn Weinaug hatte er trotz scharfer Bewachung Fleisch,das ja eigentlich von den Russen bei den kleinen Leuten gestohlen worden war, wiederum entwendet und bei einem Textilgeschäft gegen Kleidung eingetauscht. Zwischenzeitlich hatte er auch Kontakt zu einem Schuhladen aufgenommen, wo er sich auf gleiche Weise Schuhe besorgt hatte. Diese Tauschaktion ist ein paarmal problemlos abgelaufen. An einem der nächsten Tage zog er wieder mit einem Fleischpaket, unbemerkt von den Wachen, in die Stadt. Ich muß hier noch vermerken, daß die Besatzer zu der Zeit um 22 Uhr eine Sperrstunde angeordnet hatten, wonach keiner mehr ohne besondere Genehmigung die Straße betreten durfte. Ich lag schon im Bett, als die Turmuhr der nahen Kirche 10 Uhr schlug. Nach ca. 10 Minuten war der Geselle immer noch nicht da. Plötzlich hörte ich Stimmen, die immer näher kamen. Auf russisch wurde mehrmals „Stoj“ gerufen, was ja auf deutsch „Halt, stehenbleiben“ bedeutet. Ich hörte, wie die Soldaten durch die sonst stille Mühlstraße liefen und laut einige Worte riefen, die ich nicht verstand. Dann fielen auf einmal mehrere Schüsse. Heftiges Stimmengewirr schallte hinauf bis in meine Dachkammer. Ich lief sofort zum Dachfenster an der Straßenseite, konnte aber von da nicht auf die Straße sehen. Nach einiger Zeit wurde es ruhiger und danach wieder ganz still. Ich konnte gar nicht einschlafen, denn ich dachte zu Recht, daß die Schießerei bestimmt etwas mit unserem Gesellen zu tun haben müßte. Nach etwas mehr als einer Stunde wurde leise an das Dachfenster geklopft. Ich erschrak, als ich das hörte. Sofort sprang ich aus dem Bett, zog die Gardine zurück und schaute in das Gesicht meines Kollegen. Mit meiner Hilfe zog er sich in unsere Dachkammer hinein. Da sah ich das ganze Ausmaß der Schießerei. Der linke Unterarm war blutüberströmt. Sofort stürmte ich die Treppe hinunter und weckte die Familie Weinaug. Sie kamen direkt herauf und hatten auch den Verbandskasten mitgebracht. Am nächsten Morgen kam der Arzt. Nach der Untersuchung stellte er eine Fleischwunde fest und sagte, daß der Knochen glücklicherweise nicht verletzt sei. Es wäre wohl nur ein Streifschuß gewesen, meinte der Doktor. Dann erzählte Horst (so hieß unser Geselle mit Vornamen), was da vorgefallen war. Durch anhaltende Gespräche hatte er bei den Leuten die Zeit vergessen. Er beeilte sich nach Hause zu kommen, als er von einer Militärstreife entdeckt wurde. „So schnell ich konnte, bin ich dann gelaufen und über das hohe verschlossene Blechtor unseres Nachbarn gesprungen und habe mich ganz hinten im Garten versteckt. In meiner Not und Angst habe ich die Verletzung zunächst gar nicht gespürt. Nachdem die Luft rein war, bin ich von der Hinterseite auf das Dach der Wurstküche geklettert und über das Schleppdach des Wohnhauses bis zum Dachfenster hinauf gekrochen, obwohl unten in der Wurstküche die Russen saßen“. Die Soldaten haben auch keine weiteren Nachforschungen durchgeführt. Horst mußte einige Tage das Bett hüten, so ist langsam Gras über die Sache gewachsen.

Anfang Oktober 1945 konnten wir etwas aufatmen. Die fast täglichen Schlachtungen wurden immer weniger. In der Woche bei der vielen Arbeit konnte ich über meine eigene Situtation kaum nachdenken. Aber sonntags machte sich häufiger bei mir das Heimweh bemerkbar. Über ein halbes Jahr hatte ich nun schon keine Nachricht mehr von zu Hause. Versuche, mit einem Rücktransport in den Westen zu kommen, scheiterten mehrmals.

Nach den letzten Schlachtungen hingen im Schlachthaus immer noch etwa 10 Rinderköpfe an den Haken. Unser Chef fragte den diensthabenden Offizier, was wir damit machen sollten. Der ordnete an, daß die Köpfte geteilt werden und diese dann an die russische Feldküche abgeliefert werden sollten. Die halben Köpfe würden danach abgekocht und die Fleischbrühe für Suppen verwendet werden. Bei näherem Hinsehen stellten wir dann fest, daß sich schon ein Belag auf den Schädeln

gebildet hatte, und ein eigentümlicher Geruch machte sich bemerkbar. Trotz großer Bedenken unsererseits mußten wir beide uns an die Arbeit machen. Horst teilte die Köpfe, und wir haben dann anschließend mit einer Wurzelbürste in kochend heißem Salzwasser die Schädel gesäubert. Wir mußten diese Arbeiten ohne Gummihandschuhe durchführen, was zur Folge hatte, daß ich mir an den scharfen Nasenknochen Schnittverletzungen zugezogen hatte, die sich ein paar Tage später entzündeten. Obwohl meine Finger dick angeschwollen waren, wurde ich nicht zum Arzt geschickt.

Auf Grund dieser vermehrten unangenehmen Vorkommnisse verstärkte sich bei mir der Wunsch, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Irgendjemand mußte dann wohl doch meine Gedanken erhört haben, denn an einem späten Nachmittag geschah das kleine Wunder, mit dem ich gar nicht mehr gerechnet hatte. Ich war gerade damit beschäftigt, Erbsenreiser auf dem Flachdach des Schlachthauses zum Trocknen auszulegen, als ich gerufen wurde. Vom Dach konnte man auf den Hof schauen, und da sah ich meine vier Jahre ältere Schwester Hildegard mit ihrer Freundin Luci stehen. Zuerst dachte ich, ich träume, doch es war Wirklichkeit. Die beiden wollten mich abholen. Die Wiedersehensfreude war natürlich riesengroß. Über Umwege hatte meine Mutter die Adresse von Moritz Pauss, der aber damals unter falschem Namen in Düsseldorf wohnte, erfahren.

Am nächsten Morgen traten wir, versehen mit einem großen Verpflegungspaket und 50 Mark Reisegeld, die Rückfahrt an. Vorher hatte ich mich bei der Familie Weinaug bedankt für alles, was sie für mich getan hatte. Besonders mitfühlend war Frau Weinaug, als sie zum Ausdruck brachte, daß die ganze Familie jetzt froh sei, daß ich nun endlich die Heimreise antreten könnte. Meine Schwester sagte mir, daß wir erst nach Heiligenstadt im Eichsfeld fahren müßten, da wartete noch ihre Freundin Gerda. Auf meine Frage warum, erzählte sie mir die ganze Geschichte, die ich ja nicht kannte. Demnach war meine Schwester mit ihren Kolleginnen 1944 nach Heiligenstadt verlegt worden, weil der Bekleidungsbetrieb, in dem Soldatenuniformen gefertigt wurden, in Düsseldorf ausgebombt wurde. Als bekannt geworden war, daß die Russen auch in Heiligenstadt einziehen würden, hatten sie fluchtartig die Stadt verlassen und mußten noch Gepäck dort lassen. Sie kehrten aber zurück, um mich in Zella-Mehlis und das Gepäck in Heiligenstadt abzuholen. Jetzt wußte ich Bescheid.

An diesem ersten Rückreisetag kamen wir nur bis Mühlhausen in Thüringen. Wir haben die ganze Nacht im Wartesaal verbracht und, so gut es ging, versucht, auf dem Boden zu schlafen. Am nächsten Morgen konnten wir weiterfahren nach Heiligenstadt. Hier trafen wir die Freundin Gerda. Die drei Mädchen meinten, daß es besser sei, erst mit beginnender Dämmerung an dem Fluß Leine entlang den Weg über die Grenze nach Friedland anzutreten. Eine Strecke von ca. 30 km lag nun vor uns. Wir nahmen alle unsere Gepäckstücke und begaben uns auf die Reise. Mit uns gingen hunderte, wenn nicht sogar tausende Menschen mit „Kind und Kegel“ über die Straße in Richtung Westen. Etwa um 22 Uhr kam uns ein Motorradfahrer entgegengefahren und rief laut, daß die Grenze bis zum nächsten Morgen geschlossen sei. Wir haben dann notdürftig im Straßengraben übernachtet. Als es langsam hell wurde, setzte sich die lange Menschenschlange wieder in Bewegung.

Wir brauchten doch noch einige Stunden, bis die Grenzschlagbäume in Sicht kamen. Denn wir mußten öfter eine Zwangspause einlegen. Zuerst kam die russische Sperre in Sicht,dahinter war etwa 200 Meter Niemandsland. Und dann endlich die ersehnte Grenze zur britisch besetzten Zone in Niedersachsen. Dort angekommen, wurden wir sofort mit englischen Militärlastwagen zum Bahnhof nach Friedland gefahren. Von hier fuhren die Ankömmlinge mit der Eisenbahn in verschiedene Richtungen weiter. Meine Schwester stand noch längere Zeit vor der Fahrkartenausgabe. Am späten Nachmittag konnten wir endlich mit dem Zug zunächst über Göttingen nach Hannover fahren. Als der Zug in Friedland eingetroffen war, wollten viele Menschen mitfahren. Wir mußten heftig kämpfen und drängen, um einen Platz im Zug zu bekommen. Es war schon Abend, als wir in Hannover ankamen. Ein Eisenbahnbeamter rief dann, wer von den Reisenden Richtung Ruhrgebiet weiterfahren müsse, solle zum Güterbahnhof laufen. Dort stehe ein leerer offener Kohlenwagenzug, der fahre um 23 Uhr nach Hamm in Westfalen. Wir sind dann die ganze Nacht durchgefahren. So gut es ging, haben wir uns vor der starken Zugluft und dem enormen Kohlendreck geschützt. Am Morgen kamen wir in Hamm auf dem großen Verschiebebahnhof an. Von hier aus ging es nun weiter nach Essen Hbf. Jetzt begann die letzte Etappe von Essen nach Kettwig. Weil aber die Eisenbahnbrücke zerstört worden war, mußten wir zu Fuß mit unserem Gepäck zum heutigen Bahnhof Stausee (damals Abzw. Pusch) laufen. Als der Zug nach Hösel abfuhr, bekam ich vor lauter Vorfreude doch ein wenig Herzklopfen. Jetzt war ich nach 16

Die zerstörte Eisenbahnbrücke in Kettwig

Monaten Abwesenheit wieder zu Hause angekommen. Die Wiedersehensfreude mit den Eltern und Geschwistern war natürlich riesengroß.

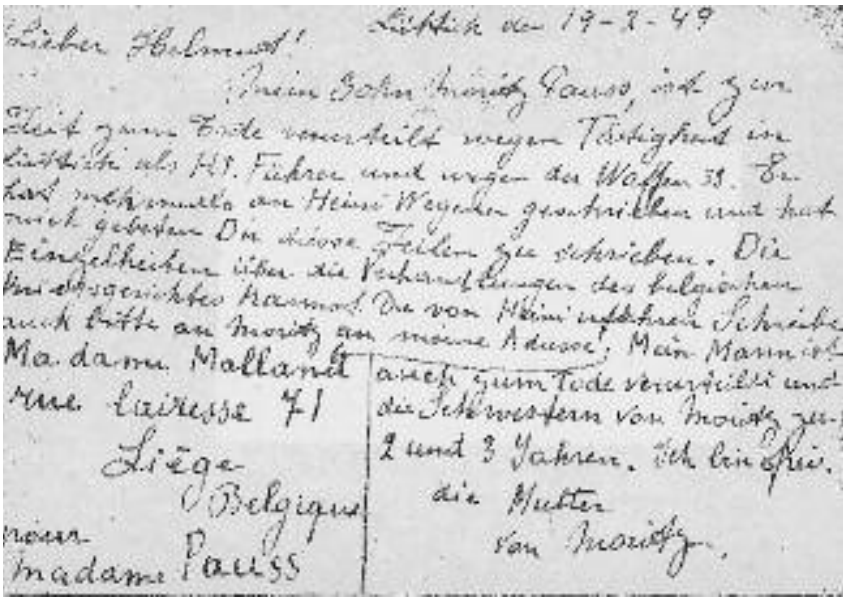
Nach meiner Rückkehr nach Hösel lag es nahe, wieder Kontakt mit Moritz Pauss aufzunehmen. Auch wollte ich unbedingt wissen, warum er jetzt unter einem anderen Namen lebte. Wir haben uns aber erst im Februar 1946 in Düsseldorf wiedergesehen. Er wohnte damals in der Hermannstraße 13 unter dem Geburtsnamen seiner Mutter „Reichmann". Ich habe nun erfahren, warum er schon in Zella-Mehlis von den Amerikanern gesucht wurde. Als er mit seinen Eltern und mit seinen beiden Schwestern noch in Lüttich wohnte, war er schon Mitglied in der flämischen Hitlerjugend. Daher wurden er und auch die Familie als Verräter von den politischen Gegnern ständig bedroht. Er legte mir damals einige Fotos vor, worauf zu sehen war, daß auf die elterliche Wohnung Sprengstoffanschläge begangen worden waren. Das eigentliche Ereignis, warum nach ihm gefahndet wurde, war, daß er in einer Straßenbahn in Lüttich, nachdem er von einer Gruppe Jugendlicher bedroht worden war, einen damals 16-jährigen Schüler in Notwehr angeschossen hatte. Von der deutschen Polizei wurde die Tat in dieser Zeit nicht weiter verfolgt, denn es war ja „Notwehr". Als die Alliierten in Belgien eingerückt waren, übergaben die belgischen Polizeibehörden wahrscheinlich die Akten den Amerikanern. Die haben ihn dann wohl auf die Fahndungsliste gesetzt.

Wir haben uns danach in unregelmäßigen Abständen in der elterlichen Wohnung, wo er noch zusammen mit seinen zwei Schwestern wohnte, in Düsseldorf getroffen. Dabei gab es auch ein Wiedersehen mit meinem früherem Lagermannschaftsführer Karl Hilgers aus Rheydt. Bei diesen „Treffen" waren auch immer bekannte Kameraden dabei, und es wurde natürlich über die schönen Zeiten in Schmiedefeld und Oberhof gesprochen.

Da ja keiner von uns ein Telefon besaß, bestand nur die Möglichkeit, sich durch Briefe zu verständigen. Den letzten Brief aus Düsseldorf erhielt ich am 11. März 1947. Moritz Pauss schreibt darin über eine vorgesehene Wanderung, die wir gemeinsam im Sommer 1947 mit mehreren Kameraden in den Alpen durchführen wollten. Dazu ist es nie gekommen. Moritz arbeitete zu dieser Zeit in Düsseldorf-Benrath im Belgischen Konsulat. Hier ist er von einer Person erkannt worden, da er ja immer noch gesucht wurde. Er wurde dann von einem Arbeitskollegen gewarnt und konnte rechtzeitig Düsseldorf im August 1947 verlassen. Seine Flucht endete in der französischen Zone von Österreich. Am 19. März 1948 wurde Moritz Pauss in Kitzbühel verhaftet und am 28. September 1948 nach Belgien ausgeliefert. Nach zwei Jahren Ungewißheit bekam ich überraschenderweise von seiner Mutter aus Lüttich/Belgien eine Postkarte zugeschickt, datiert am 19. Februar 1949. Darin teilte sie mir mit, daß ihr Sohn Moritz von einem belgischen Militärgericht zum Tode verurteilt worden war. Ihr Mann sei ebenfalls zum Tode verurteilt worden und ihre beiden Töchter zu zwei und drei Jahren Gefängnis. Sie selber sei freigesprochen worden. Als ich das gelesen hatte, war ich doch schockiert. Eine Woche später brachte der Postbote mir einen ausführlichen Brief von Moritz, datiert am 27. Februar 1949. Dieser Brief war von einer dritten Person aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt worden. In diesem ersten Brief berichtete er ausführlich über seine Flucht nach Österreich, seine Verhaftung und die unmenschliche Behandlung in einem Gefängnis durch die französischen Sicherheitspolizisten.

In einem ersten Revisionsprozeß wurde er zu lebenslanger Haft und sein Vater zu lebenslanger Zwangsarbeit begnadigt. Dagegen hat Moritz beim Obersten Kriegsgericht Belgiens wiederum Berufung eingelegt und hoffte auf eine weitere Milderung seiner Strafe. In einem zweiten und letzten Brief aus der Haftanstalt, datiert am 23. März 1949, teilte er mir mit, daß der letzte Prozeß im April 1949 durchgeführt werden sollte. Seine ganze Hoffnung setzte er darauf, daß er zur Tatzeit noch Jugendlicher war und das Gericht dies bei der neuen Urteilsfindung berücksichten würde. Er schrieb mir noch, daß seine beiden Schwestern begnadigt worden seien und noch vor Ostern entlassen werden sollten. Das endgültige Urteil des Obersten Berufungsgerichtes lautete: zwanzig Jahre Zuchthaus. Wie ich dann später durch einen Informanten erfahren habe, ist Moritz Pauss einer belgischen Strafkompanie zugeteilt worden, die während der Kongokrise 1958 - 1960 militärisch in Belgisch-Kongo eingesetzt wurde. Bei dieser Militäraktion soll er den Tod gefunden haben.

Helmut Kuwertz


Lüttich den 19-2-49

Lieber Helmut!

Mein Sohn Moritz Pauss, ist zum Tode verurteilt wegen Tätigkeit in Lüttich als HJ. Führer und wegen der Waffen SS. Er hat mehrmals an Heim Weyden geschrieben und hat auch gebeten Du diese Zeilen zu schreiben. Die Einzelheiten über die Verhandlungen des belgischen Hochgerichtes kennst Du von Heim selbst. Schreibe auch bitte an Moritz an meine Adresse. Mein Mann ist auch zum Tode verurteilt und die Schwestern von Moritz zu 2 und 3 Jahren. Ich bin frei.

die Mutter von Moritz.

Madame Mallard
Rue Laitesse 71
Liège
Belgique

Monsieur
Madame Pauss

Postkarte der Mutter von Moritz Pauss an Helmut Kuwertz vom 19. Februar 1949

Lebenserinnerungen des Ratinger Fuhrunternehmers Josef Schwaab, ergänzt durch die Erinnerungen seines jüngeren Bruders Bernhard

(Fortsetzung)

Die in der vergangenen Ausgabe der „Quecke“ veröffentlichten Aufzeichnungen der Brüder Josef Schwaab (Jahrgang 1911) und Bernhard Schwaab (Jahrgang 1927) umfassten die Jahre 1933 bis 1940. Da die Ereignisse der Kriegsjahre 1941 bis 1945 von beiden Autoren besonders ausführlich dargestellt wurden, können sie in unserem Jahrbuch nicht wörtlich und in voller Länge abgedruckt werden. Wir haben uns daher entschlossen, die Jahre 1941 bis 1944 inhaltlich zusammenzufassen und dabei nur die wichtigsten Erlebnisse und Fakten wiederzugeben. Die Erinnerungen an das Jahr 1945 werden dann wieder im Wortlaut veröffentlicht, da es in ihnen um das Kriegsende vor 60 Jahren geht, das ja ein Schwerpunktthema dieser Ausgabe der „Quecke“ ist. Allerdings musste auch hier gekürzt werden.

Wieder gilt, dass Berichte über Josef Schwaab sowie der von ihm verfasste Text in normaler Schrift, Berichte über Bernhard Schwaab und seine Aufzeichnungen in Kursivschrift erscheinen.

1941

Auch 1941 war Josef Schwaab zunächst mit seinem LKW in Polen stationiert. Er transportierte Waren aller Art vor allem in Südpolen. Während eines Heimaturlaubs am Ende des Winters 1940/41 erkrankte Josef schwer. Mit einer Lungenentzündung lag er vier Wochen im Lazarett in Düsseldorf. Anschließend durfte er weitere vier Wochen Erholungsurlaub zu Hause bei seinen Eltern verbringen. Dort glaubte niemand an einen Krieg mit Russland, während Josef vorher in Polen schon Kriegsvorbereitungen beobachtet zu haben glaubte. Er war gerade zwei Tage bei seiner alten Einheit in Polen, als der Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 begann. Obwohl Josefs Einheit 30 Kilometer von der deutsch-russischen Demarkationslinie entfernt war, konnte man den Beginn des Geschützdonners hören.

Eine Woche nach Kriegbeginn musste Josef zum ersten Mal in das ehemals russisch besetzte Gebiet um Lemberg fahren, das die Sowjets den Polen erst zwei Jahre zuvor weggenommen hatten. Er sah nur wenig Zerstörung, aber lange Kolonnen von russischen Kriegsgefangenen, die einen verwahrlosten, erbärmlichen Eindruck machten.

Kurze Zeit später wurde Josef in die Ukraine verlegt. Der Sommer war sehr warm, die Straßen sehr staubig. Es gab Probleme mit dem LKW, Josef musste das Luftfilter mehrmals am Tag säubern. Seine Fahrten waren zum Teil sehr schwierig: Er musste lange Strecken zurücklegen, die auch durch Gebiete führten, welche noch nicht von den deutschen Truppen besetzt waren. Es gab keine deutschen Wegweiser, die Schilder waren kyrillisch beschriftet. Die Menschen waren zunächst ängstlich und misstrauisch, wurden aber mit der Zeit freundlich und hilfsbereit. Sie sahen die Deutschen als Befreier vom rus-

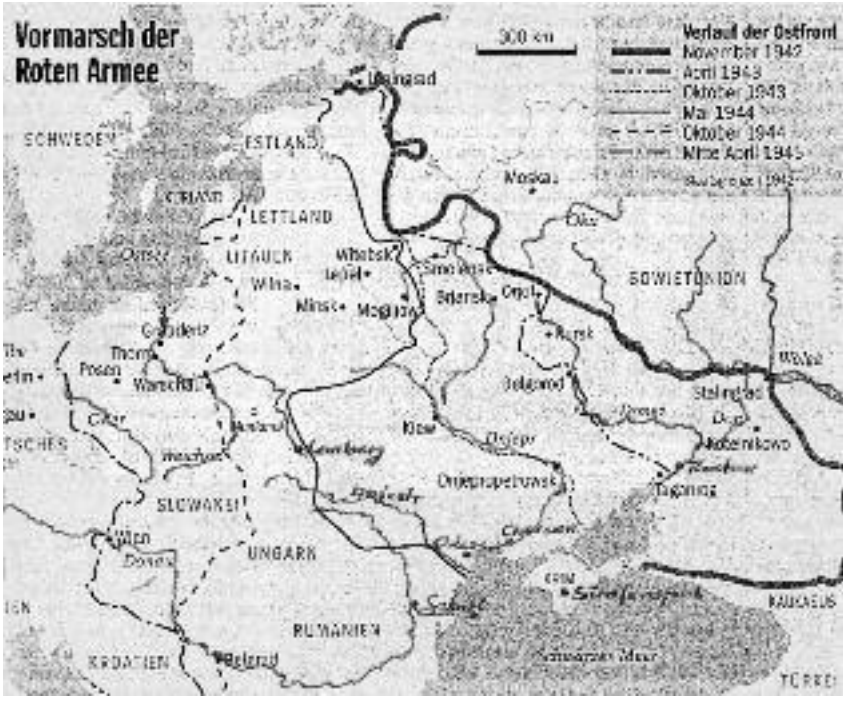
Deutsche Infanterie auf dem Vormarsch im Juli 1941. Hitze und Staub machten den Soldaten zu schaffen.

sisch-kommunistischen Joch. Erst durch die spätere Behandlung als „Untermenschen“ und den zwangsweisen Arbeitseinsatz junger Frauen und Männer in Deutschland schlug die Stimmung im Lauf des Krieges in Feindschaft und Hass um.

Nach einem heißen Sommer kam ein regenreicher Herbst mit viel Schlamm, der Wagen litt sehr. Bei Krementschug überquerte Josef erstmals mit seinem LKW den Dnjepr, einen der großen Ströme Russlands. Sein neuer Standort wurde Dnjepropetrowsk, damals etwa so groß wie Düsseldorf. Die Stadt war stark zerstört.

In der Nähe seines Quartiers entdeckte Josef eines Tages einen halb verschütteten Wehrmachts-LKW. Auf dem Motorschild konnte er gerade noch entziffern: „DAAG, Deutsche Lastautomobilfabrik Ratingen AG, Baujahr 1926“ – ein Gruß aus der fernen Heimat.

Weihnachten konnte Josef in einem festen Gebäude in der Stadt verbringen. Ein heftiger Wintereinbruch brachte Minustemperaturen bis zu 30°. Bei Transporten mussten Einheits-Motorenöl und Dieselkraftstoff durch Benzin verdünnt werden. Das geschah zuweilen mehrmals während einer Fahrt, um den Treibstoff durch die niedrigen Temperaturen nicht zu dickflüssig werden zu lassen.



Berharnd Schwaab beendete Ostern 1941 seine achtjährige Volksschulzeit und begann am 1. April 1941 eine kaufmännische Lehre bei den Dürrwerken. Am Tag des Beginns des Russlandfeldzuges war er als Messdiener in der Frühmesse im Katholischen Krankenhaus an der Oberstraße. Trotz der Erfolgsmeldungen und der Marschmusik im Radio war die Stimmung zu Hause gedrückt. Bernhard nahm weiterhin an den Veranstaltungen der „Bibelgruppe“ von St. Peter und Paul teil. Obwohl verboten, machten die Jungen Fahrten mit dem Fahrrad und Zelt nach Altenberg, nach Westfalen und in den Westerwald.

1942

Zu Neujahr sanken die Temperaturen in Russland auf 40° minus. Josef Schwaab hatte bei einer Fahrt in Frontnähe sein erstes Rückzugserlebnis. Sein LKW war in der Steppe im Schnee stecken geblieben. Mit einem italienischen Kettenfahrzeug kehrt er nach Dnjepropetrowsk zurück. Während des Versuchs, den Wagen am nächsten Tag wieder frei zu bekommen, gelingt den Russen ein Durchbruch, und die Wehrmacht muss die Front zurückverlegen. Unter Artilleriebeschuss schaufelt Josef seinen LKW frei, macht Feuer unter dem Motor, und – im letzten Moment springt der Wagen an. In aller Eile geht es zurück nach Dnjepropetrowsk.

Die Kälte hielt auch weiterhin unvermindert an. Der Dnjepr war zugefroren und unter den Eis- und Schneemassen gar nicht mehr zu sehen. Trotzdem konnte man bei Eis und Schnee weitere Strecken zurücklegen als bei Schlamm und Staub im Sommer. Am meisten Kopfzerbrechen machten bei den niedrigen Temperaturen Brüche in der Federung. Es war äußerst schwierig, bei 40° minus Federblätter aus- und wieder einzubauen.

Die Unterkunft in Dnjepropetrowsk hatte eine Dusche und bot die Möglichkeit, wöchentlich die Wäsche zu wechseln – Luxus für einen Soldaten im Krieg.

Bei Josefs Einheit waren auch russische Kriegsgefangene beschäf-

Die Kapelle des katholischen Krankenhauses an der Oberstraße vor der Zerstörung im Jahre 1945

Die Ausrüstung der deutschen Truppen war für die extremen Temperaturen des russischen Winters völlig unzureichend. Deutsche Infanterie im November 1941

tigt. Sie waren schlecht untergebracht, schliefen auf verfaultem Stroh, und die sanitären Verhältnisse waren menschenunwürdig.

Im März wurde es sehr warm, bis zu 25°. Aus der Eiswüste wurde eine Schlammwüste. Fahrten waren nur noch im Konvoi möglich. Der deutsche Vormarsch ging zunächst wieder weiter. Josef Schwaab kam nach Rostow am Don. Von dort hatte er Fahrten in die Kalmückensteppe und nach Krasnodar am Kuban durchzuführen, der, bedingt durch die Schneeschmelze im Kaukasus, im Frühjahr sehr viel Hochwasser führte. Im Sommer wurde Josef für einige Zeit nach Majkop verlegt. Von der Front in Stalingrad nördlich davon kamen zunehmend schlechte Nachrichten. Weihnachten und Neujahr verlebte Josef in Rostow.

Ostern 1942 ging Bernhard Schwaab mit seiner „Bibelgruppe“ auf Fahrt. Mit dem Zug ging es bis Brohl, von dort wurde bis Maria Laach gewandert. Auf einem Berg in der Nähe des Klosters wurden Zelte aufgeschlagen. Man besuchte die Ostermesse in der Klosterkirche. Zur damaligen Zeit hatte der von den Nazis abgesetzte Oberbürgermeister von Köln, Konrad Adenauer, Unterschlupf im Kloster Maria Laach gefunden.

1943

Am 2. Januar trat Josef Schwaab einen dreiwöchigen Heimaturlaub an. Zunächst ging es im Güterzug zum Dnjepr, von dort weiter mit dem Personenzug nach Berlin. Relativ schnell erwischte Josef einen Anschlusszug nach Düsseldorf, wo er um 1 Uhr nachts ankam. Er übernachtete beim Roten Kreuz im Hauptbahnhof und kam am nächsten Tag nach sechs Tagen Bahnfahrt ganz aufgeregt zu Hause in Ratingen an, wo er mit seinen Eltern und seiner Freundin Elisabeth herrliche Tage verlebte, die allerdings durch die verheerenden Nachrichten vom Untergang der 6. Armee in Stalingrad getrübt wurden.

Die Rückreise zu seiner Einheit in Russland wurde schon schwierig, weil die Ostfront in Bewegung geraten war. Der Rückzug in Richtung Westen hatte im Grunde bereits begonnen.

Bei der Durchreise durch Polen bekam Josef den Auftrag, 10 Linienbusse der Berliner Verkehrsbetriebe als Transportführer nach Saporoshje zu bringen. Nach fünf Tagen und vielen Pannen kam er mit fünf Bussen am Ziel an. Die Fahrzeuge waren für russische Straßen ungeeignet.

Nach mehrfachem Hin und Her fand Josef seine Einheit in Simferopol auf der Krim wieder. Von dort ging es nach Cherson an der Dnjeprmündung. Dort erfuhr er, dass sein alter treuer LKW beim Rückzug zwischen Krasnodar und Rostow verloren gegangen war. Auch sein alter Chef war nicht mehr da – er war während eines Heimaturlaubs wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ verhaftet worden.

Josef wurde einem Major (Oberstabsveterinär) als Fahrer zugewiesen. Er wollte aber lieber sein eigener Herr sein und war froh, als er wieder einen LKW bekam, mit dem er Transporte selbstständig durchführen konnte.

Nach einer längeren Fahrt auf die Krim erkrankte Josef nach der Rückkehr in Cherson schwer. Es bestand Seuchenverdacht, und Josef musste bei hohem Fieber für eine Woche in Quarantäne. Danach wurde er in den normalen Krankensaal des Lazaretts verlegt. Die Ärzte verordneten ihm Klimawechsel. Mit dem Zug ging es über den Balkan nach Wien, für diese Fahrt brauchte er 11 Tage! Von Wien Westbahnhof bekam er einen Zug nach Nürnberg. Dort erlebte er einen Luftangriff, der große Teile der Altstadt in Schutt und Asche legte. Am nächsten Mittag war Josef in Düsseldorf.

Zu Hause war noch alles in Ordnung, doch während seines vierwöchigen Genesungsurlaubs fielen die ersten Bomben auf Ratingen. Josef half der Feuerwehr beim Löschen und Aufräumen.

Danach ging es wieder nach Cherson. Bei den LKW-Transporten waren die Beifahrer jetzt nicht mehr ältere oder kranke Wehrmachtssoldaten, sondern russische Hilfswillige (Hiwis). Mit zunehmendem Kriegsverlauf hatten die an sich zuverlässigen Leute immer mehr Angst, von ihren Landsleuten umgebracht zu werden. Anfang 1944 liefen die meisten zu den Partisanen über.

Schließlich wurde Josefs Einheit nach Odessa verlegt. Es galt, Material zu den im Hafen liegenden Schiffen zu transportieren, die es zur schon nicht mehr von Land her zugänglichen Halbinsel Krim bringen mussten. Weihnachten und Neujahr verbrachte Josef in Odessa.

Der Ratinger HJ-Stammführer, Dr. Philipp Lange, Studienrat am Ratinger Gymnasium, bei einer Ausflugsfahrt mit Oberprimanern im Jahre 1939

Am 1. April begann für Bernhard Schwaab das dritte und letzte Lehrjahr bei den Dürrwerken. Mit zwei Freunden aus der „Bibelgruppe“ unternahm er im Juni 1943 eine dreiwöchige Radtour nach Mittenwald. Abends wurden sie von den örtlichen Pfarrern untergebracht und verpflegt, so dass sie keine Lebensmittelkarten benötigten. Täglich wurden 100 bis 120 km zurückgelegt. Während seiner Abwesenheit bekam Bernhard zu Hause eine Vorladung zur Polizei. Der HJ-Streifendienst unter Führung von Heinz W. hatte ihn angezeigt, weil er sich im Kino den Artistenfilm „Die drei Codonas“ angeschaut hatte, der erst für Jugendliche ab 18 Jahren zugelassen war. Strafe: zwei Mark! Ähnliche Anzeigen des HJ-Streifendienstes waren häufig, z.B. wegen Rauchens in der Öffentlichkeit o.ä. Als 16-jähriger Flakhelfer zu sterben war dagegen durchaus erlaubt!

Im September musste Bernhard für drei Wochen zur vormilitärischen Ausbildung in ein Wehrertüchtigungslager der Hitlerjugend. Auch andere Jungen aus seiner „Bibelgruppe“ waren dabei. Die zehn Besten des Lehrgangs wurden geehrt und bekamen den „Kriegsübungsleiterschein“. Willi D. aus Ratingen wurde Lehrgangsbester, Bernhard wurde Vierter. Das wurmte den Ratinger HJ-Stammführer Dr. Lange, Studienrat am Gymnasium, ungemein, denn beide Jungen galten als „bekennende Schwarze“ und gehörten der „Bibelgruppe“ an. Dr. Lange wollte Bernhard aufgrund des Lehrgangsergebnisses zum Führer einer HJ-Gefolgschaft machen, eine Falle, aus der Bernhard nur herauskam, weil er vorbringen konnte, er müsse sehr viel zur Vorbereitung auf seine Prüfung am Ende der Lehrzeit tun. Bernhard Schwaab schreibt: „Aber dieser Dr. Lange, ein Mann im besten Alter, behielt mich im Auge, was ich später noch zu spüren bekommen sollte. Eigentlich hätte dieser Kerl schon lange für seinen geliebten Führer an der Front kämpfen müssen, doch er hatte es vorgezogen, ihm an der wesentlich ungefährlicheren Heimatfront zu dienen.“

Im November wurde Bernhard in eine Strafgefolgschaft der HJ versetzt. Jeden Sonntagnachmittag war von 15 Uhr bis 20 Uhr Pflichtdienst angesetzt. So mussten zum Beispiel 20 bis 25 Jungen im Sonntagsanzug in Marschformation das Ratinger Stadion umkreisen, und das sechs Wochen lang!

1944

Im Frühjahr 1944 standen die Russen plötzlich vor Odessa und schnitten die Stadt vom Trinkwasser ab, da sich das Wasserwerk in ihrer Hand befand. Ein Teil von Josefs Einheit wurde nebst Material und Gerät mit dem Schiff nach Galati in Rumänien (Donaumündung) verlegt. Josef und seine Kameraden vom kleineren Teil der Einheit (16 Männer und acht LKWs) versuchten am 1. Ostertag, auf dem Landweg aus Odessa herauszukommen. Mehrfach wurden sie von russischen Panzern angegriffen, deutsche Stukas kamen ihnen zu Hilfe. Nach dem zweiten Angriff waren nur noch drei Fahrer und die acht LKW da, die anderen Männer waren spurlos verschwunden. Mit den drei besten Lastwagen ging es weiter, vorbei an einer Kosakeneinheit zu Pferde. Die Soldaten hatten wohl nicht erkannt, dass es sich um deutsche LKWs handelte. Nachdem Josef und seine beiden Kameraden auf einer von deutschen Pionieren gebauten Pontonbrücke den Dnjestr überquert hatten, kamen sie in ein riesiges Auffanglager des Heeres, das ständig von russischen Bombern attackiert wurde.

Nach zwei Wochen erreichten die drei LKWs ebenfalls die Stadt Galati: der dortige Teil der Einheit hatte Josef und seine Kameraden schon für vermisst erklärt. Auch die Eltern in Ratingen hatten eine Vermisstennachricht erhalten. Pfingsten ging es über Ploiesti nach Kronstadt in Siebenbürgen. Nach kurzem Aufenthalt bei deutschstämmigen Bauern in einem Dorf in der Nähe von Kronstadt fuhr die Einheit weiter nach Debrecen in Ungarn. Von dort hatte Josef auch Transporte nach Budapest durchzuführen. Im Herbst erfolgte die Verlegung in die Slowakei. Mit unterschiedlichen Transportgütern ging es nach Bratislava (Pressburg) und nach Wien. Auch hier waren die Soldaten bei Bauern in einem Dorf untergebracht. Ein plötzlicher Wintereinfall brachte riesige Schneemengen, so dass die Einheit eine Woche lang von der Außenwelt abgeschnitten war. Nur noch die Decken der Führerhäuser waren von den LKWs zu sehen. Die 6. Kriegsweihnacht verbrachten die Soldaten im Dorf. Mit den Bewohnern feierten sie die Christmette. Alle sangen die gleichen Weihnachtslieder – die Soldaten auf Deutsch, die Dorfbewohner slowakisch.

Am 31. März 1944 legte Bernhard Schwaab vor der IHK Düsseldorf mit gutem Erfolg seine Kaufmannsgehilfenprüfung ab. Schon vorher hatte er seinen Einberufungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst erhalten. Am 4. April musste er seinen Dienst in Oedt (heute ein Ortsteil von Grefrath) am linken Niederrhein antreten. Zu dieser Zeit war der Dienst im RAD bereits von sechs Monaten auf drei reduziert worden und beschränkte sich auf eine vormilitärische Ausbildung. Eigentlich hätte Bernhard Anfang Juli 1944 (17-jährig!) zur Wehrmacht eingezogen werden müssen, aber er war bereits nach vier Wochen zur Schreibstube abkommandiert worden, wo er die gesamte Büroarbeit des Lagerleiters, des Unterfeldmeisters B. aus Oedt, übernehmen musste, der fast immer abwesend war. So war er unentbehrlich geworden und wurde daher einfach zum Vormann befördert und zum Ausbilder erklärt. Seine Dienstzeit beim RAD verlängerte sich dadurch um drei

Arbeitsmann Bernhard Schwaab, im Mai 1944 gerade 17 Jahre alt

Monate. Das gleiche Spiel wiederholte sich noch zweimal: am 1. Oktober 1944 Beförderung zum Obervormann, am 1. Januar 1945 zum Hauptvormann. Bernhard hatte eine gute Zeit in Oedt, manchmal fuhr er mit dem „Schluff“, einer Kleinbahn, dann ab Krefeld mit der K-Bahn und schließlich mit der Linie 12 nach Ratingen zu seinen Eltern.

Im Oktober 1944 wurde Bernhards RAD-Einheit von Oedt ins Reichsprotektorat Böhmen und Mähren verlegt. Vorher musste er mit vier Männern in Köln-Wahn Marketenderware von der Wehrmacht abholen (Zigaretten, 200 Flaschen Weinbrand, Zahnpasta u.a.). Die Transportpapiere waren mit offenem Ankunftsdatum für den Zielort Prag ausgestellt. Mit dem Zug schafften die fünf Männer die ganzen Sachen zum Hauptbahnhof in Düsseldorf, wo sie Bernhards Vater mit dem Dreiradwagen abholte. Alle verlebten drei bis vier Urlaubstage in Ratingen, bis sie von Düsseldorf nach Prag weiterfuhren. Für Bernhard und seinen Vater war es ein Abschied für immer: als er fünf Jahre später nach Hause kam, war sein Vater bereits verstorben.

Von Prag ging es weiter in die Kreisstadt Jičin, wo Bernhards RAD-Einheit stationiert war. Dort verlebte er auch das Weihnachtsfest 1944.

(Zusammenfassung der Jahre 1941 bis 1944: Manfred Buer)

Das Jahr 1945

Am 2. Januar 1945 musste ich mit noch drei weiteren Kameraden unsere Einheit verlassen, weil wir für unseren Etappenverein zu jung waren. Unser Chef hatte zwar alles versucht, uns zu behalten, doch es war ihm nicht gelungen. Ersatz bekam er für uns schon keinen mehr. Wir erhielten den Marschbefehl nach Münster in Westfalen. Ich erinnere mich daran, dass um den Dom ein hoher Bretterzaun errichtet worden war, auf dem in Großbuchstaben geschrieben stand: „SIEG ODER SIBIRIEN“. Wir wurden von Münster aus direkt nach Iserlohn weiter geleitet. Da der Genesungsurlaub von 1943 nicht als Heimaturlaub angerechnet wurde, war ich nunmehr nach zweijähriger Wartezeit mal wieder mit einem 14-tägigen Urlaub an der Reihe. Noch am gleichen Abend machte ich mich auf den Weg. Unser Zug hielt längere Zeit vor einem Haltesignal, und als freie Fahrt war, blieb der Zug weiterhin stehen. Als der Zugführer zur Lok ging, stellte er fest, dass Lokführer und Heizer wegen totaler Übermüdung eingeschlafen waren. Sie waren seit 48 Stunden im Einsatz und waren nicht abgelöst worden. Ich kam erst am anderen Morgen in Düsseldorf an. Zu Hause waren die Verhältnisse unverändert. Meine Eltern waren allerdings jetzt alleine, weil auch mein jüngster Bruder bereits im April 1944 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen worden war. Wer hätte das gedacht, war der kleine Kerl doch bei Kriegsbeginn gerade 12 Jahre alt geworden. Ich verbrachte zwei schöne, aber keineswegs sorgenfreie Wochen daheim. Bei entsprechenden Windverhältnissen konnte man ab und zu schon den Geschützdonner der Westfront hören.

In Jičin war ich weiterhin in der Schreibstube tätig. Unser Dienst unterschied sich nicht wesentlich von dem, was wir in Oedt gemacht hatten. Nur unsere Arbeitsmänner wurden immer jünger, und ich war mit meinen 17 Jahren schon fast so etwas wie ein alter Hase. Ich fuhr mehrmals in der Woche mit der Eisenbahn nach Prag zu unserer dortigen Leitstelle, um Post abzuholen. Kontakt zur Zivilbevölkerung hatten wir wenig. Ende Februar 1945 teilte mir mein Unter-

feldmeister B. mit, dass er beabsichtige, sich auf den Weg nach Westen zu machen. Ich musste ihm einen Urlaubsschein und Reisepapiere ausstellen, die er dann selbst unterschrieb. Sein Ziel war Oedt, sein Heimatort […] Station wollte er in Ratingen machen. Wie ich nach meiner Heimkehr erfuhr, ist er da auch aufgetaucht und hat dort so lange gewartet, bis er gefahrlos den Rhein überqueren konnte. […]

Der Kerl ist einfach desertiert und hat die ihm anvertrauten jungen Arbeitsdienstler schmählich im Stich gelassen. […]

Im März 1945 wurden zur Verteidigung der Reichshauptstadt Berlin drei so genannte RAD-Divisionen zusammengestellt. Aus diesem Grunde wurde unsere RAD-Einheit im März 1945 zum Truppenübungsplatz Döberitz bei Berlin verlegt.

Meine Schwester Käthe war mit Martin Grüten verheiratet und hatte am 1. April 1938 einen Sohn zur Welt gebracht, den sie Martin tauften. Am 31. März 1945 wurde Martin jun., gerade mal sieben Jahre alt, durch Artilleriebeschuss in der Schwarzbachstraße so schwer verletzt, dass er ein Auge verlor. Dabei hatte er noch Glück, denn eine im Lyzeum untergebrachte Sanitätseinheit brachte ihn nach Hösel in die Klinik.

Als ich nach zwei Wochen wieder in Iserlohn ankam, wurde ich in eine total verwanzte Kaserne eingewiesen. Es wurde eine so genannte Marschkompanie zusammengestellt. Dazu gehörten ca. 250 bis 300 Soldaten. Ständig musste man antreten und stundenlang auf den Gängen herumlungern. Die Verpflegung war miserabel. Verglichen mit den Zuständen in der Slowakei war ich vom Himmel in die Hölle gekommen. Ich habe das Antrittstheater dann nicht mehr mitgemacht, aber leider hat man mich vermisst, so dass eine Suchaktion durchgeführt wurde. Als man mich gefunden hatte, wurde ich zur Schreibstube einbestellt. Dort sagte mir der Spieß, dass ihm seine Gesundheit zu schade sei, um sich mit mir herumzuärgern und er wolle mich sofort an die Front abkommandieren. Ich sagte, dass ich dafür volles Verständnis hätte, und der Fall war damit erledigt. Wie es der Zufall wollte, war in der Nachbarkaserne mein Bruder Hans untergebracht. Ich habe ihn von meiner plötzlich bevorstehenden Abkommandierung benachrichtigt, damit er eine entsprechende Nachricht nach Ratingen schicken konnte. Hans wollte sich sofort freiwillig melden, um mich zu begleiten. Das machte aber keinen Sinn, weil Hans durch eine Unfallverletzung einen steifen Fuß hatte, weshalb er nur noch heimatverwendungsfähig war.

Hochzeit von Käthe Schwaab und Martin Grüten im Jahre 1936. Das Brautpaar sitzt in der vorderen Reihe links, rechts davon die Eltern Schwaab.
In der Mitte der kleine Bernhard, hinter ihm sein ältester Bruder Josef

In der Nacht marschierten wir nach Hemer. Dort stand schon ein Zug, der uns nach Beelitz transportierte. Dort erfolgte ein schwerer Luftangriff, und einige meiner Kameraden wurden schwer verletzt, so dass die Reise für sie hier zu Ende war. Wir konnten trotz Luftangriff weiter fahren und landeten in Jüterbog, wo ein Panzergrenadierregiment aufgestellt wurde. Ich erhielt einen fabrikneuen Kübelwagen und wurde als Fahrer des Adjutanten des Regimentskommandeurs bestimmt. Schon am nächsten Tag ging es weiter nach Schlesien. Die Russen waren mittlerweile bis dahin vorgestoßen. Im ersten Einsatz gelang es uns, die Russen zurückzudrängen. Wir rückten dann nach und kamen in Ortschaften, die einige Tage in russischer Hand gewesen waren. Dort sah es fürchterlich aus. Viele alte Männer und Frauen wurden auf bestialische Weise umgebracht. […]

Mein Chef war ein Hauptmann, mit dem ich gut klar kam. Er inspizierte die vorderen Stellungen, und ich fuhr mit meinem Kübelwagen so nah wie möglich an diese heran. Vielfach wurde ich auch als Meldegänger eingesetzt. Dabei konnte ich den Wagen benutzen, aber ich bin lieber zu Fuß gegangen, weil mir das sicherer erschien. […]

Unser Regiment blieb selten länger als eine Woche in einer Stellung. Wir mussten meist ständig dem Druck der an Menschen und Material weit überlegenen Roten Armee weichen. Tag und Nacht gab es keine Ruhe, und als wir wieder einmal unter direkten Beschuss gerieten, schlug eine Granate direkt neben meinem Kübelwagen ein. Mein Hauptmann, der wegen einer Armverwundung nicht schnell genug in Deckung gegangen war, wurde ziemlich schwer verwundet. Zum Glück kam aber schnell Hilfe, und ich glaube, dass er letztlich einen „Heimatschuss“ erhalten hatte. Mein Wagen sah schlimm aus. Das Verdeck war verzogen und durchlöchert. Durch das Armaturenbrett war ein Splitter gegangen und hatte die Kabel zerfetzt. Der Benzintank war an einigen Stellen durchlöchert und inzwischen schon halb leer gelaufen. Warum der Wagen unter den gegebenen Umständen nicht in Brand geriet,

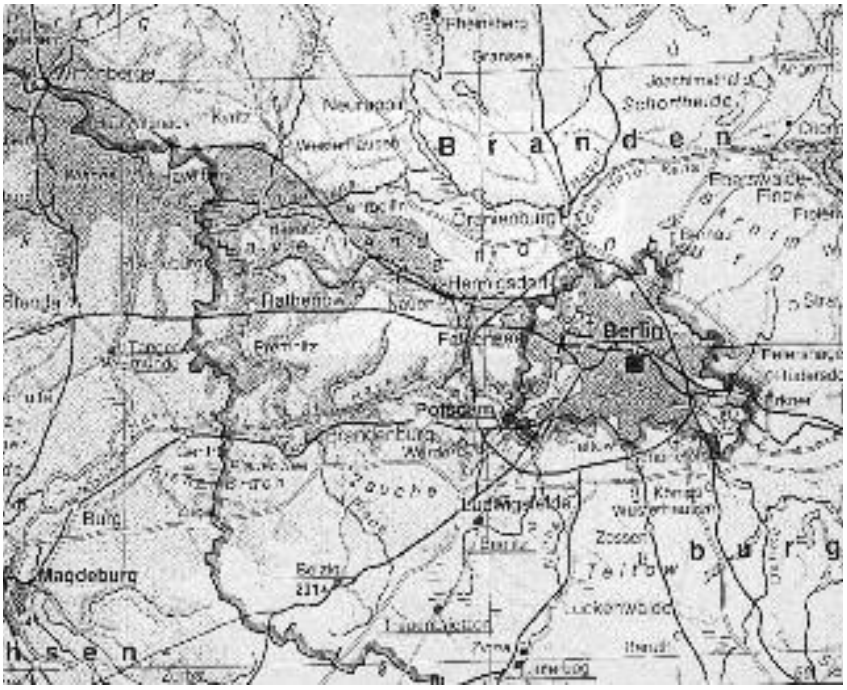
ist mir bis heute ein Rätsel geblieben. Um die Löcher im Tank notdürftig abzudichten, schnitt ich Zweige ab, umwickelte sie und dichtete damit die Löcher provisorisch ab. Sodann habe ich die Kabel geflickt und der Wagen lief wieder. Einsatzfähig war der Kübelwagen in diesem Zustand allerdings nicht mehr. Ich meldete das pflichtgemäß und bekam den Befehl, zum Armee-Kfz-Park zu fahren, um den Wagen dort reparieren zu lassen. Einen Fahrbefehl gab es nicht, weil zu dieser Zeit die Bürokratie schon ihren „Geist" aufgegeben hatte. Schreibmaschine oder Schreibstube, das alles waren Dinge von gestern. Der Kfz-Park lag weit hinter der Front. Losfahren konnte ich aber erst bei Dunkelheit, weil ich sonst Gefahr lief, nicht lebend aus unserer gefährlichen Ecke herauszukommen. Schon nach einiger Zeit kam ich in eine Gegend, die nicht mehr unter Beschuss lag. Prompt geriet ich in eine Kontrolle der Feldgendarmerie, die sich ja bekanntlich immer in den sichersten Gefilden aufhielt. Da ich keinen Fahrbefehl vorweisen konnte, wurde ich festgenommen. Das war eine sehr ernste Angelegenheit, denn Deserteure wurden vor ein Standgericht gestellt und ohne viel Aufhebens erschossen. Einer der Gendarmen setzte sich mit gezogener, schussbereiter Pistole neben mich. In der nächsten Ortschaft wurde ich wie ein Verbrecher behandelt und zunächst einmal eingesperrt. Endlich wurde ich angehört. Nach zahlreichen Telefongesprächen wurden meine Aussagen bestätigt. Ich erhielt einen ordnungsgemäßen Fahrbefehl und war wieder frei. Ich habe die Herren Feldgendarmen darauf hingewiesen, dass zu einem Fahrbefehl auch eine Marschverpflegung gehört, auf die ich Anspruch hätte. Und auch das war möglich; ich erhielt mitten in der Nacht die mir zustehende Marschverpflegung. So erreichte ich den Kfz-Park, aber es dauerte einige Tage, bis mein Wagen repariert war. Während dieser Zeit hat meine Quartierswirtin meine Wäsche gewaschen und auch ich selbst konnte mich pflegen und ausschlafen. Erst nach drei Tagen konnte mir die Frontleitstelle sagen, wo sich meine Einheit befand. So war mehr als eine Woche vergangen, bis ich wieder bei meiner Einheit ankam. Unser Regiment hatte während meiner kurzen Abwesenheit schwere Verluste erlitten. Kurz vor meiner Rückkehr war der Kübelwagen des Kommandanten ausgefallen, so dass ich mit meinem reparierten Wagen freudig empfangen wurde. Unser Gefechtsstand war in einem Schloss, welches über dicke Mauern verfügte. Wir lagen ständig unter schwerstem Beschuss. […]

Lange blieben wir hier nicht, denn wir mussten uns erneut zurückziehen. Wenn unsere Artillerie einmal schoss, kamen von russischer Seite zehn Granaten zurück. Auch den Tieffliegerangriffen waren wir schutzlos ausgeliefert, weil keine Fliegerabwehrkanonen mehr da waren und von unserer Luftwaffe ohnehin nichts mehr zu sehen war. Es tat weh zu sehen, wie wir einen Ort nach dem anderen den Russen überlassen mussten, wohl wissend, welches fürchterliche Schicksal die verbliebenen Einwohner erwartete. So erlebte ich auch den Untergang der Stadt Jägerndorf. Wir kamen Tag und Nacht nicht zur Ruhe und mussten ständig in rückwärtige Stellungen ausweichen. So kamen wir auch im Riesengebirge und im Altvatergebirge zum Einsatz. Alles war noch tief verschneit und landschaftlich äußerst reizvoll. Nachtquartier bezogen wir meist in den verlassenen Häusern. Die Keller waren noch übervoll mit Lebensmitteln der verschiedensten Art, und wir litten in dieser Hinsicht keine Not […]

Wegen der großen Verluste wurde nunmehr aus drei Regimentern eines gemacht. Nach wie vor waren wir als Panzergrenadierregiment im Einsatz. Die Sicherheit unserer Fahrzeuge war oberstes Gebot, und wir wurden angehalten, sie so abzustellen, dass sie vor Direktbeschuss und Fliegerangriffen geschützt waren. Wir stellten sie meist in Scheunen ab, die in dieser Gegend einen stabilen Eindruck machten. Während eines Meldeganges wurde mein Kübelwagen, in dem auch Panzerfäuste lagerten, durch einen Fliegerangriff auf die Garagenscheune total zerstört. Aus diesem Grunde musste ich mich am nächsten Tag zwecks weiterer Verwendung bei unserem Tross melden. Man hatte dort sofort Verwendung für mich. Ich wurde als Fahrer des Regiment-Funkwagens eingesetzt, und das war genau nach meinem Geschmack. Der Funkwagen war fast neu. Es war ein Steyr Lastwagen mit Allradantrieb und allen Schikanen. Der Funkwagen hatte einen möbelwagenähnlichen Aufbau und war voller Sender und Empfangsanlagen. Zur Besatzung gehörten ein Fahrer sowie fünf Funker. Wir kamen unverzüglich zum Einsatz. Der Funkwagen musste am Einsatzort sofort eingebuddelt werden, um vor dem drohenden Beschuss einigermaßen geschützt zu sein. Die Buddelei wurde immer gemeinsam durchgeführt. Wir waren ständig in Bewegung und wechselten beinahe täglich den Einsatzort. Im Wagen durften nur die Empfänger benutzt werden. Die Funker schulterten ihre Funkgeräte und marschierten damit an ihre Einsatzorte. Würden die Sender im Wagen benutzt, so hätten die Russen die Möglichkeit gehabt, uns anzupeilen und zu vernichten. Wenn ich alleine im Wagen saß, waren alle Empfänger in Bereitschaft. Ich musste alles abhören – auch die feindlichen Sender – und das Wesentliche an den Gefechtsstand melden. U.a. war ich auch für die Abschrift des täglichen Wehrmachtsberichtes verantwortlich, wenn auch nicht wörtlich, dann eben sinngemäß. Ich hatte nunmehr einen richtigen Job zu erledigen, der mich auch in gewisser Weise befriedigte.

Der Druck der Russen wurde immer stärker, und wir hatten dem immer weniger entgegenzusetzen. Mit unserem Widerstand konnten wir den Vormarsch der Sowjets nur verlangsamen, aufzuhalten war er nicht mehr. Meinen Standort durfte ich nur auf ausdrücklichen Befehl verlassen. Oft gingen alle Einheiten zurück, nur ich musste einsam meine Stellung halten, bis die Russen fast schon zu sehen waren. Wenn ich auf den Befehl gewartet hätte, wäre ich längst in russische Gefangenschaft geraten. So habe ich mir den Befehl dann selbst erteilt und entging dem Schicksal, gefangen zu werden. Bei diesen überhasteten Rückzügen blieben sehr oft Fahrzeuge stecken. Mit meinem Allradwagen konnte ich immer helfen, sie wieder flott zu machen. Über Langeweile hatte ich also – weiß Gott – nie zu klagen.

Gegen Mitte März kamen wir mit unserer RAD-Abteilung auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz bei Berlin an, wo wir in eine leer stehende Kaserne eingewiesen wurden. Zu diesem Zeitpunkt wurden im Raum Berlin insgesamt drei so genannte RAD-Divisionen zusammengestellt. Sie bekamen die Namen „Schill“, „Jahn“ und „Theodor Körner“. Zur letztgenannten Division gehörte auch mein Verein. Wir wurden jetzt der Wehrmacht unterstellt,und ab sofort war ich ein 17-jähriger Panzergrenadier. Ausgebildet wurden wir im Schnelldurchgang an allen automatischen Schusswaffen und der Panzerfaust. Gegen Mitte April 1945 wurden diese drei RAD-Divisionen der Armeegruppe Wenck zugeordnet. Diese sollte den Ring um Berlin sprengen und Hitler in seinem Bunker zu Hilfe kommen. General Wenck hat sich jedoch nicht an diesen Befehl gehalten, sondern seine ganze neu formierte Stoßkraft auf die Rettung von Flüchtlingen und der eingekesselten 9. Armee konzentriert. Aus diesem Grunde musste im Raum Belzig, Tangermünde ein möglichst großer Brückenkopf östlich der Elbe gebildet werden, damit die zurückflutenden Menschenmassen – Soldaten der eingekesselten 9. Armee und Zivilisten – heil über die Elbe geleitet werden konnten. Auf der westlichen Seite der Elbe waren bereits die Amerikaner, die dort Halt gemacht hatten. Wir kamen also um den 20. April 1945 herum im Raum südlich von Berlin zum Einsatz. Um unser Ziel, die Eroberung der Stadt Treuenbrietzen zu erreichen, mussten wir die russischen Einheiten massiv angreifen und zurückdrängen. Am 25. April 1945 kam ich dann zu meinem ersten Fronteinsatz. Wir stürmten um Mitternacht die russischen Stellungen mit zunächst großem Erfolg, denn die Russen waren völlig überrascht. Wir kamen schon in der ersten Nacht zügig voran und hatten am Abend des 26. April 1945 die Stadt Treuenbrietzen erreicht. Wir konnten sie noch in der folgenden Nacht einnehmen. Leider mussten wir große Verluste an jungen Kameraden beklagen, denn wir hatten keinerlei Panzer- oder Artillerieunterstützung. Von der Luftwaffe war ebenfalls nichts zu sehen. Die Bevölkerung, sofern sie nicht geflohen war, hatte Fürchterliches mitgemacht. Man kann es nicht mit Worten beschreiben, wie die Rote Armee in diesen von uns leider nur kurzfristig befreiten Ortschaften gewütet hatte. Diese Eindrücke haben mich noch jahrelang verfolgt und vergessen habe ich sie bis heute nicht. Als die Russen merkten, vor welchen „Bubis“ sie die Flucht ergriffen hatten, haben sie uns mit allen schweren Waffen eingedeckt, die ihnen in überreichem Maße zur Verfügung standen. Noch am nächsten Tag mussten wir die Stadt Treuenbrietzen wieder räumen, denn dieser Übermacht an Menschen und Material waren wir nicht mehr gewachsen. Die restlichen Bewohner haben sich mit uns zurückgezogen, denn die wollten nicht noch einmal von der Roten Armee „befreit“ werden. Wir leisteten jetzt hinhaltenden Widerstand, damit der Elbübergang zu den Amerikanern bei Tangermünde so lange wie irgend möglich offen blieb. Die Russen feierten ausgiebig den 1. Mai und hatten deshalb kein besonders großes Interesse, sich mit uns herumzuschlagen. […]



Nun, im April 1945, ging hier der Winter zu Ende. Wir waren in der Gegend von Mährisch-Ostrau und waren ständigen russischen Angriffen ausgesetzt. Die Tiefflieger schossen die strohgedeckten Häuser und die Scheunen in Brand, während gleichzeitig auch schwerer Artilleriebeschuss stattfand. Als ich an den Knöpfen drehte, hatte ich plötzlich Göbbels im Empfänger, es war nämlich der 20. April 1945 und Führers Geburtstag. Was Göbbels bei dieser Gelegenheit alles gesagt hat, weiß ich heute nicht mehr, aber einen Satz habe ich behalten. Während bei mir ringsherum der Teufel los war, sagte er: „Wir erleben die Geburtsstunde einer neuen Zeit.“ Was soll man dazu noch sagen. Dieser Halunke war nicht umsonst der geborene Propagandaminister. Die Lage wurde für uns täglich bedrohlicher. Die Befehle zur rückwärtigen Verlegung blieben plötzlich aus. Gleichzeitig wurde die Front ruhiger, weil die Russen wegen der Maifeiertage kaum noch angriffen. Es war unheimlich. In den ersten Maitagen 1945 versammelten sich die Reste des Regimentes an einem vorher bekannt gegebenen Platz. Dort erklärte unser Kommandant die Lage und schlug vor, uns ohne Befehl abzusetzen. Wir sollten versuchen, uns zu den in Sachsen stehenden Amerikanern durchzuschlagen. Wir haben diesen Vorschlag freudig angenommen, zumal wir seit Tagen weder Munition noch Verpflegung erhalten hatten. Offensichtlich waren wir längst abgeschrieben. Unsere Einheit bestand aus 200 Soldaten, und wir verfügten über einen Schützenpanzer, auf dem ein leichtes Geschütz montiert war. In der Tschechoslo-

Durchhalteparolen bis zum letzten Augenblick: Goebbels in Lauban in Schlesien am 10. März 1945

wakei, durch die wir jetzt nach Westen mussten, fanden wir kaum Widerstand. Unser Rückzug erfolgte zügig, weil die Straßen wie leergefegt waren. Nur ab und zu war eine Panzersperre aus dem Weg zu räumen. In der Nacht blieb ein Mannschaftswagen mit verstopfter Kraftstoffleitung liegen. Ich wurde mit der Reparatur beauftragt, und da die anderen weiter wollten, wurde ein Treffpunkt vereinbart, an dem wir uns nach erfolgter Reparatur wieder einfinden sollten. Obwohl es dunkel war und wir auch kein Licht machen durften, hatte ich den Wagen nach etwa zwei Stunden wieder flott. Am vereinbarten Treffpunkt angekommen, mussten wir feststellen, dass die anderen offensichtlich ohne Halt weiter gefahren waren. Wir waren also jetzt auf uns selbst angewiesen. Der Mannschaftswagen war mit 20 Soldaten besetzt, hinzu kam die Stammbesatzung des Funkwagens mit sechs Mann, insgesamt also zwei Kraftfahrzeuge und 26 Soldaten. Leider reichte der Treibstoff nicht für zwei Fahrzeuge bis Sachsen, so dass ich mich schweren Herzens von meinem „geliebten“ Funkwagen verabschieden musste, der dann von uns unbrauchbar gemacht wurde. Mit einem dicken Hammer habe ich alles, was ich bis dahin sorgfältig gehegt und gepflegt hatte, zerschlagen. Die Reifen habe ich verschont in der Annahme, dass die umliegenden Bauern damit noch etwas anfangen konnten. Wir sind nun auf den Mannschaftswagen umgestiegen, und bei der Weiterfahrt kamen wir nach Jičin. Ich wusste damals, dass mein Bruder Berni dort als Angehöriger des Reichsarbeitsdienstes (RAD) stationiert war. Ich bestand darauf, dieses Lager zu suchen, weil ich meinen kleinen Bruder mitnehmen wollte. Wir fanden auch das ehemalige Lager. Auf Nachfrage versicherten uns die Tschechen, dass dieses Lager vor etwa sechs Wochen aufgelöst worden war.

Das mit den sechs Wochen kann stimmen, denn mein Bruder Josef dürfte Anfang Mai in Jičin, gewesen sein. Meiner Meinung nach sind wir im März nach Döberitz verlegt worden. Schade eigentlich, denn das wäre ein Ding gewesen: Zwei Brüder treffen sich in der Tschechoslowakei und marschieren zusammen nach Ratingen. Leider, leider kam alles anders.

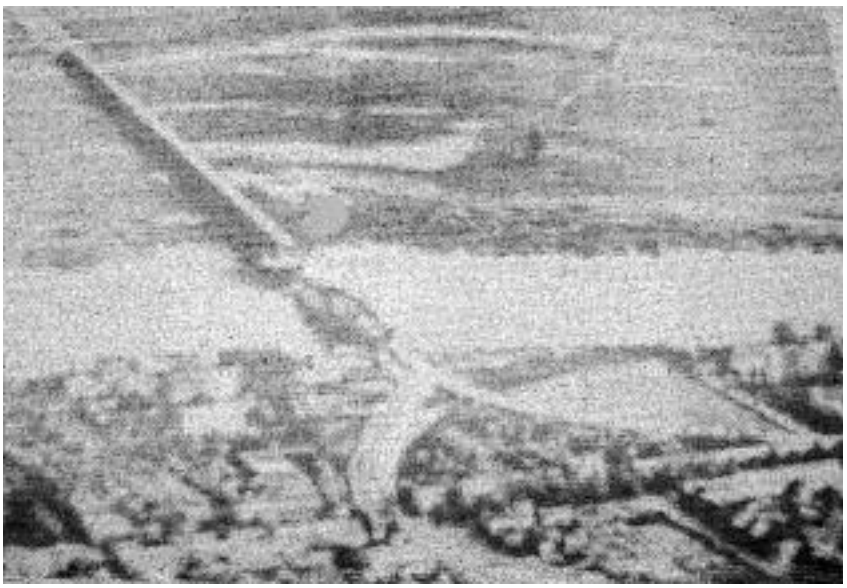
Wir nahmen mit unserem Wagen Kurs auf die obere Elbe und Dresden. Wir kamen hier leider nicht weiter, denn überall waren bereits die Russen, so dass wir gezwungen waren, Richtung Prag und nach Westen auszuweichen. Als wir wieder einmal nicht weiter durchkamen, entschlossen sich alle meine Kameraden, nach Prag zu fahren. Ich habe mich daraufhin alleine und auf „Schusters Rappen“ auf den Weg nach Westen gemacht.

Es war Vormittag, als ich loszog, und nach einer Stunde sah ich schon die ersten Russen. Ausgerüstet war ich mit einem Kommissbrot und im Übrigen ohne Waffen, die auf dem Fahrzeug verblieben waren. Ortschaften habe ich gemieden. So weit wie möglich, bin ich immer durch Feld und Wald gewandert bei schönstem Vorfrühlingswetter. Es begegnete mir ein freundlicher Tscheche, der mich informierte, dass der Krieg seit heute vorbei sei. Es war also der 8. Mai 1945.

Seit dem 30. April 1945 haben wir den vorrückenden Sowjets hinhaltenden Widerstand geleistet. Dabei hatte ich den Eindruck, dass die Russen nicht mehr mit voller Kraft bei der Sache waren, denn dann hätten sie uns ohne große Schwierigkeiten überrennen können. Sie wollten wohl auch in den letzten Kriegstagen nicht mehr Kopf und Kragen riskieren. So konnten wir den Brückenkopf bis zum 7. Mai 1945 offen halten. […]

Tatsächlich war unser verlustreicher Einsatz aus damaliger Sicht ziemlich erfolgreich, denn fast alle Einheiten und auch die vielen Flüchtlinge konnten das „amerikanische“ westliche Ufer der Elbe erreichen. […]

Ich gehörte leider zu den wenigen, die den Übergang nicht schafften, und das kam so: Am Morgen des 7. Mai 1945 erhielten wir endlich den Befehl, uns sofort aus der Frontlinie abzusetzen. Marschziel war der Elbübergang bei Fischbeck/Tangermünde. An dieser Stelle der Elbe sind auf der östlichen Seite ausgedehnte Elbauen, vorwiegend bestehend aus Sumpfgelände. Diese zu überwinden ist äußerst beschwerlich. Für mich war es das in besonderem Maße, denn ich trug „huckepack“ einen Leutnant, der am Fuß verwundet war und der mich inständig angefleht hatte, ihn doch mitzunehmen. Etwa um 16 Uhr kamen die Elbe und der Übergang in Sicht. Dazu muss man erklären, dass irgendein Idiot diese rettende Eisenbahnbrücke gesprengt hatte. Über die Trümmer der Brücke hatten die Pioniere einen Notübergang gebaut, der eine Überquerung der Elbe ohne schweres Gerät zuließ. Über diesen breiten Pfad sind in den letzten 10-12 Tagen und Nächten mehrere zehntausend Soldaten und Zivilisten von Ost nach West marschiert. Als ich mich mit meinem



Die gesprengte Eisenbahnbrücke bei Tangermünde, über die Bernhard Schwaab zu entkommen versuchte. Er wurde jedoch in den Elbauen auf dem östlichen Ufer von den Russen gefangen genommen

Leutnant auf dem Rücken dem Übergang näherte, kamen von rechts die ersten russischen Soldaten und sperrten den Übergang sofort ab. Ich war zu diesem Zeitpunkt noch ca. 50 Meter von der Brücke entfernt. Damit war klar, ich komme in russische Gefangenschaft. Ich legte mein Sturmgewehr ab und begab mich zu einer Sammelstelle. Dort kassierte man meine Armbanduhr, und alles andere lief wenig dramatisch ab. Aber um mich herum war das reinste Chaos. Zunächst einmal war es „mein Leutnant“, der für große Aufregung bei den Russen sorgte, denn der hat sich, nachdem ich ihn im Gras abgesetzt hatte, kurzerhand erschossen. Die Russen vermuteten einen Angriff, und es fehlte nicht viel an einer wüsten Schießerei. Die noch auf dem Steg befindlichen Menschen wurden unter Beschuss genommen, stürzten in die Elbe bzw. kamen zurück. Viele Soldaten versuchten schwimmend das westliche Elbufer zu erreichen. Auf sie wurde ein regelrechtes Scheibenschießen veranstaltet. Sie hatten keine Chance. Das ganze östliche Ufer war übersät mit liegen gebliebenem Kriegsmaterial der 9. Armee, und auch viele Flüchtlingskarren hatten hier ihre letzte Station. Ein Inferno sondergleichen, und ich mit meinen 17 Jahren mittendrin. Die meist angetrunkenen Russen schrieen „Woyna kaputt“ (Krieg aus) und „Skora damoi“ (bald nach Hause). Mein Wortschatz reicht nicht aus, die Situation auch nur annähernd zutreffend zu beschreiben. Auch meine eigenen Gefühle waren recht eigenartig. Auf der einen Seite war nun plötzlich die Todesgefahr, die ja mit einem Fronteinsatz permanent verbunden war, nicht mehr vorhanden, an diese Stelle trat nun die Ungewissheit über meine Zukunft. Diese Zukunftsaussichten hatten am 7.Mai 1945 um 16.30 Uhr eine große Bandbreite, sie reichten vom Tod durch Erschießen (laut Propaganda) bis zur baldigen Heimkehr. Von der Sammelstelle aus wurden wir dann in eine nahe stehende Scheune am Ortsausgang von Fischbeck gebracht, und ich dachte schon, dass nunmehr „mein letztes Stündlein schlagen würde“. Dem war aber nicht so, denn hier begann nun meine Gefangenschaft.

Ich war sehr erfreut, weil ich hoffte, dass durch das Ende des Krieges meine Heimwanderung erleichtert würde. Ich wagte mich jetzt auch in die Ortschaften. Die Anwohner beachteten mich kaum, einige grüßten sogar. Ich fühlte mich sicher und war frohen Mutes. Gegen Abend sah ich in der Ferne eine Ortschaft, und um diese zu erreichen, musste ich über eine Flussbrücke. Plötzlich stand ein russischer Soldat vor mir und schrie „Stoi“. Er drückte mir seine Kalaschnikow (Maschinenpistole) in den Rücken und so marschierte ich unter strenger Bewachung in das örtliche Wirtshaus, wo einige Offiziere mich verhörten. Ich erklärte ihnen, dass „Woyna kaputt“ (Krieg aus) ist und ich daher nach Hause wollte. Sie antworteten mir, dass das heute nicht möglich sei, aber vielleicht am nächsten Tag. Sie brachten mich in einen großen Saal, in dem die Russen ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten. Dort wurde ich freundlich als „Nimetzki Kamerad" (deutscher Kamerad) begrüßt. Sie wollten von mir Zigaretten haben, da ich aber keine hatte, boten sie mir ihre eigenen an. Die Nacht habe ich dann zusammen mit diesen Russen in dem Saal verbracht. Ich war schon einigermaßen erstaunt, denn etwas Derartiges wäre bei der deutschen Wehrmacht umgekehrt niemals möglich gewesen. […]

In der Morgendämmerung wurde ich wach, während die Russen alle noch tief und fest vor sich hin schnarchten. Ich ging auf den Hof, um mich an einem Brunnen zu waschen und stellte fest, dass sich niemand um mich kümmerte. Ich ergriff die Gelegenheit beim Schopfe und bin unverzüglich weiter gewandert. Niemand behinderte mich. Nach etwa einer Stunde kam ich in die nächste Ortschaft. Alle von Deutschen bewohnten Häuser waren durch eine weiße Fahne zu erkennen. In einem dieser Häuser traf ich auf eine deutsche Frau, die sagte: „Wenn die Tschechen sehen, dass ich einem deutschen Soldaten geholfen habe, erschlagen sie mich.“ Ich wollte schon wieder gehen, doch sie bat mich zu bleiben. Die Frau war ganz alleine in dem Haus; ihr Mann war ebenfalls Soldat. Die Tschechen hatten ihr die Wohnung weitgehend geplündert. Ich bat sie um Zivilkleidung. Ich erhielt eine strapazierfähige Hose und eine wetterfeste Windjacke. Das waren Sachen ihres Mannes; sie passten ausgezeichnet. Ich habe mich bei der tapferen Frau bedankt und meinen Weg fortgesetzt. Aus meiner Uniform schnürte ich ein Bündel, das ich bei nächster passender Gelegenheit wegwarf. Die Russen nahmen nun auch die westliche Tschechoslowakei in Besitz, und ich konnte diesen Einmarsch beobachten. Sie kamen in großen Kolonnen auf dreiachsigen amerikanischen Lastwagen, auf

Sowjetische Besatzungssoldaten in Leipzig

denen in kyrillischen Buchstaben geschrieben stand: „Berlin/Prag“. Die tschechische Bevölkerung empfing die Russen jubelnd. Sie wurden mit Blumen begrüßt und die Mädchen fielen den Russen um den Hals. Diese törichten Menschen ahnten damals nicht, welches Unheil da in ihr geliebtes Land rollte. Ich bin ungeachtet dieser bedrückenden Ereignisse weiter westwärts gewandert, bis mir plötzlich gegen Mittag sechs Russen begegneten. Sie waren auf Raub aus und wollten eine Uhr von mir haben. Ich konnte damit nicht dienen, denn ich hatte meine Uhr in der Unterhose versteckt. Diese Strolche hatten Dutzende von Uhren an den Armen. Sie griffen mich an, warfen mich zu Boden und trotz heftigster Gegenwehr zogen sie mir die Schuhe aus. Einer der Räuber zog sie an und ließ seine stehen. Ich lag noch am Boden, als die sechs Strolche unter lautem „Geil Gitler“-Gebrüll abzogen. Als ich nun ohne Schuhe fern der Heimat auf der Straße lag, dachte ich an den Mann, dem vor vielen Hundert Jahren zwischen Jerusalem und Jericho Ähnliches passiert war. Da hier kein barmherziger Samariter zu erwarten war, blieb mir nichts anderes übrig, als die schlechten Schuhe des Russen anzuziehen und weiterzuwandern. Bei der Rauferei hatte ich nur ein paar blaue Flecken abbekommen. In den Schuhen des Russen bereitete mir das Gehen große Schmerzen. Trotzdem wanderte ich bis zum späten Abend weiter, bis ich in eine Ortschaft kam, die nur deutsche Bewohner hatte. Mein Kommissbrot hatte ich längst verzehrt, so dass ich großen Hunger hatte. In der Ortschaft waren keine Russen, aber in der unmittelbaren Nachbarschaft. Das hinderte diese Soldateska aber nicht daran, meist abends und betrunken, Jagd auf Frauen und Mädchen zu machen, um sie dann zu vergewaltigen. Was diese Menschen hier mitgemacht haben, ist für zivilisierte Mitteleuropäer unvorstellbar. Die Menschen verließen abends ihre Wohnungen, um sich, so gut es ging, vor den Russen zu verstecken. Auch ich habe die Nacht auf einem Speicher verbracht, wo auch Frauen und Mädchen versteckt wurden. Die Nacht verlief jedoch ohne Zwischenfälle. Die Menschen hier waren trotz drohender Gefahr sehr nett zu mir. Ich bekam ein reichhaltiges Frühstück, und auch für unterwegs gab man mir einiges mit. Das Gehen in den Russenschuhen wurde immer beschwerlicher. Mein Ziel war es, bis in die amerikanische Zone durchzuhalten, um mir dann im Tausch gegen meine Uhr ein Paar bessere Schuhe zu besorgen. Unter großen Schmerzen bin ich an diesem Morgen etwa drei Stunden gewandert. Dann musste ich wegen der irrsinnig schmerzenden Füße eine Pause einlegen und rastete am Straßenrand. Am niedergetretenen Gras konnte ich erkennen, dass an dieser Stelle schon irgendjemand das Gleiche gemacht hatte. Was dann passierte, ist so unwahrscheinlich, dass ich es kaum aufzuschreiben wage. Aber ich versichere, es ist die reine Wahrheit. Im Gras standen ein Paar neuwertige Schuhe !! In banger Erwartung probierte ich sie an und siehe da, sie passten wie angegossen. Das war das einzige Wunder, welches mir in meinem Leben begegnet ist. Ich konnte in den neuen Schuhen wunderbar laufen und bin wie auf Wolken ohne Zwischenfall bis zum späten Abend weiter gewandert. Bei einer Bauernfamilie fand ich gastliche Aufnahme. Der Bauer berichtete, dass es bis zu den Amerikanern nur noch 30 km seien. Auch war er so nett, mir auf einer Karte den kürzesten und sichersten Weg aufzuzeichnen. So bin ich dann am anderen Morgen weiter marschiert und dank der Karte konnte ich mich ausgezeichnet orientieren. An einer Straße beobachtete ich dann eine LKW-Kolonne und ich konnte Schwarze als Fahrer erkennen. Nun war klar: Ich hatte es bis zu den Amerikanern geschafft und daher mein erstes Ziel erreicht. Gott sei Dank ! !

Zu diesem Zeitpunkt waren mein Bruder Josef und ich, nach Kilometern gemessen, relativ nahe beieinander und doch, realistisch betrachtet, gleichzeitig sehr weit auseinander. Während mein Bruder Josef sich zügig aus Sachsen Richtung Westen bewegte, saß ich hinter Stacheldraht in Sachsen-Anhalt bei den Russen fest und sah einem ungewissen Schicksal entgegen.

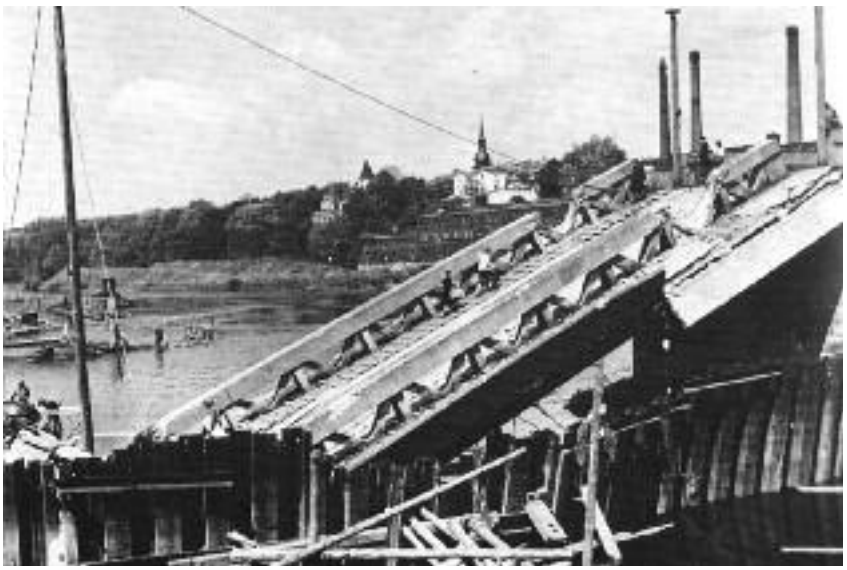
Ich war nun in Sachsen und bin weiter in Richtung Annaberg gewandert. Die Städte habe ich weiterhin vorsichtshalber gemieden. Bei den Bauern wurde ich ausnahmslos freundlich aufgenommen und gut verpflegt. Zur Orientierung hatte ich lediglich eine Deutschlandkarte im Maßstab von 1:1.000.000 zur Verfügung. Bei Werdau, westlich von Zwickau, sah ich ein größeres Gefangenenlager. Ich bedauerte meine Kameraden, die dort hinter Stacheldraht einem ungewissen Schicksal entgegen gingen. Wenn ich daran denke, wie einsam und verlassen ich mich in der Tschechoslowakei gefühlt hatte, so war ich doch jetzt in einer wesentlich besseren Lage. Ich dachte auch oft an meine Kameraden, die sich damals auf den Weg nach Prag gemacht hatten, während ich alleine mein Glück herausgefordert hatte. Was mag aus ihnen geworden sein? Ich jedenfalls war guten Mutes und nach dem „Schuhwunder“ davon überzeugt, Ratingen gesund zu erreichen. […]

Ich konnte nun zügig weiter wandern und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend immer zu Fuß Richtung Westen unterwegs. Ohne Schwierigkeiten kam ich der Heimat immer näher, erreichte Gera, Jena, Weimar und Erfurt. Die Amerikaner hatten an vielen Stellen Straßensperren errichtet. Die Bevölkerung hat mich immer vor diesen bekannten Stellen gewarnt, so dass ich diese kritischen Stellen meist gefahrlos umgehen konnte. Dabei waren mir oftmals Kinder behilflich, die ja bekanntlich

immer schon die besten Schleichwege kannten. Diese Kinder warteten alle auf ihre Väter, und sie hofften, dass diese genau so wie ich auf dem Wege nach Hause wären. Ich habe den Kindern von ganzem Herzen gewünscht, dass sich ihre Hoffnungen erfüllen würden. […]

Ich wanderte weiter, und an Pfingsten kam ich nach Fritzlar. Im dortigen Dom besuchte ich die heilige Messe. Ich habe aus übervollem Herzen meinem Herrgott gedankt, dass ich heil und unversehrt bis hierhin gekommen war. Ohne zu rasten ging ich weiter und fand am Abend gastliche Aufnahme auf einem Bauernhof. Ich erhielt das Zimmer des Sohnes, dessen Heimkehr sehnlichst erwartet wurde, aber der Bauer wusste nicht, wo der Sohn nun abgeblieben war. So ging es damals vielen Eltern, und die Ungewissheit war groß. Der Bauer bat mich doch zu bleiben, bis die Zeiten ruhiger geworden wären. Außerdem käme ich jetzt in eine Gegend, wo der Hunger groß sei und das Leben sehr beschwerlich. Ich habe ihm gesagt, dass meine Eltern genau so auf mich warteten, wie er auf seinen Sohn und ich daher so schnell wie irgend möglich nach Hause wollte. Am nächsten Tag bat er mich, den Traktor zu reparieren. Ich stellte fest, dass am Motor die Heizspirale einer Glühkerze durchgebrannt war. Der Schaden war, da ein passendes Ersatzteil zur Verfügung stand, schnell behoben. Erneut bat mich der Bauer doch zu bleiben, aber ich lehnte dies mit Bedauern ab. Als er merkte, dass ich nicht umzustimmen war, beauftragte er die Bäuerin, mir ein großes Verpflegungspaket zu geben, damit ich unterwegs nicht hungern musste. Die nächste Nacht schlief ich wieder bei einem Bauern in der Scheune, der sich allerdings nicht um mich kümmerte. Zu essen hatte ich dank der guten Bäuerin genug, die mir wirklich viele und gute Lebensmittel eingepackt hatte. Weiter wandernd erreichte ich Brilon. Dort traf ich auf einen Lastwagen, der eine Reifenpanne hatte. Ich war ihm behilflich, und er lud mich ein, mit ihm nach Werl zu fahren.

Ich nahm die Einladung dankend an. Unterwegs hatten wir eine Reifenpanne nach der anderen. So viel Luft habe ich noch nie pumpen müssen, so dass ich mir das Mitfahren reichlich verdient hatte. Am späten Abend haben sowohl der Fahrer als auch ich in einer Scheune übernachtet. Auch hier wurde uns nichts Essbares angeboten. Von Werl aus sollte es eine Zugverbindung nach Dortmund geben. Morgens um 5 Uhr habe ich mich dann auf den zweistündigen Weg zum Bahnhof Werl gemacht. Tatsächlich erreichte ich den Bahnhof einige Minuten vor Abfahrt eines Zuges nach Dortmund. Ich hatte gerade noch Zeit, eine Fahrkarte nach Ratingen zu lösen. Das war das erste Geld, welches ich nach langer Zeit ausgeben konnte. Wenn ich unterwegs irgendwo Anstalten machte, Verpflegung oder Hilfestellung mit Geld zu bezahlen, erntete ich stets ein mitleidiges Lächeln. Das Geld war nichts mehr wert. […]



Bei den Endkämpfen im Ruhrkessel wurden auch beide Ruhrbrücken in Kettwig gesprengt. Die Straßenbrücke konnte von Fußgängern notdürftig benutzt werden

Die Bahn brauchte unendlich lange. Viele Brücken waren zerstört, und dann mussten die Fahrgäste eine Strecke zu Fuß zurücklegen. Trotzdem erreichte ich gegen 10 Uhr Bochum und erwischte hier einen Zug Richtung Essen. Auch dieser Zug kam nur langsam vorwärts und hielt lange Zeit vor einem Signal. Alle im Abteil hatten Hunger, aber jeder hatte Vorbehalte, seine Vorräte als Erster auszupacken. Da machte eine Frau den Vorschlag, alles Essbare zusammenzulegen und gemeinsam zu verzehren. So geschah es dann auch, und ich konnte dank der großzügigen Versorgung durch meine Bäuerin zu diesem Mahl auch noch einiges beitragen. Gegen 12:30 Uhr kamen wir in Essen an. Als ich diese Trümmerlandschaft sah, stellte ich mir die bange Frage, was ich wohl zu Hause vorfinden würde. Von Essen nahm ich einen Zug nach Kettwig. Weil dort auch die Brücke zerstört worden war, sollten wir zu Fuß nach Kettwig v.d. Brücke wandern. Dort fanden regelmäßig Kontrollen statt, berichtete mir ein Eisenbahner und er empfahl mir, mit einem dort stehenden Lastwagen über Isenbügel nach Hösel zu fahren. Das habe ich dann auch getan und bin dann vom Bahnhof Hösel aus mit dem Zug nach Ratingen Ost gefahren. Fast sechs Jahre war ich Soldat, habe immer meine Pflicht getan, nichts verbrochen und nun musste ich mich auf solche Art nach Hause schleichen. Da kann man nur sagen: „Der Dank des Vaterlandes ist euch gewiss“. Aber was soll das. Ich hatte sehr viel Glück, das mich während des Krieges und bei meiner Wanderung heimwärts nie verlassen hat.

Zu meiner Erleichterung war in der Nähe des Bahnhofs in Ratingen wenig zerstört. Doch je weiter ich in die Innenstadt kam, desto mehr nahm die Zerstörung zu. An der Kirche St. Peter und Paul fehlte das Mittelstück, und das Haus Reuter, jetzige Sonnenapotheke*

* Es handelt sich um das Haus Düsseldorfer Straße 27, Ecke Wallstraße

war ein einziger Trümmerhaufen. In banger Erwartung ging ich bei „Eier Kürten“ um die Ecke, und Gott sei gedankt, unser Haus Düsseldorfer Straße 32 stand noch. Die Straßen waren verhältnismäßig leer. Bekannte habe ich auf dem Weg zwischen Bahnhof und Düsseldorfer Straße nicht getroffen. Unsere Haustür war wie immer nicht verschlossen, und ich betrat hoffnungsvoll unsere Wohnung. Zunächst war niemand zu sehen, bis ich in die Küche kam. Dort arbeitete meine Mutter, doch sie hatte mich nicht bemerkt. Als sie mich dann plötzlich sah, trat sie auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: „Jung, bist du dat wirklich?“ Dabei muss man wissen, dass der Zweite Weltkrieg gerade mal 14 Tage zu Ende war und Millionen von Soldaten in Gefangenschaft gerieten und zunächst ohne Aussicht auf Entlassung ihr Dasein fristeten. Und jetzt, am 22. Mai 1945, zufällig auch an meinem 34. Geburtstag, war ich heil und unversehrt wieder in Ratingen angekommen.

Meine Eltern waren noch gesund, und hungern mussten sie bis dahin auch nicht. Mein Vater betätigte sich nach wie vor mit Transporten zwischen Ratingen und Düsseldorf sowie umgekehrt. Elisabeth, meine zukünftige Frau, habe ich noch am gleichen Abend nach Hause gebracht und die Leute meinten, dass die Elisabeth sich einen neuen Freund geangelt habe. Dass ein Soldat zwei Wochen nach Kriegsende wieder zu Hause sein könnte, das war zu diesem Zeitpunkt außerhalb jeden Vorstellungsvermögens.

Etwa um diese Zeit herum wurde ich in ein Kriegsgefangenenlager am Rande der Stadt Brandenburg gebracht. Bis dahin hatten wir provisorisch in den Wäldern und Wiesen um Fischbeck in Zelten kampiert. Tagsüber marschierten wir unter schärfster Bewachung völlig sinnlos kreuz und quer durch die Mark Brandenburg. Das Lager in Brandenburg war hoffnungslos überfüllt. Zu meinem großen Erstaunen und Entsetzen waren mittlerweile einige Tausend Soldaten, denen meine Kameraden und ich unter großen Verlusten den Brückenkopf freigehalten hatten, von den Amerikanern wieder an die Russen ausgeliefert worden. Im Klartext: Unser verlustreicher Einsatz in den letzten Kriegstagen war teilweise vergeblich gewesen. Das habe ich den Amerikanern bis heute nicht verziehen, zumal sie dies auch an anderen Frontabschnitten ebenso praktiziert haben sollen. Zehntausende deutscher Soldaten wurden von den Amis an die Russen übergeben, was gleich bedeutend war mit einem Todesurteil für etwa jeden Dritten, wie sich später herausstellen sollte. Insofern habe ich keine so gute Meinung von den Amerikanern wie mein Bruder Josef. […]

Um nun Lebensmittelkarten zu erhalten, musste ich mich bei den Amerikanern anmelden. Meine Mutter flehte mich an, damit noch zu warten. […]

Auf der anderen Seite hatten meine Eltern auch schon Probleme mich durchzufüttern. Darüber hinaus wollte ich unbedingt wieder arbeiten, denn es gab viel zu tun in unserem zertrümmerten Vaterland. Ich habe mich also nicht abhalten lassen und bin am nächsten Tag zu den Amis gegangen. Ich hatte wieder einmal Glück. […]

Ich erhielt alle notwendigen Papiere, um wieder als Zivilist leben zu können. Hiermit war der Zweite Weltkrieg für mich endgültig zu Ende.

Zusammengefasst betrachtet ist es mir im Krieg besser ergangen als den meisten anderen Soldaten, die den Schlamassel auch sechs Jahre mitmachen mussten. Im Grunde genommen habe ich während des ganzen Krieges, mit Ausnahme von zwei Monaten, dasselbe gemacht wie in meinem Zivilleben, nämlich Transporte durchgeführt, allerdings unter erschwerten Bedingungen. Durch meinen Lastwagen hatte ich immer ein Dach über dem Kopf, was ein nicht zu unterschätzender Vorteil war. Ich muss jedoch besonders darauf hinweisen, dass der Krieg sehr viel schlimmer war, als ich ihn erlebt habe. Das sollte jedem klar sein, der meine Erinnerungen liest, damit keine falschen Vorstellungen entstehen. Ich habe über Offiziere berichtet, die Spitzbuben waren und einen liederlichen Lebenswandel führten. Die meisten waren jedoch anständige und vorbildliche Vorgesetzte, das möchte ich an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich betonen.

Um das elterliche Geschäft wieder in Schwung zu bringen, benötigte ich einen Lastwagen. Gemeinsam mit meiner Freundin Elisabeth haben wir in Ratingen und Umgebung nach passenden Wehrmachtsfahrzeugen, die zu diesem Zeitpunkt noch an vielen Stellen verlassen herumstanden, gesucht, und auf einem Gelände hinter der Calor Emag wurde ich fündig. Es war ein Benz Baujahr 1940, der aber erbärmlich aussah. Man hatte ihn bereits teilweise ausgeschlachtet, aber ich sah, dass die wesentlichen Teile noch vorhanden waren.

Mein Schwager Martin, der wegen einer Sehschwäche vom Kriegsdienst befreit war, konnte dank seiner Beziehungen zu den Behörden den erforderlichen Bezugsschein besorgen. Jean Schlösser hat die Lastwagen-Ruine dann auf unseren Hof geschleppt. Nun ging es darum die fehlenden Teile irgendwo aufzutreiben, damit der Wagen möglichst bald wieder benutzt werden konnte. Ich wusste bald, wo die wesentlichen Teile lagerten, doch die Autohändler waren wenig hilfreich. Zum Glück lernte ich einen Polen namens Bernhard kennen, der als KZ-Häftling Bomben entschärft hatte. Dieser hat mir uneigennützig alles Brauchbare herangeschafft. Dazu muss man wissen, dass so unmittelbar nach Kriegsende die Deutschen als Menschen zweiter Klasse galten. Niemand wagte es aber, einem Ausländer, der zudem noch im KZ gesessen hatte, einen Wunsch abzuschlagen. Sechs Wochen habe ich Tag für Tag an dem Wagen gearbeitet. Danach hatte ich dann einen wirklich guten einsatzfähigen Lastwagen, der noch elf Jahre seinen Dienst versehen sollte.

Nach etwa zwei Monaten im Lager Brandenburg wurden wir per Güterzug nach Frankfurt an der Oder transportiert. Hier war in einer ehemaligen Kaserne ein großes Kriegsgefangenenlager eingerichtet worden. Von hier aus gingen nun in regelmäßigen Abständen Transportzüge mit Kriegsgefangenen in die Sowjetunion. Hier im Lager habe ich einen Ratinger getroffen, und zwar den

„Bubi Busch“. Dieser war in Ratingen später als Trichinenbeschauer tätig, und soviel ich weiß, war er gelernter Metzger. Er war damals Ende 20, gesund und kräftig und daher nach Einschätzung der russischen „Fleischbeschauer“ für die Zwangsarbeit in der Sowjetunion eigentlich hervorragend geeignet. Trotzdem wurde er zu meiner großen Überraschung entlassen und kehrte etwa im Herbst 1945 nach Ratingen zurück. Er hat dann meine Eltern informiert, dass ich einerseits das Kriegsende unversehrt überstanden hatte, andererseits aber in russische Kriegsgefangenschaft geraten sei. Das war das erste Lebenszeichen von mir nach 8 Monaten, und es sollte für weitere 24 Monate auch das letzte sein. Während der nun folgenden Jahre hatte ich Gelegenheit, noch öfter derartige seltsame Entscheidungen und Zufälle zu erleben, für die es keinerlei rationale Erklärungen gab.

Im Lager Frankfurt/Oder wurde auch ich einer „Fleischbeschau" unterzogen. Diese erfolgte durch einen Kniff in die Po-Backen. Waren da noch die entsprechenden Pölsterchen vorhanden, war das gleichbedeutend mit der Verfrachtung nach Russland. So einfach machten sich das die Russen. Meine „ Pölsterchen“ wurden für gut befunden, und ich bekam einen „Freifahrschein“ ohne Rückfahrkarte in die Sowjetunion.

Nun konnte ich also das Fuhrgeschäft wieder aufnehmen, das ich vor sechs Jahren so plötzlich hatte beenden müssen. Ich war wie immer gut beschäftigt, doch der Verdienst taugte nichts, weil das Geld wertlos war. Auch die Beschaffung des Kraftstoffes bereitete große Schwierigkeiten. Eigentlich machte das Arbeiten unter den geschilderten Umständen keinen Sinn. Trotzdem machte ich weiter. Vielen Menschen ging es damals noch schlechter als uns. Es war eine erbärmliche Zeit. Eines Tages traf ich unterwegs auf einen entlassenen Kriegsgefangenen, der mitgenommen werden wollte. Er hatte zu Hause nichts mehr vorgefunden, auch die Angehörigen waren umgekommen. Der arme Teufel war total ausgehungert, und ich gab ihm meine Butterbrote aus Maisbrot, die er hastig verschlang. Ich war, auch dank der Vorsorge meiner Freundin Elisabeth, die ja bekanntlich in einem Fleischereigeschäft tätig war, noch so verwöhnt, dass ich Maisbrot nur mit großer Mühe essen konnte.

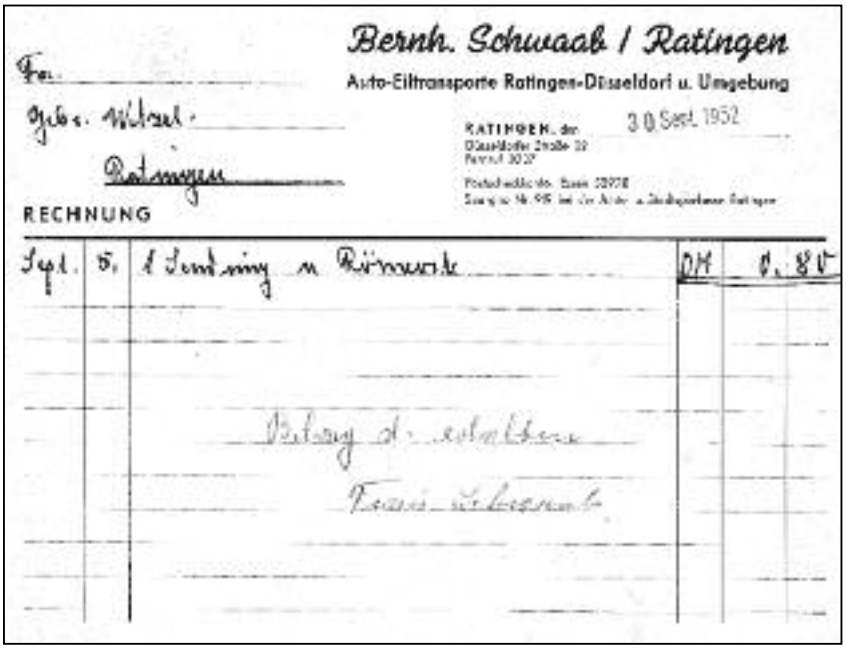
Da Elisabeth und ich bald heiraten wollten, mussten wir zur Beschaffung der Einrichtungsgegenstände Ungewöhnliches unternehmen. Ein Bekannter hatte uns einen Eichenstamm besorgt, aus dem uns ein Schreiner dann ein Schlafzimmer hergestellt hat. Aus alten Möbeln wurde ein Küchenschrank gezimmert. Aus dem Trümmerschutt buddelten wir Ziegelsteine aus, die nach entsprechender Bearbeitung verwendet werden

Hochzeit von Elisabeth Leineweber und Josef Schwaab

konnten. So konnten wir einen Lagerraum zu einem Schlafzimmer umbauen. Durch weitere Kompensationsgeschäfte beschafften wir einen Kochherd. Als wir dann heirateten, haben uns die Leute beneidet, weil wir uns schon wieder so gut einrichten konnten. Man war damals im Jahre 1945 noch sehr, sehr bescheiden. Mit dem Lastwagen habe ich dann, wie gesagt, elf Jahre unser Geschäft ausüben können. Der gute alte Mercedes hat mich dabei nie im Stich gelassen. Ein Unterschied zu einem fabrikneuen Fahrzeug bestand nicht.

Was nun meine früheren Kameraden aus meinem Regiment anbelangt, so habe ich später einige getroffen, die sich bis Sachsen durchgeschlagen haben. Dort sind sie in amerikanische Gefangenschaft gekommen, aus der sie bereits im August 1945 entlassen wurden. Von den 25 Kameraden, die damals nach Prag aufgebrochen sind, habe ich nie mehr etwas gehört. Vielleicht auch deshalb, weil es ein zusammengewürfelter Haufen war, Adressen hatte ich von niemandem. Meine Entscheidung, mich alleine auf den Weg zu machen, hat sich im Nachhinein als äußerst glücklich herausgestellt. Wäre ich beispielsweise erst im August 1945 nach Hause gekommen, so hätte ich zu diesem Zeitpunkt keinen herumstehenden LKW mehr „abstauben“ können, und mein weiteres Leben wäre vielleicht ganz anders verlaufen.

(Der letzte Teil der Aufzeichnungen erscheint in der nächsten Ausgabe der „Quecke“)



Bernh. Schwaab / Ratingen

Auto-Eiltransporte Ratingen-Düsseldorf u. Umgebung

RATINGEN, den 30 Sept. 1952

RECHNUNG

Sept. 5. 1 Sendung n. Römerstr. DM 0.80

Betrag d. erhalten

Frau Schwaab

Das Ende des Krieges – Ein Erlebnisbericht

Bei dem letzten sinnlosen Einsatz vom 15. Dezember 1944 über Luxemburg nach Belgien wurde mein Fallschirmjägerbataillon II/15 fast völlig aufgerieben. Das war kein Wunder, denn die Waffenausrüstung war ungenügend. Bei der täglichen Einsatzbereitschaftsmeldung pflegte Leutnant R., der aus einer bekannten Düsseldorfer Familie stammte, voller Hohn den Ausspruch Goebbels' zu wiederholen: „Volksgenossinnen und Volksgenossen, das Herz bleibt mir stehen bei dem Anblick dieser wunderbaren Waffen."

Der Rückzug unseres Regiments durch ganz Deutschland vollzog sich sehr schnell, denn die Amerikaner drangen ebenso schnell vor. Am 1. Mai 1945 sammelten wir uns in einem Wald etwa 20 km südwestlich von Kiel.

Hitler war tot, und Großadmiral Dönitz war mit verantwortlichen Generälen zu Verhandlungen mit den Alliierten unterwegs. Für uns war der Krieg aus, und wir drängten Hauptmann Schmidt, den einzigen Offizier und Führer des Regiments, unsere Entlassung vorzunehmen. „Da muss ich erst mit dem Fallschirmjäger-Oberkommando in Kiel Verbindung aufnehmen", war seine Meinung. Vergeblich hatte er dann am 4. Mai das Oberkommando in Kiel gesucht, doch keinerlei Verbindung gefunden. Er gab dem Drängen nach und ließ die drei Bataillone (jedes Bataillon bestand zu dieser Zeit aus etwa 50–60 Soldaten aller Dienstgrade) am frühen Morgen des 5. Mai 1945 antreten und sprach die Entlassung aus. Aus seiner Abschiedsrede bleibt mir unvergessen: „Kameraden, ihr seid erprobte Soldaten, haltet euch bereit, denn die Amerikaner lieben die Russen nicht, man wird euch brauchen."

Friedrich Wagner als Feldwebel der Luftwaffe. Gegen Ende des Krieges diente er in einer Fallschirmjäger-Einheit

Endlich waren wir frei. Nach fünf Jahren Einsatz, Kampf, Befehlen und Deckung vor dem Feind. Ein Glücksgefühl überkam uns. Dass der Krieg verloren war, bekümmerte keinen, der Krieg war zu Ende!

Jeder Fallschirmjäger erhielt zwei Entlassungsscheine. Das war wichtig, denn ohne ein solches Dokument war man fahnenflüchtig und konnte erschossen werden. Falls man gefasst wurde und einen Schein abgenommen bekam, konnte man sich mit dem zweiten davonmachen. Jeder Soldat bekam 200 Mark als letzten Sold. Er durfte sich an Lebensmitteln aus den Vorräten soviel nehmen, wie er in seinem Rucksack verstauen konnte. Ebenso standen jedem reichlich Rauchwaren zur Verfügung; bei früheren erfolgreichen Einsätzen waren große Mengen an Camel-Zigaretten und andere Tabakwaren erbeutet worden. Die wenigen Waffen, die wir besaßen, wurden in dem naheliegenden See versenkt.

Alle machten sich reisefertig. Hauptmann Schmidt schlug vor, gemeinsam in die Gefangenschaft zu gehen. Sein Rat blieb ungehört. Der Krieg war zu Ende – doch war er wirklich zu Ende? Wir waren noch nicht zu Hause, wir wussten nicht, ob unsere Lieben noch lebten und wo sie waren, denn der Krieg war auch über unsere Heimat gezogen. In das Gefühl der Befreiung mischte sich nun bald große Sorge, aber es wuchs auch der Drang, nach Hause zu kommen.

Der lange Weg durch Deutschland

Ich gewann drei bewährte Kameraden, die wie ich den unbändigen Wunsch hatten, nach Hause zu kommen. Josef war aus Köln, Heinz aus Solingen, Hermann aus Rheine und ich aus Duisburg. Doch mein Ziel war Plettenberg, wohin meine Frau nach ihrer Verschüttung in Emmerich evakuiert worden war. Ich war um sie in großer Sorge, weil sie sich einer schweren Gallenblasenoperation hatte unterziehen müssen, von deren Verlauf ich keine Nachricht hatte.

Von Bauern hatten wir uns „Räuberzivil" besorgt, denn in Uniform durch besetztes Gebiet zu gehen, schien uns nicht ratsam. Unser Rucksack war mit Lebensmitteln und Konserven gefüllt. In einem großen Beutel hatten wir reichlich Rauchwaren, die als Zahlungsmittel gebraucht werden konnten. Eine warme Schlafdecke fehlte auch nicht. Ich verfügte über gutes Kartenmaterial, das auch Kleinorientierungen ermöglichte. Städte und größere Orte wollten wir umgehen.

Der Abschied von den Kameraden, mit denen wir lange Zeit die Gefahren der Kämpfe und die Schwierigkeiten des Rückzuges von der Eifel bis nach Schleswig-Holstein geteilt hatten, war herzlich, doch nichts konnte uns aufhalten.

Wir waren gut zu Fuß, legten große Strecken zurück, übernachteten bei einsam gelegenen Bauernhöfen in Scheunen oder auch in Strohschobern. Am 8. Mai, dem Tag der deutschen Kapitulation, kamen wir in Ochsenwerder an das erste große Hindernis: die Elbe. Wir baten einen Fischer, uns hin-0über zu fahren. „Das ist mir viel zu gefährlich, da falle ich den Engländern in die Hände", war seine Weigerung. Doch wurde er weich, als wir ihn mit Zigaretten und Tabak bedachten: „Auf eure Verantwortung!" Singend fuhren wir am Nachmittag über die Elbe, landeten in einer verlassenen deutschen Flakstellung. Wir kletterten den Deich hinauf und trafen auf einen englischen Posten, den wir über-

zeugen konnten, dass wir von der Arbeit in Hamburg kämen und zu unserer Firma nach Hannover müssten. Man ließ uns gehen.

Auf dem Weg nach Visselhövede hatte mich eine frühere Schülerin erkannt. Sie war hierher evakuiert und konnte uns zu einem Bauernhof weisen, auf dem wir gut aufgenommen würden. In der Scheune dieses Hofes hielten wir uns drei Tage verborgen, weil ständig Militärstreifen durch den Ort kamen. Die Bäuerin versorgte uns mit gutem Essen. Auf Wanderwegen durchquerten wir die Lüneburger Heide. In einem einsamen Dorf wurden wir von dem dortigen Pfarrer aufgenommen. Er lud uns abends zu einer Flasche Wein ein. Wir überquerten die Aller und ließen uns von einem Bauern über die Weser setzen. Bauern in Niedersachsen waren uns wohlgesonnen und versorgten uns reichlich. Auf dem Hinterhof eines Gehöftes, auf dem wir übernachten wollten, jagte uns eine englische Streife einen großen Schrecken ein. Dank meiner Sprachkenntnisse kam es zu einer Unterhaltung, bei der der Ältere uns seine Sorge um seinen Sohn mitteilte, der noch als Flieger gegen Japan kämpfte. Man ließ uns ungeschoren.

Immer weiter ging es der Heimat zu, durch den Teutoburger Wald kamen wir in das Kernland Westfalen. Es war Pfingsten. Um die Mittagszeit kamen wir zu einem schönen Bauernhof. In der Hoffnung, hier vielleicht zu einem warmen Essen eingeladen zu werden, betrat ich die Deele, in der an einem langen, reichlich gedeckten Tisch die Familie zum Essen saß. In aller Bescheidenheit brachte ich meine Bitte vor. Da donnerte mich der Bauer an: „Raus, Kriegsdienstverlängerer, raus!“ Etwas boshaft fragte ich dann: „Dürfen wir denn im Schatten ihrer Bäume sitzen und zu unserem Brot vom Wasser ihres Brunnens trinken?“ „Raus“, schrie er! Ich ging hinaus und sah an der Wand ein großes Kruzifix. Auch ich bin Westfale und weiß um die harten Köpfe in diesem Land.

Schließlich kamen wir an den Möhnesee mit der von Luftminen gesprengten Staumauer. An einem Hang schliefen wir diese Nacht im Freien. Sehr früh wachten wir auf. Heute mussten wir uns trennen, denn Josef und Heinz gingen nach Westen, Hermann schlug die nordwestliche Richtung ein, und ich wollte durch das Sauerland südwestlich nach Plettenberg. Noch einmal orientierten wir uns auf der Karte, tauschten Adressen aus und nahmen Abschied.

Ungewissheit und Sorge um meine Frau beschleunigten meine Schritte. Am Nachmittag stand ich auf der Höhe von Affeln und blickte hinab auf Plettenberg-Ohle im Lennetal. Ein Gefühl der großen Dankbarkeit kam in mir auf, doch sogleich überkam mich auch die Angst: was würde ich vorfinden? Der Abstieg von der Höhe ging noch schneller, und bald stand ich vor dem Hause, in dem meine Frau untergebracht war. Ich stand vor der Tür, mein Herz klopfte, als ich die Klingel zog. Dann hörte ich Schritte. Die Tür wurde geöffnet, und vor mir stand meine Frau! „Kommst du jetzt erst?“, war ihre Frage, dann fielen wir uns in die Arme und weinten. Nun war der Krieg aus. War er wirklich aus?

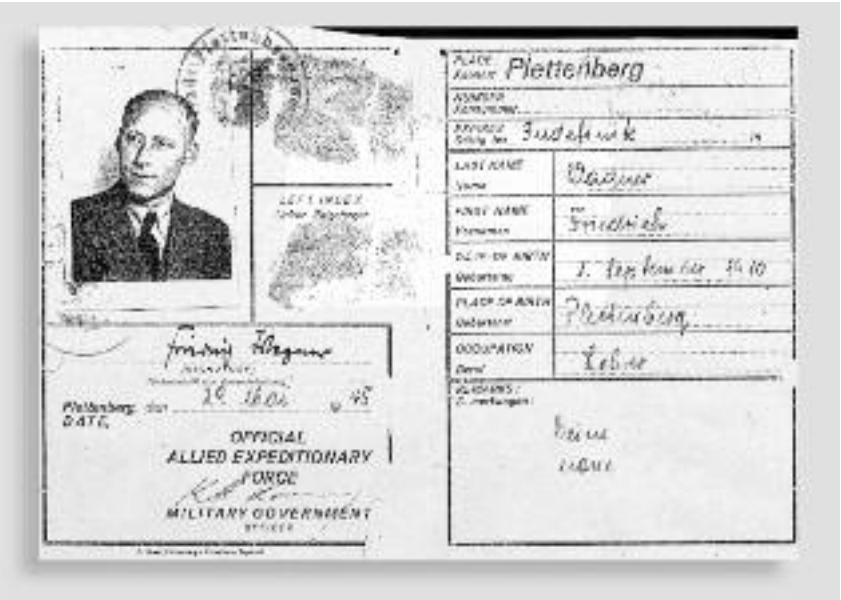
Ich werde wieder Bürger

Da mein Geburtsort Plettenberg ist, fiel es mir nicht allzu schwer, mich in die Personenstandsliste der Stadt eintragen zu lassen. Schwieriger war es schon, bei der Militärbehörde nach eingehenden Verhören mit gut durchdachten Lügen und mit Hilfe englischer Sprachkenntnisse einen amerikanischen Ausweis mit Fingerabdrücken zu bekommen. Doch auch das gelang mir. Nun war ich ein normaler Bürger mit einem amerikanischen Ausweis. Das war wichtig, um die Lebensmittelkarten zu erhalten.

Wir gönnten uns drei Wochen glücklichen Beisammenseins. In dieser Zeit streifte ich durch die Gegend und hamsterte Lebensmittel für meine durch Verschüttung und Operation sehr geschwächte Frau. Die Lebensmittelkarten gaben nicht viel her, und von Porreegemüse und Porreesuppe, die wir ohne Beilagen kochten, konnte eine Kräftigung nicht erwartet werden.

Endlich wieder in Duisburg zu Hause und im Beruf

Am 13. Juni fuhr ich allein, meine Frau war noch nicht reisefähig, mit einem völlig überfüllten Zug bis nach Hagen. Es saßen auch Passagiere auf den Puffern der Wagen. Von Hagen aus ging es nicht weiter, und ich übernachtete in einem überfüllten Bunker. Morgens wartete ich mit hunderten Menschen auf dem Bahnhof auf einen Zug Richtung Essen. Schließlich kam der auch und fuhr sogar bis Oberhausen. Dort stieg ich aus und ging zu Fuß nach Duisburg-Meiderich. Ich kam zu unserem Haus und war überrascht, denn es war unbeschädigt. Der Hausei-



Entlassungsschein Friedrich Wagners,
ausgestellt von der amerikanischen Militärbehörde

gentümer nahm mich freundlich auf und führte mich in unsere Wohnung. Die war leer. In mein Arbeitszimmer war eine alte Dame eingewiesen worden, die auch unsere zurückgelassene Küche benutzte. Alle unsere Möbel waren von meiner Frau nach Emmerich gebracht worden, um sie vor den Bombenangriffen zu schützen. Es überkam mich: Wieder zu Hause, allein und alles leer! Aus der Küche holte ich einen Stuhl, später besorgten mir Nachbarn auch ein Tischchen. Als es Abend wurde und ich schlafen wollte, brachte mir die alte Dame einen Bettvorleger, den sie irgendwo aufgetrieben hatte. Die Schlafdecke hatte ich vorsorglich mitgenommen. Ich schlief gut auf der Bettvorlage in der leeren Wohnung. Ich war zu Hause.

Frühmorgens, es war der 15. Juni 1945, machte ich mich zu Fuß auf den Weg zum Schulamt in Duisburg. Immer die bange Frage: Was werde ich dort erleben?, denn es ging durch zerstörte Wohnviertel. Die Brücke über den Rhein-Herne-Kanal war gesprengt, und ich überquerte ihn auf einem Holzsteg, der auf dem Wasser lag. Die Zerstörungen in Duisburg waren grauenvoll. Das Schulamt stand noch und wies nur geringe Schäden auf. Ich betrat das Gebäude, ging durch die Flure, las an einer Tür das Schild „Oberschulrat Elschenbroich“, mein Schulrat. Er war also noch im Dienst! Kein Wunder, denn er war ein typischer Intellektueller und nur pro forma Nazi. So kannte ich ihn. An einer anderen Tür las ich das Schild „Schulrat Welsch“. Den kannte ich als Schulleiter und hatte auch bei ihm schon hospitiert. Er war ein ausgezeichneter Pädagoge, aber 1934 entlassen worden, weil er Sozialist war. Ich ging weiter und betrat das Geschäftszimmer. Von den drei Angestellten erkannte ich einen wieder. Ich machte mich bekannt und meldete mich vom Kriegsdienst zurück. Man staunte: „Sie sind einer der Allerersten, die sich melden“. Ich fragte nach meiner Verwendung. „Da müssen Sie erst entnazifiziert werden, füllen Sie diesen Fragebogen aus, aber wahrheitsgemäß, denn als Lehrer sind Sie gut bekannt.“ Ich füllte ihn aus. Anschließend machte ich mich auf den Weg zu meiner Schule und war entsetzt über ihre Zerstörung. Wie sollte hier einmal wieder Unterricht stattfinden?

Nachmittags besuchte ich die Familie meiner Schwägerin, die mit ihren vier Kindern aus der Evakuierung zurückgekommen war. Sie machte mir einen Teller Suppe, die erste warme Mahlzeit in drei Tagen. Auf meine Lebensmittelkarten bekam ich nichts, weil in Plettenberg die Brotmarken schon abgeschnitten waren. Dennoch bekam ich etwas Brot, weil man mich als Lehrer wiedererkannt hatte. Ich versuchte, alte Bekannte zu besuchen, doch deren Häuser waren zerstört und ich traf niemand an.

Nach etwa zehn Tagen kam ein Bote der Stadt und übergab mir das Schreiben, in dem meine Entnazifizierung mitgeteilt wurde und ich entlastet wurde. Damit begab ich mich wieder zum Schulamt und erhielt schriftlich meine Einweisung in eine Planstelle an der Koopmann-Schule in Duisburg-Meiderich. Überglücklich fuhr ich wieder auf abenteuerliche Weise zu meiner Frau.

Nun war der Krieg wirklich zu Ende. Fünf Jahre unseres Lebens waren dahin. Neue Aufgaben warteten auf mich.

Friedrich Wagner

Der Krieg war zu Ende, doch seine Folgen dauerten an

Es war der erste Schultag nach den Weihnachtsferien 1945, also ein neues Jahr der Hoffnung 1946. Die Damen und Herren des Kollegiums standen auf dem Schulhof beisammen, wünschten sich ein gutes neues Jahr und waren froh, eine Weihnachtszeit ohne Fliegeralarm erlebt zu haben. Jeder hatte zwei Klassen, und jede Klasse sollte nur zwei Stunden in der ungeheizten Schule unterrichtet werden, um Erkältungskrankheiten zu vermeiden.

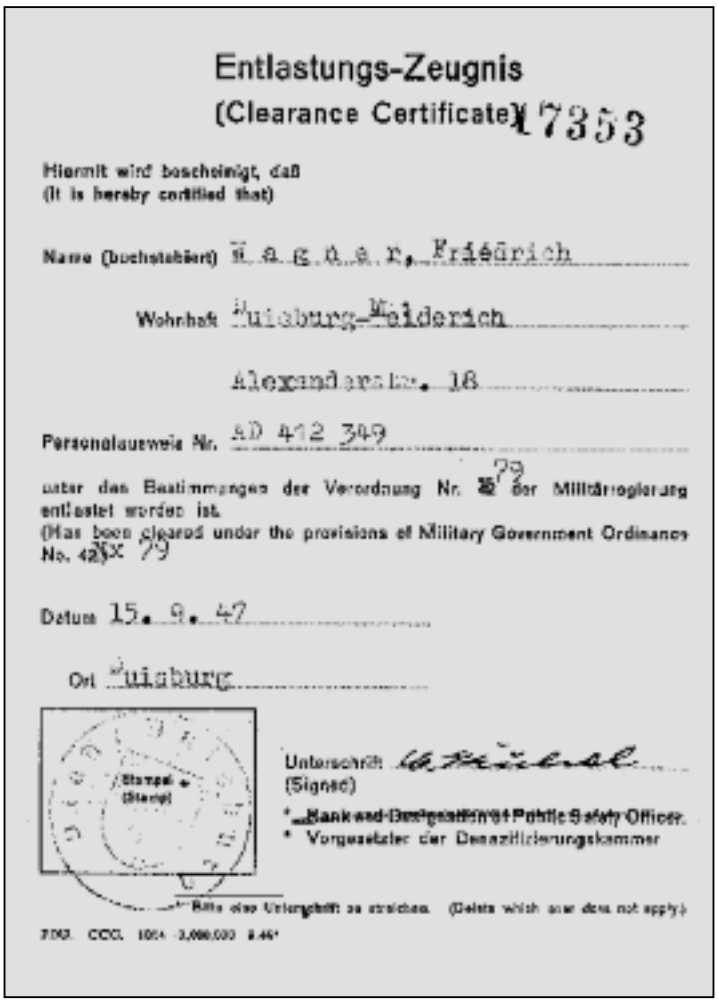
Während das Kollegium noch zusammenstand, erschien unerwartet Schulrat W., begrüßte die Kolleginnen und Kollegen und nahm mich dann beiseite. „Kollege Wagner," begann er. Ich dachte, sei auf der Hut! Wenn ein Schulrat zu einem jüngeren Lehrer „Kollege" sagt, dann hat er etwas vor. „Kollege Wagner, Sie wissen, dass uns in Duisburg etwa 50% Lehrer fehlen. Diese sind entweder gefallen oder noch in Gefangenschaft. Viele wurden auch nicht entnazifiziert. Wir suchen hier nach Lösungen, und dazu sollen Sie uns helfen." Ich wollte etwas fragen, doch er fuhr fort: „Am nächsten Montag kommen zu Ihrer Schule 20 Männer und Frauen, ein Kurs, den Sie leiten. Sie alle haben das Abitur, darunter sind auch Studienabbrecher, die zum Medizinstudium kein Geld mehr haben, es sind auch ehemalige Offiziere darunter. Sie sollen diese Frauen und Männer in einem halben Jahr ausbilden, dass sie einen halbwegs vernünftigen Unterricht in unseren Klassen geben können." Ich kam nicht zum Fragen. Er fuhr fort: „Sie wissen, Geld ist knapp, und im Bildungsbereich fehlt es besonders, doch es ist auch jetzt nicht viel wert. Die Militärregierung hat genehmigt, dass dieser Kurs und Sie als Leiter täglich einen halben Liter Suppe als Bezahlung erhalten. Selbstverständlich steht Ihnen auch die Schulrätebücherei zur Verfügung." Ich fühlte mich nicht sehr wohl bei diesem Auftrag. Andererseits reizte mich diese Aufgabe auch, denn in meinem Studium waren wir mit modernen pädagogischen Ideen vertraut gemacht worden, die ich in meinem Unterricht praktiziert hatte und nun in diesem Kurs auch weitergeben konnte. Ich nahm den Auftrag an. Zunächst gab ich meinen Unterricht, ich führte ein drittes und ein viertes Schuljahr. Mit den Kursteilnehmern besprach ich sodann die Unterrichtsvorgänge. Später bereiteten wir Unterrichtsstunden vor, die dann von Kursteilnehmern gehalten und diskutiert wurden.

Nach dem gemeinsamen „Mittagessen" und einer Pause arbeitete ich mit ihnen Pädagogik, Didaktik, Methodik der Fächer und vor allem auch Psychologie. Die Kursteilnehmer waren mit großem Eifer bei der Sache. Der Schulrat kümmerte sich sehr um den Verlauf des Kurses. Oft kam er morgens in den Unterricht oder nachmittags. Dann lehrte er Schulrecht.

Nach einem halben Jahr wurde der Kurs abgeschlossen. Es gab keine Prüfung, doch die Damen und Herren hatten gelernt, mit Kindern sinnvoll zu arbeiten. Wir behielten eine von den Aushilfskräften an unserer Schule, die anderen wurden auf Nachbarschulen verteilt. Nach einigen Jahren, als der Lehrermangel nicht mehr so groß war, studierten die meisten dieser Aushilfskräfte noch zwei Semester an einer pädagogischen Akademie, absolvierten ihre erste Staatsprüfung und konnten so in das Beamtenverhältnis berufen werden. Dieser Kurs ließ erkennen, dass eine Ausbildung in enger Verbindung von Praxis und begleitendem Studium ein guter Weg sein kann. Er wurde in der Zeit des Lehrermangels in den sechziger Jahren mehrfach begangen.

Doch wo wäre heute ein Kursleiter, der für einen halben Liter Suppe solche Arbeit tun würde?

Friedrich Wagner



Entlastungs-Zeugnis
(Clearance Certificate) 17353

Hiermit wird bescheinigt, daß
(It is hereby certified that)

Name (buchstabiert) Wagner, Friedrich

Wohnhaft Duisburg-Meiderich

Alexanderstr. 18

Personalausweis Nr. AD 412 349

unter den Bestimmungen der Verordnung Nr. 79 der Militärregierung entlastet worden ist.
(Has been cleared under the provisions of Military Government Ordinance No. 42) 79

Datum 15. 9. 47

Ort Duisburg

Stempel (Stamp)

Unterschrift
(Signed)

* Bank und Dienstgrad der Public Safety Officer.
* Vorgesetzter der Denazifizierungskammer

* Bitte eine Unterschrift zu streichen. (Delete which ever does not apply.)

Bescheinigung über eine durchgeführte Entnazifizierung.
Friedrich Wagner wird als unbelastet eingestuft

*Ein bemerkenswertes Zeitdokument ist der Brief, den **Ingrid Butz,** ein junges Mädchen aus Breitscheid, im März 1945 an ihre gleichaltrige Freundin **Diethild Kaldewey** in Homberg schickte. Der Brief erreichte die Empfängerin erst ein halbes Jahr später. Sie verwahrte ihn sorgfältig, denn er schildert eindrucksvoll die Situation unserer Heimat in den letzten Kriegswochen, zeugt aber auch von der kritischen Haltung des jungen Mädchens nach jahrelanger Indoktrination der Jugend durch die Machthaber des Dritten Reiches:*

(Mit Schreibmaschine)

Liebe Diethild!

Hier herrschen augenblicklich furchtbare Verhältnisse. Wenn ich Dir alles erzählen wollte, was hier in letzter Zeit passiert ist, dann wäre ich morgen früh noch nicht fertig. Ist bei Euch der Beschuss auch so schlimm? Wir schlafen schon im Keller. Stell Dir vor, mit elf Personen, je zwei in einem Bett. Es sind schon allerhand Granaten in Breitscheid runtergekommen, an der Schule und da, wo Gerda Siebelist wohnt. Trotz allem ist hier Sonntag Konfirmation. Hoffentlich werden wir dann nicht gerade beschossen! Laufend ist hier Einquartierung. Zuerst hatten wir einen Generalstab von der SS. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was das für ein Dreck war. Die haben sich schlimmer benommen als die einfachen Soldaten. Sogar in die Ecken haben sie gespuckt. Als die glücklich abzogen, kamen täglich neue. Wir haben nur in einer Ecke gesessen und konnten kaum etwas essen. Wenn wir ins Schlafzimmer wollten, mussten wir über Berge von Soldaten steigen. Das Schlafzimmer war der einzige Raum, wo keiner drin war. Ja, ja, da steht man nun und ist machtlos. Hoffentlich war es bei Euch nicht genauso. Unsere Couch wird in die Ausstellung gegeben, denn vier Generäle haben darauf geschlafen oder gesessen. Der GENERAL DER RHEINARMEE, EICHENLAUBTRÄGER KORTZFLEISCH,[1] war sogar hier. Und solche Herren benehmen sich so vornehm. Einfache Soldaten wären uns lieber gewesen. Das einzig Schöne an der Sache war, dass wir viel Blödsinn gemacht haben und mal gut gegessen haben, denn die hatten alles, was Du Dir nur denken kannst, sogar Bohnenkaffee. Ich hätte Dir noch sehr viel zu erzählen, aber wir haben geschlachtet und sehr wenig Zeit. Aber flüchten gehen wir nicht, denn jeder Soldat rät uns, hier zu bleiben. Geht Ihr nun fort oder nicht?

Viele Grüsse: Deine Ingrid

(In Handschrift auf der Rückseite des Briefes):

Mit Entsetzen besehe ich mein erstes, auf der Schreibmaschine gedrucktes Schreibstück. Es musste sehr schnell gehen, weil mein Onkel sie brauchte. Schreibe mir doch bitte einmal wieder, wenn Du noch kannst, ich weiß ja nicht, wann der Brief ankommt. Falls wir uns nicht mehr sehen sollten, wünsche ich Dir alles Gute, und hoffentlich überleben wir dieses Menschenmorden. Man weiß ja nie, ob man morgen noch lebt.

Nun sei nochmals gegrüßt von Deiner Ingrid.

1) Gemeint ist General der Infanterie Joachim von Kortzfleisch, Chef eines von Generalfeldmarschall Model eingesetzten Sonderstabes zur Verteidigung des rechten Rheinufers zwischen Koblenz und Düsseldorf im März 1945. (Die Schriftleitung)

Brief an Herbert Krug, Autor des Artikels „Meine Erinnerungen an das Kriegsgefangenenlager 'Lintorf Camp'" in der „Quecke" Nr. 73 (Dezember 2003)

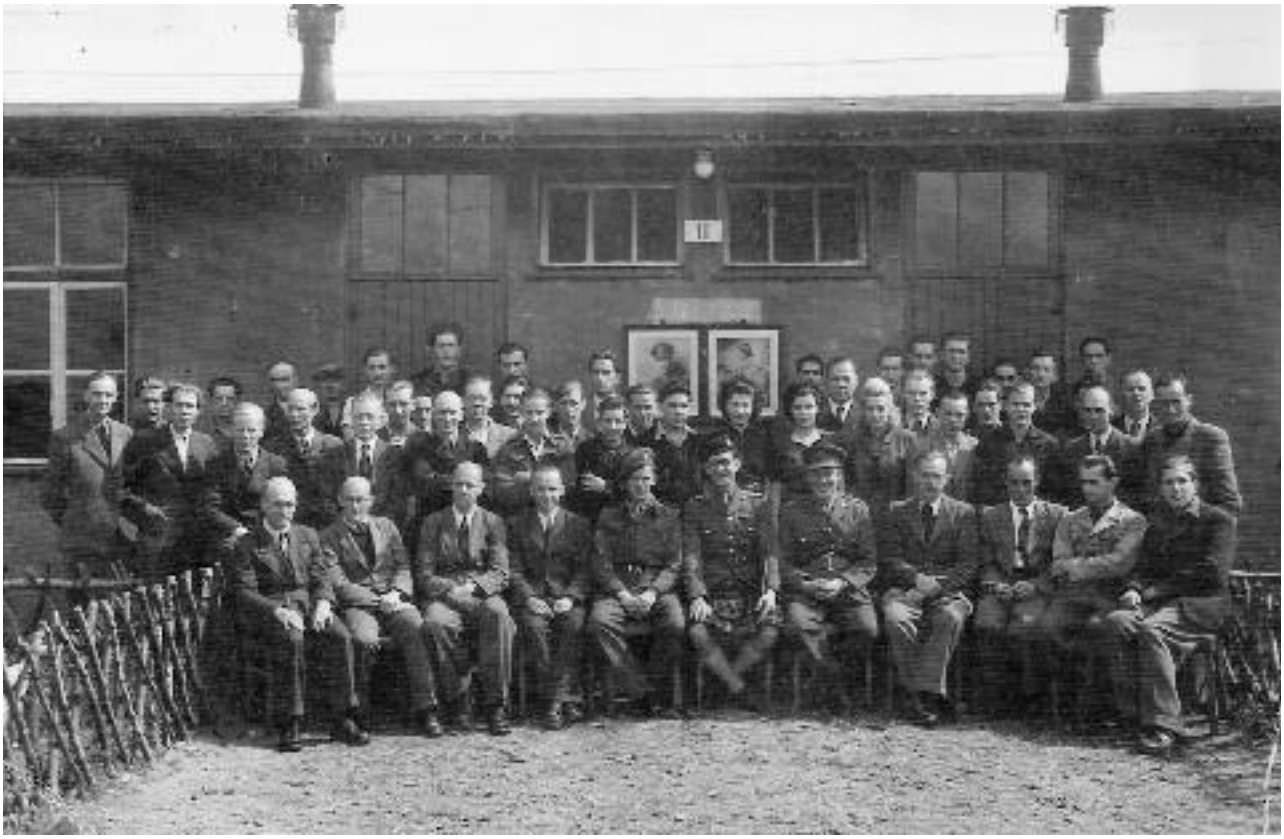
Sehr geehrter Herr Krug, als ich vor einigen Monaten ihren Artikel über das Kriegsgefangenenlager in Lintorf in der Quecke las, traute ich meinen Augen nicht. Ihr Artikel über das Lintorfer Camp hat mich total aufgewühlt. Auf dem Foto erkannte ich sofort meinen Mann Hermann Middendorf, damals 19 Jahre alt. Auf dem Foto in der zweiten Reihe von links, der siebte, hinter dem Offizier mit dem Barett, ist mein Mann. Sein Elternhaus stand damals in Lintorf auf dem Breitscheider Weg. Fünf Minuten vom Lager an der Rehhecke entfernt. Ich weiß nicht, ob Sie in dieser schweren Zeit, wo jeder mit sich zu tun hatte, mitbekommen haben, welches Schicksal diesen jungen Kameraden getroffen hatte. Ich habe lange überlegt, ob ich Ihnen seine Geschichte schreiben soll. Im März 1945 ist mein Mann nach der Rundstedtoffensive in der Eifel in Kriegsgefangenschaft gekommen. Er war damals noch 18 Jahre alt. Nach seinen Erzählungen war er in drei verschiedenen Kriegsgefangenenlagern. Gefangen genommen wurde er von den Amerikanern. Die schoben die Gefangenen ab zu den Engländern. So kam er im Sommer 1945 nach Wickrath. Dort blieb er nicht sehr lange, weil kurze Zeit später wieder ein Transport Kriegsgefangener zusammengestellt wurde. Keiner der Kameraden wußte, wohin es dieses Mal ging.

Als die LKW nach mehreren Stunden dann in Richtung Düsseldorf fuhren, gab es für meinen Mann nur noch einen Gedanken: Ich bin fast zu Hause. Bei der nächsten Gelegenheit springe ich vom Lastwagen. Er kannte sich in der Umgebung bestens aus, weil er in seiner Lehrzeit oft genug mit dem Fahrrad von Lintorf nach Düsseldorf fahren mußte. Aber es sollte ganz anders kommen. Der Transport fuhr auf Umwegen in Rich-

tung Wedau. Auch da kannte er sich gut aus. Es war ihm auch vertraut. Er hoffte, daß die Fahrt in das frühere Ausländerlager nach Lintorf ging. „Ich muß meinen Eltern eine Nachricht zukommen lassen“, schoß es ihm durch den Kopf. Er riß ein Blatt aus seinem Soldbuch heraus und schrieb die Adresse seiner Eltern darauf, die noch kein Lebenszeichen ihres jüngsten Sohnes hatten. „Wir kommen wahrscheinlich nach Lintorf ins Lager“, kritzelte er auf den Zettel. In Speldorf warf er einem Passanten den Zettel vom LKW aus zu und rief: „Geben Sie die Nachricht weiter.“ Der Transport landete tatsächlich in Lintorf. Zwei Tage später standen seine Eltern und einer seiner Brüder, der schon aus der Kriegsgefangenschaft entlassen war, am Zaun des Lagers. Wenige Minuten von seinem Elternhaus entfernt, sah er nach langer Zeit seine Familie wieder. Weder ein Händedruck noch eine Umarmung waren möglich. Sobald sich mein Mann dem Zaun näherte, wurde er energisch von einem Posten zurückgewiesen. Seine Eltern standen jeden Tag am Zaun vor dem Lager und hatten Angst, daß ihr Sohn bei Nacht und Nebel wieder verschwinden würde. Sie versuchten alles, um ihren Sohn aus dem Lager herauszubekommen. Leider vergebens. Er hatte Tag und Nacht nur noch einen Gedanken. Abhauen. Doch das war unmöglich. Das Lager wurde zu gut bewacht. Der Aufenthalt in Lintorf hat für ihn nicht lange gedauert, denn es wurde wieder ein Transport zusammengestellt, und wie das Schicksal so spielt, war er auch zum Abtransport dabei. Er glaubte, verrückt zu werden. Sein Elternhaus war fünf Minuten entfernt, und er konnte nicht nach Hause. Bis dahin hatte er noch gehofft, daß es sein Vater schaffen würde, ihn über den Lagerkommandanten da herauszuholen. Als seine Mutter wie jeden Abend am Zaun des Lagers stand, konnte er ihr noch zurufen: „Wir kommen morgen hier weg, wissen aber nicht wohin.“ Der Transport ging nach Berleburg. Es dauerte noch einige Zeit, bis seine Eltern Nachricht bekamen, wo sich ihr jüngster Sohn aufhielt. In Berleburg wurde er einer Holzfällerkompanie zugeteilt, in der er bis Anfang Juni 1946 arbeitete. Die Kriegsgefangenen wurden zu der Zeit nur noch von einem Posten bewacht. Die Gelegenheit nutzte mein Mann aus und türmte. Er schlug sich meistens nachts zu Fuß bis nach Lintorf durch. „Endlich zu Hause“, dachte er. Aber weit gefehlt. Seit Tagen klopfte der Dorfpolizist an die Tür seiner Eltern, um den entflohenen Kriegsgefangenen abzuholen. Weil er keine Entlassungspapiere hatte, mußte er bei Nacht und Nebel wieder von zu Hause verschwinden. Er versteckte sich in Westenborken auf dem Bauernhof seines Onkels. Im März 1947, als sich alles wieder beruhigt hatte, war er endlich ein freier Mann und konnte ohne verfolgt zu werden in sein Elternhaus zurückkehren. Leider ist mein Mann im April 2000 verstorben. Er hat mir und seinen erwachsenen Kindern in den letzten Jahren oft von seinen Erlebnissen in der Kriegsgefangenschaft erzählt, besonders aus der Zeit im Lintorfer Lager.

Ich hoffe, daß ich Sie mit dieser Geschichte nicht gelangweilt habe. Es war mir sehr wichtig, mit einem betroffenen Menschen aus dieser Zeit darüber zu sprechen.

Freundliche Grüße:
Helga Middendorf



Das Kriegsgefangenenlager „Lintorf Camp“ mit der Lager-Leitung im Februar / März 1946.
(Foto entnommen der „Quecke“ Nr. 73 vom Dezember 2003)

Meine Zeit als Kriegsgefangene im Lager Rheinberg

Wie und wo ich am 8. Mai 1945 das Ende des Krieges erlebt habe

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie, und ich bekam am gleichen Tag meinen Einberufungsbefehl zum Arbeitsdienst. Am Düsseldorfer Hauptbahnhof mussten wir uns einfinden. Es war eine drückende Atmosphäre. Der Zug rollte ein, und es ging, wie man uns sagte, nach Zantoch (heute: Santok) bei Landsberg an der Warthe. Das Arbeitsdienstlager bestand aus schönen, sauberen Baracken. Wir wurden auf die umliegenden Bauernhöfe zur Arbeit eingeteilt. Ich kam auf den Hof einer Baronin, deren Mann im Krieg war, und sie war mit ihren zwei Kindern alleine.

Arbeitsmaiden im RAD-Lager Zantoch (heute: Santok) bei Landsberg an der Warthe. Rechts Elisabeth Kannengießer

Sie war sehr froh, dass sie Hilfe bekam, und die Arbeit dort hat mir Freude gemacht. Morgens in der Frühe fuhr man mit dem Fahrrad zur Arbeit, und abends ging es wieder zurück ins Lager. Vom Krieg spürten wir soviel wie nichts. Diese schöne Zeit sollte nicht lange dauern. Ich wurde nach Baden bei Wien geschickt, um dort einen Lehrgang als Flakhelferin zu machen. Drei Monate dauerte die Ausbildung, und nun nannte man mich RAD-Flakhelferin. Ich kam zur 2. Flakscheinwerfer-Abt. 179 nach Biederitz bei Magdeburg. Dort bekam ich den Krieg wahrhaftig zu spüren. Die Luftangriffe der Amerikaner und Briten wurden immer heftiger. Schlaf hatten wir kaum.

Flakartillerieschule V
2. Lehrgangsabteilung

Baden b. Wien, den 7.11.44.

Bescheinigung.

Der Maid Elisabeth Krüger von der 4.54963 Flm.
wird hiermit bescheinigt, dass sie in der Zeit vom 15.10.44
bis 18.1.45 zur o.a. Dienststelle zum Lehrgang kommandiert ist.

Bescheinigung über die Teilnahme an einem Flakhelfer-Lehrgang in Baden bei Wien

Es war der 2. April 1945. Ein Offizier unserer Einheit sagte uns, wir sollten die Geräte wie Scheinwerfer usw. so weit wie möglich zerstören. Die Einheit würde aufgelöst. Da wusste ich, der Krieg geht zu Ende. Ziemlich hilflos standen wir nun da. Wir Frauen schlossen uns einer Gruppe Soldaten an, denen es genau so ging wie uns. „Wir müssen zur Elbe“, hieß es. Hinter uns kam die russische Front immer näher, und auf der anderen Seite der Elbe war die amerikanische Front. Da war uns klar, wir gehen zu den Amerikanern. Aber leicht gesagt. Alle Elbbrücken waren zerstört. So liefen wir schätzungsweise 20 bis 30 Kilometer an der Elbe entlang. Plötzlich sahen wir am gegenüberliegenden Ufer amerikanische Soldaten. Wir hatten schreckliche Angst. Als sie uns sahen, schossen sie mit ihren MGs vor uns in das Wasser. Wir rissen die Arme hoch, und da kamen sie schon mit ihren Pontons rüber zu uns. Wir wurden in die Boote gesetzt und ab ging es zur anderen Flussseite. Es ging alles ziemlich hektisch zu.

Dann wurden wir Frauen in einen Jeep gesetzt und fuhren zu einer amerikanischen Dienststelle, wo wir eingehend befragt wurden, bei welcher Einheit und bei welchem Truppenteil wir waren. Draußen standen Lastwagen, auf die alle, Männer und Frauen, aufsteigen mussten. Wie die Ölsardinen in der Dose standen wir auf diesen offenen Wagen. Dann ging die Fahrt los. Die Amerikaner fuhren ziemlich schnell, so dass wir doch tüchtig Angst hatten. Die amerikanischen Soldaten waren freundlich zu uns, aber besonders liebevoll waren die schwarzen Amerikaner, die sicher Mitleid mit uns hatten. Die Fahrt endete an einem Fabrikgebäude, in dem wir einen Tag und eine Nacht blieben. Am nächsten Tag ging die Fahrt weiter. Halt machte man an einer Badeanstalt, wo wir auch wieder einen Tag und eine Nacht blieben. Am anderen Tag wurden wir in Eisenbahnwaggons geladen und fuhren so drei Tage und drei Nächte. Mittlerweile hatten wir auch entdeckt, in welcher Gegend wir uns befanden. Der Zug machte halt in Büderich. Mein Gott, dachte ich, du bist ja fast zu Hause. Aber ich musste noch eine harte, grausame Zeit über mich ergehen lassen.

Der Transport ging weiter nach Rheinberg. Ein riesiges Lager mit mehr als 90.000 Gefangenen. Der Außenzaun aus Stacheldraht hatte einen Umfang von neun bis zehn Kilometern. Das Lager wurde

Die männlichen Gefangenen im Lager Rheinberg hatten sich mit Löffeln und Blechdosen Erdlöcher gegraben, um Schutz vor der Kälte und dem Regen zu finden

durch weitere Stacheldrahtzäune in sogenannte „Cages“, also Käfige, unterteilt, um bestimmte Klassen von Gefangenen voneinander zu trennen. In einem solchen „Cage“, der mit Zelten ausgestattet war, befanden sich 600 bis 700 weibliche Gefangene. Eine davon war ich. Für uns Frauen gab es anfangs Feldbetten, die dann für die Einrichtung von Krankenrevieren fortgenommen wurden. Danach gab es Strohsäcke, schließlich Heu und Wolldecken als Schlafgelegenheit.

Wasser wurde mit Tankwagen ins Lager gebracht und dort in Segeltuchbehälter gepumpt, die auf hölzernen Podesten lagen. Dort konnten auch wir Wasser abzapfen, mussten uns aber oft stundenlang anstellen. Ich hatte einen treuen Begleiter, meine Blechdose. So konnte ich trinken und mich waschen.

Zu essen bekamen wir einmal täglich, immer abends um 19 Uhr. Die Tagesration bestand aus einem Löffel Corned Beef, etwas Haferflocken und Zucker. Da kann man sich denken, dass wir ständig unter Hunger litten. Es kam auch Kameradendiebstahl vor. Wer dabei erwischt wurde, musste den ganzen Tag festgebunden an einem Pfahl verbringen. Um den Hals bekam er ein Schild mit der Aufschrift: „Ich habe meine Kameraden bestohlen.“

Die schlechte Ernährung war nicht das einzige Problem im Lager. Wir hatten die ganze Zeit über kaltes, nasses Wetter und starke Regenfälle. Wir Frauen hatten das Glück, in Zelten zu sein. Aber die armen Gefangenen im Freien, es war grausam. Sie gruben sich mit Löffeln und Blechdosen Erdlöcher, in denen sie eng nebeneinander schliefen, um sich gegenseitig zu wärmen. Immer wieder kam es zu Einstürzen, und viele Gefangene erstickten. Oft habe ich gesehen, wie man die Toten abtransportierte. In dem „Cage“ C, in dem unser Zelt stand, war eine Wellblechhütte, in der die Toten abgelegt und mit Chlorkalk bestreut wurden. Am nächsten Tag wurden sie mit dem Lastwagen nach Kamp-Lintfort gefahren und dort begraben. Es sollen bis Juni 1945 800 Tote gewesen sein.

Eines Nachts hörten wir Lärm und Krachen, Freudenrufe und Schießen, MP- und MG-Feuer, Gewehr- und Pistolenschüsse, und das dauerte eine lange Zeit. Ein aufmontierter Scheinwerfer der Amis zog weite Kreise über das Lager und in den Nachthimmel.

Da wussten wir, der Krieg ist aus, wir haben Frieden. Es war der 8. Mai 1945. Keiner von uns sprach ein Wort, und jeder hing wohl seinen Gedanken nach. Ich dachte an meine Eltern, meinen Bruder. Lebten sie noch? Ich dachte an die letzten Wochen im Einsatz, an meine Kameradinnen und Kameraden. Wir glaubten nun, dass die Sieger mit uns hart ins Gericht gehen würden. Daran wurden wir durch die Fahndungsaktionen nach Kriegsverbrechern, Prominenten oder SS-Angehörigen erinnert. So gingen für mich die Tage im Lager weiter.

Zwei schöne Erlebnisse hatte ich noch. Ich traf den Freund und späteren Mann meiner Cousine und einen Schulfreund aus Kalkum im Lager. Am 1. Juni 1945 kam endlich der Tag meiner Entlassung aus dem Lager Rheinberg. Mit anderen Gefangenen wurden wir mit Lastwagen nach Düsseldorf zum Polizeipräsidium gefahren und konnten dann frei nach Hause marschieren.

Ich traf meine Eltern gesund an, und es dauerte auch nicht lange, und mein Bruder kam aus dem Krieg zurück.

Gedenkstein für die Toten und Überlebenden des Kriegsgefangenenlagers Rheinberg am Niederrhein

So haben wir „Gott sei Dank“ diese schreckliche Zeit überstanden. Und mein Wunsch und mein Gebet ist, dass unsere Kinder und Kindeskinder vor solchen schrecklichen Kriegen bewahrt bleiben.

Elisabeth Kannengießer

Nach dem Krieg

„Und es ist beinahe ein Wunder, daß man das alles überstanden hat.“ Mit diesen Worten schließt mein Bericht von den letzten Kriegswirren in Ratingen in meinem Buch „Unsere alte Stadt“, Band I, Seite 25. Aber nun!

Was würde nun kommen? Zuerst einmal ein großes Aufatmen, daß man keine Angst mehr vor Bomben, Luftminen und Tieffliegern haben mußte. Im Keller brauchte man auch nicht mehr zu nächtigen. Und irgendwelche Geschosse würden einem nun auch nicht mehr um die Ohren fliegen. Man versuchte, so gut es ging, einen Neuanfang zu wagen und etwas Ordnung in den Alltag zu bringen, was angesichts einer zu einem Drittel zerstörten Stadt und der Tatsache, daß alles „drunter und drüber“ ging, sehr problematisch war. Wir selbst hatten aus dem gegenüberliegenden, durch Brandbomben zerstörten Haus eine fünfköpfige Einquartierung (eine Frau mit vier Kindern), die weitaus länger als vorgesehen dauerte. Für mich selbst blieb da zum Schlafen kein Platz, zumal wir ja auch Brandschaden hatten. So schlief ich – quasi im Wechsel – bei der Mutter meines gefallenen Verlobten auf der Rosenstraße oder bei einer befreundeten Kollegin auf der Graf-Adolf-Straße 1a. Allabendlich ein weiter Weg vom Lörchen dorthin.

Und dann der Hunger! Das Gespenst „Hunger“ überzog auch unsere Stadt und schwang hier wie überall im Lande grausam seine Geißel. Es würde den Rahmen sprengen, wollte ich hier zu sehr ins Detail gehen. Die Älteren können sich erinnern, daß man manchmal stundenlang anstehen mußte, um die kärglichen Rationen auf den Lebensmittelkarten, die kaum zum Überleben reichten, zu ergattern. Doch oft gab es nicht einmal das. Aber „Not macht erfinderisch“ heißt es ja. Und so begann denn auch die Zeit der Kompensationsgeschäfte. In Ratingen war es der Laden „Firma Ewald Nagel, vormals Buschhausen“ (am Markt), der sich auf diese Art von Geschäften spezialisiert hatte. Zu verkaufen gab es ja ohnehin nichts. Die Jüngeren, nach der Währungsreform Geborenen, können sich wohl kaum vorstellen, wie es ist, wenn man drei Jahre lang kaum einen neuen Faden bekommt und, um es einmal ein wenig volkstümlich zu sagen, „ki Hemd an der Liev kritt“.

Die Not – und nicht zuletzt auch die Wohnungsnot – war auf allen Gebieten riesengroß. Schließlich mußten ja die Ausgebombten – und deren gab es viele – wenigstens ein Dach über den Kopf bekommen. Durch die Flüchtlings- und Vertriebenenströme aus dem Osten wurde die Situation natürlich weiter verschärft.

Auch Soldaten kamen heim. Ausgemergelt und abgemagert, oft mit Hungerödem und mit Augen voller Tränen, geweinten und ungeweinten, die den ganzen Jammer der geschundenen Kreatur widerspiegelten.

Aber irgendwie ging es weiter, wenn auch noch so erbärmlich. Und immer wieder der Hunger, der Hunger!

Im Sommer gab es ja noch etwas Gemüse und Obst aus den Gärten, die viele, wenn sie das Pflanz- oder Saatgut ergattern konnten, hatten. Aber im Winter! Da kam zum Hungern noch das Frieren hinzu. Heizmaterial gab es kaum. Und wenn, soweit ich mich erinnere, nur in so einer Art Brikett aus Braunkohlenstaub, der keinesfalls in der Lage war, bei oftmals und anhaltenden 10 – 18 Minusgraden eine Wohnung, ein Zimmer, und sei es noch so mickrig, zu erwärmen. Da hieß es: „Zieht euch warm an.“

Das galt auch für`s Büro. Ich arbeitete auf der Calor-Emag und war – ich weiß es noch genau – in Mantel (abgewetzt natürlich) und Schal gehüllt. An der linken Hand trug ich einen Handschuh, die rechte brauchte ich ja zum Schreiben, zum Bedienen der Kurbelmaschine etc. Addiert wurde nach „Altväter-Weise“ mit Kopf und Hand. Wir konnten und können das noch!

Der Strom war rationiert, fiel oft aus und war eine windige Angelegenheit. Natürlich gab es auch zu dieser Zeit Personen, denen es besser ging als der Allgemeinheit. Den Schwarzhändlern z.B. Aber das ist eine andere Geschichte.

Es war auch die Zeit der berühmten Hamsterfahrten. Wohl dem, der Wertgegenstände besaß. Einen echten Teppich z.B., Silberbestecke, Stoffe usw. Dafür konnte man Speck, Kartoffeln, Schmalz und dergleichen eintauschen. (Es ging die Sage, daß die Bauern ihre Ställe mit Teppichen auslegten. Aber das war wohl wirklich nur eine Mär.)

Ja, so lief das bis zur Währungsreform am 24. Juni 1948.

Wir von der Rechnungsabteilung der Calor-Emag hatten für den Tag davor ein Abteilungsfest anberaumt. Abgehalten wurde es in Eggerscheidt, im Lokal „Zum alten Fritz“. Wir alle hatten uns dafür etwas einfallen lassen in Bezug auf die Verpflegung und alles buchstäblich vom Munde abgespart. Und so war für unser Fest einiges zusammengekommen. Denn im Lokal gab es ja gar nichts. Dafür mußten wir das sogenannte „Korkgeld“ entrichten. Der eine hatte Kuchen – sicherlich nach abenteuerlichen Rezepten gebacken – der andere Kartoffelsalat beigesteuert. Und Wurstiges oder Fleischiges gab es auch. Und natürlich „Knolly Brandy“, der mit Hilfe von giftgrünen oder roten Essenzen aus der Drogerie in ein farbenfrohes Getränk verwandelt wurde. Von diesem selbsthergestellten und hochprozentigen Gesöff hatten wir bald alle – die jeweiligen Partner waren übrigens mit von der Partie – einen ziemlichen Schwips, d.h., genaugenommen war es wohl mehr als ein solcher. Jedenfalls beflügelte er uns, zu später oder auch früher Stunde – je nachdem, wie man die Dinge sieht – laut singend den Hölender Weg hinunter gen Ratingen zu pilgern.

Am nächsten Tag kam dann die Währungsreform, und alles, was

wir solange entbehren mußten, war plötzlich da. Wie durch Zauberei gewissermaßen. Und nun fingen wir mit 40 DM, viel Mut, Fleiß, Einsatzbereitschaft und gutem Willen wieder ganz neu an.

Das erste Geschenk, das mir mein Mann damals, also 1948 noch mein Freund, mitbrachte, als er mich von der Firma abholte, war eine Tube „Tosca-Creme“.

Wie gesagt, plötzlich war alles da, und so ging der Aufbau nun zügig vonstatten. Allerdings herrschte ja auch an allen Gebrauchsgütern ein riesiger Nachholbedarf. Von heute auf morgen war ein entsprechendes Aufholen natürlich auch nicht zu bewerkstelligen. Im übrigen ließen sich mit 40 DM „Grundkapital“ ja auch keine großen Sprünge machen. Doch es ging langsam und stetig aufwärts und führte so zu dem berühmten „Wirtschaftswunder“.

Abschließend noch ein Gedicht, das ich 1985 geschrieben habe:

Vom Frieden

„Frieden“ tönt es allerorten.
Auf dem ganzen Erdenrund
preist man ihn mit schönen Worten,
jeder führt ihn gern im Mund.
Doch dünn ist der Friedensfirn
über Menschenherz und -hirn.

Selbst beim Sport schlägt man schon Schlachten.
Frieden klingt wie blanker Hohn.
Aber tausend Teufel lachten,
wenn die Taube flog davon
mit dem Friedenspalmen-Reis.
Sie entfloh traurig und leis`.

Hoffnunslos scheint oft das Ringen,
daß man, was man will, auch schafft.
Zwischen Wollen und Vollbringen
hier ein steiler Abgrund klafft.
Zwietracht gibt es stets genug.
Ist das wohl der Menschheit Fluch?

Ob im Kleinen, ob im Großen,
jeder pocht gern auf sein Recht.
Auch mit Worten wird geschossen.
Für die Eintracht ist das schlecht.
„Frieden“, alter Menschheitstraum,
wann erfüllst du Zeit und Raum?

Lore Schmidt

Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf Kögler
augenoptik
contactlinsen
Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☏ 3 60 03

„Ich hab' eigentlich immer Glück gehabt"

Heinz Wallner erzählt von seinen Erlebnissen am Ende des Krieges und in der frühen Nachkriegszeit

Er sitzt mir am Tisch gegenüber – schmal, drahtig, ein Leichtgewicht, ständig in Bewegung, auch heute noch mit seinen 78 Jahren: **Heinz Wallner,** Elektromechaniker, „Mädchen für alles" bei den britischen Besatzungstruppen kurz nach dem Krieg, Werksfahrer für die Hoffmann-Werke in Lintorf, passionierter Jäger. Er möchte mir aus seinem ereignisreichen Leben erzählen, und der Schalk schaut ihm dabei aus den Augen.

In Münster wurde Heinz Wallner zum Bordmechaniker der He 111, des Standardbombers der deutschen Luftwaffe, ausgebildet

Angefangen hat alles in Selbeck. Dort wohnten seine Eltern und seine Großeltern in einem Doppelhaus auf der Wedauer Straße 28. Geboren wurde er allerdings im Evangelischen Krankenhaus in Ratingen, am 19. Januar 1927. Von 1933 bis 1941 besuchte er die Volksschule in Selbeck, anschließend machte er eine Lehre als Elektromechaniker bei der Calor Emag in Ratingen. Im November 1944 erfolgte die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst (RAD) in der Rhön. Normalerweise dauerte der Pflichtdienst im RAD sechs Monate, doch angesichts der drohenden Niederlage des Regimes wurden dringend neue Soldaten gebraucht. So kamen Heinz Wallner und seine Kameraden gar nicht zum Arbeitseinsatz mit Schüppe und Hacke, sondern erhielten lediglich eine vierwöchige vormilitärische Ausbildung. Werber versuchten in dieser Zeit, die jungen Männer für die Waffen-SS zu begeistern. Gottlob lehnte Heinz Wallner es ab, in die SS einzutreten, da er sich bereits vorher als Kriegsfreiwilliger zur Luftwaffe gemeldet hatte. Er wollte Flieger werden. Am 4. Dezember 1944 wurde er aus dem Arbeitsdienst entlassen.

Heinz Wallner als Wachtposten vor der Unterkunft des Reichsarbeitsdienstes in der Rhön

Zu Hause in Selbeck wartete er nun auf seinen Einberufungsbescheid. Der ließ allerdings länger auf sich warten, da das zuständige Wehrbezirkskommando in Oberhausen durch einen Bombenangriff zerstört worden war. Erst Anfang März 1945 erfolgte seine Einberufung zu einer Luftwaffeneinheit in Münster, wo er eine theoretische Ausbildung als Bordmechaniker der He 111, des Standardbombers der Luftwaffe, erhielt. Ende April sollte er zur 29. Jagdstaffel nach Stralsund versetzt werden, die mit dem neuen Düsenflugzeug Me 262 ausgerüstet war. Doch der endgültige Zusammenbruch stand kurz bevor: Stralsund war bereits von der Roten Armee besetzt, und der Widerstand im Ruhrkessel wurde immer schwächer. Heinz Wallners Regiment wurde aufgelöst. Auf der Schreibstube seiner Kompanie händigte ihm der Spieß, Hauptfeldwebel **Bauer,** seinen Wehrpass aus. Aufgrund der erst kurzen Zugehörigkeit zu seiner Luftwaffeneinheit gab es noch gar keine Eintragungen in Heinz Wallners Wehrpass, lediglich sein Dienst im RAD war vermerkt worden – ein Umstand, der ihm später eine große Hilfe sein sollte.

Vier Tage brauchte Heinz Wallner, um sich von Münster nach Hause durchzuschlagen, natürlich nur nachts, denn es waren immer noch Feldjäger unterwegs, um „fahnenflüchtige" deutsche Soldaten aufzugreifen. Er hatte seine Uniform unterwegs weggeworfen und sich Hemd und kurze Hose besorgt, um wie ein Hitlerjunge auszusehen.

Fast schon am Ziel, wurden Heinz Wallner und ein zweiter junger Mann, der sich ihm angeschlossen hatte, an der noch intakten Ruhrbrücke in Essen-Werden von Volkssturm-Männern angehalten und kontrolliert. Nach dem Motto „Jeder Mann wird gebraucht für den Endsieg" sperrte man die beiden erst einmal ein – in ein kleines Fachwerkhaus in der Nähe der Ruhrbrücke. Vor dem Haus patrouillierte ein Wachtposten. Immer, wenn er dem Haus dabei den Rücken zukehrte, deckten die pfif-

Heinz Wallner im Alter von 18 Jahren

figen Jungen auf dem Dachboden des Hinterhauses ein paar Dachpfannen ab, bis ein ausreichend großes Schlupfloch entstand. In einem günstigen Moment entkamen sie schließlich ihrem Bewacher. Die beiden trennten sich, und Heinz Wallner erreichte noch am gleichen Tag wohlbehalten sein Elternhaus in Selbeck.

Zunächst einmal wartete er zu Hause die Lage ab. Der Hausarzt der Familie, Dr. Pankok in Saarn (Bruder des Künstlers Otto Pankok), schrieb ihn krank, da ihm sein nervöser Magen wieder einmal Schwierigkeiten machte.

Als die Amerikaner nach dem Zusammenbruch des Ruhrkessels alle ehemaligen Soldaten aufforderten, sich im Rathaus in Mülheim zu melden, leistete er der Aufforderung schon deshalb Folge, weil er sonst keine Lebensmittelkarten bekommen hätte. Als er seinen Wehrpass mit bangem Herzen einem amerikanischen Leutnant vorlegte, schaute dieser kurz hinein, sah, dass keine Zugehörigkeit zu einer Einheit der Wehrmacht eingetragen war und schrieb sein „Not considered“ in den Pass. Heinz Wallner konnte nach Hause gehen, während viele andere Männer in die berüchtigten Gefangenenlager der Amerikaner geschickt wurden. Glück gehabt!

An ein anderes Erlebnis aus der kurzen Zeit der amerikanischen Besatzung unserer Heimat kann sich Heinz Wallner noch gut erinnern. Alle Waffen, vor allem Gewehre und Pistolen, mussten abgeliefert werden. Viele Ältere werden noch wissen, dass bei den ersten Schützenfesten nach dem Krieg der Vogel mit der Armbrust abgeschossen werden musste, da der Besitz von Feuerwaffen für Deutsche nicht erlaubt war. Beim Schreiner **Effmann** in Selbeck wurden beschlagnahmte Gewehre in Holzkisten verpackt und für den Versand in die Vereinigten Staaten fertig gemacht. Heinz Wallner half dabei. Die ganze Aktion wurde überwacht und begutachtet von einem amerikanischen Sergeant Major. Eines Tages fragte er Heinz Wallner, ob er nicht wisse, wo man Hasen jagen könne. Heinz Wallner wusste es – schon damals interessierte er sich für die Jagd, die im Alter sein großes Hobby werden sollte. Ein guter Schütze war er allemal, das hatte er bei seiner paramilitärischen Ausbildung in HJ und Arbeitsdienst bewiesen. Also zog man am nächsten Tag los, zu einem Rübenacker in der Nähe. Vorneweg Heinz Wallner mit einem Jagdgewehr, das ihm nur für diesen Ausflug ausgeliehen wurde, und etwas Schrot, dahinter der Sergeant Major mit seiner MP und Heißhunger auf Hasenbraten. Plötzlich tauchte ein Hase auf und rannte sofort Haken schlagend davon. Es folgten einige Stöße aus der Maschinenpistole, doch der Hase lief unbeirrt weiter. Dann durfte Heinz Wallner schießen, und zur großen Verblüffung des Amerikaners traf er mit dem ersten Schuss!

Einige Zeit später – die Amerikaner waren abgezogen und die Briten hatten das Rheinland besetzt – wurde Heinz Wallner vom Arbeitsamt Mülheim dienstverpflichtet. Er musste sich auf dem Flugplatz Essen-Mülheim melden, wo die britischen Besatzungstruppen im Auftrag der CCG (Control Commission Germany) eine Spezialeinheit unterhielten, die sie „Fifth Disposal Park“ nannten. Auf dem Flughafengelände wurden liegengebliebene Wehrmachtsfahrzeuge, vor allem VW-Kübelwagen, und nicht mehr benötigte britische und amerikanische Militärfahrzeuge, vor allem schwere LKW, aus dem rheinischen Teil der britischen Besatzungszone gesammelt. In großen Wellblechhallen wurden die Fahrzeuge zunächst „entrümpelt“ (die Briten nannten das „Dekitting“), das heißt, verbliebene Munition, Benzin, Öl, Frostschutzmittel, Batterien usw. wurden aus ihnen entfernt, dann wurden sie in langen Reihen auf dem Flugfeld abgestellt. Nur die Funkwagen wurden fest verschlossen und verplombt. Hatten die Briten Angst, die Deutschen würden die Funkgeräte heimlich benutzen, um Widerstand gegen die Besatzungstruppen zu organisieren?

Das „Entrümpeln“ der Fahrzeuge wurde von ungelernten deutschen Arbeitern durchgeführt. Daneben wurden Elektriker wie Heinz Wallner, Schreiner und Anstreicher beschäftigt für alle handwerklichen Arbeiten, die im „Disposal Park“ anfielen: Instandhaltung der für die britischen Soldaten beschlagnahmten Wohnungen, der Offiziersmesse und der Flughafengebäude. Unter den von den Briten für Anstreicherarbeiten als „Painter“ beschäftigten Arbeitern war auch der in Mülheim sehr bekannte Plakatmaler **Jakob Koos,** der sich nebenbei auch als Kunstmaler betätigte.

Befehligt wurde der „Fifth Disposal Park“ von zwei britischen Offizieren im Majorsrang. Ihren Anordnungen musste unbedingt Folge geleistet werden. Aber es gab auch einen deutschen Vorgesetzten und Ansprechpartner für die Angehörigen des deutschen Hilfspersonals: Herrn **Schultz-Wenk,** der später die VW-Vertretung in Brasilien aufbaute und leitete. Er wohnte damals im Haus von „Kanonen-Müller“ (im Krieg leitender Angestellter bei Krupp) in Kettwig.

Mit einer britischen Army-„Matchless“ auf dem von Bombentrichtern durchzogenen Gelände des Flughafens Essen-Mülheim

Bewacht wurde der Flughafen von deutscher Hilfspolizei in Zivil mit Armbinde, die zwar mit einem Funkgerät, aber nicht mit Waffen ausgerüstet war. Nachts wurde das Gelände von Großscheinwerfern ausgeleuchtet, die von Akkus gespeist wurden. Heinz Wallners erste Aufgabe war es, leere Akkus gegen aufgeladene auszutauschen und sie zur Ladestation zu bringen. Ein Kollege überwachte dann die Wiederaufladung. Außerdem war Heinz Wallner verantwortlich für alle sonstigen elektrischen Arbeiten, die in der Offiziersmesse und im sogenannten Flughafen-Office anfielen.

Der Sommer des Jahres 1945 war ungewöhnlich heiß. Was tuen junge Männer, die in den Mittagspausen in Badehosen an einem der vielen, mit Regenwasser gefüllten Bombentrichter des Flughafens in der Sonne liegen? Sie baden, dösen und – kommen auf dumme Gedanken. Einer hatte plötzlich die Idee: jeder nimmt sich eins der unzähligen auf dem Flughafengelände herumstehenden Motorräder der Marken „Matchless“, „Norton“ oder „BSA“ und macht es fahrbereit, das heißt, man zapfte Benzin aus einem der LKWs ab und füllte ihn in die Tanks der grünen Militärmaschinen. Und dann wurde „Nachlaufen“ gespielt, rund um die Bombentrichter herum. Dabei kam es gelegentlich vor, dass einer der Fahrer von der Piste abkam und mitsamt seiner Maschine im Trichtersee verschwand. Nie wurde versucht, die versenkten Maschinen zu bergen – es gab ja genügend davon, und wenn eine verschwand, so fiel das nicht weiter auf. Später wurden die 15 bis 20 Bombentrichter auf dem Flughafen Essen-Mülheim mit Caterpillar-Bulldozern zugeschoben. Ob die Piloten, die heutzutage auf dem kleinen Flughafen starten und landen, wissen, dass sie mit ihren Maschinen über begrabene britische Armeemotorräder rollen?

Heinz Wallner in britischer Militärkleidung beim „Holzholen“ im Hürtgenwald

Die auf dem Flughafengelände gesammelten und „entrümpelten“ LKWs, Kübelwagen und Motorräder blieben, nebeneinander aufgereiht, vier bis fünf Monate dort stehen und wurden dann in Duisburg-Ruhrort auf Schiffe verladen zum Abtransport nach Großbritannien. Für das Verladen wurden große Mengen Holzkeile benötigt. Das dafür geeignete Abfallholz holten deutsche Zivilangestellte und einige britische Offiziere aus Vossenack und Germeter in der Eifel: im hart umkämpften, zerschossenen Hürtgenwald standen abertausende halbverbrannte und zersplitterte Baumstümpfe, die von Waldarbeitern zersägt und zum Abholen bereitgestellt wurden. Ein sehr gefährlicher und an die Nieren gehender Job: zu dieser Zeit war das Gelände noch vermint, und man fand täglich die sterblichen Überreste deutscher und amerikanischer Soldaten. Heinz Wallner entdeckte in einem Graben einen Militärstiefel, in dem noch Unterschenkel und Fuß eines Soldaten steckten.

Schon bald bemerkten die britischen Offiziere Heinz Wallners besonderes handwerkliches Geschick. Major Shields bat ihn, ein Radio zu bauen. Der deutsche Schreiner fertigte ein schönes Holzgehäuse an, für das Innenleben war Heinz Wallner zuständig. Die benötigten Röhren, Kondensatoren und Widerstände durfte er unter der Aufsicht eines Sergeants aus einem der verplombten Funkwagen ausbauen. **Major Shields** war begeistert.

Zu Weihnachten musste Heinz Wallner bei der Christmas Party der Offiziere für die Illumination der Festräume sorgen. Die Offiziersmesse befand sich damals im **Haus Narjes** in Essen-Werden,

Karnevalsfeier des TUS Lintorf 1948 im Saal Mentzen. Links: Heinz Wallner

der Villa eines Zementfabrikanten in der Nähe des Werdener Bahnhofs, die von den Briten beschlagnahmt worden war. Im größten Raum des Hauses hängte er unter der Decke die Plane eines amerikanischen 10-Tonner-LKW auf, so dass der Eindruck entstand, man befinde sich in einem Zelt. In die Plane arbeitete er eine von ihm selbst gefertigte Lichterkette ein.

Waren die Offiziere mit Heinz Wallners Arbeit zufrieden, dann gab es neben dem Arbeitslohn, für den man vor der Währungsreform nur wenig kaufen konnte, auch schon einmal eine Flasche Whisky oder Gin oder gar eine Stange Camel-Zigaretten: für den passionierten Nichtraucher ein herrliches Tauschobjekt. So staunten Heinz Wallners Freunde nicht schlecht, als dieser eines Tages in einem von Schneider Rosendahl in Ratingen gefertigten Nadelstreifenanzug erschien oder in roten Schuhen zum Tanzen kam. (Die Schuhe waren nur deswegen so „unauffällig“ gefärbt, weil der mit guten Gaben bedachte Schuhmachermeister Heinz Wallners im Augenblick nur rotes Leder zur Verfügung hatte).

Für Dienstfahrten bekam Heinz Wallner einen Vierzylinder-Hillman, einen Klein-LKW mit Plane. Das Fahrzeug mit der Dienstnummer MoS 323 stand ganz allein ihm zur Verfügung. Mit dem erfor-

derlichen Fahrbefehl eines britischen Offiziers konnte er voll tanken, musste allerdings über die gefahrenen Kilometer Rechenschaft ablegen. Am Wochenende wurde der Wagen aber auch privat genutzt, der verantwortliche Offizier schaute bei der Ausstellung des Fahrbefehls nicht so genau hin. Dann fuhr Heinz Wallner nach Lintorf, um sich in der Gaststätte Walter Mentzen („Zum Kothen") mit seinen Handballfreunden vom TUS zu treffen, oder es ging in Gesellschaft zum Tanzen in den Gasthof Stenger in Angermund oder in den „Rosenkothen" nach Tiefenbroich.

Heinz Wallner in den 1950er Jahren auf seiner von ihm selbst zusammengebauten „Matchless", die er später bei den Hoffmann-Werken zu einer eleganten Maschine umbaute

Einmal wurde am 19. Januar im „Kothen" Heinz Wallners Geburtstag gefeiert. Es war sehr kalt, und er hatte vergessen, dass kein Frostschutzmittel im Kühler war. Als er frühmorgens zum Flughafen zurückfahren wollte, sprang der Wagen nicht an, ein Zylinder war geplatzt. Schnell wurde ein 20-Liter-Kanister mit Wasser gefüllt, und zum Starten des Wagens spritzte Heinz Wallner etwas Benzin auf das Luftfilter am Vergaser. Durch den Riss im Zylinder qualmte der Wagen wie eine Dampflok, ständig musste aus dem Kanister Wasser nachgeschüttet werden.

Am Flughafen angekommen, wurde der Wagen einfach zu den anderen des gleichen Typs gestellt. Der Anstreicher im deutschen Hilfsteam machte Heinz Wallners Registriernummer durch Überstreichen unkenntlich und malte die Nummer auf einen anderen „Hillman" wieder auf. Die Batterie wurde ausgetauscht, Benzin abgepumpt und umgefüllt, und schon hatte Heinz Wallner ein neues Auto!

Im Jahre 1949 ging für ihn die schöne Zeit auf dem Flughafen Essen-Mülheim zu Ende. In den schweren ersten Nachkriegsjahren hatte er das Glück gehabt, einen Job zu finden, der ihm ein Leben ohne Nahrungssorgen und mit vielen Vergünstigungen ermöglichte. Nun, in der Zeit des beginnenden Wirtschaftswunders, bewarb er sich bei den aufstrebenden Hoffmann-Werken in Lintorf und wurde als Elektromechaniker eingestellt. Im gleichen Jahr heiratete er, im folgenden Jahr wurde sein Sohn Udo geboren.

Bis zum Konkurs der Hoffmann-Werke im Jahre 1954 baute er die Elektrik in die Hoffmann-Maschinen aller Typen ein. Später wurde er, der ja immer schon leidenschaftlicher Motorradfahrer gewesen war, auch Einfahrer für die neuen Maschinen. Schließlich fuhr er sogar Rennen für die Firmen Hoffmann und AWD, die ihm manchen Preis und manchen Pokal einbrachten.

Angestellt vom Amt für Verteidigungslasten, trat Heinz Wallner 1954 noch einmal für fünf Jahre in den Dienst der Britischen Rheinarmee und arbeitete auf dem militärischen Teil des Flughafens Düsseldorf. Von Dezember 1959 bis zu seinem Eintritt ins Rentenalter war er bei Phönix Rheinrohr in Düsseldorf beschäftigt, seit 1968 als technischer Angestellter, nachdem er mit Erfolg die Meisterschule besucht und mehrere Kurse in Elektronik und Fernsehtechnik absolviert hatte.

Heute gehört Heinz Wallners ganze Leidenschaft seinem Hobby, der Jagd. Wer Glück hat, kann ihm in seinem Revier zwischen Krummenweger und Mülheimer Straße, das er vom Grafen von Spee in Heltorf gepachtet hat, begegnen und ein Schwätzchen mit ihm halten. Vielleicht erfährt man noch viel mehr aus seinem aufregenden Leben.

Manfred Buer

Heinz Wallner (links) als Hoffmann-Werksfahrer auf einer 125er bei einem Geländerennen in der Nähe von Kamp-Lintfort

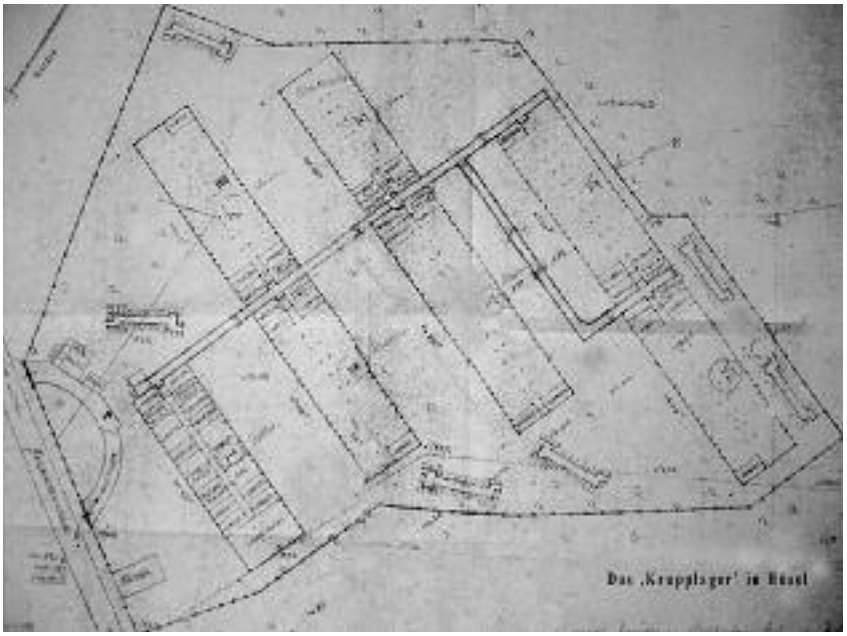
Essener Straße 5

Eine vergessene Adresse in Breitscheid

Mit dieser Adresse wissen heute nur noch wenige etwas anzufangen. Obwohl unter ihr einst mehrere hundert Menschen ihr Zuhause hatten. Unter ‚Essener Straße 5' in Breitscheid befand sich viele Jahre nach dem Krieg das sogenannte Essener Lager. Nicht zu verwechseln oder gar zu vergleichen mit dem ehemaligen Ausländerlager in Lintorf an der ‚Rehhecke'. Heute heißt es hier ‚Am Sondert'. Zwar findet man auch heute dort noch einige Baracken, die aber nur noch sehr entfernt an das erinnern, was sich dort nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges entwickelte, nämlich ein Wohnlager, das vielen ausgebombten Essenern auf Jahrzehnte ein unvergessenes Stück Heimat- und Lebensgeschichte wurde. Um aber die Tragweite unserer Geschichte in ihrer Gesamtheit zu erfassen, müssen wir uns erst einmal auf den Weg in Richtung Höseler Bahnhof machen. Denn dort lag im Wald ebenfalls ein Lager, das auch mit zu unserer Geschichte gehört:

Das Krupplager

Wer heute den Waldspielplatz vor dem Höseler Bahnhof aufsucht, wird sich kaum vorstellen können, dass sich genau hier einmal ein großes Barackenlager befand. Das ‚Krupplager'! - 1943 hatte die Fa. Krupp als NS-Rüstungsbetrieb Order, die Abteilung für Artilleriekonstruktion von Essen in sichere Gebiete zu verlagern. Die Wahl fiel zuerst auf verschiedene Grundstücke in der Gemeinde Hösel. Aus Gründen der Sicherheit erhob der damalige Höseler Bürgermeister, Walter Einloos, Einspruch, weswegen man sich für eine etwa 250 Meter nördlich des Höseler Bahnhofs gelegene Waldparzelle im Besitz der ‚Freiherrlich von Fürstenbergischen Vermögensverwaltung' entschied und diese auf unbestimmte Zeit pachtete. Der Reichsarbeitsdienst errichtete hier für Krupp sieben Baracken aus genormten Bimsbetonelementen (System Fa. Pfleiderer, Wiesbaden) für Konstruktionsbüros, Verwaltung und eine Schlafbaracke, mit einer Gesamtbebauung von 5.600 m², bzw. Bunkeranlagen zwischen den Baracken. Die Baracken verfügten über Wasseranschlüsse, Toiletten, Waschräume, elektrische Beleuchtung, Fernsprechanschlüsse und wurden mit Kohleöfen beheizt. Die Gesamtfläche des Krupp'schen Lagers umfasste ein Areal von ca. fünf Morgen Hochwald.



Lageplan des ‚Krupplagers' nördlich des Bahnhofs Hösel

Nach dem Krieg, im Juli 1945, wurden die Baracken zur Unterbringung eines 200-köpfigen deutschen Minenräumkommandos und einer etwa gleich großen englischen Wacheinheit beschlagnahmt, deren Aufgabe die Säuberung der Wälder von umherliegender Munition war. Bei diesen Räumungsaktionen soll es zu einigen Unfällen mit Todesfolge gekommen sein.

Spätere Überlegungen der Friedrich Krupp AG, die Baracken zu Wohnungen für Werksangehörige oder als Ausweichstelle des Essener Krankenhauses umzubauen, erledigten sich mit einem Erlass der englischen Militärregierung an Krupp, „... die z.Z. nicht benutzten Baracken ausschließlich Obdachlosen zur Verfügung zu stellen". Die Stadt Essen folgte diesem Erlass angesichts ihrer großen Obdachlosenzahl nur zu gerne und verfügte daraufhin nicht nur die Einweisung aus den elf städtischen Hochbunkern (z.B. dem Helenen- und dem Freiheitsbunker), sondern auch die der Ex-Evakuierten aus Württemberg in das Krupp'sche Lager in Hösel, die ja dort schon seit Wochen in Güterwaggons in Essen hausten. Standort des Güterzugs war ein Nebengleis auf dem Höseler Bahnhof. Von hier erfolgte am 1. Juli 1946 die Einweisung der ca. 200 Obdachlosen in das ehemalige Krupplager. Unter ihnen befanden sich auch einige Familien aus Düsseldorf, Duisburg und Köln, die ebenfalls nach Württemberg evakuiert waren und mit dem Essener Treck über Essen hier in Hösel gestrandet waren.

Dies geschah offensichtlich ohne Wissen und sehr zur Verärgerung der ‚Fürstenbergischen Vermögensverwaltung' als Besitzerin der Waldparzelle, die darin einen „widerrechtlichen Gebrauch unseres Waldes" sah. Was sie selbst allerdings nicht hinderte, schon mal ‚vorsorglich' mit der Stadt Düsseldorf in Verhandlung zu treten, die hier ein Kinderheim zu errichten gedachte.

Hof einer Wohnung im ‚Krupplager'

Wie sich herausstellte, litten mehr als die Hälfte der eingewiesenen Obdachlosen durch die mehrwöchige, zugige Fahrt von Württemberg nach hier und den Aufenthalt in Essen an fiebrigen Erkrankungen. Im Höseler ‚Bethesda-Krankenhaus' (Diakonie) erfuhren sie unter Dr. Specht spontane Hilfe und medizinische Betreuung.

Die Baracken waren, so wie man sie vorfand, als Wohnquartiere gänzlich ungeeignet. Bis auf die ehemalige Verwaltungsbaracke fehlten allen anderen die Unterteilungswände und Türen, der Halle V sogar der Fußboden, in der noch einige Maschinen aus Kruppscher Zeit gestanden haben sollen.

Als erste Hilfe stellte man ihnen mehrstöckige Feldbetten und Wehrmachtsdecken zur Verfügung. Mit Letzteren unterteilte man auch die Barackenhallen in kleine Privatbereiche für die einzelnen Familien. Da die Stadt Essen zu diesem Zeitpunkt, also gut ein Jahr nach dem Krieg, noch nicht in der Lage war ausreichende und vor allem schnelle Hilfe zu leisten, stellte sie den Zugezogenen immerhin Baumaterial zur Verfügung, mit denen diese in Eigenleistung Trennwände, also Wohnungen schaffen konnten. Es bürgerten sich die Namen ‚Krupp'- oder ‚Waldlager' ein. Die Adresse war: Höseler Straße 3.

Man arrangierte sich schnell mit dieser Situation. Auch mangelte es nicht an geistiger Betreuung. Rektor Majon aus Hösel hielt, solange er in Hösel im Amt war (ca. ein Jahr), in der Halle III bescheidene, aber regelmäßige Gottesdienste ab. Rückblickend ist man sogar der Meinung, dass in den ersten Jahren, den Umständen entsprechend, einfache, aber geordnete Verhältnisse herrschten. Der Zusammenhalt unter den Bewohnern wurde als außerordendlich gut bezeichnet. Zumindest bis gegen Ende der 1950er Jahre. Also so lange dort nur Leute aus dem Württemberg-Treck wohnten. Ende der 1950er Jahre zogen dann nicht nur die Familien aus Düsseldorf, Duisburg und Köln zurück in ihre Heimatstädte, sondern auch einige Essener wieder zurück nach Essen. Vertriebene aus Schlesien und dem Sudetenland zogen nun vorübergehend ins ‚Krupplager' ein.

Als man Ende der 1950er Jahre anfing, leergewordene Wohnungen auch mit sozial schwachen Personen und Familien zu belegen, geriet das bis dahin soziale Gleichgewicht aus dem Lot, in dessen Folge sich schlimme Zustände einschlichen und dem ‚Waldlager' einen ziemlich anrüchigen Ruf bescherten.

Lehrer Thomas, Hauptlehrer an der zuständigen Waldschule, beschreibt in einem Brief an die Stadt Essen die Zustände hier als „besonders traurig". Denn gerade die Kinder hier wären schlimmen sittlichen Belastungen ausgesetzt.

Mit zur Rufschädigung beigetragen hat sicher auch der über 100m lange, unbeleuchtete und alle Baracken verbindende Holzgang, dessen Eingang sich von der Straße her als unheimliches und düsteres Loch präsentierte. Er hielt manchen Außenstehenden davon ab, den Gang auch nur zu betreten. So blieben auch Besuche von außen eher eine Seltenheit.

Das ‚Waldlager' stand von Beginn an, wie auch das ‚Essener Lager' vorher, unter Essener Betreuung. Die Stadtverwaltung Essen wie auch das Amt Angerland später hatten in der ehemaligen Verwaltungshalle vorne links einen kleinen Raum, den man sporadisch als Büro nutzte. Diesem Raum gegenüber gab es einen kleinen Einkaufsladen mit wechselnden Betreibern.

Sommeridylle im ‚Krupplager'

Im Wald hinter dem Waldspielplatz kurz vor dem Bahnhof Hösel befinden sich heute noch die Grundmauern, einige Bunker, die Kanalisation und der Abwässer-See des abgerissenen ‚Krupplagers'

Geblieben sind vom ‚Krupplager' einige Grundmauer- und Bunkerreste und der etwas weiter im Wald liegende romantische kleine See, der zwanzig Jahre lang das Abwasserklärbecken des Lagers war, und der seinerzeit als ‚Königssee', ‚Goldsee' oder Sch.....haussee' im Sprachgebrauch war.

Das ‚Krupplager' war bis ca. 1968 bewohnt und wurde anschließend abgerissen.

Ebenfalls zu unserer Geschichte gehören, zumindest in den Anfangsjahren:

Die Schloemannhallen

Wie schon die Firma Krupp verlegte auch die Fa. Schloemann AG aus Düsseldorf (Steinstraße) als NS-Rüstungsbetrieb 1942 ihre Konstruktionsabteilungen nach hier. Dazu mietete man nicht nur die komplette Gaststätte ‚Krummenweg', sondern auch den Saal der Gaststätte ‚Zur Grenze', an der Krummenweger Straße an. Darüber hinaus baute man einige Baracken aus Bimsbetonelementen im Umfeld des ‚Krummenwegs'. So entstanden im Wäldchen hinter der heutigen ESSO-Tankstelle zwei Baracken (heute Minigolfplatz) bzw. auf dem gegenüberliegenden, unteren Parkplatz hinter der heutigen Aral-Tankstelle die Direktionbaracke gleicher Art, bzw. eine weitere an der Krummenweger Straße hinter der Gaststätte ‚Zur Grenze', die aber nicht fertiggestellt wurde. Dazu entstanden noch zwei Holzbaracken am Waldrand oberhalb der Doerenkamp'schen Gärten. Sowohl die Gaststätte ‚Krummenweg' als auch die Baracken dienten der Unterbringung der Konstruktionbüros als auch der Unterbringung der Konstrukteure mit deren Familien. Auch der Saal der Gaststätte ‚Zur Grenze' wurde entsprechend umgebaut. Ca. 340 Leute wurden so untergebracht und auch vor Ort beköstigt, sowohl von der Hotelküche der Gaststätte ‚Krummenweg', als auch von einer Notküche auf dem Hof der Gaststätte ‚Zur Grenze'. Die Schloemannhallen waren also im Gegensatz zu dem ‚Krupp-' oder ‚Essener Lager' keine kompakte Lagereinheit.

Eine der Holzbaracken hinter dem Doerenkamp-Garten hat auch mit unserer Geschichte zu tun, denn sie wurde Ende 1946 zu dem vorläufigen Zuhause für einige aus dem pommerschen Leba vertriebene Familien, deren mehrwöchiger Leidensweg sie über Lübeck, Uelzen, Wipperfürth, Mettmann bis zum Schloss Heltorf bei Angermund führte, von wo es nach einigen Wochen des Aufenthaltes mit einem LKW hoffnungsvoll zu einem Lager in Breitscheid ging, der Endstation ihrer langen Reise. Erst spät in der Nacht kam man an und musste dort erfahren, dass das Lager belegt sei!

Was tun in solch einer Nacht als alleinstehende Mutter mit kleinen, unmündigen Kindern?

Ein Herr Dr. Hüssen der Fa. Schloemann erkannte deren Notsituation und öffnete ihnen eine der oben erwähnten Holzbaracken als Unterkunft. Man zog in die Baracke in der Annahme, ein kurzfristiges Übergangsquartier zu beziehen.

Ein Trugschluss, wie sich zeigen sollte: Die Familien, Mütter mit z.T. drei und mehr Kindern, lebten acht(!) Jahre in einem 18 m^2 großen Raum, d.h. 18 m^2 für Essen, Wohnen und Schlafen. Gekocht wurde anfangs auf einem kleinen Kanonenofen, oder sommers im Freien, auf einem offenen Feuer.

Die Fa.Doerenkamp bot den Bewohnern der Holzbaracke gegen Überlassung ihrer Lebensmittelkarten eine Vollverpflegung durch die Hotelküche an. Das schien anfangs eine gute Lösung. Doch machte sich bald Unmut über die Qualität des gelieferten Essens breit. Man war der Meinung, dass die Essensqualität bei weitem nicht dem Wert der Lebensmittelkarten entsprach. Außerdem gingen den Familien, besonders den Kindern, wichtige Lebensmittel wie Zucker, Mehl, Gemüse und

Schloemann-Baracken hinter der Esso-Tankstelle Flocken am Krummenweg

Die Schloemann-Direktionsbaracke stand hinter der heutigen Aral-Tankstelle

Frau Forstreuter mit vier ihrer Kinder vor der Holzbaracke im Doerenkamp-Garten, in der vertriebene Familien aus dem pommerschen Leba wohnten

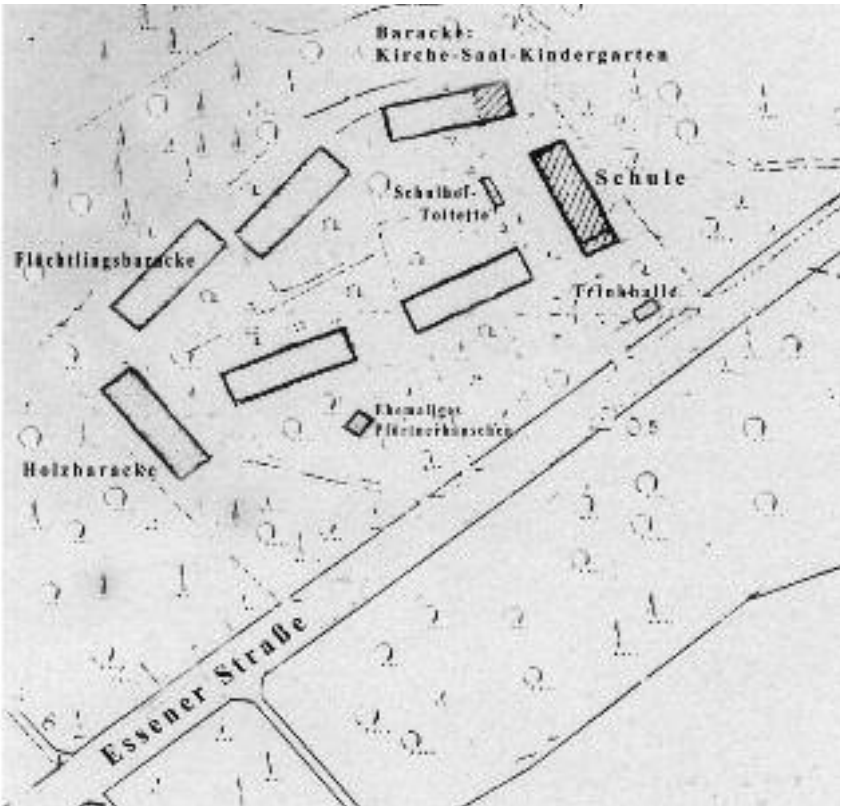
Butter verlustig. Man beantragte beim Kreis Mettmann Kochöfen, welche ihnen nach kurzer Zeit genehmigt und noch vor dem Winter zugestellt wurden. Somit nahm man die Verpflegung wieder in die eigenen Hände. Brennmaterial dazu lieferte der Wald zur Genüge. Vorausgesetzt, man hatte einen Sammelschein von Förster Buse. Interessant ist, dass alle Lebaer später in die von der ‚Aachener Siedlungsgesellschaft' errichteten Siedlungshäuser ‚Am Kiefernhain' erst als Mieter zogen und diese später als Eigentümer übernahmen. Und nun zum …

Essener Lager

Dieses Lager entstand entgegen landläufiger Meinung nicht im Zusammenhang mit dem Bau der Reichsautobahn Mitte der 1930er Jahre, sondern, nachdem unser Gebiet zum Kriegsgebiet erklärt wurde, erst gegen Ende 1943. Die ‚Organisation Todt' (O.T.) - sie unterstand dem Reichsminister für Kriegswirtschaft und Verkehr, Albert Speer - plante und baute es hier als O.T.-Führungslager. Fotos aus dem Jahre 1947 lassen den Schluss zu, dass einige Baracken nicht ganz fertiggestellt wurden. Und ob hier, wie bei der O.T. üblich, auch Gefangene oder Zwangsarbeiter zum Einsatz kamen, ist zwar nicht belegt, ist aber auch nicht auszuschließen.

Das Lager bestand aus fünf Hohlblocksteinbaracken und einer Holzbaracke bzw. einem Pförtnerhäuschen an der Essener Straße. Es hatte eine eigene Wasser- und Stromversorgung. Das zentrale Dampf-Heizsystem für die Steinbaracken war durch die zerschlagenen Porzellanheizkörper zu diesem Zeitpunkt defekt. Einige Baracken waren teilweise unterkellert und mit einem unterirdischen Tunnelsystem verbunden, durch das auch die Versorgungsleitungen geführt waren. Die Wände der Räume waren fugenglatt gemauert, z.T. geweißt, und hatten Steinholzfußböden. Das Areal, auf dem das Lager errichtet wurde, war Eigentum der Familie von Spee vom nahen Haus Linnep. Ein Pachtvertrag zur Nutzung durch die O.T. kam mit mehr oder weniger starkem politischen Druck zustande. Demzufolge waren nur die Aufbauten im Besitz der O.T. Eine nach dem Krieg zu erwartende vertragliche Neuregelung des Pachtvertrages bzw. Regelung der Gebäudenutzung zwischen dem Finanzamt Nord in Düsseldorf als Verwalterin ehemaliger Reichs- und Staatsvermögen bzw. Militäreinrichtungen, also auch Verwalterin der Hallen einerseits, und der Familie von Spee (Grund) und der Stadt Essen (Bewohner) andererseits, wurde wegen der rechtlichen Komplexität hinaus geschoben. Schon innerhalb der Essener Stadtverwaltung konnte man sich zu keiner internen Klärung eines Standpunktes zur Sache durchringen, weil jede Dienststelle eine andere Ansicht vertrat. Man erwog sogar, eine Klärung beim Sozial- oder Innenministerium herbeizuführen. Dieser juristische Schwebezustand hielt sich nicht weniger als eineinhalb Jahrzehnte.

Was das Lager in seinen Anfängen selbst betraf, kann nach Spee'schen Unterlagen davon ausgegangen werden, dass das Lager bis zum Kriegsende höchstwahrscheinlich leer stand, also nicht gemäß seiner geplanten Bestimmung durch die O.T. genutzt wurde. Nach Kriegsende stand die Anlage gemäß Gesetz 52 unter Verwaltung der britischen Militärregierung. Zwischen den Monaten Mai (1945), also Kriegsende, bis etwa September des gleichen Jahres wurden in diesem Lager vorübergehend ehemalige polnische und italienische Kriegsgefangene untergebracht. Zwischen dem Auszug der Ex-Gefangenen im September 1945 und dem Erscheinen der Essener hier können nur wenige Wochen gelegen haben.



Lageplan des ‚Essener Lagers' an der heutigen Straße Am Sondert

Wie schon die Bewohner des ‚Krupplagers', waren auch diese Essener das Opfer der totalen Bombardierung der Stadt Essen im Mai 1943. Auch sie evakuierte man im gleichen Jahr nach Württemberg. Man erinnert sich gut , dass man dort nicht nur christliche Nächstenliebe erfuhr, und wie eilig man es dort gleich nach Kriegsende hatte, die Evakuierten wieder in Güterzüge zu verfrachten, um sie zurück nach Essen zu schicken. Wohl wissend, dass Essen nur ein Trümmerfeld sein konnte.

Der Rücktransport wurde zur Odyssee durch ein Trümmer-Deutschland. Zerstörte Eisenbahnbrücken machten die mehrwöchige Reise zu einem unvergesslichen Leidensweg, über den man heute nur ungern spricht. Z.B. über das Auffanglager Wipperfürth und die obligatorische Entlausung und den enttäuschenden Empfang in Essen. Da Essen sich außerstande sah, sie aufzunehmen, bugsierte man sie kurzerhand samt Zug auf ein Nebengleis des Bahnhofs Hösel. Fast fünf Monate verbrachten sie dort in den Güterwaggons. Man schlief auf Strohlagern. Wasser holte man in Schüsseln und Eimern an einer alten Pumpe hinter dem Bahnhofsgebäude. Die Bahnhofstoiletten, ohnehin ein Problem, nahm man in Beschlag oder ging in den Wald. Vielen Essenern ist aber auch noch die großherzige Hilfe durch das ‚Deutsche Rote Kreuz' und deren schmackhafte Brennnesselsuppe mit Brotstückchen in guter Erinnerung. Doch die größte Sorge galt dem sich anbahnenden Winter.

Der Zufall soll für das Folgende die Hand im Spiel gehabt haben: Ein umtriebiger älterer Höseler soll die obdachlosen Essener auf das in der Nähe liegende, leerstehende O.T.-Lager in Breitscheid vor dem ‚Krummenweg' aufmerksam gemacht haben. Ein Erkundungskommando nahm das Lager in Augenschein. Der ganze Lagerkomplex lag in einem Tannenwäldchen, von der Straße her kaum einzusehen. Man erkannte sofort die Bedeutung der Hallen für die Obdachlosen. Da die Eigentümerfrage der Baracken nicht zu klären war, man auch keinen Ansprechpartner fand, schritt man kurzerhand zur Tat, schlug die Fenster der verschlossenen Eingangstüren ein und verschaffte sich Zutritt, um nach kurzer Inspektion die schicksalhafte Entscheidung zu fällen: „Hier überleben wir den Winter!"

Das war im Oktober 1945.

Nun ging alles sehr schnell, denn man wollte Tatsachen schaffen. Schon nach wenigen Stunden zog ein langer Tross mit Habseligkeiten beladener Menschen vom Bahnhof Hösel zum O.T.-Lager in Breitscheid. Eine besonders lobenswerte Rolle der Menschlichkeit spielte hier Bauer Monheim aus Breitscheid von der Kölner Straße. Er stellte den Leuten sein Pferdegespann uneigennützig zur Verfügung. Besonnene Männer um Heinz Ipach, den späteren Lagerleiter, wiesen jeder Familie erst einmal einen Raum zu, der mit 16 m^2 für z.T. 6 Personen sehr beengt war, ein Problem, das in den nächsten Tagen sinnvoller geregelt wurde. So erhielten größere Familien zwei Räume zugewiesen. Die Hauptsache aber war, dass alle Familien in festen Mauern über den Winter kamen. Hoffnungsvoll war man der festen Überzeugung, hier ja nur ein kurzfristiges Provisorium bezogen zu haben.

Ein Provisorium, das letztlich mehr als 30 Jahre Bestand haben sollte.

Eine sich möglicherweise ergänzende Version der Handstreichbelegung des Lagers durch die Essener ergibt sich aus Berichten über Verhandlungen eines Oberverwaltungsrates Liedlegener mit der Stadt Essen, die das Verbleiben der Essener im O.T.-Lager regelten, oder wahrscheinlicher, im Nachhinein legalisierten. Die Akten sprechen von ca.185 Bedürftigen, darunter 80 Kinder, 20 z.T. kranke oder im Krieg verletzte Männer und ca. 85 Frauen.

Die erste Zeit war geprägt von Enge, Not und Improvisation. Hatte man einen Herd oder Ofen, führte man das Ofenrohr mangels Kamin einfach durch die Wand oder durch ein herausgeschlagenes Fensterfeld ins Freie. Oder man kochte draußen auf einem offenen Feuer. Brennmaterial fand man ja genügend im Wald. Schlimm waren jene dran, die weder Herd noch Töpfe besaßen.

Als besonders wertvoll erwies sich nun der noch funktionstüchtige Kochherd in der ehemaligen Todt'schen Kantine mit einem fest installierten Kochtopf. Dieser Kochherd wurde von den Familien umgehend in Betrieb genommen, die ‚zu Hause' keine Kochgelegenheit hatten. Jeden Mittag zogen Frauen und Mütter mit ihren Kochtöpfen hierher, um gemeinsam ihr armseliges Mittagessen zuzubereiten: Pudding, Grießbrei, Kartoffel- oder ‚Mehlpapp'. Aber es war auch eine willkommene Gelegenheit, Erfahrungen auszutauschen oder sich Mut zu machen. Die Ärmsten der Armen, die weder Herd noch Topf hatten, kamen, um für sich und ihre Lieben ‚Reibekuchen' zu machen: Geriebener Kartoffelbrei, den sie auf die nackte, heiße Herdplatte zum Braten legten.

Die größte Sorge der Erwachsenen galt den Kindern, deren Hungeraugen die Eltern zu illegalen, nächtlichen Hamstertouren trieben. Die Getreide- und Zuckerrübenfelder des Grafen Spee und der umliegenden Bauern waren die Ziele der nächtlichen Klau-Exkursionen. In der Pfanne gedünstete Steckrübenscheiben als Brotbelag z.B. standen als ‚Arbeiterspeck' hoch im Kurs. Getreide mahlte man in der Kaffeemühle zu einer Art Mehl oder röstete es in der Pfanne zu Kaffee-Ersatz (Muckefuck). Klätschiges Maisbrot, mit Mehl bestreut, galt als Delikatesse. Unterernährung war Normalität.

Graf Spee vom nahen Schloss Linnep erkannte einerseits die Not der Lagerbewohner, war aber verständlicherweise verärgert über die angerichteten Schäden auf

Der Kohlenvorrat wurde draußen, vor den Baracken gelagert

Frau Ipach (links), der gute Geist der ersten Lagerjahre

seinen Feldern. Als Lösung stellte er den Leuten die Waldfläche zwischen dem Lager und der Autobahn zur Verfügung, auf der sie sich Gärten anlegen konnten. Eine große Herausforderung für die Hobbygärtner. Denn hier mussten nicht nur Bäume gerodet werden, der Boden war auch steinig und wenig ergiebig. Man nannte die Gärten feinsinnig ‚Schrebergärten'. Dass auch der junge Graf Clemens ein Herz für die Kinder des Lagers hatte, zeigte sich, wenn Muttertag anstand. Sie alle erhielten einen Strauß Flieder für die Mütter. Und die alljährliche Frage des Grafen an die Kinder war: „Könnt ihr denn auch ein Liedchen singen?".

Man konnte, und sehr gut sogar!

In dieser Zeit großer Entbehrung fanden sich Leute, die sich die Not der noch Ärmeren zur Herzenssache machten. Dazu gehörte Frau Fanny Ipach, die Ehefrau des Lagerleiters. Sie kümmerte sich beispielhaft um die Belange der Lagerbewohner: Um die gerechte Verteilung der selten eingehenden Hilfsgüter, sie organisierte Kleidersammlungen für die Bedürftigen des Lagers, bemühte sich um Hilfe jeder Art in den Gemeinden Breitscheid und Hösel. Resolut vertrat sie die Interessen der Bewohner gegenüber der Stadt Essen, später aber auch der Gemeinde Breitscheid, wenn es z.B. um den dringend notwendigen Telefonanschluss für das Lager ging. Am 20.1.1947 wurde sie von der Stadt als Schulwartin eingesetzt und verdiente ganze 1,24 Mark die Stunde. Neben der Reinhaltung der Schule übernahm sie auch die Zubereitung der Schulspeisung. Auf Empfehlung des Hauptlehrers Thomas ernannte man sie zur Hausmeisterin mit einem neuen Arbeitsvertrag, der an einen, sagen wir einmal, kleinen Amtseid gebunden war. Dass sie später in den Breitscheider Gemeinderat gewählt wurde, unterstreicht nur einmal mehr das Vertrauen, das man in sie setzte.

Die Beschaffung von Lebensmitteln war eines der Hauptprobleme der Lagerbewohner. Dazu war der Einkauf in Lebensmittelgeschäften mit langen Wegen verbunden, z.B. nach Ratingen, Lintorf oder Hösel. Und dort, das weiß man noch gut, gingen die ortsansässigen Kunden vor. Man gehörte als jemand ‚aus dem Lager' nicht zur Stammkundschaft. Und dass man für sie nicht immer das hatte, was es eigentlich für sie hätte geben sollen, ist auch noch gut in Erinnerung. Da hieß es einfach: „Fisch ist alle", und fertig. Diese mehr oder minder versteck-

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

Gessler • Frisch • Ulrich

G·F·U

Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige,** offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluß.

Konrad-Adenauer-Platz 20 - 22 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 36 000 · Telefax 0 21 02 / 73 33 11
Internet: www.g-f-u.de

te Diskriminierung traf sie tief und setzte sich schon früh in ihren Seelen fest.

Aber, was die Versorgung betraf, bewegte sich mit der Zeit etwas. Etwa 1947/48 eröffnete eine Lagerfamilie im ehemaligen kleinen Todt'schen Pförtnerhäuschen so etwas wie einen Warenverkauf, der jedoch nicht lange Bestand hatte, wie man erzählte, weil die Familie wohl selbst ihr bester Kunde war.

Aber irgendwann entdeckten auch ‚Fliegende Händler' das Lager und seine Bewohner als Kunden.

Sie ersparten den Essenern bald einige lange Wege für die alltäglichen Bedürfnisse:

Ein Höseler Bürger z.B., von Beruf Schneider, machte als erster mit einem Handwagen den Anfang und verkaufte lose Milch, die natürlich reißenden Absatz fand.

In den folgenden Jahren waren die Essener hier für manchen Händler ein gefragtes Käuferpotential:

Ein Herr Schmitz aus Mintard z.B. verkaufte hier Milch, Brot und Lebensmittel. Er betrieb zeitweise auch in der Verwaltungsbaracke des ‚Krupplagers' den kleinen Lebensmittelladen.

Bäcker Meisenkothen aus Hösel fand ebenfalls den Weg nach hier. Ihn und sein klätschiges Maisbrot hat man heute noch gut in Erinnerung.

Ein Herr Nelles aus Breitscheid oder Selbeck brachte mit seinen Werbesprüchen die Kundschaft zum Schmunzeln, wenn er rief: „Obst, Gemiese, Karrrtuffel, alte Lumpeeen".

Auch ein Selbecker Bäcker brachte zweimal pro Woche Brot nach hier.

Später verkaufte sogar der Tiefenbroicher Bäcker Kemperdick hier seine Produkte.

Ebenso versorgte Herr Scheibling aus Tiefenbroich die Essener mit Gemüse und Gartenprodukten.

In den letzten Jahren war es Herr Martini aus Breitscheid, in dem die Bewohner mehrmals wöchentlich einen zuverlässigen Zulieferer hatten.

Wichtigste Versorgerin für die Lagerbewohner wurde Frau Anni Marzian mit ihrer kleinen Trinkhalle oben an der Essener Straße. Von ihr werden wir noch hören.

Anni Marzians ‚Büdchen' im Jahre 1951

Die bedrückenden Lebensverhältnisse riefen Hilfsorganisationen auf den Plan. In Verbindung mit der britischen ‚Army on the Rhine' war es die englische Heilsarmee. Vielen ist da noch Miss Larson gut in Erinnerung. Miss Larson war Dänin und wohl von ungewöhnlicher Schönheit und außerordentlicher Ausstrahlung. Sie war Mitglied der Heilsarmee in einem höheren Rang. Sie beschaffte den Lagerbewohnern nicht nur Kostbarkeiten wie Trockenei, Brot, Trockenmilch, Streichkäse in Dosen, Mehl und sonstige Lebensmittel, sie organisierte für die Kinder und Jugendlichen auch Zelte und Fahrten ins Bergische Land mit LKWs der britischen Armee (1949).

Um Miss Larson rankte sich eine romantische Liebesgeschichte: Ihre Schönheit hatte es dem englischen Offizier Thompson angetan. Da sich Miss Larson hier wohl recht oft aufhielt, richtete Mr Thompson es ebenfalls so ein, dass auch er zur gleichen Zeit hier ‚zu tun hatte'. Sein Liebeswerben ließ die Dame nicht kalt, und auch sie erglühte in tiefer Liebe zu ihm, so dass die heimlichen Treffen über Monate zur Regelmäßigkeit wurden. Die Liebe der beiden fand ihre Erfüllung in der Nachkriegszeit. Wie man hörte, heirateten sie in England. Das Schöne an der Geschichte ist, dass das ganze Lager hier von ihrer Liebe wusste, der ‚Rheinarmee' diese aber verborgen blieb.

Trotz mancher Hilfe von außen ließen sich die Lagerbewohner keine Gelegenheit entgehen, ihren Lebensstandard zu verbessern: Für ein paar Mahlzeiten verdingte man sich zum Kartoffelkäfersammeln oder zum Dreschen bis in die späte Nacht bei den umliegenden Bauern. Auch stellte man sich als Treiber zu gräflichen Treibjagden zur Verfügung. Besonders gerne half man beim Bauern Monheim in Breitscheid, der seine Helfer nicht nur über Tag ordentlich beköstigte, sondern ihnen am Abend auch noch einige Schmalzbrote mit auf den Heimweg gab.

Unvergessen ist vielen Lagerbewohnern die Hilfe, die ihnen in den ersten Jahren durch Schwester Adele zuteil wurde. Schwester Adele war Diakonissin. Sie kam am 1. Oktober 1946 zusammen mit ihren Mitschwestern aus ihrem Mutterhaus Bethesda von Wuppertal nach Hösel. Grund war die Beschlagnahme des Mutterhauses durch die britische Besatzungsmacht. Die Wuppertaler Schwesternschaft übernahm dafür ersatzweise das damalige Diabetikerkrankenhaus in Hösel. Auch Schwester Adele tat hier Dienst, u.a. als OP-Schwester. Ihrem Organisationstalent hatte sie es wohl zu verdanken, dass sie Pfarrer Klein von der evangelischen Kirchengemeinde Linnep als Gemeindeschwester unterstützend zur Seite gestellt wurde. Zur Linneper Kirchengemeinde gehörten damals die Gemeinden Hösel, Breitscheid, Selbeck und Mintard. Also auch unsere beiden Lager und die Schloemannhallen gehörten dazu. Deren Betreuung sah sie als ihre ganz besondere Aufgabe und Herausforderung sah.

Sie organisierte Weihnachtsfeiern in der Linneper Kirche, gründete Kinder-, Musik- und Nähgruppen. Sie kümmerte sich um die Krankenpflege, organisierte Genesungsurlaube für bedürftige Mütter und Seniorenfahrten und unterstützte notleidende Familien aus Spendenmitteln. Schwester Adele war für manchen nicht immer bequem, für die Bedürftigen aber oft eine letzte Hoffnung in der Not.

Schwester Adele ging am 30. Juni 1978 in den wohlverdienten Ruhestand, wohnte aber noch weiter in Breitscheid im neu entstandenen evangelischen Gemeindezentrum, wo sie den jüngeren Mitarbeiterinnen mit Rat und Tat zur Seite stand. Am 18. Januar 1985 feierte sie im Mutterhaus Bethesda in

Wuppertal ihr 40-jähriges Diakonissen-Jubiläum. Genau ein Jahr später, am 18. Januar 1986, verstarb Schwester Adele dort und wurde ihrem Wunsch gemäß auf dem Diakonissen-Schwesternfriedhof beigesetzt.

Ein Bedürfnis der Bewohner war nun die Erweiterung ihres persönlichen Lebensraumes. Man brach sich Türöffnungen nach draußen, rodete das Wohnungsvorfeld, wodurch Höfe und kleine Plätze entstanden. Man baute Holzschuppen und Ställe für Kleinvieh. Das Holz dazu beschaffte man sich für kleines Geld aus Rindenholzabfällen beim Dampfsägewerk Kaiser in Lintorf. Man legte Gärten mit gepflegten Beeten an, pflanzte Hecken und zimmerte Gartentörchen. Man verließ sich einfach nicht mehr alleine auf die Hilfen von außen oder gar der Stadt Essen. Man besann sich wieder auf eigene Fähigkeiten. Wohl ahnend, dass von Seiten ihrer Heimatstadt und auch auch sonst keine so rasche und gravierende Hilfe zu erwarten war.Wie Recht sie damit hatten, beweist die Aktenlage aus jener Zeit. Es ist bedrückend, wie gering dort die Kenntnis über die Bewohner und das Lager war. Nicht nur, dass dort z.T. mit Bewohnerzahlen von 700 (statt 180) Essenern gehandelt wurde, man schien auch mit der Lage des Lagers seine Probleme zu haben. Es gab Leute in der Stadtverwaltung, die ernsthaft darüber diskutierten, ob die Lagerbewohner überhaupt noch Essener wären oder nicht doch schon Bürger der Gemeinde Breitscheid. Dies und noch einiges mehr erklärt die magere Präsenz und das geringe Interesse der Stadt Essen in jenen Zeiten an diesem Lager.

Mit besonderer Sorge betrachteten die Essener hier den Alltag der Kinder im Schulalter. Etwa 80 waren das alleine im ‚Essener Lager'. Hinzu kam etwa die gleiche Anzahl aus dem Höseler ‚Krupplager' und eine nicht geringe Anzahl aus den ‚Schloemannhallen'. Ihnen allen fehlte schon seit vielen Monaten jede schulische Betreuung. Den Vertretern der Stadt Essen, die sich hier ab und an sehen ließen, war der Zustand zwar bekannt, aber eine rasche Abhilfe von dort zeichnete sich nicht ab. Auch der Versuch, die Kinder in der Breit-

Tagesfahrt zur Ahr mit Schwester Adele im Sommer 1950

Hoffnung

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er – die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich von Schiller

scheider Schule unterzubringen, scheiterte dort nicht nur an Platz- und Lehrermangel. Man war grundsätzlich nicht willens, „Kinder aus dem Lager“ aufzunehmen, wie man noch heute erzählt.

Herr Fritz Majon, Rektor der katholischen Kirchengemeinde Hösel, nahm sich als erster der Kinder hier an, und versuchte es mit einem Not-Unterricht im Freien, auf wackligen Luftschutzbänken, ohne Schreibzeug, ohne Klassentafel, und alle Altersgruppen in einem bunten Haufen zusammengefasst. Auch die Verlegung dieses ‚Unterrichts’ in einen leeren Hallenraum blieb ein hoffnungsloses Unterfangen. Rektor Majon verließ übrigens 1947 die Gemeinde Hösel und wechselte als Pfarrer zur St. Engelbert-Kirche nach Mülheim a.d.Ruhr.

Eine Änderung des Schulproblems ergab sich erst Monate später, als sich die Stadt Essen endlich und ernsthaft um Lösungen bemühte. Sie schrieb Lehrerstellen aus, und das Essener Bauunternehmen Ambrosch & Zabel wurde beauftragt, den großen O.T.-Speiseraum mit Zwischenwänden zu unterteilen, so dass zwei Klassenräume und ein kleines Lehrerzimmer entstanden. Wie dürftig die Verhältnisse aber noch Ende 1947 waren, zeigt eine Mitteilung an die Stadt, dass man 171 Schüler habe, aber nur 109 Stühle. Die zwei Klassenräume konnten für die große Kinderzahl nur ein Anfang sein und für die ersten Lehrkräfte eine große Herausforderung. Ihrer Nähe zum Wald wegen nannte man die Schule allgemein ‚Waldschule’. Die Waldschule wurde erst einmal das Schulzentrum für die Kinder beider Lager und der Schloemannhallen.

Wie wenig man sich bei der Stadt mit dem Lager auseinandergesetzt hatte, zeigen die geografischen Kenntnisse, was die Lage der Lager betraf. So finden sich im Schriftverkehr Namensschöpfungen für die ‚Waldschule’ wie ‚Evakuiertenschule in Hösel’ oder ‚Waldschule Hösel-Essen’ . Sogar ‚Christliche Gemeinschaftsschule Waldschule Essen-Hösel’ wurde beantragt, aber abgelehnt. Später reichte dann die Bezeichnung ‚Waldschule Breitscheid, Kreis Mettmann’.

Am 14. Januar 1947 begann mit Lehrer Adolf Thomas ein erster geregelter Schulunterricht. Lehrer Thomas, Vater von zwei Söhnen, konnte schon damals allerbeste Referenzen vorweisen. Er kam auf Empfehlung des Schulrates Pohl nach Breitscheid und erwies sich als Glücksfall für die ‚Waldschule’. Keine andere Lehrkraft wird noch heute so spontan mit der ‚Waldschule’ in einem Atemzug genannt. Er war es, der sich über Jahre intensiv für ‚seine Schule’ und ‚seine Schüler’ einsetzte. Hartnäckig vertrat er deren Interessen gegenüber der Stadt Essen, wenn es um dringend benötigte Einrichtungen und Anschauungsmaterialien für den Schulbetrieb ging. Oft trat er bei solchen Beschaffungen in Vorleistung, z.B. beim Ersatz für defekte Glühlampen, zerbrochene Fensterscheiben u.a., deren Bewilligungen sich oft über Wochen, ja Monate hinzogen.1948 z.B. beantragte er mehrfach Hartfaserplatten, aus denen er Wandtafeln fertigen wollte. Auch beklagt er die Nichtfertigstellung der Schülertoilette, die sich schon über Jahre hinzog. (Die Kinder mussten für ihre Notdurft in Ermangelung einer Toilette den angrenzenden Wald aufsuchen.)

Die ‚Waldschule’ im Jahre 1948

In seinem regen Schriftverkehr beklagte er nicht nur die mangelnde Unterstützung seitens der Stadt, sondern auch die mangelnde Betreuung durch die Lagerverwaltung in Sachen ‚Waldschule’.

Lehrer Thomas galt als ein begnadeter Pädagoge, der es hervorragend verstand, die durch die Kriegs- und Nachkriegszeit ziemlich verwilderten Lagerkinder gefühlvoll durch den Unterrichtsstoff zu führen. Auch spielte er ausgezeichnet Geige. Aber auch seine Treffsicherheit mit Schwamm, Schlüssel und Kreide sind in guter Erinnerung. Er vermittelte den Kindern den Sinn für gemeinsames und sinnvolles Schaffen. Zum Beispiel bei der Gestaltung des noch fehlenden Schulhofes. Gemeinsam rückten Schüler und Lehrer dem Platz vor der Schule zu Leibe und befreiten ihn mit Hacken und Schaufeln von Gehölzen und Wurzeln. Ein herrlicher Schulhof entstand, der auch in der Freizeit als Spielplatz genutzt wurde. Lehrer Thomas kam täglich mit dem Zug aus Essen-Stadtwald nach hier. Er musste, bedingt durch die noch zerstörte Ruhrbrücke in Kettwig, mit der Ruderfähre übersetzen und für eine Fahrt viermal umsteigen.

Vom Höseler Bahnhof aus lief er bei Wind und Wetter zu Fuß nach hier. Häufig schlossen sich ihm die Kinder des am Wege liegenden ‚Krupplagers’ an, und die Kinder des ‚Essener Lagers’ liefen ihm entgegen. Noch heute schwärmen seine Exschüler von seinen Schulfesten auf dem Schulhof oder auf der ‚Wandervogelwiese’ im Wald. Lehrer Thomas feierte hier am 1. Oktober 1953 sein 40-jähriges Dienstjubiläum und ging am

40-jähriges Dienstjubiläum von Lehrer Adolf Thomas am 1. Oktober 1953.
Vorne in der Mitte Lehrer Ernst Schulz, ein Vertreter des Schulamtes der Stadt Essen, der Jubilar Adolf Thomas und Lehrerin Pauline Monheim (von links). Rechts daneben Junglehrer Erich Klotz aus Lintorf, der fünf Jahre an der ‚Waldschule' unterrichtete

1. April 1958 nach 45 Dienstjahren in den Ruhestand.

Schülerbelegung in den ersten Jahren:

1948 = 201 Schüler
1949 = 219 Schüler

Lehrer Thomas zur Seite stellte man als Lehrerin Frau Pauline Monheim (geb. Langheim). Frau Monheim (‚Pauline') war aus dem Böhmischen gebürtig. Durch die Nachkriegswirren kam sie ins Ruhrgebiet, arbeitete eine Zeit in einer Kettwiger Schirmfabrik und kam aufgrund ihrer Bewerbung an die Waldschule in Breitscheid. Sie unterrichtete hier die Klassen eins und zwei und galt als einfühlsame Lehrerin, wenn es dort hin und wieder auch nicht gerade geräuscharm zuging. Frau Monheim wurde die dienstlängste Lehrkraft an dieser Schule, die sie eine Zeitlang auch kommissarisch führte. Nach ihrem Ruhestand lebte sie in Ratingen, wo sie durch einen tragischen Autounfall vor ihrer Haustüre zu Tode kam.

Es war die Zeit der Schulspeisung. Die noch intakte O.T.-Großküche sollte sich auf Jahre hier bewähren. Frau Ipach und später Frau Anni Marzian betrieben diese Schulküche, so lange die Schulspeisung aktuell war. Auf dem Speiseplan standen Köstlichkeiten wie Schokoladen- und Biskuitsuppe. Aber auch die vielfach verwünschte Erbsensuppe, die noch heute manchem Exschüler eine Gänsehaut bescheren dürfte. Doch in Zeiten der Not hatte das Sprichwort: „Hunger treibt's hinein!" hohen Wahrheitsgehalt.

Ein relativ kurzes Gastspiel als Lehrerin gab in dieser Zeit Frau Schreiber, die Tochter des evangelischen Pastors in Linnep, die als sehr sensible Lehrkraft beschrieben wurde.

Um in den beiden Klassenräumen dem Lehrauftrag einigermaßen gerecht zu werden, unterrichtete man zweischichtig. Also vormittags und nachmittags. In Anbetracht dieser unbefriedigenden Lehrsituation richtete man den längst fälligen dritten Klassenraum ein, um endlich einen geordneteren Unterricht zu gewährleisten. Doch auch der dritte Klassenraum löste das Unterrichtsproblem nur ungenügend.

Schülerbelegung:
1950 = 200 Schüler
1951 = 180 Schüler
1952 = 178 Schüler

1948 erweiterte Lehrer Ernst Schulz das Kollegium. Er kam als Flüchtling aus Ostpreußen über Kiel, wo man ihm das Amt eines Religionslehrers anbot, nach hier. Er bewarb sich bei der Stadt Essen, die ihm zwei Lehrerstellen anbot. Eine davon war die ‚Waldschule' in Breitscheid, für die er sich letztlich entschied. Weil ‚Waldschule' ein bisschen romantisch nach Heimat klang. Anfangs lebte er alleine im kleinen Lehrerzimmer, wo er von den Kindergärtnerinnen aus der Schulspeisung verpflegt wurde. Auch später wohnte er mit seiner nachgekommenen Familie eine Zeit lang im erwähnten Lehrerzimmer. Den Lehrerzuwachs nahm die Stadt Essen zum Anlass, die Schulhalle so zu verlängern, dass ein vierter Klassenraum und eine Lehrerwohnung für die Familie Schulz entstanden. Die Baumaßnahmen wurden aus Kostengründen in Eigenleistung durchgeführt. Das Baumaterial stellte die Stadt Essen zur Verfügung.

Lehrer Ernst Schulz im Jahre 1961

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei. Gäste sind herzlich willkommen.

Die Mädchengruppe „Schwalben“

Auch Lehrer Schulz spielte Geige. Wohl mit mehr mäßigem Erfolg. Dafür ist manchem ehemaligen Schüler dessen „Handschrift“ noch in guter Erinnerung, von der er reichlich Gebrauch gemacht haben soll. Lehrer Schulz galt als guter Lehrer, aber auch als Lehrer alter preußischer Prägung.

Frau Ortrud Höhne (geb. Tetzlaff) gehörte an einigen Wochentagen ebenfalls zum Lehrkörper. Sie brachte den Mädchen im Fach ‚Handarbeit’ die Feinheiten dieser Materie nahe. Sie opferte viel ihrer persönlichen Freizeit und unterwies die Mädchen auch an Nachmittagen in textiler Gestaltung. Daraus entstand eine Mädchengruppe, die sich mehrmals wöchentlich traf. Frau Höhne verließ nach ihrer Hochzeit die Schule und übernahm eine Lehrerinnenstelle an der Behindertenschule in Ratingen am Hauser Ring. Sieglinde Pleihs nahm nun ihre Stelle in der Gruppe ein. Man betätigte sich nun auch sportlich, laienspielerisch, musikalisch und gab sich den hübschen Namen ‚Schwalben’.

Dann gab es noch einen Lehrer Friedrich Weck. Er galt als kinderfreundlicher Lehrer, der jedoch durch die Folgen eines dummen Unfalls beim Ballspiel auf dem Schulhof zeitlebens Probleme hatte. Lehrer Weck ging später an die Realschule in Ratingen.

Immer wieder wurde auch Wolfgang Fredy als freundlicher und guter Lehrer genannt.

1953 kam Erich Klotz aus Lintorf an die Waldschule, der hier seine erste Lehrerstelle antrat und damit der jüngste Lehrer an der Waldschule war. Lehrer Klotz lehrte hier fünf Jahre und ging dann an die Tersteegenschule in Ratingen-Tiefenbroich.

Lehrer Ulrich Marquardt, letzter Hauptlehrer der Waldschule, musste das Ende der Schule erleben. Auch er ließ sich an die Tersteegenschule versetzen und wurde dort Hauptlehrer. Er zog nach Ratingen-Tiefenbroich an den Feldkothen, wo er mit seiner Familie ein Reihenhaus bezog.

Wie schon erwähnt, besuchten die Kinder des ‚Essener’ und des ‚Krupplagers’ bzw. der Schloemannhallen die Waldschule. Hinzu kamen später noch Kinder vom Breitscheider Kiefernhain bzw. einige von der Kölner Straße, denen der Weg zur Breitscheider Schule zu weit war. Diese große Kinderzahl erklärt auch die Erweiterung der Waldschule um einen vierten Klassenraum, so dass in jedem Raum nun zwei Altersklassen unterrichtet wurden. Die Klassen waren mit durchschnittlich 40 bis 50 Kindern belegt. Lehrer Klotz gibt einige seiner Klassen mit bis zu 65(!) Schülern an. Auch die Gesamtbelegung der Waldschule zu seiner Zeit mit durchschnittlich 150 bis 180 Kindern anzugeben, ist durchaus realistisch.

Was die pädagogische Leistung der Waldschule betraf, war diese mit kommunalen Einrichtungen des Umfeldes durchaus vergleichbar. Das zeigt die hohe Zahl der Schulabgänger, die eine Berufsausbildung begannen und erfolgreich abschlossen. Zum Teil auch mit anschließenden höheren Qualifikationsabschlüssen bzw. auch bis in die Selbstständigkeit. Wenn auch ein gewisser Anteil der Schulabgänger direkt in ein Lohnverhältnis überwechselte, war das meist im familiären Umfeld oder in der Ansicht begründet, „endlich eigenes Geld zu verdienen“. Eine Anschauung, die auch außerhalb des Lagers verbreitet war.

Ein weiteres Problem war die Betreuung der Kleinkinder. Da auch hier von den umliegenden Kommunen keine Hilfe zu erwarten war, suchte man nach eigenen Lösungen. So organisierte schon 1949 die AWO Essen mit der Unterstützung von Lehrer Thomas hier den teilweisen Ausbau der Halle II zum Kindergarten inkl. der kindgerechten Ausgestaltung der Räume. So entstand ein Kindergarten, den noch heute viele als geradezu paradiesisch beschreiben. Der Kindergarten lag direkt am Waldrand, im Schatten riesiger Buchen. Zwar beschränkte sich die Außenanlage nur auf ei-

Die Lagerschule nach ihrer Erweiterung

Ein Gruppenraum des Lagerkindergartens

nen Sandkasten und ein paar Bänke, doch vollbrachten die Kindergärtnerinnen mit viel Phantasie und einfallsreichen Spielen kleine Wunder. Das Einzugsgebiet des Kindergartens entsprach dem der Waldschule, also Krupplager, Schloemannhallen und Teile Breitscheids. So besuchten z.B. auch die Kinder der Familien Flocken und Doerenkamp zeitweise diesen Kindergarten. Erste Kindergärtnerin war Frau Halfpath aus Kettwig. Frau Halfpath nahm jeden Morgen, vom Bahnhof Hösel kommend, die Kinder des Krupplagers an einem Seil führend mit zum Kindergarten. Zu den Betreuerinnen gehörten später u.a. auch Frau Krug, Frau Neudack und vor allem Fräulein Fink (die spätere Frau Dreydemy). Noch heute schwärmen Beteiligte von wunderbaren Spielnachmittagen und Kindergartenfesten, zu denen Frl. Fink das Akkordeon spielte. Viele Bewohner des Lagers liefen als Zaungäste zusammen. Die Anzahl der Kinder wurde mit durchschnittlich 40 angegeben. 1963 übernahm die AWO Hösel den Kindergarten und übergab diesen später der evangelischen Kichengemeinde Linnep zur Betreuung. Das monatliche Gehalt einer Kindergartenhelferin betrug seinerzeit ganze 161,30 DM.

In eben erwähnter Halle II befand sich ein großer Raum mit ca. 200 m² Grundfläche, kurz ‚Saal' genannt. Er wurde, wenn man so will, multikulturell genutzt. Nach den Todt'schen Plänen war er als Versammlungsraum, und nach den kleinen Schaulöchern in der Hinterwand zu urteilen, auch als Kino geplant. Die Essener Zeit erlebte ihn sonntags als katholische Kirche. Pastor Schäfer aus Selbeck las hier jeden Sonntag um 10 Uhr die Hl. Messe. Frau Schulz richtete dazu (unentgeltlich) den Saal her, d.h. den Altar, die Bänke und, wenn nötig, setzte sie auch die großen Kanonenöfen in Gang. Sie war sich auch nicht zu schade, frisches Grün aus dem Wald zu holen oder für den Altarschmuck Blumen in der Nachbarschaft zu sammeln. Ihr Mann, Lehrer Schulz, begleitete auf einem alten Harmonium die Kirchenlieder. Anfangs mussten die Katholiken des Lagers entweder nach Hösel zur Kirche laufen oder die winzige Schlosskapelle im Schloss Linnep besuchen. Man erzählt sich, dass bei den ersten Gottesdiensten dort der ehrwürdige Graf Karl von Spee (der Vater des heutigen Grafen) manchmal als Messdiener fungierte! Kannte man ihn doch sonst nur in Jägermontur, mit seinen zwei Hunden und geschultertem Jagdgewehr durch die Wälder streifend. Nachdem die Familie Schulz an den ‚Bruch' verzogen war, übernahm Herr Schwertfeger aus Breitscheid diese Aufgabe trotz einer schweren körperlichen Behinderung.

Die evangelischen Lagerbewohner waren da schlechter dran. Um einem Gottesdienst beizuwohnen, mussten sie den langen Weg bis zur Linneper Kirche auf sich nehmen. Zwar gab es quer durch den Wald einen abkürzenden Schleichweg, der aber für sonntägliche Kirchgänge weniger geeignet war. Standen Konfirmationen an, war das im Vorfeld für die Lagerkinder mit einem noch längeren Weg verbunden. Pastor Klein hielt sich da nämlich wörtlich an den Bibelspruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!". Also ließ er die Kinder, auch bei klirrender Kälte, bis hinter den Linneper Friedhof laufen, wo er sie in der eiskalten Leichenhalle in die Geheimnisse der Konfirmation einweihte. Man erinnert sich auch, dass er bei jeder sich bietenden Gelegenheit gerne christlich-rustikale Ohrfeigen in Serie austeilte und dabei keine Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen machte. Die Konfirmationen selbst wurden sehr feierlich in der alten Linneper Kirche begangen. Unter der erfahrenen Aufsicht von Schwester Adele. Nachfolger von Pastor Klein wurde Pastor Schreiber.

Eine Gruppe von Konfirmandinnen vor der Linneper Kirche.
Links Schwester Adele, rechts Pastor Klein

Der Stamm ‚Delawaren' unterwegs

Die katholischen Kinder waren da besser dran. Sie erhielten den Kommunionunterricht in der Schule.

Die Kommunionfeiern selbst fanden unter Pastor Schäfer in Selbeck statt. Bei Beisetzungen gab es folgende Regelung: Evangelische Beisetzungen fanden auf dem Linneper Friedhof, katholische auf dem Friedhof in Selbeck statt.

Oben genannter Saal wurde hin und wieder auch zum Kino. Fernsehen war ja noch unbekannt! Ein Wanderkino kam alle paar Wochen und erfreute die Lagerinsassen durch Ganghoferfilme mit Hansi Knotek oder den bekannten Ufa-Stars. Beliebt waren natürlich die amerikanischen Cowboyfilme mit William Boyd oder Ken Meynard und seinem Wunderpferd Tarzan.

Der Saal hatte eine Bühne, die vielfach der Schauplatz von Laienspielveranstaltungen und Elternabenden der Schulkinder bzw. der Jugendlichen war. Der Wert dieses Saales ist heute im Zeitalter weltweiter Fernseh- und Telekommunikation überhaupt nicht mehr nachvollziehbar.

Und in diesem Saal wurde auch eine sehr bemerkenswerte Geschichte geschrieben:

In dem kleinen Garderobenraum links neben der Bühne hatte eine Jungengruppe ihr Zuhause, das wie keine andere Institution das Leben der Jungen hier prägte. Es war eine Pfadfindergruppe im überkonfessionellen ‚Bund Deutscher Pfadfinder' (BDP). Im Oktober 1948 wurde diese Gruppe gegründet.Willi Plewnia aus Ratingen brachte den Geist eines Baden-Powell in das ‚Essener Lager'. ‚Willusch', wie man ihn nannte, wurde zum Synonym für Kameradschaft, Gemeinsinn und Aufrichtigkeit. Er prägte nicht nur die Grundeinstellung der Jungen in den Anfängen, sondern auch die Jungen späterer Generationen. Seinen pädagogischen Einfluss mag man daran erkennen, dass selbst in der Schule „Willuschs" Einfluss spürbar war. Betrug sich ein Junge dort ungebührlich, hieß es: „Dat sach ich dem Willusch". Indianer-Bücher waren damals ‚in'. Man nannte sich in Anlehnung an die Karl-May- und Lederstrumpf-Geschichten ‚Stamm Delawaren', der sich in 3 bis 4 Sippen unterteilte. Im allgegenwärtigen Wald lebte man mit Kothen, Seilen, Lagerfeuern und selbst gefertigten Indianertrachten Karl May und Winnetou nach.

Es wurde eine hochaktive Gruppe, die auch durch ihren Gesang weit bekannt wurde. Sie belegte bei einem Singwettbewerb in einem Landesmarklager bei Leverkusen mit einigen hundert Pfadfindern einen eindrucksvollen 2. Platz.

Auch ihre Elternabende, die man zusammen mit den o.a. ‚Schwalben' gestaltete, füllten den Saal bis auf den letzten Platz. Die schwungvollen Veranstaltungen fanden selbst in der kommunalen Presse einen bewundernden Widerhall (mit Foto). Die ‚Delawaren' rekrutierten sich nach einigen Jahren längst nicht mehr nur aus Jungen des ‚Essener Lagers'. Auch Jungen aus dem ‚Krupplager', den ‚Schloemannhallen', ja selbst aus Breitscheid und Lintorf fanden den Weg auf Jahre in diese Gruppe!

1950 kam hoher Besuch! Colonel Wilson, oberster Chef der Weltpfadfinderbewegung, fand den Weg von Amerika nach hier! Ein Riesenerlebnis und Bestätigung für die Jungen! Kaum ein Wochenende, an dem man zu Hause war. Man zog nicht nur in Jugendherbergen, sondern übernachtete in den Wäldern. In den Ferien ging es per Fahrrad oder per Anhalter durch Skandinavien, die Benelux-Länder bis hinunter nach Sizilien. Absoluter Höhepunkt der „Delawaren" aber war unter ihrem Stammführer Ewald Dietz 1961 der Kontakt zu einer englischen Pfadfindergruppe in Chiswick bei London, deren Besuch nicht nur in Breitscheid großes Aufsehen erregte. Mit mehr als 40 Personen schlugen die Engländer am Breitscheider Kiefernhain für vier Wochen ein Zeltlager auf, um Land und Leute kennenzulernen. Ein Jahr später erfolgte der Gegenbesuch nach Chiswick. Die Begrüßung durch den Bürgermeister mit Goldkette, Besuche Londons, des Buckingham-Palastes, von Schloss Windsor u.v.a. blieben den Jungen ein unvergessliches Erlebnis. Noch heute, nach mehr als 40 Jahren, gibt es Kontakte zwischen einigen in die Jahre gekommenen Pfadfindern beider Gruppen.

Die ‚Delawaren' existierten fast zwanzig Jahre und wurden genau genommen, wie viele andere Gruppen und Vereine auch, das Opfer der einsetzenden Fernsehmanie. Aber auch durch Wegzüge

Eine Gruppe englischer Pfadfinder aus Chiswick bei London war 1961 bei den ‚Delawaren' zu Gast

Was können Sie tun, um sich und Ihre Familie finanziell abzusichern?

Es ist kein angenehmes Thema und dennoch sollten Sie sich damit auseinander setzen: Falls Ihnen oder Ihrem Partner etwas zustößt, sollte nicht auch noch eine finanzielle Notlage folgen. Wenn dieser Fall eintritt, muss Ihre Familie abgesichert sein. Daher ist es wichtig, jetzt vorzusorgen. Denn eine Familie braucht in jeder Situation Sicherheit. Mithilfe unserer Personal Banking Beratung legen wir mit Ihnen gemeinsam die notwendigen Maßnahmen fest.

Deutsche Bank

Privat- und Geschäftskunden AG
Investment & FinanzCenter

Speestraße 16 · 40885 Ratingen
Telefon (0 21 02) 93 00-0

NOKIA TELEFUNKEN ONKYO PANASONIC PIONEER SABA

AKG METZ TDK

SHARP SONY LOEWE

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

SP:Baltzer

Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation…persönlich.

40885 Ratingen, Speestraße 5
Telefon Verkauf: 02102/35287
Fax 02102/33933

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher

ServicePartner

TECHNICS AKAI JVC ELAC CANTON VIVANCO

Engelmann
Raumausstattung

Alles rund ums Wohnen: Internationale Stoffkollektionen_Gardinen_Dekorationen_Lamellen_Markisen
Polsterei_Teppiche_Bodenbeläge_Reinigung_Möbel_Lampen_Wohnaccessoires_Inneneinrichtung
Konrad-Adenauer-Platz 18–22_40885 Ratingen-Lintorf_Tel.: 02102/37191_Fax: 02102/37195_info@engelmannraum.de

vieler Familien. Festzuhalten ist, dass fast 100 Jungen die Gruppe beseelten und hier Halt fanden. Mit Freude und Stolz können sie noch heute an die Zeit der „Delawaren“ im ‚Essener Lager’ zurückdenken: an Gerd Zimmermann, Eberhard Forstreuter, ‚Seppi’ Richards, Ewald Dietz, die Schönbecks Jungen, und all die anderen Gruppenführer, die sie über fast zwei Jahrzehnte führten und prägten.

Anfang bis Mitte der 1950er Jahre kam es noch einmal zu einer, wenn auch bescheideneren Fluchtwelle aus den Gebieten der russischbesetzten Zone. Ursache waren der ‚Kalte Krieg’ und die Androhung von „drüben“, die Grenze zu schließen. Viele Familien aus den Gebieten östlich von Berlin, aus Schlesien und Pommern machten sich daraufhin auf den Weg in den Westen. So auch in unsere Gebiete. Als Folge davon entstand 1953 im Essener Lager die sog. ‚Flüchtlingshalle’ (Holz), die manchem Ex-Bewohner schon entfallen sein dürfte. Sie stand im rechten Winkel hinter der Holzbaracke und war offensichtlich erheblich besser ausgestattet als die übrigen Baracken. Was die Steinhallenbewohner zu lauten Protestaktionen veranlasste, die ja schon Jahre hier ohne jeden Komfort auskommen mussten. Der Bau dieser Halle wurde laut Aktenlage vom Amt Angerland und wohl auch vom Kreis Mettmann veranlasst, in deren Zuständigkeit die neuen Flüchtlinge fielen.

Die ‚Flüchtlingsbaracke’ wurde etwa Mitte der 1960er Jahre nach dem Auszug seiner Bewohner und wegen ihrer schlechten Isolierung abgerissen.

Verwaltungsmäßig unterstanden beide Lager von Beginn an der Stadt Essen. Doch hatte man hier im Lager den Eindruck, von ihrer Heimatstadt in manchem vergessen worden zu sein. Dass man da nicht so ganz falsch lag, beweisen Verwaltungsunterlagen aus jener Zeit, die zeigen, dass damals ernsthaft in der Verwaltung darüber diskutiert wurde, ob denn die Bewohner des sog. ‚Essener Lagers’ überhaupt noch als Essener zu bezeichnen wären oder nicht doch schon gar Breitscheider Bürger seien. Von alledem erfuhr man hier natürlich nichts. Denn es gab ja noch diesen Herrn Gorgas, der allmonatlich mit seiner Ledertasche als städtischer Abgesandter kam, um die Mieten ‚einzutreiben’. Das machte er nicht ungern. Denn es war ein leichter Job. Man kannte sich, und so wurden diese Tage für ihn zur schönen Routine. Gut einen halben Tag brauchte er für diese Aufgabe. Die restlichen Tagesstunden verbrachte er in der Wohnung des Lagerleiters, bei stundenlangen Gesprächen über Gott und die Welt und manch’ Geistigem. Sein Tagesauftrag endete immer gleich. Nämlich, wenn er spät abends seine Ledertasche mit den Mieteinnahmen unter den Arm klemmte und sich in Seemannsmanier in Richtung Höseler Bahnhof auf den Weg machte.

Die Zuständigkeit Essens für die Lager bestand bis Ende April 1960. Ab 1. Mai 1960 gingen beide in den Verwaltungbereich der Gemeinde Breitscheid bzw. des ‚Amtes Angerland in Lintorf’ über. Die Folge war, dass man nach fast 15 Jahren endlich die vertraglichen Bedingungen zwischen Nutzer und Grundbesitzer hinsichtlich Nutzung und Zuständigkeit regelte. Vereinbarungen, die bis heute rechtsgültig sind.

Dass die Situation in den Lagern nicht ganz unproblematisch war, mag man daran erkennen, dass das ‚Amt Angerland’ mit Herrn Spanka einen Schiedsmann einsetzte. Als angesehener Mitbewohner des ‚Essener Lagers’ genoss er das Vertrauen der Leute und war mit den Verhältnissen und den Familiensituationen hier bestens vertraut.

Was das Kassieren der Mieten in beiden Lagern betraf, fand auch hier ein Wechsel statt. Die Herren Zeletzki und Esser übernahmen diese Aufgabe für das Amt Angerland. Und dass man diese Aufgabe nun zu zweit wahrnahm, lehrten sicherlich die Erfahrungen.

Glücklich über den fahrbaren Untersatz: ein Kleinschnittger F-125 und Lagerbewohnerinnen vor einer der Baracken

Über die Jahre entwickelte sich das ‚Essener Lager’ zu einem beachtlichen Gemeinwesen. Mit einem regen Kindergarten, einer Sonntagskirche und einer erfolgreichen Schule. Zwischen den Hallen gab es gepflegte Gärten, in denen im Sommer die Wäsche zum Trocknen hing, und es gab Stallungen mit Kleinvieh. Saubere Wege verbanden die einzelnen Hallen. Auch machte sich in den Jahren des Wirtschaftswunders hier so etwas wie ein kleiner Wohlstand bemerkbar. Viele der einstigen Notquartiere gediehen zu schönen und liebevoll ausgestatteten Wohnungen mit zeitgemäßer Möblierung. So gab es z.B. in einigen Wohnungen sogar offene Kamine oder Schrankuhren mit Westminsterschlag. Auch der fahrbare Untersatz - ein Kleinwagen, das Motorrad, Moped oder der Motorroller - war keine Seltenheit. Was sich sehr positiv in der Versorgung des täglichen Bedarfs bemerkbar machte, waren die nun guten Busverbindungen nach Ratingen, Essen, Lintorf, Düsseldorf, Heiligenhaus und Mülheim. Durch sie boten sich gute Gelegenheiten, in entfernteren Orten ein Auskommen zu suchen. Beliebte Arbeitgeber waren die Höseler Tapetenfabrik, die Spiegelglasfabrik Wagner in Hösel, die Fahrrad- und Motorradfabrik Hoffmann (Vespa) in Lintorf oder die AEG (später H&B) in Heiligenhaus. Aber auch in anderen Orten und Städten boten sich hervorragende Möglichkeiten der Beschäftigung.

Mütter und Frauen ohne feste Anstellung dagegen versuchten durch Gelegenheitsarbeiten ihre Haushaltskassen aufzubessern. Der Gaststättenbetrieb Doerenkamp bot ihnen hier eine willkommene Gelegenheit. Zu Hochbetriebszeiten arbeitete man in der Küche, oder zu sommerlichen Badezeiten waren es Hilfsarbeiten im Freibad. Dadurch hatten deren Kinder freien Eintritt. Obwohl deren Erscheinen dann letztlich doch nicht so gerne gesehen wurde. Schließlich versuchte man nach Wiedereröffnung des Freibades

Badefreuden im Freibad der Gaststätte ‚Krummenweg'

nach dem Krieg, durch eine gehobene Preisgestaltung für Eintritt und Verzehr sich einer potenteren Klientel zu empfehlen. Allerdings mit einem mehr mäßigen Erfolg. Denn niemand, auch die Bewohner des Lagers, ließ sich dadurch von einem Freibadbesuch abhalten.

Notfalls blieb man auf seiner Decke Selbstversorger.

Aber hier wurde auch wieder diese Abneigung gegen alles, was mit ‚dem Lager' zu tun hatte, spürbar.

Es war jenes Vorurteil, das man überall zu spüren bekam. Die Jugendlichen in den weiterführenden Schulen ebenso, wie die Erwachsenen im Beruf, auf der Straße, im Geschäft oder sonst wo. Bemerkungen wie „...wohnt im Lager..." trafen sie tief. Freundschaften gingen zu Bruch, bevor sie begannen. R.D. zum Beispiel erzählte, dass sie sich in ihrer Lehre in Golzheim mit einem Mädchen angefreundet und dieses an einem Sonntag zu sich eingeladen habe, um ihm ihr schönes Zuhause und den schönen Wald zu zeigen. Das Mädchen traf nie ein. Es habe, so erfuhr sie später, beim Anblick der Baracken kehrt gemacht, und es wurde auch später nie wieder darüber gesprochen. Es war das Ende einer kleinen Freundschaft. G.F. versagte man in einem Höseler Hotelbetrieb im letzten Moment die Lehrstelle mit dem Hinweis, dass man den Gästen eine Betreuung durch eine Person aus einem Lager nicht zumuten könne. S.P. verpasste aus gleichem Grunde eine Arbeitsstelle usw. Nahezu jeder ehemalige Lagerbewohner könnte solche Geschichten erzählen. Also vermied man es ‚draußen' tunlichst, etwas über sein Zuhause zu erzählen. P.E. erinnert sich, dass er sich Jahre nicht getraut habe, seinen Arbeits- und Sportkollegen zu erzählen, dass er im ‚Essener Lager' zu Hause sei. Aus Angst vor verletzenden Bemerkungen und Ausgrenzung. Dabei war schiere Unkenntnis die Wurzel dieser Vorurteile.

Zugegeben, für Außenstehende präsentierten sich die Barackengebäude mit ihren unverputzten Außenwänden wenig ansprechend. Da hatte man flott den Vergleich zum Lintorfer Ausländerlager an der Rehhecke zur Hand. Obwohl man von beiden Lagern eigentlich so gut wie nichts wusste. Aber solche Vorurteile hielten sich hartnäckig.

Es wäre nun falsch anzunehmen, die Bewohner des ‚Essener Lagers' hätten sich als eine Art schicksalgebeutelte Gemeinschaft empfunden. Das nicht. Nur das Leben hier hatte sie in einer ganz besonderen Weise geprägt: Es gab Mütter, die sich alleine mit ihren Kindern über Jahre durchschlagen mussten und diese trotzdem zu guten Bürgern unserer Gesellschaft erzogen. Oder Persönlichkeiten, die noch gut in Erinnerung sind: Wie z.B. dieser Herr Geuting. Ein „Pönterer", der es trotz einer Gehbehinderung fertigbrachte, jedes defekte Auto oder Motorrad wieder in Gang zu bringen. Auch jenen winzigen Nachkriegs-Kleinwagen, den ‚Schnittger F-125' mit einem 6 PS-Einzylindermotor ohne Rückwärtsgang. Da gab es den Gerd Zimmermann, der neben seiner schweren beruflichen Tätigkeit viele Jahre eine Ratinger Rollstuhlfahrergruppe als Sportleiter betreute. Oder Herrn Berens, dessen Augen, trotz starker Brille, viel von seiner Willens- und Charakterstärke verrieten. In Halle V wohnte Werner Nierhaus mit seiner zierlichen Frau. Ein kleiner, etwas verwachsener Mann - Kunstmaler. Seine liebevoll gemalten naturalistischen Werke hängen noch heute in einigen Wohnstuben. Da er und seine Frau wohl nur vom Verkauf seiner Bilder lebten, ging es ihnen zeitlebens mehr schlecht als recht.

Motorradreparatur in den 1960er Jahren

Franz (Fanous) Vokurka
(1923 - 1973)

Horst Neske, der sich schon in jungen Jahren für eine Zukunft in Amerika entschied und dort zu beachtlichem Wohlstand kam. Da war Franz Vokurka. Ein großer Junge mit einem Herzen für die Jugend und ‚seine Pfadfinder'. Als gebürtiger Tscheche war er durch jugendlichen Leichtsinn in die Mühlsteine der Ost/Westpolitik geraten und hier gestrandet. Seine Strafe dafür war, zeitlebens von seiner in Prag lebenden Frau und den Kindern getrennt leben zu müssen. Aber hier fand er wieder ein kleines Glück. Eine liebe Familie und viele Freunde. Manchmal malte er. Wenn er seine Gitarre nahm und die traurigen Lieder aus seiner Heimat sang, konnten einem die Tränen kommen. Übrigens - sein bewilligter Antrag Deutscher zu werden, wurde ihm erst nach Jahren zugestellt, zwei Wochen nach seinem Tod. Franz Vokurka ruht auf dem Linneper Friedhof.

Und dann gab es da noch Frau Anni Marzian, die um 1950 herum oben an der Essener Straße eine kleine Trinkhalle errichtete. Zwar beschränkte sich ihr Angebot anfangs nur auf Bonbons, Zigaretten, Getränke, Langnese-Eis und Schulkram für die Kinder, doch erweiterte sich ihr Angebot nach dem Ausbau ihres kleinen Geschäftes ganz erheblich. Denn nun gab es hier Brüh-, Curry- und Bratwurst der Extraklasse. Auf Qualität legte Frau Marzian größten Wert. Bratwurst z.B. bezog sie nur von Lintorfer und Tiefenbroicher Metzgern. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass ihre Currywurst landesweit bekannt war. LKW-Fahrer hielten hier in langen Schlangen zur Mittagspause an und trugen den Ruhm von ‚Annis Currywurst' durch die Lande. Das Straßenbankett wurde von den LKWs natürlich regelmäßig kurz und klein gefahren. Sehr zum Ärger des Straßenbauamtes, dessen Arbeiter zum Ausbessern aber nicht ungern kamen. Denn es war für sie doch die Gelegenheit, hier eine leckere Curry- oder Bratwurst mit Pommes zu konsumieren. Auch sie gehörten natürlich längst zu Annis Fan-Gemeinde. Einmal die Woche machte ‚Anni' Eintopf. Ein Tag, an dem viele Herde im Lager kalt blieben. Frau Marzians Büdchen war so etwas wie eine Institution. Hier traf man sich zu den Mittagspausen oder abends auf den Bänken zu einem Bier und Gesprächen. Frau Marzian zog am 1. Mai 1972 zu ihrer Tochter Renate nach Ratingen-Tiefenbroich. Damit verlor das ‚Essener Lager' ein Stück seiner Identität. Vor allem nach außen. Frau Marzian starb 87-jährig am 29. Januar 1997 im Ratinger ‚Haus Salem'. Sie ruht auf dem Tiefenbroicher Friedhof.

Es war nun die Zeit, in der sich das Ende des ‚Essener Lagers' anbahnte. Denn auch die einst tragenden Institutionen wie die Saalkirche und der Kindergarten hatten mangels Bedarf ihren Dienst eingestellt. Hinzu kam, dass im Rahmen der großen Schulreform auch die Waldschule am 31. August 1968 nach 21 Jahren geschlossen wurde. Zusammen mit den Kindern der ebenfalls aufgelösten alten Breitscheider und Linneper Schulen, gingen nun auch die Kinder der Waldschule, nach Konfessionen getrennt, in die neu entstandene ‚Matthias-Claudius-Schule' am Mintarder Weg.

Eigentlich schon Mitte der 1960er Jahre begann der stete Exodus der alten Lagerbewohner. Ursache war mit ein von der Stadt Essen ergangenes, befristetes Umzugsangebot an die Essener im Lager, in ihre Heimatstadt zurückzukehren. Die Umzugskosten hätte die Stadt getragen. Aber nur wenige Essener nahmen dieses Angebot wahr. Denn man hatte über die Jahre auch die Wohn- und Lebensqualität der umliegenden Kommunen schätzen gelernt. So zog es einige nach Mülheim, Lintorf oder Hösel. Viele blieben in Breitscheid. Beliebte Adressen

Füsgen

Wir für Sie
PARFÜMERIE

Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 02102/93395
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuemerie.de/fuesgen

Die Trinkhalle an der Essener Straße Ende der 1960er Jahre

wurden hier ‚Am Kiefernhain', ‚Am Bruch' und die ‚Flurstraße'. In der letzten Auszugsphase wies man den Essenern Wohnungen im Spee'schen Neubauprojekt ‚An der Horst' zu. Es war, wenn man so will, der letzte Auflösungsprozess des ‚Essener Lagers', welches mit dem Auszug der letzten Essener auch seinen bezugnehmenden Namen verlor.

Die leer stehenden Wohnungen wurden nun z.T. mit Nichtsesshaften und sozialen Problempersonen aus dem kommunalen Umfeld belegt. Der Niedergang in und an den Hallen, im Miteinander der Menschen war unverkennbar. Dieser Zustand währte gut zehn Jahre, bis man auch diese Lagerbewohner in stadteigene Wohn- und Notquartiere, wie am Tiefenbroicher Gratenpoet bzw. am Ratinger Westbahnhof, unterbrachte.

1975, mit der kommunalen Gebietsreform, wurde Ratingen die Rechtsnachfolgerin des ‚Amtes Angerland'. Sie ließ sofort drei Baracken niederlegen: Die Holzbaracke, die Schulbaracke und die Baracke, in der die Kirche, der Kindergarten und die Pfadfinder einst ihr Zuhause hatten. Die restlichen drei Baracken gerieten erst einmal eine Zeit lang in Vergessenheit.

Erst Presseberichte über Baracken in Breitscheid, in denen Asylantenquartiere eingerichtet werden sollten, ließen die Öffentlichkeit aufhorchen. Denn Asylanten waren das Reizthema! Gegen die Unterbringung solcher Leute in und an Wohngebieten wehrte man sich vehement. Da boten sich diese Baracken zwischen Autobahn und Waldrand geradezu an. Die Einquartierung der Asylanten hier betrachtete man als beste aller möglichen Lösungen. Bis heute.

Heute erinnert dort so gut wie nichts mehr an das Lager der Essener. Auch die ehemalige ‚Essener Straße' wurde inzwischen umbenannt in ‚Am Sondert'. Der Zeitpunkt der Umbenennung mag Zufall gewesen sein. Aber für die ehemaligen Essener hatte das etwas Symbolisches. Der alte Straßenname verschwand fast zeitgleich mit den letzten Exodus-Essenern. Und mit ihnen verschwand die tausendfach benutzte Adresse „Essener Straße 5" für immer .

Heute steht die Adresse ‚Am Sondert' für viele als Synonym für Menschen zweiter Klasse. Fremd und anrüchig. Und mit Kopfschütteln nimmt man heute zur Kenntnis, dass für die Unterbringung der heutigen Bewohner mit einigen Hunderttausenderbeträgen die Baracken mit Außenputz, festen Fenstern, Fensterläden, Türen und sogar Badezimmern(!) ausgestattet wurden, woran man in den fast dreißig Essener Jahren nie einen Gedanken verschwendet hatte.

Vor einigen Wochen machten meine Frau ich uns dort noch einmal auf Spurensuche nach der Vergangenheit. Der Wald hatte sich fast alles zurückgeholt. Das heißt, eine kleine Ecke des Kindergartensandkastens fanden wir noch und ein paar Fundamentenreste der Saalbaracke. Nur mit Phantasie war zu rekonstruieren, wo einst die Schule oder Anni Marzians Trinkhalle stand. Namen fielen uns wieder ein. Namen Essener Familien, die hier Jahrzehnte gelebt hatten. Jahre, von denen heute mancher meint, dass sie so nicht hätten sein müssen. Nein, schlecht war es nicht. Aber man hätte ihnen manches leichter machen können. Und nun hat jeder von ihnen so seine Erinnerungen an seine ‚Essener Lager'- Zeit. Erinnerungen, die sie heute nicht mehr missen wollen. Und die sie über alles gesehen und im Nachhinein vielleicht sogar ein bisschen stolz machen.

Ich bitte um Nachsicht, wenn hier nicht an alle Facetten der Lager, Ereignisse und Schicksale gedacht wurde. Meine Absicht war, die Geschichte der beiden Lager und seiner Bewohner vor dem Vergessen zu bewahren.

Ich bedanke mich ganz herzlich bei denen, die mir bei der Recherche behilflich waren:

Manfred und Ursula Ipach - Lintorf
Horst Tournay - Lintorf
Eberhard Forstreuter - Breitscheid
Käthe Schönbeck - Breitscheid
Ilse Richartz - Kerpen
Familie Schulz - Mülheim
Gerda Feldmann - Breitscheid
Erika Seißelberg - Ratingen
Ursula Krug - Breitscheid
Günter Freitag - Mülheim
Peter Elbing - Lintorf
Lehrer Erich Klotz - Lintorf
Dr. Klaus Wisotzky - Zentralarchiv der Stadt Essen
Clemens Graf von Spee - Breitscheid
Historisches Archiv Krupp - Essen
Wolfgang Heising - Löningen
Ilse Suter - Hösel
Frau Dreydemy - Breitscheid
Archiv der Diakonissen - Schwesternschaft Bethesda in Wuppertal
Wolfgang Schwarzrock - Fa. Schloemann - Düsseldorf

Ewald Dietz

Auf krummen Wegen zur früheren Gaststätte „Krummenweg“

Im Jahre 1957 studierte ich an der Universität Bonn Englisch, Französisch und Italienisch für das gymnasiale Lehramt. Ich hatte mich im Frühsommer auf eine Annonce des Bundesfinanzministeriums hin beworben, das für eine einwöchige Unternehmung Studenten als Dolmetscher für Französisch und Italienisch suchte. Dabei ging es um Folgendes: Die Finanzministerien von Deutschland, Frankreich, Belgien und Italien waren abwechselnd Gastgeber für Fußballmannschaften, die sich aus jungen Beamten dieser vier nationalen Behörden zusammensetzten.

Im Sommer 1957 spielte sich diese freundschaftliche Begegnung in der Sportschule des Deutschen Sportbundes in Hennef a.d. Sieg und in Bonn ab. Meine Aufgabe war die des Dolmetschers für die italienische Mannschaft und ihre Begleiter; sie war, ebenso wie die Franzosen, mit zwei Ministerialräten als Funktionären angereist.

Es gab Trainings- und Qualifikationsspiele, Geselligkeit und ein wenig Kultur. Das Politische beschränkte sich Gott sei Dank auf einen Empfang bei Minister Etzel[1], der in der Kantine des Bonner Finanzministeriums für alle Beteiligten ein Mittagessen gab und zu Beginn die Zusammenarbeit - und sei es auch nur auf der Ebene des Fußballspielens - der europäischen Regierungsstellen würdigte. Ich erinnere mich noch, dass wir Studenten danach zwischen den speisenden und parlierenden Ministerialien saßen und nach links und rechts deren small talk übersetzen mussten, ohne selbst den Hauptgang (frischer Spargel mit gekochtem Schinken) noch warm essen zu können; das gelang später nur hastig.

Ein Tag jener Begegnungswoche war der Kultur vorbehalten. Mit zwei Bussen fuhren wir ins Ruhrgebiet. Meine Erinnerung sagt mir, dass wir vormittags die Essener Villa Hügel (mit einem kurzen Auftritt des Krupp-Managers Berthold Beitz) besuchten und anschließend zu einer kleinen Ortschaft im Norden Düsseldorfs weiterfuhren, um dort das Mittagessen einzunehmen. Die Route führte über Kettwig und dann auf kurviger ansteigender Straße durch eine Waldzone zu einem stattlichen, großen Restaurant, das an einer Straßenkreuzung in ländlicher Umgebung lag. Die Speisen waren gut. Was aber vor allem beeindruckte, waren die idyllische Lage des Lokals und seine baulichen Merkmale: Durch große, helle Fenster blickte man zur Gartenseite hin auf einen ausgedehnten Teich mit Wegen und abwechslungsreichem Pflanzen- und Baumbesatz, hinter dem der Wald begann. Dieses Idyll, zu dem auch Singvögel ihren Anteil beitrugen, sowie das sonnige Wetter taten ihre Wirkung; wir fühlten uns alle ausgesprochen wohl.

Mit nachhaltigen Eindrücken von diesem Restaurant fuhren wir nach Hennef zurück. Ich hatte versäumt, mir die Namen des Ortes und des Lokals zu merken, weil ich wohl glaubte, es sei unwahrscheinlich, dass ich jemals wieder dorthin käme.

Aber es kam anders. 1972 zog ich mit meiner Familie nach Lintorf, wo wir nun seit 33 Jahren gerne wohnen. Ich konnte meine berufliche Tätigkeit 1974 von Duisburg zum neu entstehenden Gymnasium Angerland verlegen, das ja später in Kopernikus-Schule umbenannt wurde.

Mit Frau und Tochter erkundete ich die nähere Umgebung. So kam es eines Tages zu einer für mich überraschenden und interessanten Wiederentdeckung: Bei einem Besuch der Gaststätte „Krummenweg“ erlebte ich die späte Identifizierung eines episodischen Ortes meiner Vergangenheit, denn ich erinnerte mich nun der Bilder, die ich viele Jahre zuvor von diesem schönen Haus mitgenommen hatte. Das Ambiente erschien mir kaum verändert. Unverhofft kommt oft? Wer weiß; dieses Wiederfinden war für mich damals jedenfalls eine angenehme Überraschung.

Bemerkenswert ist im Übrigen, dass in den 1950er Jahren sogar das Bundesfinanzministerium den „Krummenweg“ wegen seiner überregionalen Besonderheit in seine Planungen für die internationale Sportler-Begegnung einbezogen hat.

Hartmut Krämer

---

1) Franz Etzel (1902 - 1970) gehörte als CDU-Abgeordneter dem ersten Deutschen Bundestag an. Von 1957 bis 1961 war er Bundesminister der Finanzen. Er starb am 9. Mai 1970 in Wittlaer.

Gaststätte „Krummenweg“, Gartenteich, 1950er Jahre

Feier zum 100-jährigen Bestehen der Firma Kiekert in der „Gaststätte Krummenweg“ im September 1957

Im April 2005 konnten Bürger und Verwaltung der Stadt Heiligenhaus aufatmen. Es war durch zähe Verhandlungen und einen cleveren Grundstückstausch gelungen, den größten Arbeitgeber der Stadt mit rund 1000 Arbeitsplätzen, die Kiekert AG, Weltmarktführer für Schließsysteme, am Standort Heiligenhaus zu halten. Das alte Betriebsgelände der 1857 gegründeten Firma war zu klein geworden, Erweiterungsmöglichkeiten waren nicht gegeben. Nun wird die **Kiekert AG** in den ehemaligen Standort der Firma Hartmann und Braun (zuletzt ABB) am Ortseingang von Heiligenhaus umziehen. Dort kann auf einer Ebene statt auf fünf Etagen produziert werden, und vor allem bietet das neue Betriebsgelände Erweiterungsmöglichkeiten. 50 Millionen Euro will das Unternehmen in den kommenden Jahren am Höseler Platz investieren. Die Verlagerung des Betriebes soll bis zum Sommer 2007 abgeschlossen sein, wenn die Kiekert AG ihr 150-jähriges Firmenbestehen feiern kann.

Die Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum fanden in den Räumen der früheren „Gaststätte Krummenweg“ statt, damals für Festivitäten in dieser Größenordnung die erste Adresse in der ganzen Region. Am 27. September 1957 fand in allen Sälen der Gaststätte ein Festbankett statt. Die damals gemachten Aufnahmen eines Berufsfotografen stellte uns unser Autor **Helmut Kuwertz** aus Hösel zur Verfügung. Wir veröffentlichen sie, um noch einmal den Glanz und die Eleganz der früheren „Gaststätte Krummenweg“ zu zeigen.

Zu unserer großen Freude wurden im Sommer dieses Jahres von den Besitzern des neuen „Landhotel Krummenweg“ der alte Biergarten und im Herbst eine gemütliche Gaststätte im historischen Teil des alten „Krummenweg“, in der ehemaligen Kutscherkneipe, eröffnet.

Manfred Buer

AM KRUMMENWEG NR.1 IST DIE WELT WIEDER ZU GAST.

Tradition und modernster Komfort vereinen sich im neuen Hotel Krummenweg. Hier treffen sich heute wieder Gäste und Manager aus aller Welt zu Konferenzen und Events, Familienfeiern oder mehrtägigen Seminaren.
Landhotel Krummenweg grenzt an ein ausgedehntes Waldgebiet, das zu Wanderungen, Sport und Erholung einlädt.
Beliebter Treffpunkt im Sommer sind Biergarten und Café-Terrasse.

Das alte Gasthaus steht unter Denkmalschutz.
Mit Liebe zum Detail und Erhaltung der jahrhundertealten Bausubstanz hat es sich in ein internationales Restaurant mit stilvollem Ambiente verwandelt. Den Gast erwartet eine renommierte Küche mit erlesenen Getränken.

Herzlich Willkommen am Krummenweg

LANDHOTEL KRUMMENWEG

Landhotel Krummenweg · Am Krummenweg 1 · 40885 Ratingen · Fon 02102 / 700670 · Fax 02102 / 70067-100
www.hotel-krummenweg.de · info@hotel-krummenweg.de

Nachtrag zum Artikel „Das Landhotel Krummenweg“ in der „Quecke“ Nr. 74 vom Dezember 2004

Zu dem Artikel „Das Landhotel Krummenweg“ in der vorigen Ausgabe der „Quecke“ schrieb unser Mitglied **Horst Tournay** folgenden Leserbrief:

Lintorf, den 29. 11. 2004

Sehr geehrter Herr Buer,

der Aussage gemäß der Behauptung: „Der Versuch allerdings, im hinteren Teil des Gartengeländes einen Luftschutzbunker in den Schieferfelsen zu treiben, mißlang wegen des unerwartet hohen Wassereinbruchs“ muß ich leider aus eigener Kenntnis widersprechen, weil ich zu jener Zeit am Ort war und den Bau des Stollens sowie seine Fertigstellung und Benutzung persönlich miterlebt habe. Ich erlaube mir daher, den von mir miterlebten Sachverhalt in der Anlage darzustellen… Allem Anschein nach sind Sie…falsch informiert worden. Mit freundlichem Gruß - gez. Tournay

Bericht zum Stollen Krummenweg

Die bis zum Jahr 1942 in Düsseldorf ansässige Firma Schloemann AG befaßte sich vor dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich mit der Entwicklung von Stahl- und Walzwerksanlagen und wurde ab dem Jahr 1937 von meinem Patenonkel Direktor Fritz Möller geleitet. Im Jahr 1939 wurde die Firma vom Rüstungsministerium Berlin mit geheimen Entwicklungen beauftragt und angewiesen, den Bestand an fachkundigen Ingenieuren erheblich zu vergrößern.

Während unseres Sommerurlaubs an der Ostsee kam mein Patenonkel zu meinem Vater und bat ihn, seine Anstellung bei der August-Thyssen-Hütte umgehend zu kündigen und zur Firma Schloemann AG zu kommen. Die vertraglichen Verpflichtungen gegenüber der Thyssen AG regelte das Ministerium in Berlin.

Die Firma Schloemann AG entwickelte seinerzeit unter „Geheimer Reichssache“ riesige Pressen, mit denen Formteile für die Flugzeugindustrie in einem Arbeitsgang hergestellt werden konnten, d.h. die damals entwickelte Presse IFA GIGANT war in der Lage, mit einem Pressdruck von bis zu 30.000 t Propellerblätter aus Aluminium in einem Arbeitsgang herzustellen. Alle Konstruktionsunterlagen dazu wurden in einem bombensicheren Tiefkeller auf dem Gelände der Firma Schloemann AG zwischen der Stein- und der Grünstraße aufbewahrt. Mein Vater, der Oberingenieur Wilhelm Tournay, war mit der Leitung der Fertigung, der Montage und Inbetriebnahme beauftragt.

Bei dem nächtlichen Bombenangriff der britischen Luftwaffe auf Düsseldorf an Pfingsten 1942 wurden die Betriebsräume der Firma Schloemann AG zu 90 Prozent vernichtet. Mein Vater leitete die Vereinbarungen mit der Familie Doerenkamp auf Anmietung aller Räumlichkeiten und Nutzung des gesamten Grundbesitzes wegen Kriegswichtigkeit. Alle noch nutzbaren Büroeinrichtungen wurden von Düsseldorf zum Krummenweg geschafft und dort neue Büros eingerichtet. Im Wäldchen hinter der Tankstelle Flocken wurde eine hölzerne Baracke errichtet. Weitere, sogenannte Hurdis-Baracken aus Leichtsteinen entstanden auf dem Parkplatz der heutigen ARAL-Tankstelle, gegenüber auf dem heutigen Minigolf-Platz und an der Krummenweger Straße, gegenüber der Gaststätte Gerlings („Zur Grenze“), am Birkenkamp. Der Saal der Gaststätte Gerlings wurde ebenfalls angemietet und zu Wohnungen umgebaut. Unsere damalige Wohnung in Düsseldorf am Zoo wurde ebenfalls in jener Nacht durch Bomben zerstört, und so baute mein Vater für uns zunächst eine Baracke hinter dem Doerenkampschen Hühnerstall, links an der Essener Straße, kurz vor der Autobahn, in die wir mit den Resten unserer Habe übersiedelten.

Da zu dieser Zeit der sogenannte „Rollbahn-UVD“ der Engländer nachts die Autobahn von Köln bis zum Ruhrgebiet abflog und hier und da seine Bomben warf, ergab sich die zwingende Notwendigkeit, die aus dem Tiefkeller in Düsseldorf gelagerten Akten und Zeichnungen auch am Krummenweg sicher zu lagern.

Hierzu sollte ein Stollen in Verlängerung der Kaffee-Terrasse am Teich in den zur Autobahn hin ansteigenden Berg getrieben werden. Erste Versuche unternahm die Organisation Todt, die damals schon das Barackenlager am Son-

Etwa an dieser Stelle lag der Eingang zum Luftschutzbunker der Firma Schloemann. Er wurde nach dem Zweiten Weltkrieg verschüttet

dert gebaut hatte, doch fehlten Erfahrung und entsprechendes Personal. Mein Vater verpflichtete sodann einen Schachtbautrupp der Zeche Oberhausen-Osterfeld, der unter der Leitung eines erfahrenen Bergbauingenieurs den besagten Stollen in erstaunlich kurzer Zeit erstellte. Dazu wurde eine Vorort-Wasserhaltung installiert, mit der das anfallende Wasser in den Teich und von dort in den Dickelsbach gepumpt wurde. Von dem gerade in den Berg vorgetriebenen Stollen aus wurden mehrere Seitenstollen gebaut, mit Wasser, Strom und Abwasserleitung versehen und dort annähernd 120 Doppelbetten aufgestellt, um den Angestellten und deren mittlerweile zugezogenen Angehörigen Luftschutz zu bieten. Vom Hauptstollen aus führte ein Feldbahngleis bis unter den Vorbau des großen Saals (im Bild auf Seite 13 unter dem Abbruch des Remix-Tanzsaals noch gut erkennbar). Unter diesem Vorbau standen tagsüber fünf Feldbahnloren, auf denen riesige Akten- und Zeichnungsschränke montiert waren. In diesen fahrbaren Behältern wurden alle wichtigen Akten und Zeichnungen aufbewahrt und bei Fliegeralarm oder nachts in den Hauptstollen geschoben und dort abgestellt.

Die Feldbahnloren wurden zunächst von einer kleinen Diesellok gezogen bzw. geschoben, die aber dauernd ihren Dienst versagte. Später wurde ein für den Schienenverkehr umgebauter Elektrokarren benutzt.

Die Nebenstollen wurden nicht nur von Beschäftigten und deren Angehörigen bei Luftalarm aufgesucht, sondern auch benachbarte Anwohner kamen gern mit ihrem Köfferchen. Ich erinnere mich an die Familie Flocken nebst Kindern Ruth und Günther, Frau Frieda Tackenberg, Frau des Fuhrunternehmers Tackenberg von der Kölner Straße nebst Sohn und Tochter Erika, Resi Doerenkamp nebst Töchtern usw. Meine Mutter und meine Schwester hörten grundsätzlich den Flaksender und konnten sich mittels meiner Planquadrat-Flakkarten immer ein genaues Bild der Lage machen, packten dann ihre Köfferchen und übernachteten gerne dort, denn sie hatten in Düsseldorf manchen schweren Luftangriff überstanden. Als ich in den allerletzten Kriegstagen im Eilmarsch aus dem Ruhrkessel von Gummersbach zum Saal an der „Grenze“ kam, in dem meine Angehörigen inzwischen wohnten, waren Mutter und Schwester auch im Stollen. Nur mein Vater lag wegen der dauernd einschlagenden Ami-Granaten unter dem Bett. Er machte sich dann auf und sagte meiner Mutter: „Wir haben Besuch“. Da wußte sie, daß ich heil zurückgekommen war.

Der Stolleneingang wurde nach dem Krieg notdürftig verschlossen und später verschüttet. Die Stollen wurden nicht verfüllt und müssen heute noch vorhanden sein, wenn sie nicht eingestürzt sind.

Zu weiteren Auskünften bin ich jederzeit bereit.

Horst Tournay

Anmerkung der Redaktion:

Weitere befragte Zeitzeugen konnten sich an den Luftschutzbunker gut erinnern, nicht aber an die Schienen der Feldlorenbahn.

ESSO

ESSO Station
Autowäsche mit modernster Technik

Exklusiv in dieser Anlage

Wir bieten Ihrem Auto in unserer neuen Waschanlage die sanfteste Wäsche, die es je gab!

Mit *Sof tecs* von WashTec CLEANING TECHNOLOGY

Unsere Leistungen auf einen Blick!

- 24 Stunden-Tank- und Shopdienst
- Kfz-Reparaturen
- Bremsendienst
- Inspektionen und Diagnosen
- TÜV-Vorbereitung und TÜV-Abnahme im Haus
- Reparaturen auch samstags nach Terminabsprache
- Lackaufarbeitung und Polierarbeiten

Wissenschaftlich bewiesen und vom ADAC empfohlen
Garantiert keine Abriebspuren

Bei jeder Wäsche enthalten:
Eine 70 bar Shampoo-Hochdruck-Vorwäsche

Auf Wunsch! Exclusiv:
Ein Sonax-Plus-Polierprogramm
(wie von Hand gewachst)

Günther Flocken e.K.

40885 Ratingen-Breitscheid / am Krummenweg (im Kreisverkehr)

Telefon 02102 / 1 72 95

Die Tankstelle Flocken am ‚Krummenweg'

Fast acht Jahrzehnte Dienst am Kunden

Jeder kennt sie. Sie gehört zum ‚Krummenweg' wie der Kreisverkehr, die ehemalige Gaststätte Doerenkamp und das alte Schwimmbad: Die Esso-Tankstelle der Familie Flocken!

Doch niemand würde heute hinter der modernen Fassade eine Geschichte vermuten, die bis weit in die 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreicht.

Der Gründer Gustav Flocken wohnte hier schon lange mit seiner Frau Gertrud im Hause Kölner Straße 2. Hinter dem Haus betrieb er etwas Landwirtschaft und mit Leidenschaft eine kleine Hühnerfarm. Seine Frau Gertrud, eine ebenso geschäftige Person wie er, unterhielt hier 1935, was sicher nur wenigen bekannt sein dürfte, Breitscheids erste Poststelle.

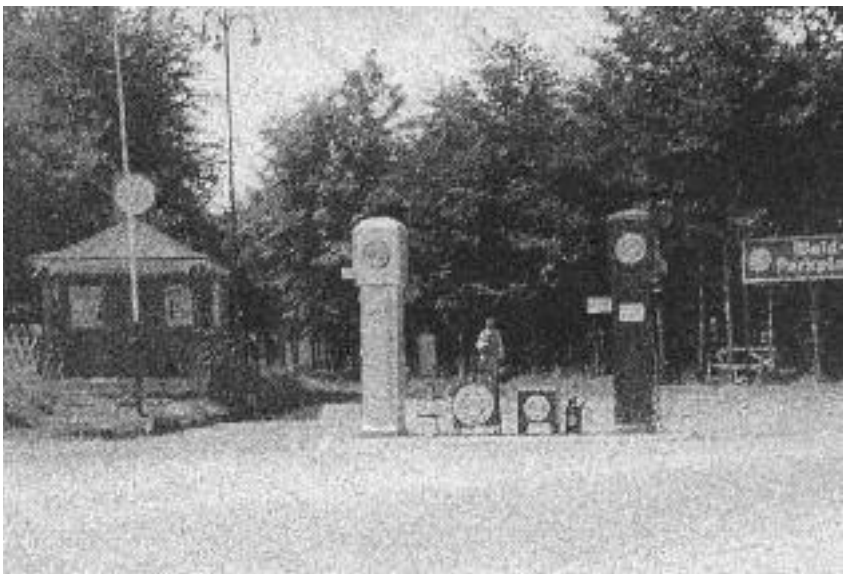
Der ‚Krummenweg' war schon seit Menschengedenken eine der wichtigsten Straßenkreuzungen unserer Region. Wenn nicht die wichtigste. Gustav Flocken hatte den aufblühenden Automobilverkehr an der Kreuzung mit großem Interesse verfolgt und die Lukrativität einer Tankstelle früh erkannt. Er bemühte sich beizeiten um eine Lizenz und einen potenten Geschäftspartner. Diesen fand er in der amerikanischen ‚Standard Oil Company - Esso'[1]. Die Esso erwarb von der in der Nachbarschaft wohnenden Frau Unterhössel die Waldparzelle gegenüber, mit einer auf Gustav Flocken ausgestellten Kauf- bzw. Übernahmeoption.

1928(!) war es so weit: Gustav Flocken eröffnete eine zweisäulige Tankstelle. Eine der ersten Tankstellen im damaligen Deutschland überhaupt! Und er schrieb damit am Krummenweg so etwas wie Tankstellengeschichte.

Diese Tankstelle firmierte unter dem Namen ‚DAPOL', das in seinem Logo einen markanten Indianerkopf führte.

Im Angebot waren ‚Dapolin' (Normalbenzin) und , Esso' als Superbenzin. Als drittes Produkt führte Gustav Flocken Petroleum, für das man mit einen Logozusatz warb: „DAPOL - rein amerikanisches Petroleum". Petroleum gehörte in dieser Zeit noch zum alltäglichen Bedarf . Für Lampen in Stall und Haus, für die Lampen an Kutschen und Pferdegespannen, und auch für die „Scheinwerfer" älterer Automobile brauchte man Petroleum.

Links neben der Tankstelle stand auf einem kleinen Hügel Gustav Flockens kleines Büro, das man über vier Steinstufen erreichte.



Die erste Tankstelle von 1928. Links das Büro- und Kassenhäuschen von Gustav Flocken. An der linken Zapfsäule konnte man Esso (Super) und an der rechten Säule Dapolin (Normal) zapfen. Rechts im Wald gab es einen Parkplatz

Werbelogo für „Dapol"-Petroleum

Eine kleine, fast anheimelnde Holzhütte mit Gardinen an den Fenstern.

Der Verkauf hielt sich zu Beginn in beschaulichen Grenzen. Aus den 30er Jahren blieb uns ein von ihm penibel geführtes Kassenbuch erhalten. Daraus ist zu ersehen, dass sich die Benzinpreise aus heutigem Blickwinkel in traumhaften Niederungen befanden. ‚Dapolin', also Normalbenzin, gab es bei Gustav Flocken für 3,1 Pfg, und ‚Super-ESSO' für 3,5 Pfg pro Liter. Ein Liter Petroleum kostete 60 Pfg. Bezogen auf die damaligen Umsätze kann man nur schließen, dass Gustav Flocken den Einstieg ins Tankstellengeschäft mit großem Optimismus betrieben haben muss und auf den Faktor ‚Zeit' setzte.

So verkaufte er im Juni 1931 (also vier Jahre nach der Betriebsgründung) ganze 2.617 Liter ‚Normal' und 1.282 Liter ‚Super'. Aufgeschlüsselt in Tagesverkaufsquo-

1) Die Standard Oil Company (seit 1972 Exxon Corporation) wurde von J. D. Rockefeller gegründet und ist die größte Mineralölfirma der Welt. Die deutsche Tochterfirma Esso AG wurde 1890 in Hamburg gegründet. (Der Name ergibt sich aus der amerikanischen Aussprache der beiden Anfangsbuchstaben S und O von Standard Oil)

ten 5 - 235 Liter ‚Normal', bzw. 5 – 105 Liter ‚Super'! Rechnet man noch den Verkauf von 8 1/2 Liter Petroleum und einige Liter Öl hinzu, ergab sich eine Gesamteinnahme von 181,85 RM! Die Umsätze bis zum Monat Dezember des gleichen Jahres waren rückläufig. Der Verkauf von ‚Normal' kam nicht über 1055 Liter hinaus, und ‚Super' erreichte gerade die 280-Litermarke.

Aber Gustav Flockens Optimismus gab ihm Recht. Denn bis 1935 stieg der Verkauf von ‚Normal' auf 4.090 Liter und ‚Super' auf 1.455 Liter. Zusammen mit dem Verkauf von Öl und Petroleum brachte er es auf einen Reingewinn von 192,60 RM, wie er mit bescheidener Genugtuung vermerkt.

Diese Umsätze ließen ihm genügend Zeit, sich auch noch um seine kleine Landwirtschaft und die Hühnerfarm zu kümmern. Ein zuverlässiges, wirtschaftliches Standbein, wie aus seinem Kassenbuch hervorgeht. So ergibt sich aus den Eintragungen des o.a. Monats Juni 1931 der Verkauf von 5.649 Eiern zu 7 Pfg das Stück. Zu seinem landwirtschaftlichen Angebot gehörten Hühnchen zu 1,19/Stck, Hähnchen zu 1,25/Stck, Bruteier zu 6,5 Pfg Stck, Schlachthühner 2,50 /Stck und auch ausgemusterte Hähne 5,83 RM. Die Einnahmen hieraus waren sehr zuverlässig und überstiegen in den ersten Jahren häufig die Einnahmen der Tankstelle um einiges. Im besseren „Benzinmonat" Dezember z.B. notiert er: Tankeinnahme: 167,19 RM, Farmeinnahme:197,56 RM.

Am Ende des Kassenbuches finden wir eine Inventarliste mit der Unterschrift Gustav Flockens, mit der er zum 1.Juni 1931 die Einträge als so richtig und stimmend ausweist. Und was könnte seine Karriere und den Erfolg besser veranschaulichen, als eben diese Inventarliste aus dem Jahre 1931:

1 Bedienungshäuschen (Holz)
1 Locher
1 Ordner
3 Deckenbeleuchtungen
(2 Glasampeln)
1 Dachtransparent ‚Dapolin'
1 Wasserkanne
1 Petroleum-Ofen
1 ‚Dapolin'-Flagge
1 Kuckucksuhr
2 Korbsessel
1 runder Tisch
6 Gardinen
2 Trichter
1 Lichtstromzähler
1 Holzschemel
1 Feuerlöscher (Wintrich)
Zwei 3000-Litertanks
leere Mobilölkiste usw.

Benötigte ein Kunde Benzin, machte dieser sich per Klingelknopf bei Gustav Flocken auf der anderen Straßenseite bemerkbar, der als guter Geschäftsmann natürlich nie vergaß, während des Tankens auch gleich seine landwirtschaftlichen Produkte, wie Gemüse, Eier, Hühner usw. anzubieten. Ein ganz normaler Vorgang in dieser Zeit.

Mitte der 30er Jahre veränderte sich das Gesicht der Tankstelle. Sie erhielt nicht nur ein kundenfreundliches Überdach im Tanksäulenbereich und modernere Tanksäulen, auch der Treibstoff führte einen neuen Namen: an der Tankstelle prangten nun die Schriftzüge: ‚STANDARD'. Geändert hatte sich der Name, nicht aber das Produkt. Das wurde weiterhin von der Esso AG geliefert. Zu Gustav Flockens Tankstelle gehörte bald auch eine neue Serviceleistung: Ein Automobil-(Ab-)Schmierdienst, damals noch im Freien, mit einer Auffahrrampe zwischen der Tankstelle und dem kleinen Kassengebäude.

Es war die Zeit, in der es hier im Umkreis, neben den Gaststätten ‚Krummenweg', , Proske' und ‚Zur Grenze' noch weitere Gaststätten gab, die alle beliebte Ziele sonntäglicher Familienausflüge waren und deren Namen noch heute bekannt sind wie: ‚Gut Kost', ‚Schwarzebruch' oder das ‚Haus Steinbrenner' an der Essener Straße. Von dieser Beschaulichkeit erzählen heute noch einige Fotos. So findet man z.B. auf einem alten Foto rechts neben der Flocken - Tankstelle eine kleine Trinkhalle für durstige Wanderer, die nicht groß einkehren konnten oder wollten. Leider geriet der damalige Betreiber des kleinen Unternehmens in Vergessenheit.

Die Kriegszeit machte auch Gustav Flockens Tankstelle große Probleme. Denn soweit es privat genutzte Automobile überhaupt noch gab, nicht für Hitlers Feldzüge in Ost und West konfisziert waren, wurde Benzin nur noch gegen genehmigungspflichtige Benzinscheine ausgegeben, die übrigens so wertvoll waren wie eine zweite Währung. Mit ihnen konnte man sich leicht Raritäten beschaffen wie Butter, Speck, Fleisch, Schuhe usw.

Mitte der 50er Jahre begann auch für Gustav Flocken endlich der ersehnte Aufschwung. Es war die Zeit der neu gewonnenen Mobilität in Deutschland. Es war die Zeit der industriellen Auto- und Zweiradproduktionen, die Zeit der

Die Tankstelle Mitte der 1930er Jahre. Sie firmiert nun unter dem Namen „Standard" und hat ein Überdach. Rechts neben dem Kassenhäuschen erkennt man die Auffahrrampe der neuen Schmierstation. Am Bildrand rechts die im Text erwähnte Trinkhalle

Mopeds (wie NSU-Quickly, Vicky III u. IV, Zündapp uva.). Es war die Zeit der Motorroller (Vespa, Lambretta, Goggo, Heinkel), der Motorräder (Hoffmann, NSU, Tornax, Horex, Zündapp, BMW, Adler oder AWD aus der Nachbarschaft usw.) und der Klein- und Kleinstwagen (Fiat, NSU, Goggo, Lloyd, Messerschmitt, Hoffmann, Kleinschnittger uva.).

Nicht zu vergessen die große Familie der neuen Mittelklassewagen und der Benzinkarossen.

Sie alle brauchten nun Brennstoff, Gustav Flockens Brennstoff!

Was sich in diesen Jahren am Benzinmarkt tat, mag man daran erkennen, wo nun überall Tankstellen entstanden. In Lintorf gab es nicht weniger als fünf(!) Tankstellen. Ebenso in Hösel. In Breitscheid gab es drei, und im kleinen Tiefenbroich sogar noch zwei. Selbst das damals noch recht kleine Eggerscheidt leistete sich eine Tankstelle. Gustav Flocken trug der großen Konkurrenz Rechnung, indem er seine Tankstelle zeitgemäß umgestaltete und eine wichtige Angebotslücke schloss. Es gab bei ihm, sehr zur Freude einer größer werdenden Klientel, nun auch Diesel!

Die Tankstellenüberdachung änderte sich, und auch die Zapfsäulen bekamen ein modernes Outfit, auf denen nun erstmals das bis heute einprägsame Logo ‚Esso' strahlte.

Zu den grundlegenden Geschäftsphilosophien der Fa. Flocken gehörten: Solidität, Zuverlässigkeit und Freundlichkeit gegenüber der Kundschaft, bei der man keinen Unterschied machte zwischen einem ‚3Liter-1:25-Gemisch-Kleinkunden' oder Großkunden, die sich für 30 DM den Tank vollmachen ließen. Zusammen mit einem sehr guten Betriebsklima wurden das die Erfolgssäulen des Unternehmens Flocken, das sich in den nächsten Jahrzehnten einen Stammkundenkreis erschließen sollte, der weit über die Grenzen Breitscheids hinausging: Angermund, Hösel, Mintard, Lintorf, Ratingen, Kettwig u.a.

Für das gute Betriebsklima sprach auch, dass einige der Mitarbeiter auf Jahre der Firma Flocken treu blieben. Besonders hervorzuheben sind hier zwei Lintorfer: Der stets freundliche und ruhige, leider im Mai d.J. verstorbene Richard Bannach, und der ebenfalls schon verstorbene Hans Küpper, der 40 Jahre ein zuverlässiges und freundliches Aushängeschild der Fa. Flocken war.

Mitarbeiter der Tankstelle Flocken: Günther Flocken, Hans Küpper, Gertrud Flocken, Werner (?), Richard Bannach und Gustav Flocken. Die Aufnahme entstand Anfang der 1970er Jahre

Ende der 50er Jahre, die Baracken der Fa. Schloemann standen noch hinter der Tankstelle, erhielt diese abermals ein neues Aussehen. Dem Zeitgeist entsprechend bekam sie nicht nur moderne Rundungen an Dach und Tragelementen, es hatte sich auch funktionell einiges getan. Es gab ein neues Kassengebäude, das mit dem überdachten Tanksäulenvorbau ein harmonisches Ganzes bildete. Im Kassenraum befand sich für wartende Kunden eine Sitzecke mit Sesseln und Tisch. Damit verschwand leider auch das alte Kassenhäuschen auf dem Hügel als historisches Relikt aus den Gründungsjahren, mit dem doch alles angefangen hatte.

Und die Fa. Flocken konnte mit einem neuen Angebot aufwarten: Es gab nun eine Werkstatt für Wagenpflege mit einer Hebebühne, mit der sich ganz neue kundendienstliche Möglichkeiten auftaten. Wodurch man auch personell expandierte. Die Tankstellen-

Die Tankstelle Anfang der 1960er Jahre. Rechts der Erweiterungsbau: eine Werkstatt für Wagenpflege mit einer Hebebühne. Links hinter der Tankstelle stehen noch die Schloemann-Hallen

mannschaft bestand nun aus vier Mitarbeitern.

1958 verstärkte Sohn Günther nach Absolvierung einer Automechanikerlehre die Mannschaft im väterlichen Betrieb. Mit seinen Kenntnissen in der Automobiltechnik konnte man das Serviceangebot gravierend erweitern.

1962 legte Gustav Flocken die Leitung seines erfolgreichen Unternehmens in die Hände seines Sohnes Günther und dessen Frau Rosemarie. Natürlich hatte er immer einen Blick aus seinem Wohnzimmer auf den Betrieb gegenüber oder er ließ sich ab und an dort sehen. Sprach mit diesem und jenem. Dazu war er doch zu sehr mit seinem Betrieb verwachsen. Auch half er schon mal mit einem Rat aus dem reichen Erfahrungsschatz seiner fast 40 Berufsjahre. Aber er wusste Schluss zu machen und genoss den Ruhestand in seiner für ihn typischen Bescheidenheit, im Bewusstsein, ein erfolgreiches Berufsleben gelebt zu haben und seinen Betrieb auch in der Zukunft in besten Händen zu wissen. Gustav Flocken starb 1985 im hohen Alter von 89 Jahren.

Ende der 60er Jahre kam es zu einem weiteren Ausbau der Tankstelle. Mit einem Angebot, das von vielen der Kunden, vor allem an Wochenenden, dankbar angenommen wurde: einer automatischen Waschanlage.

1976 machten Günther Flocken und seine Frau Rosemarie einen weiteren Schritt in die unternehmerische Unabhängigkeit. Gemäß der 1926 beschlossenen Vereinbarung zwischen Vater Gustav Flocken und der Esso AG erwarben sie von dieser das gesamte Grundstück, das zur Tankstelle gehörte. Somit waren nun nicht mehr nur die Aufbauten und Einrichtungen in ihrem Besitz, sondern nach fünfzig Jahren auch der Grund und Boden.

1978 feierte man das 50-jährige Betriebsjubiläum. Zur Gratulantenschar gehörten nicht nur langjährige Zulieferanten, sondern auch der große Kreis zufriedener Kunden. Die Vielzahl der Gratulationen war nicht nur Lob, sondern auch die Bestätigung der von Gustav Flocken von Anbeginn vorgegebenen Betriebsphilosophie.

Günther Flocken an seiner Tanksäulenrarität aus dem Jahre 1938 mit Handpumpenbetrieb. Als Mensuren dienen hier noch 5-Liter-Glaszylinder

2003 feierte man das 75-jährige! Die Firma Flocken nahm das zum Anlass, ihre Kundschaft mit einer supermodernen Waschanlage zu überraschen. Der „sanftesten“, die es je gab, wie man der Jubiläumsbroschüre entnehmen konnte. Schließlich wusste man, dass für des Kunden liebstes Kind, das Auto, das Beste gerade gut genug war.

Im Januar 2005 starb Gertrud Flocken, die Seniorchefin. Wenn auch der Körper dem Alter arg Tribut zollte, so war sie doch bis zum Schluss mit einer beneidenswerten, geistigen Frische gesegnet. Frau Flocken wurde 102 Jahre alt.

Heute hat die Tankstelle Flocken ein weitaus imponierenderes Aussehen als je zuvor. Die Leistungspalette reicht von Kfz - Reparaturen aller Marken, über Bremsendienste, Inspektionen, Diagnosen, TÜV-Abnahmen bis hin zum 24-Stunden-Tank- und Shopdienst. Ein Angebot, das die Kunden zu schätzen wissen und auch rund um die Uhr nutzen.

Günther Flocken verweist heute gerne mit einigem Stolz auf seine 14 bestens qualifizierten Mitarbeiter, die hochmotiviert sich den Wünschen der Kundschaft stellen als Erfolgsgaranten seines Betriebes.

Wie die Zeiten sich geändert haben, zeigt sich auch im Wandel des Esso-Logos. Nicht weniger als sechsmal änderte es sich über die fast acht Jahrzehnte. Sicher auch ein Beweis des Innovationwillens des Großtunternehmens ESSO, das auf alle ihre Tankstellenbetriebe einen anspornenden Einfluss gehabt haben mag. Mit Sicherheit aber auf das Unternehmen Flocken in Breitscheid am ‚Krummenweg‘.

Das Firmenlogo im Wandel der Jahre

Die Tankstelle im heutigen Zustand.
Links erkennt man die angebaute Auto-Reparaturwerkstatt

So steht Günther Flocken heute als Chef eines der bekanntesten und beliebtesten Tankstellenbetriebe unserer Region, wie einst sein Vater, in der Pflicht einer überaus bewährten Geschäfts- und Familientradition, aber auch gegenüber einem großen und zufriedenen Kundenkreis.

Ewald Dietz

Ut em aule Lengtörp

De Reinhardt wohr Jemüsebur en Lengtörp, üver de Bahn, op Diepebru-ek to. He hatt völl Feiler on trock vom Fröhjohr bes tom Wenkter eren Jemüß. Met Peed on Wahre fuhr he dann en aller Hergottsfröh met der Frau narm Maat on breit alles an der Mann.

Sinne äulste Jong wohr dor Karl, he moßt doför sorje, dat die Feiler en Ordnung wohren, he moßt op die Arbedslütt op-passe, dat se anne Arbed blieven, he moßt aver selver och döchtich met anpacke.

Der Hof der Familie Reinhardt an der Tiefenbroicher Straße

Do moßt jeschuffelt on jehackt wede, do moßten se Plante vertrecke on poote, do moßt jejätt wede, do moßten die fröhe Erpel on die dicke Buhne jehücht wede. Dann moßt widder alles je-erntet wede. Die Ernte jing bes en der Wenkter eren, Porree, Sellerie on de Kühl. Dor Karl hieß och „Der Kühljäger“. Alles völl, völl Arbed on ald lang her.

Kohm de Vatter vom Maat, dann kieke, off dor Karl on die Arbedslütt och alles richtich jemackt on off se och jenoch jeschafft hant.

Do hatt de aule Reinhardt schon mol watt ut-tesette on hätt met dem Karl jeschängt, dann jo-ef et och schon mol Knies. Dat jefiehl dem Jong nit, on he wollt von te Hus fott, he mennt he kräch et dann besser.

He wollt nach de Reichswehr, twelf Johr diehne, on dann kräch mer e fein Pöstke on wud Beamte, speeder Pangsiun (Pension), on mer wohr jesechert för alle Tied.

Aver alleen miek dat kenne Spaß, do moßt schon eene metjonn. Do frochte he sinne Frönd, de Heinrich Kohmann, offe ken Lost hätt, met nach de Reichswehr te jonn. Jo, de Heinrich fong dat och ju-et, watt Besseres jo-ef et nitt.

En Höxter anne Weser wor en Kaserne, do moßten se sech vürstelle. Su fuhren se Sondeismorjens met de Fahrräder nach Höxter. Et wohr ne heete Summerdach, die Sonn knallden vom Himmel, sie moßten döchtich schweete.

Jejen Meddach kohmen se en Höxter ahn. Die Weser jeht dorch Höxter, on über en Bröck kohm mer von eener Sitt op die angere.

Als se an de Weser ankohmen, lockten dat kühle Water, wat wohr schönder als erennsprenge on e Bad nehme.

An der Stell, wo ken Lütt jingen, hant se de Räder henjeschmiete, die Klamotte utjetrocke, on erenn en et Water. Jude Schwemmer wohren se bets nit, of se wollten oder nit, sie kohmen jejen die Strömung nit ahn on landeten anne angere Sitt. Nu moßten se aver nach de Fahrräder on nach de Klamotte terück. En Badebox hadden se alle twei nit ahn, sie wohren puddelnackt. Watt nu? On dann op em

Das Rathaus in Höxter stammt aus dem 13. Jahrhundert und wurde von 1610 bis 1618 im Stil der Weserrenaissance umgebaut

Sonndach, wo all de Lütt fein jemackt spaziere jingen. Op de Bröck wohr völl Betrieb, die Fraue met de Kengerwahres, die jonge Weeter met de Freundinne, Liebespäärkes, Kenger liepen eröm, on feine Heere jingen spaziere. Et wohr to der Tied unmöchlich, am Sonndachnommedach nackt üver de Bröck te loupe. Die hädden se als Sittlichkeitsverbrecher sufort enjesperrt.

Aver sie moßten üver die Bröck, ejal wie.

Do seit de schlaue Karl tom Heinrich: „Heinrich, he steht su völl welde Rhabarber, wir plöcken us jieder twei jrute Bläder, haulen eent vüre on eent henge, on dann loupen wir, heste wat kannste üver die Bröck.“

„Jo“, seit de Heinrich, „et blivt us angisch nix üverisch, wenn wir an use Krohm kuhme wolle, also maken wir et.“

Sie hant sech die jrötste Rhabarberbläder utjesöckt, on dann rannten se, su schnell se konnten, üver de Bröck. Suwatt hatten se en Höxter noch nit jesenn, am Sonndachnommedach twei nackte Männer üver de Bröck renne met welde Rhabarber. Die Reaktion wohr janz verschieden, manche

lachten, angere wohren am schenge, manche riepen „Polizei“. „Flotter, flotter“, riep dor Karl, „wir mössen üver de Bröck, ih se us verhaue.“ En aller Reterasch on vom flotte Loupe jingen die Rhabarberbläder kapott, on als se endlich anne angere Sitt ankohmen, hadden se blues noch de Stengele enne Hank. Nu aver flott enne Klamotte, die Räder jeschnappt on fott. Dat hätt noch emol ju-et jejange.

Jeschlope hant se enne Jugendherberje, on dann jing et am Mondachmorje enne Kaserne tor Musterung.

De Karl kom te-isch dran. Jesonkt wohr he, aver te kleen, se konnten en nit jebruke. Dann kohm dor Heinrich dran, de wohr och jesonkt, dobei jruet on schlank, dat wohr de richtije Mann. Aver wenn de Karl nit anjenohme wud, wollt de Heinrich och nit. Nach Hus wollten se aver och nit miehe. Do seit dor Karl: „Wir jonnt be nem Bur arbeede, dat könne mer, et es jrad Erntetied, do kriejen wir schon en Stell.“

Sie fuhren met em Rad üver Lank on hant ne jru-ete Burehoff jefonge. Sie kloppden anne Dür, on dor Bur miek selver ope. Sie seiten, sie wöhren twei kräftije, fließije Jonges, offe ken Arbeed för se hätt. Doch, seit de Bur, sie köhmen jrad reit, sie wöhren et Kohn am affmake, sie sollten mähr erennkuhme on sech an der Dösch sette on meteete.

Bauer Karl Reinhardt im Alter von etwa 60 Jahren

Dat wohr den twei reit, sie hadden seet twei Dach noch kenne warme Löpel em Lief jehatt. Enne Köch so-eten se all öm der jru-ete Dösch eröm. De Dösch had en dicke Holtplaat, on an jiedem Platz wohr en dem Dösch en Kull on donever loch ne Löpel. Op dem Dösch stong ne jru-ete Pott met Zupp on jieder dieht sech met em Zuppelöpel jet en sin Kull. Donoh kohm en jru-ete Pann met Broterpel op der Dösch on jieder dieht sech widder wat en sin Kull. Die twei wohren utjehongert, hant aver mähr met Wiederwelle jejeete, suwatt wohren se von Hus ut nit jewönnt. Noh em Eete wud die Kull met em Schöttelpack (Spültuch) utjeputzt. En Kahmer hätt de Bur önne och anjewiese, on öm halver sechs wöhr Wecke. Als se nu endlich em Bett lohren, seit dor Karl: „Su eete ut de Kull, dat mach ech nit, suwatt sind wir nit jewönnt, dat schmeckt mech nitt on do ben ech fieß vör, wenn wir oppjestange sind, dommer ju-et frühstücke, jonnt erut, setten us op de Räder on maken, dat wir op Hus an kuhmen.“ Dem Heinrich wohr et och reit, on su kohmen se am Densdachovend widder en Lengtörp ahn.

De Vatter wohr fruhe, dat de Jong widder te Hus wohr, on de Heinrich kräch be Blumberg Arbed.

Sie sind bets nit mihe von Lengtörp fottjejange, sie hant he jeleft, jelieft, jearbed on sind he jestorve.

Maria Molitor

Der alte Mond

Still die Kirche steht
Mit dem Zwiebelturm
Dahinter Gräber sind,
Um die der Efeu weht,
Um manches Kreuz.

Und Ställe sind am Haus,
Mit Pferd und Stier und Kuh,
Und auch ein Pfau ist da
Und schlägt sein Rad.

Unten fließt der Fluß
Durch Weiden hin
Und Haselnuß.
Schlangen und Kröten sind
Wohl im Gestrüpp darin -
Bleib auf dem Pfad!

Fern die Berge sind
Mit manchem weißen Haupt,
Mit mancher schwarzen Schlucht,
Durch die das Wasser rinnt
Und Erdbeern stehn.

Wer aber Erdbeern sucht,
Braucht nicht so weit zu gehn,
Geht in den nahen Wald,
Dort gibt es viel.

Nun wird es Abend schon.
Und daß er uns belohnt,
Wie er es gestern tat,
Mit seinem Zauberspiel,
Steigt über Fluß und Turm,
Über die Berge noch,
Hoch in die Welt hinauf
Der alte Mond.

Georg Britting

Die Frohnhoffs – eine weitverzweigte Lintorfer Familie

Zwei Wege in Lintorf tragen seit dem 9. September 2005 auch offiziell einen Namen. In einer kleinen Feierstunde, an der Vertreterinnen und Vertreter des Bezirksausschusses Lintorf/Breitscheid, des Vorstandes des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, des Pfarrgemeinderates und des Kirchenvorstandes der Pfarre St. Anna und St. Johannes, aber auch viele interessierte Lintorferinnen und Lintorfer teilnahmen, stellten **Pfarrer Pater Chris Aarts 0.S.C.** und **Manfred Buer,** der Vorsitzende des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, die bisher namenlosen Wege der Öffentlichkeit vor. Der Fuß- und Radweg, der vom Thunesweg am Kirmesplatz und am Regenrückhaltebecken vorbei zum Soestfeld führt, trägt nun den Namen „Jean-Frohnhoff-Weg“, der Heckenweg, der, von der Straße Am Löken ausgehend, das Gelände der Pfarre St. Johannes mit Kirche, Pfarrheim, Kindergarten und Kreuzherrenkloster umschließt und am Meisenweg endet, heißt ab sofort „Kreuzherrenweg“. Durch diese Namensgebung soll die Erinnerung wach gehalten werden an Persönlichkeiten, die durch ihren Einsatz und ihr Wirken viel für ihre Lintorfer Mitbürgerinnen und Mitbürger getan haben.

Manfred Buer, der Vorsitzende des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, bei seiner Ansprache zur Einweihung des „Jean-Frohnhoff-Weges“.
Links neben ihm Pater Chris Aarts

Jean („Schang“) Frohnhoff war ein liebenswerter Mensch, den jeder, der ihn kannte, von Herzen gern hatte. Er liebte seinen Heimatort Lintorf, in dem er vor 100 Jahren, am 1. September 1905, geboren wurde. Er zählte zu den 40 Lintorferinnen und Lintorfern, die am 18. September 1950 den „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ gründeten. Viele Jahre erfreute er die Leser der vom Heimatverein seit Dezember 1950 herausgegebenen Heimatzeitschrift „Die Quecke“ mit seinen Geschichten, Anekdoten und Gedichten in Lintorfer Mundart. Ohne seine Erinnerungen an das alte Lintorf und das Leben der einfachen Leute im Dorf wäre unser Wissen um die Geschichte unseres Ortes um vieles ärmer. Aber auch in seiner Kirchengemeinde St. Anna setzte sich Jean Frohnhoff nach dem Zweiten Weltkrieg als Mitglied des Kirchenvorstandes tatkräftig ein. Als wegen der ständig wachsenden Bevölkerung Lintorfs Mitte der 1950er Jahre Planungen für eine zweite katholische Kirche im Lintorfer Norden begannen, war er Mitbegründer des Kirchbauvereins, ab 1960 sogar dessen Vorsitzender. Von 1971 bis zu seiner

Erkrankung im Jahre 1986 war er dann stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstandes der neu gegründeten Pfarrgemeinde St. Joannis Maria Vianney, Pfarrer von Ars. Durch diese Arbeit war Jean Frohnhoff natürlich eng mit dem Kreuzherrenorden verbunden, der die neue Gemeinde von Anfang an, also seit 1965, betreute. Vorher schon, von 1960 an, waren die Kreuzherren in Breitscheid als Pfarrer und Kapläne tätig.

Die enge Verbindung der Familie Frohnhoff mit den Kreuzherren und der Pfarre St. Johannes – Jean Frohnhoffs Schwiegertochter **Ello** war viele Jahre als Sekretärin im Pfarrbüro tätig, sein Neffe Lorenz Herdt war ebenfalls 27 Jahre, von der Gründung der Kirchengemeinde an, Mitglied und Schriftführer des Kirchenvorstandes – führten dazu, dass die Pfarrgemeinde mit Pater Chris Aarts an der Spitze und der Lintorfer Heimatverein sich gemeinsam bemühten, die Wegebenennung in einem „Marsch durch die Instanzen“ zu erreichen. Der Bezirksausschuss Lintorf/Breitscheid, das Vermessungsamt, der Haupt- und Finanzausschuss des Rates, das Stadtarchiv und der Städtische

Pater Chris Aarts O.S.C.,
Pfarrer von St. Anna und St. Johannes,
im Habit seines Ordens

Gäste bei der Einweihung des „Jean-Frohnhoff-Weges“.
Im Rollstuhl Maria Frohnhoff, die 98-jährige Witwe Jean Frohnhoffs.
Hinter ihr die 96-jährige Schwägerin Luise Frohnhoff

Bauhof waren uns dabei behilflich, und die Zusammenarbeit war sehr erfreulich. Sehr schön war es, dass die Schilder für den „Jean-Frohnhoff-Weg“ noch rechtzeitig zum 100. Geburtstag am 1. September aufgestellt werden konnten.

Pater Aarts liegt es natürlich sehr am Herzen, durch eine Wegebenennung in der Nähe des Klosters an das segensreiche Wirken seines Ordens in Ratingen zu erinnern. Vermutlich wird er der letzte Kreuzherr sein, der in Ratingen seelsorgerisch tätig ist, sein Orden leidet in Europa unter großem Nachwuchsmangel. In seiner Ansprache zur Wegeinweihung gab Pater Aarts einen kurzen Rückblick über die Geschichte seines Ordens, seine Tätigkeit in Deutschland und speziell in Ratingen. In diesem Jahr feiert die Kirche St. Johannes übrigens ihr 40-jähriges Bestehen, wie man in einem anderen Artikel unseres Jahrbuches nachlesen kann. Vielleicht war es das letzte Mal, dass ein Kreuzherr in Ratingen zu einem offiziellen Anlass im feierlichen Habit seines Ordens aufgetreten ist.

Natürlich waren bei den Feierlichkeiten zur Einweihung der beiden Wege zahlreiche Mitglieder der Familie Frohnhoff aus mehreren Generationen anwesend. Besonders herzlich begrüßt wurden dabei **Maria Frohnhoff,** die 98-jährige Witwe Jean Frohnhoffs, sowie seine fast 96-jährige Schwägerin **Luise Frohnhoff.**

Die Frohnhoffs sind eine alteingesessene und weitverzweigte Familie. In der neuesten Ausgabe des örtlichen Telefonbuches gibt es allein 23 Eintragungen zum Namen Frohnhoff. Die meisten Träger des Namens leben in Lintorf, aber auch in anderen Ratinger Stadtteilen (Ratingen-Mitte, Tiefenbroich, Eggerscheidt) sind sie zu finden. Der Familienname Frohnhoff erklärt sich aus dem althochdeutschen Wort frō [fron] = Herr (Fronleichnam = Leib des Herrn, Frondienst = Dienst für den Herrn) und dem ebenso alten Wort hof = umzäuntes Anwesen oder Gebäude und bedeutete im Mittelalter: Hof eines Grundherrn. Auf einem solchen Hof werden die Vorfahren der heutigen Frohnhoffs damals als abhängige Bauern gearbeitet haben.

Unsere Nachforschungen haben ergeben, dass die heutigen Frohnhoffs in Lintorf wahrscheinlich von zwei Trägern des Namens abstammen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts unabhängig von einander nach Lintorf kamen. Einer von ihnen ist der 1795 in Kalkum geborene **Adolph Frohnhoff,** der um 1825 mit seiner Frau Maria, geborene Schorn, als Tagelöhner in Lintorf ansässig ist. Zwischen 1826 und 1849 verzeichnen die Kirchenbücher von St. Anna die Geburten von sieben Kindern, die diesem Paar geschenkt wurden. Es waren: Adolph (∗ 1826), Jacob Gerhard (∗ 1828), Elisabeth Catha-

rina (∗ 1830), Wilhelm (∗ 1833), Christina Elisabeth (∗ 1836), Gertrud (∗ 1841) und Wilhelm (∗ 1849). Dass der Name Wilhelm zweimal vorkommt, lässt darauf schließen, dass der erstgeborene Wilhelm bereits als Kind verstarb. Im Jahre 1830 wird Adolph Frohnhoff vom Schwurgericht in Düsseldorf von einer schweren „Criminal-Anklage“ frei gesprochen. Er sollte im Juli 1829 einen Fuhrmann auf der Straße von Ratingen nach Krummenweg in Höhe Schwarzebruch unter Androhung von Gewalt seines Geldes beraubt haben, war aber wohl fälschlich beschuldigt worden. (Siehe dazu „Quecke“ Nr. 64, Dezember 1994, S. 124). Welche heutigen Frohnhoffs die Nachkommen dieses Adolph Frohnhoff oder seiner Kinder sind, ließ sich leider nicht ermitteln.

Über den Zweig der Familie, aus der Jean Frohnhoff und seine Geschwister stammen, liegen dagegen viele Angaben vor. Der erste Träger des Namens aus dieser Familie hieß Johann Peter und soll gebürtig aus Rath gewesen sein. Eine Anfrage bei der zur damaligen Zeit zuständigen Pfarre St. Maria unter dem Kreuze im heutigen Unterrath brachte keine Gewissheit. Leider sind die Aufzeichnungen über Taufen in den Kirchenbüchern aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden. **Johann**

Peter Frohnhoff heiratete am 7. Juni 1792 die Lintorferin Anna Catharina Clasen in der St. Anna-Kirche. Er war ebenfalls Tagelöhner und wohnte mit seiner Familie am Duisburger Baum. Er war Jean Frohnhoffs Ur-Ur-Großvater und wie sein Nachkomme ein waschechter „Büscher“.

Dem Ehepaar Johann Peter und Anna Catharina Frohnhoff werden vier Kinder geboren, von denen uns aber hier nur die beiden Söhne Johann Wilhelm (∗ 17. September 1796) und Johann Peter (∗ 11. Juli 1804) näher interessieren sollen. **Johann Wilhelm** heiratete irgendwann in der Mitte der 1820er Jahre Josepha Theus (Eheschließungen zwischen 1810 und 1829 sind in den Kirchenbüchern von St. Anna leider nicht überliefert!), mit der er dreizehn! Kinder hat. Der dritte Sohn heißt wie sein Vater Johann Wilhelm, er wird am 8. November 1837 geboren. Im Jahre 1863 heiratet er Sibilla Dahl. Durch seine fast 40-jährige ehrenamtliche Tätigkeit als Mitglied des Lintorfer Gemeinderates erwarb er sich viele Freunde und großes Ansehen in der Bürgerschaft. Von 1900 bis 1922 war er zudem Gemeindevorsteher, also so etwas wie ein Bürgermeister. Lintorf gehörte zu dieser Zeit zur Bürgermeisterei Angermund, an deren Spitze ein Bürgermeister stand (1870 - 1909 Karl Baasel, 1909 - 1928 Karl Beck). Die Vorsitzenden der Gemeinderäte in den zur Bürgermeisterei gehörenden Gemeinden wie Lintorf, Angermund, Huckingen, Mündelheim usw. nannten sich Gemeindevorsteher. Als Johann Wilhelm Frohnhoff sein Amt 1922 aus Altersgründen niederlegte, wurde **Karl Zurlo** sein Nachfolger. Johann Wilhelm Frohnhoff starb am 21. Mai 1923. Sein Grab ist auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße erhalten.

Der 1804 geborene Tagelöhner **Johann Peter Frohnhoff,** Onkel des langjährigen Gemeindevorstehers, heiratet gegen Ende der 1820er Jahre Helena Busch. Unter den fünf Kindern des Ehepaares ist Friedrich Wilhelm (∗ 14. Dezember 1832) der Großvater Jean Frohnhoffs. Er wohnte später mit seiner Familie Am Brand, und Jean Frohnhoff hat ihm in seinem Mundartartikel „Minne Grußvatter,

Hochzeitsfoto der Eheleute Wilhelm Frohnhoff und Christine Ickelrath.
Die Hochzeit fand am 25. Oktober 1900 in der St. Anna-Kirche statt

dor aule Fritz vam Brang“ („Quecke“ Nr. 51, Oktober 1981, S. 29/30) ein bleibendes Denkmal gesetzt. **Friedrich Wilhelm Frohnhoff** heiratete am 18. April 1858 die 1834 geborene Gertrud Tackenberg, die ebenfalls einer alteingesessenen Lintorfer Familie entstammte. Es muss eine Liebesheirat gewesen sein, denn Tochter Wilhelmina wurde am Tag vor der Hochzeit geboren! Es folgen zahlreiche weitere Söhne und Töchter, von denen die beiden jüngsten Kinder Elisabeth (∗ 11. Oktober 1870) und Wilhelm (∗ 13. Juni 1872) für den Stammbaum und das Leben Jean Frohnhoffs von Bedeutung sind. **Elisabeth Frohnhoff,** die am 10. Juni 1898 Hubert Kröll heiratete, war die „Tante Sett“, von der Jean Frohnhoff oft und gern erzählte, **Wilhelm Frohnhoff** war sein Vater.

Jean Frohnhoffs Mutter war die am 5. November 1872 geborene Christine Ickelrath aus Duisburg-Hochfeld, die Wilhelm Frohnhoff am 25. Oktober 1900 in der St. Anna-Kirche geheiratet hatte. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor: Friedrich („Fritz“), Heinrich, Johann („Jean“), Franz, Christine, Josef, Wilhelm („Willi“) und Hubert.

Nach seinem Wehrdienst, den er von 1893 bis 1895 in der lothringischen Stadt Metz ableistete, ar-

beitete Wilhelm Frohnhoff als Maschinist auf der Schachtanlage Diepenbrock/Loman der Lintorfer Bleibergwerke am Teufelshorn. Nach der Schließung der Zeche im Jahr 1902 wechselte er als Maschinist zu den Hahnschen Werken in Duisburg-Großenbaum, dem Arbeitsplatz vieler Lintorfer zu dieser Zeit. 1902, zwei Jahre nach der Hochzeit, begann er mit dem Bau eines Hauses An den Dieken, in dem heute sein Enkel **Lorenz Herdt** lebt. Das Haus wurde mit Steinen gebaut, die vom Abbruch des Maschinenhauses (Schacht Loman) am Teufelshorn stammten. Im Jahre 1923 wurde Wilhelm Frohnhoff sen. Schützenkönig der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf. Er starb am 13. Dezember 1925 im Alter von nur 53 Jahren, ein schweres Los für seine Witwe, die plötzlich mit acht Kindern allein dastand, von denen die jüngsten erst acht und neun Jahre alt waren.

Die älteren Geschwister mussten der Mutter notgedrungen helfen, um die Familie durchzubringen. Trotz ihres schweren Lebens starb Christine Frohnhoff erst mit fast 90 Jahren am 27. August 1962. Sie musste erleben, dass drei ihrer Söhne vor ihr starben. Wilhelm und Christine Frohnhoff fanden ihre letzte Ruhestätte zusammen mit ihrem Sohn Hubert auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße. Ihr Grab wurde wie die meisten der dort erhaltenen Grabstellen unter Schutz gestellt.

Christine Frohnhoff, geb. Ickelrath, mit ihren Kindern im Jahre 1929.
Von links: Johann (Schang), Franz, Josef, Wilhelm (Willi), Friedrich (Fritz), Christine, Hubert und Heinrich. Ganz rechts: Heinrichs Verlobte Johanna Braun

Hubert, ihr jüngstes Kind, wurde am 11. Juli 1917 geboren. Im Jahre 1938 zum Wehrdienst eingezogen, konnte **Hubert Frohnhoff** erst 1948 aus der Gefangenschaft heimkehren, die ihn zunächst in die Vereinigten Staaten, dann nach Frankreich führte. Im Kriegsgefangenenlager in Alva (Oklahoma) traf er dabei im Jahre 1943 zufällig auf seinen Nachbarn **Jupp Lamerz,** dessen Elternhaus im Lintorfer Norden nur wenige Meter von seinem entfernt lag. Die beiden waren in zwei verschiedenen Camps untergebracht, die durch Zäune und einen Geländestreifen voneinander getrennt waren. Jupp Lamerz hörte eines Tages laute Stimmen aus dem anderen Lager – dort wurde offensichtlich ein Sportfest veranstaltet. Was ihn stutzig machte, waren die „Lengtörper Tön“, die er vernahm. Schließlich entdeckte er Hubert Frohnhoff unter den Teilnehmern eines Laufwettbewerbes. Mehrmals kroch Jupp Lamerz in der Dunkelheit unter den Zäunen her, um seinen Nachbarn im anderen Lager zu besuchen. Ein nicht ungefährliches Unternehmen, denn die Wachttürme waren mit bewaffneten Posten besetzt. Hubert Frohnhoff und Jupp Lamerz hatten Rommels Afrikafeldzug mitgemacht und waren in Tunesien gefangen genommen worden.

1950 war Hubert Frohnhoff Mitbegründer des Bürgerschützenvereins Lintorf, als aktiver Sänger gehörte er auch dem „Böscher“ Gesangverein an, dem MGV „Eintracht 1902“. Am 4. April 1952 verunglückte er 34-jährig in Ausübung seines Berufes bei der Deutschen Bundesbahn, wo er bei der Signalmeisterei arbeitete.

Das in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni 1940 durch Bomben zerstörte Haus der Familie Heinrich und Johanna Frohnhoff An den Banden

Franz Frohnhoff wurde am 11. April 1907 geboren. Nach seiner Ausbildung zum Schreiner arbeitete er bei der Rüstungsfirma Rheinmetall in Düsseldorf-Rath. Am 20. Juli 1935 heiratete er die Lintorferin Amalie Dietz. Nur fünf Jahre später, am 17. Februar 1940, starb er infolge eines schweren Betriebsunfalles an seiner Arbeitsstätte. Er hinterließ mit seiner Frau auch zwei unmündige Söhne, **Alfred** und **Franz.**

Heinrich, der zweitälteste Sohn von Wilhelm und Christine Frohn-

hoff, wurde am 19. November 1903 geboren. Er erlernte den Beruf des Schlossers. Am 20. Juli 1929 heiratete er **Johanna Braun** aus dem Lintorfer Norden. Mit ihren beiden Kindern **Hubert** und **Gertrud** zogen sie während des Krieges in ein eigenes Haus An den Banden, das Heinrich mit seinem Schwiegervater auf dessen Grundstück errichtet hatte. Am 9. Juni 1940, wenige Wochen nach Beginn des Frankreichfeldzuges, wurde das Haus bei einem nächtlichen Luftangriff eines einzelnen britischen Bombers getroffen und völlig zerstört. Möglicherweise hat der Feuerschein einer auf dem nahen Bahndamm der Eisenbahnstrecke Düsseldorf-Duisburg vor einem Signal haltenden Dampflokomotive der Besatzung des Bombers das Ziel markiert, und das Haus der Familie Frohnhoff wurde zufällig ebenfalls getroffen.

Heinrich und Johanna Frohnhoff sowie ihre einjährige Tochter Gertrud wurden getötet. Ihr siebenjähriger Sohn Hubert der in seinem Zimmer in der oberen Etage schlief, wurde mit seiner Matratze durch den Luftdruck aus dem Fenster in den Garten geschleudert und überlebte.

Christine, die einzige Tochter, wurde am 8. Mai 1909 geboren. Am 4. Juni 1936 heiratete sie **Heinrich Herdt** aus Tiefenbroich. Mit dem im Mai 1939 geborenen Sohn Lorenz lebte die Familie im Elternhaus Christines An den Dieken, bis Heinrich Herdt zum Wehrdienst eingezogen wurde. Er fiel auf dem Rückzug von Griechenland bei den Kämpfen um Belgrad im Oktober 1944. Sein Vater **Lorenz Herdt** gehörte übrigens dem 1945 von der Militärbehörde eingesetzten zwölfköpfigen Beirat an, der sich aus Vertretern aller gesellschaftlichen Gruppen Ratingens zusammensetzte und den ebenfalls eingesetzten Bürgermeister Dr. Gemmert beraten sollte.

Christine Herdt an ihrem 89. Geburtstag am 8. Mai 1998

Friedrich Frohnhoff wohnte bis zu seinem Tod im Elternhaus An den Dieken. Hier hilft er seiner Mutter beim Wollewickeln

Christine Herdt trug schwer an dem Verlust ihres Mannes. Da er zunächst vermisst war, hoffte sie lange Zeit, dass er noch lebte und zurückkäme. Sie resignierte aber nicht, sondern kümmerte sich um ihre Familie, die keinesfalls nur aus ihrem Sohn und ihr selbst bestand. Im Haus An den Dieken lebten außerdem ihre Mutter, ihre unverheirateten Brüder Fritz und Hubert und ihr Neffe Hubert, der nach dem tragischen Tod seiner Eltern und seiner Schwester von ihr groß gezogen wurde. Ihr Elternhaus blieb der Mittelpunkt für ihre weitläufige Familie: auch die anderen Geschwister kamen oft und gerne zu Besuch, und es wurde von früher erzählt. Durch den engen Kontakt zu ihrer Mutter wusste sie viel über das Leben im dörflichen Lintorf von einst. Nachdem sie sich lange gescheut hatte, konnten wir sie schließlich überreden, ihre Erinnerungen in zahlreichen „Quecke"-Artikeln niederzuschreiben. Ihre Beiträge waren urwüchsig und ohne Schnörkel. Der bewundernswert dichte Erzählstil war das Resultat ihrer unglaublichen Lebenserfahrung und -leistung. Sie beherrschte die Lintorfer Mundart so perfekt wie ihr Bruder Jean. Es ist schön, dass ihr Sohn **Lorenz Herdt** mit seinem „Lengtörper Kall" in jeder „Quecke" diese Tradition fortsetzt.

Christine Herdt starb 92-jährig am 4. April 2001.

Josef Frohnhoff, den viele ältere Lintorfer noch von seiner Tätigkeit bei der Verwaltung des Amtes Angerland kennen werden, wurde am 12. Januar 1911 geboren. Wie sein Bruder Franz arbeitete er lange Jahre bei der Rüstungsfirma Rheinmetall, die ihn während des Krieges in ihr Werk Dresden schickte. Am 30. Mai 1943 heiratete er **Luise Umek** aus Herne. Als er sich gegen Ende des Krieges von Dresden nach Hause durchschlagen wollte, wurde ihm bei dem Versuch, während eines Angriffs einen Bunker aufzusuchen, durch Bombensplitter ein Unterschenkel so schwer verletzt, dass er im Krankenhaus in Hei-

Josef Frohnhoff
(1911 - 1984)

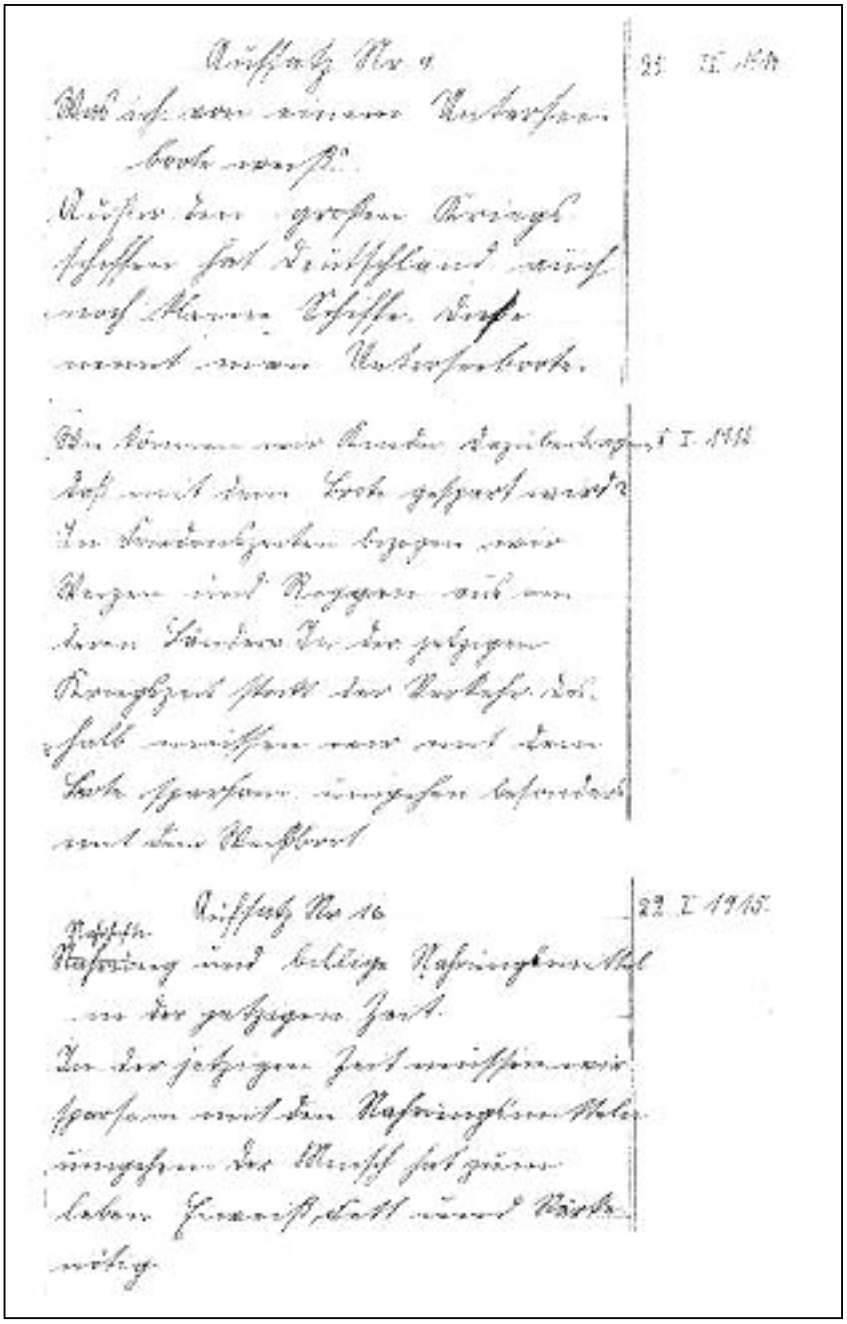
denau bei Pirna amputiert werden musste. Nach seiner Entlassung wohnte Josef Frohnhoff von 1945 bis 1948 ebenfalls im Haus seiner Schwester Christine. Dann fand er die Wohnung an der Duisburger Straße, in der seine Witwe Luise (96 Jahre) heute noch lebt. Sie kam 1948 von Herne nach Lintorf. Am 31. Mai 1949 kam Tochter **Hildegard** zur Welt.

Bei der ersten Kommunalwahl nach dem Krieg im Jahre 1946 wurde Josef Frohnhoff in den Rat der Gemeinde Lintorf gewählt. Von 1947 bis 1973 war er Angestellter im Sozial- und Rentenamt der Amtsverwaltung Angerland. Wie sein Bruder Jean war er 1950 Mitbegründer des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ und viele Jahre Beisitzer im Vorstand. Ihm oblag es, betagten Vereinsmitgliedern zu runden Geburtstagen zu gratulieren. Durch seine Tätigkeit bei der Verwaltung hatte er Zugang zu den entsprechenden Daten. Von Datenschutz sprach damals noch niemand! Neben dem Heimatverein engagierte sich Josef Frohnhoff auch in der Hubertus-Kompanie der Bruderschaft, die ebenfalls 1950 gegründet wurde. Als Mitbegründer war er lange Zeit 2. Vorsitzender und Kassierer der Kompanie, wobei er gleichzeitig auch Mitglied im Hauptvorstand der Bruderschaft war.

Für die Interessen der Kriegsopfer trat er lange als Vorstandsmitglied des VdK ein. Josef Frohnhoff starb am 12. Oktober 1984.

Friedrich („Fritz“) Frohnhoff war das älteste Kind der Eheleute Wilhelm und Christine Frohnhoff. Er wurde am 27. Juli 1902 geboren. Von 1908 bis 1916 besuchte er die in seinem Geburtsjahr neu eingerichtete Katholische Schule II, die „Büscher Schule“. Im ersten Schuljahr wurde er von Lehrer **Keuker** unterrichtet, der auch der erste Dirigent des ebenfalls 1902 gegründeten Männergesangvereins „Eintracht 02“ war. Einige Jahre war dann **Gottfried Hammacher** sein Klassenlehrer. In der Abschlussklasse erhielt er den letzten Schliff vom Schulleiter, Hauptlehrer **Heinrich Schmitz**, dem bedeutenden Heimatforscher des Angerlandes. Heute trägt die „Büscher Schule“ seinen Namen. Friedrich Frohnhoffs Schulbesuch fiel in die Zeit des Ersten Weltkriegs, und wenn man sich seine noch vorhandenen Schulhefte aus dieser Zeit anschaut, bemerkt man, dass sich viele Aufsatzthemen mit dem Krieg und der damit verbundenen Not der Bevölkerung beschäftigen.

Friedrich und seine Geschwister wurden in einem katholischen Elternhaus zu frommen und gläubigen Christen erzogen. Dazu ge-



Aus dem Aufsatzheft von Friedrich Frohnhoff (damals 12 Jahre alt).
Die Themen befassen sich mit dem Ersten Weltkrieg

hörte auch häufiger Kirchenbesuch im Sommer wie im Winter. Für die „Büscher“ war der Weg zur St. Anna-Kirche weit und bei Regen, Eis und Schnee nicht immer bequem. Am Weißen Sonntag des Jahres 1914 feierte Friedrich Frohnhoff Erstkommunion. Pfarrer der St. Anna-Gemeinde war damals **Pastor Meyer,** vor dem die Kinder, denen er in der Schule Religionsunterricht gab, großen Respekt hatten. Von **Maria Molitor** ist eine Anekdote überliefert, in der von Friedrich Frohnhoff als Schulkind und Pastor Meyer bei der samstäglichen Beichte in der St. Anna-Kirche berichtet wird: *Et Fritzke Fruhnhoff wor ne Bruder vom Schang on vom Christine ut de Dieke. (Ech kenn die Jeschichte von minner Schwägerin, die wor van 1902.) Et Fritzke wor och van 1902, he wor jett kleen jerode, aver nit op der Kopp jefalle. Alle vier Weeke, des Samsdags, moßten die Jonges beim Pastur Meyer bichte. Sie woren vör halv vier enne Kerk bestellt, die Böscher Kerk jo-ef et noch nit, also wor die Kerk voll. De Pastur lied sech Tied med em Meddagsschlo-ep on wor öm viedel vör vier noch nit do. Die Kenger wuden onröisch on fingen an te spektakele. Et Fritzke jing op de Predichstohl on markierden der Pastur. He nohm et Täschedu-ek, nohm en Prieß on schnufften sech de Nas ut. Dann fing he med de Häng an te fuchtele, als wenn he am predije wör. All woren se am lache. Et wor richtich wat los enne Kerk. Jrad seid he: „Jeliebte Jemeinde“, do jing de Kerkedür ope on dor Pastur kom erenn. Et Fritzke soh em te-isch, rotschden de Predichstohltrapp eraf on schmiet sech onge op de Knie, faulden de Häng on diet der Krüzweg bede. Dor Pastur hätt fürchterlich jeschängt on jof allen als Strofarbed op, dreimol de Lauretanische Litanei afteschrieve. „Nur das Fritzchen Frohnhoff nicht, seht nur, wie andächtig er den Kreuzweg betet.’’*

Friedrich Frohnhoff
als Kommunionkind im Jahre 1914

Nach der Entlassung aus der Schule erlernte Friedrich Frohnhoff den Beruf des Metallhoblers und Werkzeugmachers. Bis zum Kriegsende im Mai 1945 war er in seinem Beruf bei der Firma Rheinmetall-Borsig in Düsseldorf-Rath beschäftigt wie seine Brüder Franz und Josef. Am 1. August 1943 konnte er sein 25-jähriges Betriebsjubiläum feiern. Im Januar 1945 wurde er wegen „kriegswichtiger Zwecke“ in das Rheinmetallwerk Berlin-Marienfelde versetzt. Er arbeitete dort in einer Spezialabteilung, die man nur mit einem Sonderausweis betreten konnte. Noch bevor sich der Ring der sowjetischen Truppen um Berlin geschlossen hatte, konnte er aus der Stadt fliehen und sich nach Lintorf durchschlagen. Nachts fuhr er mit dem Zug, am Tag ging er zu Fuß.

Bereits am 27. August 1945 begann er ein neues Arbeitsverhältnis bei der Solinger Fahrradfabrik, den späteren Hoffmann-Werken, in Lintorf, die im November 1945 mit 63 Arbeitern und Angestellten die Produktion aufnahm. Friedrich Frohnhoff konnte in seinem bisher ausgeübten Beruf weiter arbeiten. Von Anfang an war er Mitglied des Betriebsrates und später auch dessen stellvertretender Vorsitzender bis zu seiner Kündigung am 30. Dezember 1954, die durch den Konkurs der Hoffmann-Werke bedingt war. Die ganze Zeit über genoss er die Wertschätzung seiner Kollegen und das Vertrauen des Firmeninhabers **Jakob Oswald Hoffmann.**

Als nach Abwicklung des Vergleichsverfahrens die Hoffmann-Werke die Arbeit wieder aufnahmen, wurde auch Friedrich Frohnhoff sofort neu eingestellt. Allerdings wurden nun in der Fabrik nicht mehr Fahrräder, Motorroller oder Motorräder hergestellt, sondern die Firma Hoffmann betätigte sich als Zulieferer für die neu entstehende Rüstungsindustrie und für Automobilhersteller. Friedrich Frohnhoff war bis zu seinem Tod am 23. Juli 1966 bei den Hoffmann-Werken beschäftigt.

Friedrich Frohnhoff
(1902 - 1966) im Jahre 1964

Im Jahre 1950 war er Mitbegründer des Bürgerschützenvereins und lange Zeit auch dessen Kassierer.

Manfred Buer

(Über die Brüder Johann („Jean“) und Wilhelm („Willi“) Frohnhoff wird in gesonderten Beiträgen berichtet.)

Quellen:

Theo Volmert „Lintorf - Berichte, Bilder, Dokumente 1815 - 1974“, herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“, Ratingen, 1987

Dr. Andreas Preuß „Die vier Ehen des Rutger Lemmig oder: warum heute so viele Ehen scheitern“, in „Quecke“ Nr. 63, Dezember 1993, S.84/85

Manfred Buer „Adolf Frohnhoff“, in „Quecke“ Nr. 64, Dezember 1994, S.124.

Familienaufzeichnungen von Alfred Frohnhoff, Kropp, und Lorenz Herdt, Lintorf

Totenzettel von Johann Wilhelm Frohnhoff, Hubert Frohnhoff, Franz Frohnhoff und Johanna/Heinrich Frohnhoff

„Quecke“-Beiträge von Jean Frohnhoff und Christine Herdt

Stammbaum der Familie Jean Frohnhoffs

Entwurf: Manfred Buer

(Johann) Peter Frohnhoff
∗ Rath
Tagelöhner

∞
7. 6. 1792
Lintorf

Anna Catharina Clasen
∗ Lintorf

(Johann) Wilhelm Frohnhoff
∗ 17. 9. 1796 Lintorf
∞ Josepha Theus

Johann Wilhelm Frohnhoff
∗ 8. 11. 1837 Lintorf
† 21. 5. 1923 Lintorf
∞ Sibilla Dahl
1863
Gemeindevorsteher 1900 - 1922

Johann Peter Frohnhoff
∗ 11. 7. 1804 Lintorf
Tagelöhner

∞
Lintorf

Helene Busch
∗ um 1810

Friedrich Wilhelm Frohnhoff
(„Dor aule Fritz vam Brang“)
∗ 14. 12. 1832 Lintorf
† 27. 1. 1910 Lintorf

∞
18. 4. 1858
Lintorf

Gertrud Tackenberg
∗ 15. 6. 1834 Lintorf
† 25. 4. 1902 Lintorf

Elisabeth Frohnhoff
(„Tante Sett“)
∗ 11. 10. 1870
† 3. 11. 1957
∞ Hubert Kröll
10. 6. 1898

Wilhelm Frohnhoff
∗ 13. 6. 1872 Lintorf
† 13. 12. 1925 Lintor

∞
25. 10. 1900
Lintorf

Christine Ickelrath
∗ 5. 11. 1872 Duisburg-Hochfeld
† 27. 8. 1962 Lintorf

Friedrich
(„Fritz“)
∗ 27. 7. 1902
† 23. 7. 1966

Heinrich
∗ 19. 11. 1903
† 9. 6. 1940
(Bomben)
∞ Johanna Braun
20. 7. 1929
Gertrud † 9. 6. 1940 · Hubert

Johann
(„Jean“)
∗ 1. 9. 1905
† 7. 11. 1993
∞ Maria Jüntgen
16. 8. 1930
Werner

Franz
∗ 11. 4. 1907
† 17. 2. 1940
(Unfall)
∞ Amalie Dietz
20. 7. 1935
Alfred · Franz

Christine
∗ 8. 5. 1909
† 4. 4. 2001
∞ Heinrich Herdt
4. 6. 1936
Lorenz

Josef
∗ 12. 1. 1911
† 12. 10. 1984
∞ Luise Umek
30. 5. 1943
Hildegard

Wilhelm
∗ 19. 1. 1916
† 12. 10. 1983
∞ Lene Hey
13. 10. 1939
Willi · Marlene · Christa

Hubert
∗ 11. 7. 1917
† 4. 4. 1952
(Unfall)

Erinnerungen an einen liebenswerten Menschen

Vor 100 Jahren, am 1. September 05 (oder wie er immer sagte: Sag 1905, dann häste min Jeburtsdatum), wurde er in Lintorf geboren –

Jean (Schang) Frohnhoff.

Als 3. Kind der Eheleute Wilhelm und Christine Frohnhoff, geb. Ickelrath, erlebte er mit seinen sechs Brüdern und einer Schwester eine glückliche Kindheit. Es war eine ärmliche und harte Zeit während des Ersten Weltkrieges. Zu Weihnachten gab es z.B. für jedes Kind das gleiche Geschenk: ein Stück Würfelzucker!

Jean Frohnhoff
1. 9. 1905 – 9. 11. 1993

Am 1.April 1911 kam er in die Schule. Er hat davon erzählt: „Am i-eschte Dag nohm de Motter mech an de Hank on breide mech no Scholl. Op Weihnachten hat ech schon ne Tornister vom Chriskenke jekrett. En Tafel met Läppke on Schwämmke on en Jreffeldu-es wor och schon dren. Ech wor su stolz wie Oskar. Om Schollhoff mosten mer op dor Lehrer wade. Als he kom, do krech ech, wie de angere Kenger och, dor Bammel on ech hi-elt mech an dor Schott van men Motter fass. Om Stellsette te li-ere, spelde dor Lehrer Hamacher jett op de Fiolin. We hätt von ons Kenger su watt schonn jesinn of jeho-ut? Dann mosten mer direkt en twedde Spro-ek li-ere. Tu Hus hant mer doch blos platt jekallt on jetzt mosten mer Hochdeutsch li-ere.

De Schollunterricht, de trotz juede Welle van ons Lehrer on Lehrerinne dorch dor Kri-eg jeli-ede hat, verli-ep bös am Eng vam Kri-eg för ons Kenger noch janz normal.“

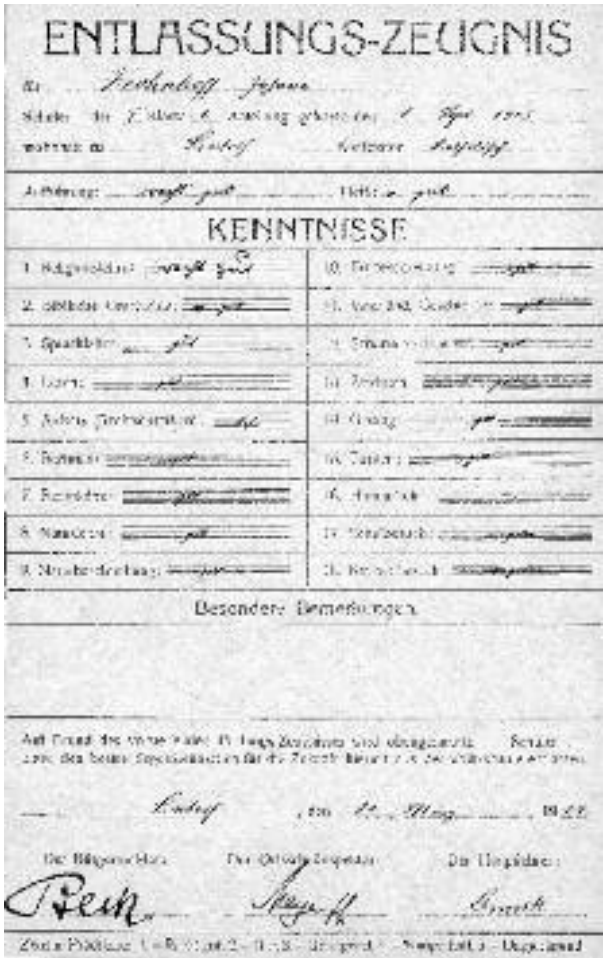
Durch den Ersten Weltkrieg wurde seine Schulzeit sehr geprägt. Der Stundenplan mit Lesen, Schreiben, Rechnen und Turnen musste teilweise ersetzt werden durch Sammeln von Futter für die Pferde der Soldaten an der Front oder auch durch Feldarbeiten bei den Lintorfer Bauern. Seine Noten im Entlassungszeugnis zeigen keine negativen Auswirkungen für das Lernen in den Kriegsjahren.

Da sein Vater 1925 kurz vor Weihnachten mit 53 Jahren starb, mussten er und seine älteren Geschwister der Mutter helfen, den Garten und die Tiere zu versorgen und die kleinen Brüder zu betreuen. So lernte er früh die Gartenarbeit, die er in seinem späteren Leben immer gerne getan hat. Auch davon hat er erzählt: „Wenn de Mamm nit to Hus wor, most ech de Hipp melke. Wie se mech soh, fing se an te hüppe on te springe. Ech konnt se nit melke. Do hat ech en Idee. Ech trock mech e Kleed on en Koppdu-ek van de Mamm an on jing in dor Stall. Jetzt bli-ef de Hipp stonn, on ech konnt se melke.“

Trotz Schule und Verantwortung zu Hause hatte mein Vater auch noch Zeit, mit seinen Freunden zusammen zu sein. Er erzählt:

„Schwemme jeli-ert han ech en dor Krebsebeek (am Kolk, Breitscheider Bach). Dovör hadde mer Jonges ne Damm ut Sank on Jrasplagge jebaut, domit mer jenoch Water hadden öm te schwemme. För us Kenger wor dat prima, mer de Kühe vom Bur am Winkelshüsken hadden dann ke Water mi-e. De Bur brok met Wu-et em Liew de Damm dann widder af. Wir Jonges li-ete awwer dor Mut nit senke on baude widder van nöhem, denn wir wollten doch bade on schwemme.

Mer Kenger hadden och mer een Badebox. Eener trock se an, jing in et Water on schmitt de Box widder rut, on su konnt dor Nächste in dor Beek sprenge. So konnten mer met een Badebox all schwemme li-ere. Ohne Box jing et äwwer och, denn dann hadden mer us en gru-



ENTLASSUNGS-ZEUGNIS

KENNTNISSE

Besondere Bemerkungen

Bis ins hohe Alter war der Garten Jean Frohnhoffs große Leidenschaft. In Lintorf hieß sein Garten „et Paradies am Kalter“

et Täschedu-ek vör et Hengerdeel jebonge.

Em Wenkter jing et nit mi-e en dor Beek. Do wu-ede met en Staak üwer dor Beek jespronge. Oft jing et ju-et, bös op eenmol, do bli-ef minne Staak midden en dor Beek stecke. Et jing nit mi-e hen on terück. Wat wollt ech make, ech fi-el in dor kaule Beek. Nun hat ech Angst, dor Mamm dat te sare, dat se mech verkamesölt. Ech holde em Stall de Schuffkarrhölp on jing domit nor de Mamm on seit: Da Mamm, verkamesöl mech, ech bin en dor Beek jefalle on von owe bös onge nat. De Mamm hät jelacht on mech en dor Ärm jenomme on alles wor wedder ju-et. Se seit mer, du bös te dumm öm met nem Esel te danze och wenn mer dech dor Steez en dor Hank jöft.“

Nur zum Angeln hatte er keine Geduld.

Er meinte dazu: „Ech kann doch nit op eene wade, de ech im Lewe noch nie jesenn han!“ Während seiner Kindheit gab es noch keine Ferienfahrten. Er durfte aber für ein paar Tage zur Tante Mina Wassenberg zum Breitscheider Weg (Luftlinie ca. 1 km). Nach einer Übernachtung ging er auf eine kleine Anhöhe vorm Haus.

Er hat davon erzählt: „Tante Mina seit: Jong, wat däs de do owe op dem Brenkel? – Ech will ki-eke, ob unser Hus noch steht, ech han Heimweh. Tante Mina schickte mech dann widder no Hus.“

In seinem späteren Leben war es eigentlich nicht anders. War er ein paar Tage weg in Urlaub und saß verträumt auf einer Bank, hörte meine Mutter Maria ein Murmeln. „Schang, wat es?“ – „Jetz sitt ech he so nutzlos heröm on kann nix donn, on te Hus em Jade han ech so völl Arbeet on he steel ech dem Herrjott de Ti-et“, so antwortete er.

Die acht Kinder im Haus Frohnhoff mussten auch zum Schlafen untergebracht werden. Sie schliefen zu zweit in einem Bett. Einer an der Wand und einer vorne. Davon erzählt er: „Vörm Inschlo-epe wu-ed immer noch römjebalgt. Ech lo-eg mestens vöre em Bett. Wenn et keen Eng nohm mem Radau, ko-em de Mamm de Trepp eropp on do jo-ew et äwer jet op dor Box. Su jing et längere Ti-et. Emmer ech, de vöre em Bett lo-eg, hät de Mamm jepackt. Dat wor ech le-id on han dor Platz met minnem Broder Fritz jetu-escht. Nu lo-eg ech beruhigt an dor Wank. Owens dat jleiche Speel mem Römbalje. De Mamm kom wedder de Trepp eropp on do se-it se: Vöre de hät se döck jekreje, jetzt es dä an dor Wank och mo-el dran!! On dat wor jo weder ech!!“

Durch ein christliches Vorleben in seinem Elternhaus war mein Vater von einem tiefen Glauben geprägt. Die hl. Messe wurde oft in der Woche in St. Anna um 7 Uhr besucht.

Er hat uns davon erzählt: „Morjens mossten mer frü-e opstonn, denn

Christine Frohnhoff mit ihren Kindern (von links) Hubert, Willi und Christine

et wor üwer en halwe Stond wegs te lope, öm nor de Kerk te ko-eme. No dem Wedder wu-ed nit jefrocht. Op Sonn, Reje, I-es, op Schni-e, mer Kenger mossten de lange Weg jonn. Op dor Duisburger Stroot jow et keene Schutz för dor kaule Wenk, denn et woren op dor Sitt van dor Bahn mer fre-i Feld on noch keen Hüser. Mer ko-eme dann oft janz verfro-ere en dor Kerk an. Äwer mer woren et van Kenk an jewennd on wosten et nit angisch. Dor Orjanist Pitter Held, de die Orjel en dor Kerk spelde, hät dann schu-en op us jewaat, denn he mosste för dat Spiele Luft ut dem Blosebalg han. Mer Jonges mosten dann dor Blosebalg tradde. Wenn mer öm ärjere wollte oder Spö-ek jemakt han,

Jean Frohnhoff beim „Müßiggang“ im Urlaub

Die St. Anna-Kirche, wie sie zur Jugendzeit Jean Frohnhoffs aussah

ko-em keen Luft mi-e an dor Orjel an, on de Tö-en wu-eden emmer leiser. Dann schrie dor Pitter Held: Jonges, Luft, Luft, Luft, on dann finge mer an te tradde, on de Orjel spelde widder normal. Och mossten mer Jonges ab on tu-e ens de Jlocke lüdde. Dat usjefranselte Jlockense-il onge em Jlockenturm hing bös onge op dor Ä-ed. Wenn de Jlocke bem Lüdde rechtesch em Schwung wo-ere, jing dat Se-il hu-ech bös an dor Deck. Dat kapotte Se-il jing ens utenanger, on ech hing mem Hals do tösche on wu-ed fast bös an dor Deck hu-echjetrocke. Ech hat jru-ete Angst, bön äwer ju-et met Stri-eme an dor Hals erongerjeku-eme.

Bem Pastur Meyer han ech och döck de Mess jedent. He wor ene strenge Liermeester. Vör dor Lengtörper Kermesprozessiun mosten mer Jonges emmer alles enstruwiere (einüben), dat ji-ede Schrett on Trett akurat on mönkesmot (mundgerecht) jemat wu-ed. Wenn dann so ne Nixnotz dorbe wor, de och schon emol watt Sperenzkes (Blödsinn) mi-ek, de kräch dann vam Pastur Meyer een jelangt, dat he Tummeläut (Purzelbaum) schlu-ech."

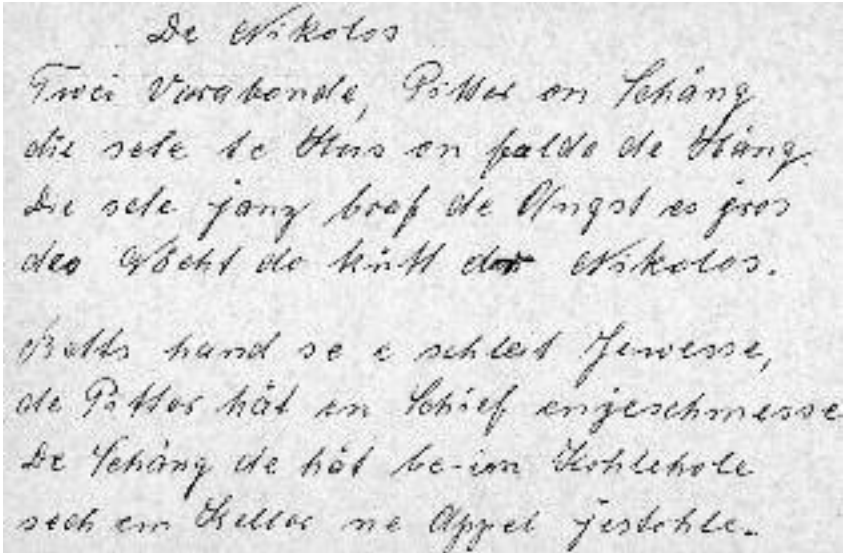
Für die neue Filialkirche von St. Anna im Busch wurde am 26.9.1954 in der Gaststätte Doppstadt ein Kirchbauverein gegründet. Mein Vater war Mitbegründer des Vereins, wo er auch einige Jahre den Vorsitz hatte und unermüdlich für den Bau der neuen Kirche im Busch sammelte. Als Mitglied des Kirchenvorstandes konnte er mit Dechant Veiders die neuen Glocken in Gescher bestellen, konnte zusammen mit Pater Kos Kok o.s.c. und Dechant Veiders den ersten Spatenstich am 24.11.1963 vornehmen und wurde zum Paten einer neuen Glocke ernannt. Er war 40 Jahre, von 1946 bis 1986, Mitglied des Kirchenvorstandes. Zuerst in St. Anna, später auch in der Pfarrgemeinde St. Johannes (Pfarrer von Ars) im Busch. Für diesen vielseitigen Einsatz im Dienst der Kirche wurde ihm am 4. September 1980 der päpstliche Orden „Pro Ecclesia et Pontifice" (für Kirche und Papst) verliehen.

Das Jahr 1980 war ein Festjahr für Jean Frohnhoff: am 16. August feierte er mit seiner Frau Maria Goldene Hochzeit (auf unserem Bild das Goldhochzeitspaar mit Pater Nico van Rijn o.s.c.), am 1. September war sein 75. Geburtstag, und am 4. September wurde ihm der päpstliche Orden „Pro Ecclesia et Pontifice" verliehen

Maria und Jean Frohnhoff als „Niederländer"

Bei seinem Erzählen von früher haben wir immer gerne zugehört. Man spürte, wie seine Mutter allein mit acht Kindern das Leben meistern musste und konnte.

Mit 21 Jahren lernte er seine spätere Frau Maria Jüntgen kennen. Familie Jüntgen zog aus beruflichen Gründen des Schwiegervaters Wilhelm Jüntgen 1927 nach Den Haag. Aus Liebe, wie er immer sagte, zog er mit in die Niederlande, wo er im Betrieb mit seinem Schwiegervater gearbeitet hat. Dort haben meine Eltern 1930 geheiratet. Zwischenzeitlich zogen sie nach Amsterdam, wo ich 1931 geboren wurde. Durch die politische Situation ergab es sich, dass die Familien Jüntgen/Frohnhoff 1934 wieder nach Lintorf in ihr Haus zum Breitscheider Weg zurückkehrten. Vater war glücklich, wieder ein „Lengtörper" zu sein. Nach den Kriegswirren wurde er 1950 Mitgründer seines Lintorfer Heimatvereins, bei dem er lange Jahre im Vorstand tätig war und dem er bis zu seinem Tod treu verbunden blieb. Als Mundartdichter hat er viele Anekdoten für die Heimatzeitschrift „Die Quecke" zum Besten gegeben. Alle seine mit der Hand geschriebenen Mundartgeschichten und –gedichte wollte er ordentlich mit der Schreibmaschine geschrieben an den Schriftleiter der Quecke abliefern. Dann kam die Bitte an meine Frau Ello: „Kenk, jetzt moste wid-



De Nikolos

Twei Vierbende, Pötter on Tehäng
die sete de Ötes on falde de Häng.
De sete jang brof de Angst es gres
des Göcht de hätt dat Nikolos.

Pötts hand se e schlet Jewesse,
de Pötter hät en Tohief engeschmesse
De Tehäng de hät be-im Kohlehole
sech em Keller ne Appel jestohle.

Auszug aus einem Originalmanuskript Jean Frohnhoffs. Das Gedicht „De Nikolos“ erschien im Dezember 1994 in der „Quecke“ Nr. 64, ein Jahr nach seinem Tod

der vör mech en Doktorarbet schri-ewe.“ So nannte er die Übertragung seiner in Lintorfer Mundart geschriebenen Geschichten in die Schreibmaschine. So gingen oft viele Stunden vorbei, wo man zusammen lachen konnte und die nie vergessen werden. Alkoholische Getränke hat er immer gemieden, denn er konnte nicht viel vertragen. Nur beim „Queckeverkauf“, oft über 300 Stück, die er persönlich zu vielen Lintorfer Familien brachte, wurde ihm der Alkohol manchmal zum Verhängnis. Hier ein Schnäpschen, da ein Schnäpschen. Das Fahrrad musste er dann nach Hause schieben, wo meine Mutter schon ein paar Stunden gewartet hatte. Die Folgen waren für meinen Vater schrecklich: „Nie wieder, nie wieder“, war sein Klagen. Viele Jahre noch warteten die Quecke-Liebhaber mit der Schnapsflasche auf sein Kommen, und viele Queckeleser erzählen heute noch von dem köstlichen Humor und den Verzällkes meines Vaters. Für seine Dienste und Leistungen für den „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ wurde er am 12.12.1986 zum Ehrenmitglied ernannt. Der Vorstand des Heimatvereins bat im vergangenen Jahr den Rat der Stadt Ratingen, einen neu angelegten Weg in Lintorf zwischen Kalkumer Straße und Soestfeld in Jean-Frohnhoff-Weg zu benennen, der am 9. September 2005, wenige Tage nach seinem 100. Geburtstag, in einer kleinen Feierstunde eingeweiht werden konnte. Meine Mutter Maria Frohnhoff konnte mit 98 Jahren die Ehrung noch erleben. Leider ist sie dann einige Wochen später, am 29. Oktober 2005, verstorben. Sie wurde am 4. November an der Seite ihres Mannes auf dem Lintorfer Waldfriedhof begraben.

Wir alle mussten nach einer langen Krankheit von diesem liebenswerten und humorvollen Menschen Abschied nehmen. Aber wir vom Kalter, meine Mutter Maria, meine Frau Ello, unser Sohn Markus und ich haben uns bemüht, mit der Hilfe der Caritasstation Ratingen, ihn so gut wie möglich zu pflegen. Am 9.11.1993 hat sein Herz aufgehört zu schlagen, das mit uns allen so sehr verbunden war. Wir sind dankbar, dass wir mit diesem guten Menschen so lange zusammenleben durften. Wir werden ihn nie vergessen.

Werner und Ello Frohnhoff
am Kalter

Op he do owe met unserem Verzäll tefri-ede es?

Über
25 Jahre
Herzlich willkommen im Angerland
Ihr persönliches Hotel in Lintorf.
Ruhige Lage und hoher Schlafkomfort.
Gourmet-Frühstücksbüffet.
Familienfreundliche Wochenendtarife.
Hotel Angerland garni
Inh. Marianne Bjelic
Lintorfer Markt 10
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. (02102)3 02 40
Fax (02102)3 64 15
Hotel Angerland

Wilhelm Frohnhoff – ein Leben in der Dorfgemeinschaft

Wer sich an Wilhelm Frohnhoff erinnert, denkt vielleicht an den Mann im grauen Arbeitskittel und mit dem Zigarrenstumpen im Mund. Oder er denkt an den Obersten der St. Sebastianus Schützenbruderschaft Lintorf, der beim Schützenzug auf einem Pferd durch Lintorf reitet. Vielleicht fällt einem aber auch das Kirchenvorstandsmitglied von St. Anna ein, das beim Pfarrkarneval in der Bütt stand und überhaupt gerne Witze erzählte. Wilhelm Frohnhoff, ein Lintorfer mit vielen Facetten.

Im Krieg geboren

Wilhelm Frohnhoff wurde am 13. Januar 1916 während des Ersten Weltkriegs im Norden Lintorfs geboren. Er war ein echter „Büscher“. Über die ersten Jahre seines Lebens ist leider nichts bekannt. Dokumente zu seinem Leben gibt es erst mit der Einschulung am 1. April 1922.

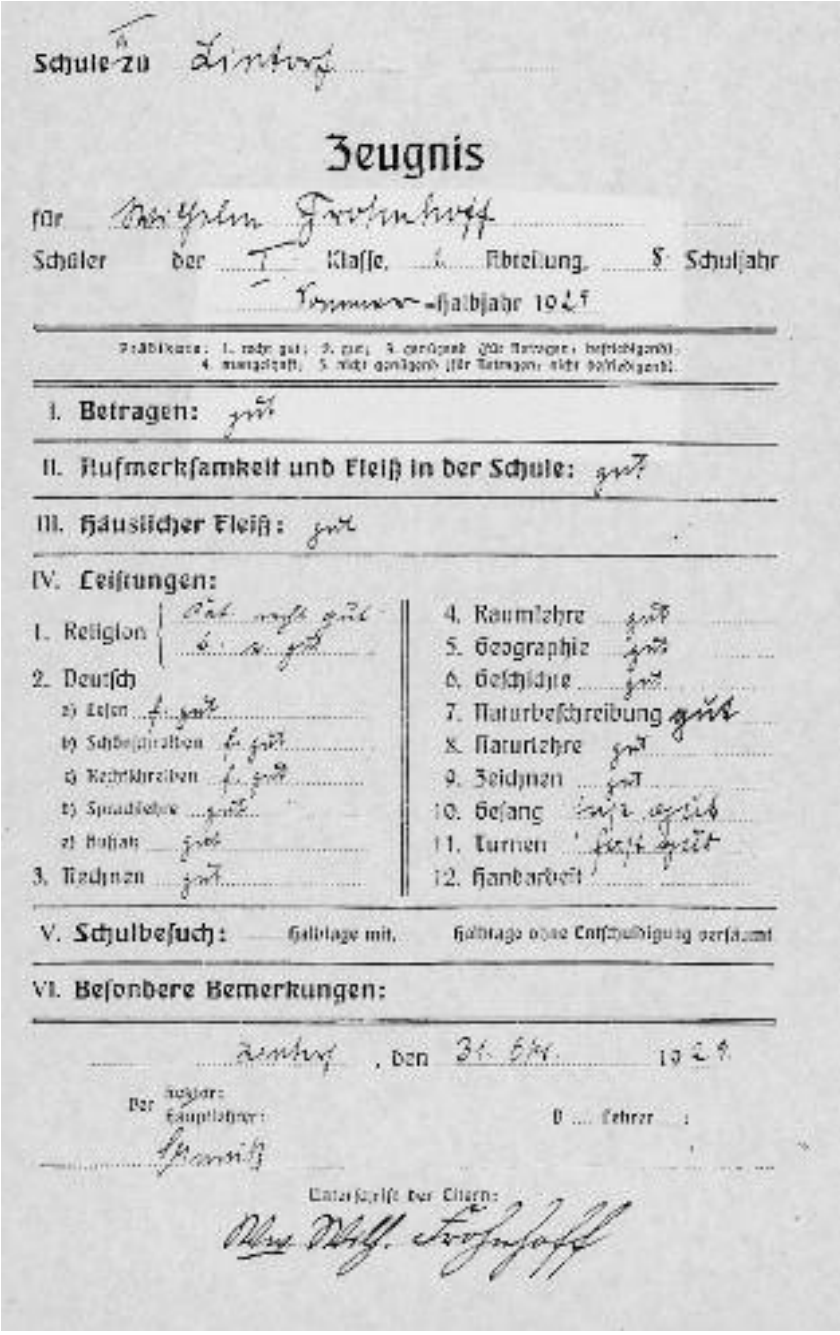
Er besuchte die Büscher-Schule (Schule 2), die heutige Heinrich-Schmitz-Schule. Seine erste Lehrerin war Frau Kaisers (bis 1923 und von 1925 bis 1927). Im Schuljahr 1924/25 hatte er Lehrer Mendorf, und schließlich von 1927 bis zur Entlassung 1929 Rektor Schmitz, nach dem später die Schule benannt werden sollte.

Das heute noch vorhandene Zeugnisheft, in dem übrigens ein falsches Geburtsdatum – 17. Januar – eingetragen ist, gibt Auskunft über Wilhelms Noten. Die so genannten Kopfnoten – also Betragen, Aufmerksamkeit und Fleiß in der Schule und häuslicher Fleiß – sind die ganzen Jahre über gut.

Auch in Religion war er die gesamte Schulzeit über gut; ebenso in Deutsch, obwohl er darin zwischendurch auch einmal kleine Schwächen zeigte. Rechnen scheint in der Schule nicht sein Lieblingsfach gewesen zu sein. Meist hatte er ein Genügend im Zeugnis, einmal – im dritten Schuljahr – sogar ein Mangelhaft.

Ähnlich waren seine Noten im Gesang. Gleich das erste Schulhalbjahr beendete Wilhelm Frohnhoff mit einem Mangelhaft in Gesang, verbesserte sich aber über genügend bis zu einem Fast Gut im Abschlusszeugnis. Fast genauso erging es ihm beim Turnen. Die erste Turnnote im dritten Schuljahr war ein Genügend, im fünften ein Kaum Genügend und im sechsten sogar ein Mangelhaft. Und im Abschlusszeugnis stand dann ein Fast Gut. Geschichte, Geographie und Naturbeschreibung lagen Wilhelm eher. Die ganze Schulzeit über endeten die Schuljahre mit einem Gut in diesen Fächern. Vielleicht ein erster Hinweis auf seine ein Leben lang währende Verbundenheit mit Lintorf.

Nach der Schule ging Wilhelm Frohnhoff nach Ratingen in die Fahrradmechanikerlehre bei Fer-



Schule zu Lintorf

Zeugnis

für Wilhelm Frohnhoff

Schüler der I Klasse, 1 Abteilung, 8 Schuljahr

Sommer-Halbjahr 1929

Prädikate: 1. recht gut; 2. gut; 3. genügend (für Betragen: befriedigend); 4. mangelhaft; 5. nicht genügend (für Betragen: nicht befriedigend).

I. Betragen: gut

II. Aufmerksamkeit und Fleiß in der Schule: gut

III. Häuslicher Fleiß: gut

IV. Leistungen:

1. Religion: Kat. recht gut; b. a. gut
2. Deutsch
   a) Lesen f. gut
   b) Schönschreiben f. gut
   c) Rechtschreiben f. gut
   d) Sprachlehre gut
   e) Aufsatz gut
3. Rechnen gut
4. Raumlehre gut
5. Geographie gut
6. Geschichte gut
7. Naturbeschreibung gut
8. Naturlehre gut
9. Zeichnen gut
10. Gesang fast gut
11. Turnen fast gut
12. Handarbeit

V. Schulbesuch: Halbtage mit. Halbtage ohne Entschuldigung versäumt

VI. Besondere Bemerkungen:

Lintorf, den 31. Okt. 1929

Der Rektor: Hauptlehrer: Schmitz

D. Lehrer:

Unterschrift der Eltern: Wwe Wilh. Frohnhoff

Wilhelm Frohnhoffs Halbjahreszeugnis aus der 8. Klasse

dinand Müller. Die Lehre schloss er am 28. März 1934 mit der Gesellenprüfung ab. Eine reine Automechanikerausbildung gab es zu dieser Zeit noch nicht.

Nach der Lehre meldete er sich zum Wehrdienst im so genannten 100.000-Mann-Heer, das die Siegermächte des Ersten Weltkriegs dem Deutschen Reich als Armee zugebilligt hatten. Stationiert war er in der Zeit zum Beispiel in Münster in Westfalen, erinnert sich seine Schwägerin Marianne Preuß. Hier lernte er auch das Tanzen - nach Dienstschluss mit einem Besen auf der Stube. Ab 1936 hat Wilhelm Frohnhoff dann wieder bei der Firma Ferdinand Müller gearbeitet, bis er am 12. August 1939 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Nach Ende des Krieges kehrte er wieder zu seinem alten Ausbildungsbetrieb zurück.

Erste Kriegsheirat

Doch bevor es soweit war, heiratete Wilhelm Frohnhoff Ende 1939 Helene (Lene) Hey. Über das Kennenlernen gibt es unterschiedliche Erzählungen. Sein Sohn Wilhelm (geb. 1940) erinnert sich an Erzählungen seiner Mutter. Danach fing alles eher mit Rangeleien zwischen den Kindern aus dem Dorf – dort wohnte Lene - und aus dem Busch an, bevor sich zarte Liebesbande entwickelten. Andere erinnern sich, dass Wilhelms Bruder Hubert die beiden zusammengebracht habe. Vielleicht haben ja beide Erzählungen einen wahren Kern. Jedenfalls verlobten sich die beiden Weihnachten 1937.

Die Hochzeit war übrigens die erste Kriegstrauung in Lintorf. Dementsprechend heiratete Wilhelm Frohnhoff natürlich in Uniform. Kriegstrauung hieß, dass kein langwieriges Aufgebot bestellt werden musste. Wilhelm kam auf wenige Tage Urlaub vom Kriegseinsatz nach Lintorf, heiratete am 13. Oktober 1939 in der St.-Anna-Kirche und musste dann schon wieder fort. Die standesamtliche Trauung hatte bereits im Mai 1939 stattgefunden.

Der Hochzeitstermin war notwendig, weil das junge Paar eine Wohnung in Aussicht hatte. So verließen Wilhelm und Lene Frohnhoff noch im Oktober Lintorf

Helene und Wilhelm Frohnhoff mit ihrem Sohn Willi während eines Heimaturlaubs im Zweiten Weltkrieg

und bezogen eine Wohnung in der Stadt – in der Hindenburgstraße in Ratingen (heute Düsseldorfer Straße/Ecke Stadionring). Dort wurden die beiden ersten Kinder – Willi und Marlene (siehe dazu auch Marianne Preuß' Bericht in der Quecke Nr. 73, 2003, S. 114) – geboren. Als Marlene 1943 geboren wird, ist Wilhelm als Soldat an der Ostfront. Er ist Schirrmeister bei der Artillerie.

Über seine Zeit bei der Wehrmacht hat Wilhelm Frohnhoff nach dem Kriege nicht viel erzählt, weder in der Familie noch in der Öffentlichkeit. Die Schwägerin Marianne Preuß erinnert sich zwar, dass er zunächst in der Eifel stationiert war und den Frankreichfeldzug mitmachte. Er scheint dann zunächst in Frankreich geblieben zu sein. Von dort, so Marianne Preuß, schickte er häufiger feine Spitzenunterwäsche an seine Frau nach Ratingen. Zumindest 1943 war er in Russland an der Ostfront.

Seine Tochter Marlene weiß, dass er – entsprechend seinem Beruf als Kraftfahrzeugschlosser – während des Krieges für die Wehrmacht Testfahrten mit dem Motorrad auf dem Nürburgring gemacht hat. Getestet wurden dabei die Reifen. Doch Dokumente, also Feldpostbriefe oder Feldpostkarten, die er vielleicht nach Hause geschrieben hat, gibt es nicht. So bleiben seine Erlebnisse in der Kriegszeit weitgehend unbekannt.

Vielleicht hat ihm seine Frau noch kurz vor Kriegsende von den „Heldentaten" seines Sohnes berich-

Wilhelm Frohnhoff mit einer Wehrmachts-BMW unterwegs auf dem Nürburgring

1948 in der Instandsetzungswerkstatt der Regierungsbezirks-Polizei in Düsseldorf. Im gleichen Jahr legt Wilhelm Frohnhoff seine Meisterprüfung ab

tet. Das dürfte ihm dann einige Sorgenfalten bereitet haben. Willi erinnert sich, dass er bei dem Fliegerangriff auf Ratingen im März 1945 mit einem Freund auf der Dachrinne des Hauses gesessen hat. Gemeinsam haben sie dem Angriff zugeschaut, bis die Mutter sie endlich gefunden hatte und vom Dach in den Luftschutzkeller holte.

Nach dem Krieg

Jedenfalls fängt Wilhelm im August 1945, nach einer kurzen Gefangenschaft, wieder bei Ferdinand Müller in Ratingen an zu arbeiten. Er wechselt aber nach anderthalb Jahren im März 1947 zur Regierungsbezirkspolizei. Während dieser Zeit hat Wilhelm Frohnhoff auch als eine Art Bewährungshelfer gearbeitet, erinnert sich die Tochter.

Vermutlich im Sommer 1947 machte Wilhelm Frohnhoff mit seiner Frau Lene, seinem Sohn Willi und seiner Schwägerin Marianne Preuß (geb. 1929) eine Fahrradtour in die Eifel. Übernachtet wurde auf dem Weg dorthin in Zelten. Willi und Marianne Preuß mussten am ersten Abend das Holz fürs Lagerfeuer sammeln. Lene Frohnhoff hatte einen Kuchen gebacken und mit auf die Fahrradtour genommen. Anderntags ging es weiter bis nach Heimbach in der Eifel. Dort war das Ziel der Kreuzweg des Klosters Maria Wald, der ziemlich steil ist. Marianne Preuß erinnert sich noch gut, wie sehr ihre Schwester über den steilen Kreuzweg geschimpft hat.

Am 3. Februar 1948 legt Wilhelm Frohnhoff schließlich seine Meisterprüfung als Kraftfahrzeugmechaniker ab. 1948 wird auch das dritte Kind, Christa, geboren.

Seine erste eigene Autowerkstatt eröffnet er am 11.9.1950 in Lintorf neben Gut Porz, damals Ratinger Straße. Das Gebäude gehörte dem Dachdecker Ritterskamp. Später war dort lange Jahre die Araltankstelle. Heute stehen an der Stelle einige Reihenhäuser.

Noch wohnte die Familie in Ratingen an der Düsseldorfer Straße. Erst 1953 zieht sie zum Eichförstchen nach Lintorf um. Hier wird im Dezember 1958 auch der erste Fernseher angemeldet. 1960 zieht Wilhelm Frohnhoff noch einmal um. In der Weidenstraße hat er auf Kirchenland und mit viel Eigenarbeit und Hilfe von Nachbarn und Verwandten ein eigenes Haus gebaut. Hier lebt er bis zu seinem überraschenden Tod im Jahr 1983.

Die 1950er Jahre sind die Zeit des Wirtschaftsaufschwungs in Deutschland. Auslandsurlaub, vor allem in Italien, wird beliebt. Doch zunächst bleibt Wilhelm Frohnhoff der Heimat verbunden. Am 15. April 1951 wird er Mitglied der Lintorfer Kolpingfamilie. Bei den Schützen war er im Januar desselben Jahres eingetreten und wurde dann im Sommer 1951 auch schon Bruderschaftskönig. Davon war Lene, wie sie bei Familienfeiern immer wieder berichtete, zunächst überhaupt nicht begeistert. Aber schließlich hat ihr das Königsjahr genauso viel Freude gemacht wie Wilhelm.

Am 1. März 1952 tritt Wilhelm der KAB Lintorf bei und am 1. November 1956 der CDU Lintorf. Dazwischen liegt, 1953, der erste Urlaub im Schwarzwald. Den Wagen dafür hatte er sich beim Lintorfer Busunternehmen Schulz geliehen.

Danach ging es jährlich in den Schwarzwald und nicht nach Italien. 1959, erinnert sich Marianne Preuß, nahm sie der Schwager mit in den Schwarzwald. Vier Erwachsene und vier Kinder und Jugendliche müssen irgendwie in das Auto gepasst haben: Willi und Lene Frohnhoff mit den beiden Töchtern Marlene und Christa, Marianne Preuß mit ihren Kindern Hildegard und Alfred und schließlich noch die Oma.

Im Jahre 1951 sind Helene und Wilhelm Frohnhoff das Königspaar der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf. Links am Mikrophon der Ratinger Tambourmajor Köbes Zimmermann, in der Mitte Emil Harte

Willi Frohnhoff als Oberst der Bruderschaft im Schützenzug 1983

Die Verbundenheit mit dem Schützenwesen zeigt sich 1963. In diesem Jahr wird das Stammkorps gegründet, und Wilhelm Frohnhoff wird der erste Vorsitzende und Hauptmann des Korps. Er leitet das Stammkorps bis 1973. Er gibt das Amt ab, als die Bruderschaft ihn bittet, den Posten des Obersten der Bruderschaft zu übernehmen. Dafür lernt Wilhelm auch noch das Reiten. Ein Gerücht sagt, dass dabei der Esel des Asyls, der ihm zunächst als Übungsobjekt diente, kurze Zeit später einging. Oberst blieb er bis zu seinem Tod.

In diese Zeit der 1960er und 1970er Jahre fällt auch sein Einsatz für die St. Anna-Gemeinde. Er wird Mitglied des Pfarrgemeinderats nach dessen Gründung 1968. Außerdem ist er lange Jahre im Kirchenvorstand der Gemeinde aktiv. Er ist beim Pfarrkarneval dabei. Als jemand, der immer einen guten Witz zu erzählen weiß, ist er ein idealer Büttenredner.

Die Autowerkstatt in Lintorf

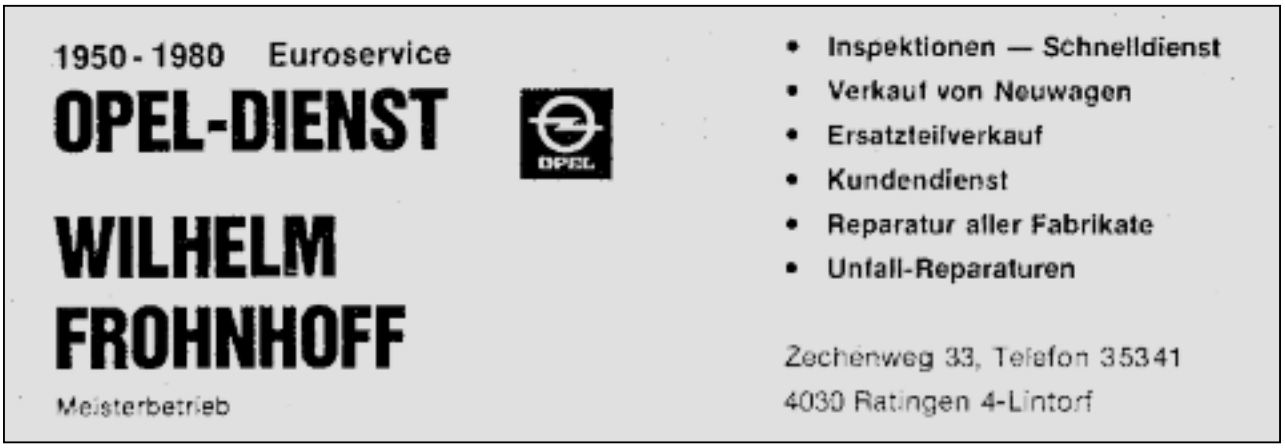
Doch noch einmal zurück zu seinem beruflichen Werdegang. Im Spätsommer 1950 hatte er sich mit einer Autoreparaturwerkstatt selbstständig gemacht. Im Herbst nahm er auch einen Lehrling, Werner Dahms. Dieser erinnert sich, dass er schon als Schüler bei Wilhelm Frohnhoff mit an Autos gebastelt hatte. Der musste ihn immer geradezu nach Hause schicken, damit er seine Hausaufgaben machen konnte. Gleich nach der Schule begann er dann die Lehre.

Wahrscheinlich bereits 1952 oder 1953 zieht Wilhelm Frohnhoff mit der Werkstatt um. Es sind wiederum nur kleine Räumlichkeiten bei Holtschneider mit Blick auf die spätere Drupnas. Schließlich zieht er mit der Werkstatt an die Angermunder Straße (heute Konrad-Adenauer-Platz) in die dafür bestens geeigneten Hallen von Karrenberg. Später war in dem Gebäude eine Spedition. Dann erfolgt 1968/69 der letzte Umzug mit der Werkstatt. Am Zechenweg entsteht ein kleines Gewerbegebiet. Hier baut Wilhelm Frohnhoff seine eigene Autowerkstatt.

Wer jemals sein Auto in die Opel-Werkstatt Frohnhoff zur Reparatur gebracht hat, erinnert sich an Wilhelm Frohnhoff im grauen Arbeitskittel und mit dem Zigarrenstumpen im Mund. Und der weiß auch, dass die Geschichte, die Tochter Marlene erzählt, tatsächlich so geschehen ist. Und wenn sie nicht so geschehen ist, dann hätte sie auf alle Fälle so geschehen können. Kaplan Obeid war häufig bei Familie Frohnhoff zu Besuch. In der Fastenzeit forderte er einmal Wilhelm Frohnhoff auf, wenigstens in dieser Zeit auf das Rauchen, auf die geliebte Zigarre zu verzichten. Wilhelm Frohnhoff antwortete dem Kaplan darauf: „Zur Ehre Gottes werde ich heute eine Zigarre mehr rauchen!“

Dr. Andreas Preuß

Wilhelm Frohnhoff mit seinem legendären Opel P4 und der unvermeidlichen Zigarre in den 1950er Jahren



Anzeige der Autowerkstatt Wilhelm Frohnhoff in der „Quecke“ Nr. 50 aus dem Jahre 1980

Mehl allein macht noch kein Brot ...

Bäckerei Steingen backt seit 1833

– mit besten Zutaten

– mit Liebe zum Beruf

– mit Erfahrung

in der *sechsten* Generation

Bäckerei Steingen

Lintorf · Speestraße 24 · Ulenbroich 5 · Tel. 0 21 02 / 3 12 90

Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 732181 Fax 732182
lintorfer-buchhandlung@t-online.de

Duisburger Str. 23 · 40885 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 3 55 12

Herz-Apotheke

Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps, damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Lintorfer Apotheke

Speestraße 4 · 40885 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 3 10 11

Karl Kronen
Malermeister

Malerarbeiten aller Art

Am Potekamp 3
40885 Ratingen-Lintorf

Tel. 0 21 02 - 3 47 78
Fax 0 21 02 - 39 91 08

Rena Moden
Inh. Hirschmann

Montags - Freitags
9.30 - 13.00 und 15.00 - 19.00 Uhr
Samstags 9.30 - 16.00 Uhr

☎ 0 21 02 / 3 74 43

Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf

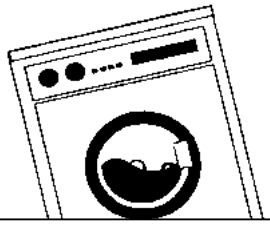
Das Hotel mit der idealen Verkehrslage und großem Erholungswert

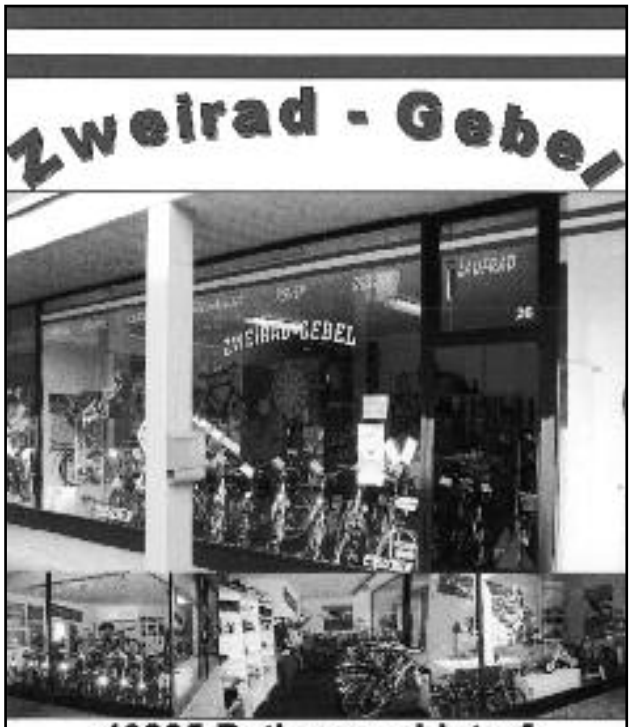
Hotel garni Uferkamp
Inh. Hirschmann

Tiefenbroicher Str. 55
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 - 89 39 39
Fax 0 21 02 - 73 31 97

D.LIERE
Hausgeräte • Ersatzteile
Einbaugeräte • Kleingeräte

Speestr. 26
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 02102-35655
Fax 02102-35653





40885 Ratingen – Lintorf
Konrad – Adenauer - Platz 26
Tel: 02102 / 10 17 202
Öffnungszeiten
Mo.-Fr.: 10:00 – 13:00 15:00 – 18:30
Samstag 10:00 – 14:00

Wir sind immer für Sie in Aktion

Hellbach

Täglich durchgehend
von 9.00 bis 19.00 Uhr,
samstags von 9.00 bis 16.00 Uhr
geöffnet

Lintorf - Speestraße 18 - 20
Telefon 3 28 95

Zigarrenhaus Hamacher

Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto

...und Sie wissen Bescheid!
PRESSE Fachhandel

40885 Ratingen-Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 14

Telefon 0 21 02/3 33 12

ZAUBERFLÖTE
Der phantasievolle Kinderladen
Spielzeug
Kindermode

Speestraße 26, 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02 / 7 06 97 34

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe
Inh. Dieter Linke · Schlossermeister Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 - 3 58 78 · Fax 3 91 78

Michael Brüster
Elektromeister

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Reparaturen aller Art

40880 Ratingen · Am Söttgen 9a
Tel. + Fax: 0 21 02 / 47 57 62

WEGA Reisen

Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 20 55 und 93 44-0
Telefax 0 21 02 / 93 44 22

REBS

Zentralschmiertechnik GmbH

Duisburger Straße 115
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 06-0
Telefax 0 21 02 / 93 06-40

Lieferprogramm:

Zentralschmierung mit Progressiv-Verteiler
Spurkranzschmierung für Schienenfahrzeuge
Öl-Luft Schmierung Turbolub System
Automatische Kettenschmierung
Rolltreppen-Schmierung

Wir beraten, projektieren, liefern und montieren.
Besuchen Sie uns im Internet: www.rebs.de

Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung

BOSCH

PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33
40885 Ratingen

Telefon (0 21 02) 3 42 35
Telefax (0 21 02) 3 15 13

Orthopädische Werkstatt

Über 50 Jahre in Ratingen

Miederwaren-Fachgeschäft
Eigene Miedernäherei

Sanitätshaus

Heck

Nachf. Franz Emser

Bahnstraße 8 a · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 2 21 20
Telefax 0 21 02 / 2 59 72

Wir informieren – beraten – helfen!

● Lieferant aller Krankenkassen und Behörden

Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände · Wand- und Deckenverkleidungen · Kassettendecken · Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen · Schrankergänzungen
Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 60 32
Telefax 0 21 02 / 3 47 49

Neubauten

Franz und Rainer

Steingen
GmbH

exklusive Bäder

Sanitäre Installationen seit 1945

Internet: **www.steingen-sanitaer.de**
Telefon: 0 21 02 / 3 56 79
Privat: 0 21 02 / 3 75 30
Fax: 0 21 02 / 3 74 55

Altbausanierung

Kundendienst

50 Jahre Arbeiterwohlfahrt Lintorf

Am 1. Oktober 2005 feierte die AWO Lintorf ihr 50-jähriges Jubiläum. Am 13. Juli 1955 gründeten elf Frauen und Männer in Lintorf die Arbeiterwohlfahrt. Zu dieser Zeit bestand eine sehr große Wohnungsnot. Die Schatten des Zweiten Weltkrieges waren noch überall sichtbar. Hier ein Blick auf die politische Ebene:

Im Jahre 1955 unterzeichnete Bundespräsident Theodor Heuss die Pariser Verträge. Die BRD trat der Nato bei. Die letzten Kriegsgefangenen wurden freigelassen und kehrten heim. Das deutsche Fernsehen schloss sich der Eurovision an. 1955 zählte Lintorf 7.000 Einwohner.

Die Gründung der AWO Lintorf erfolgte in der damaligen Gaststätte „Mentzen“ am Lintorfer Markt, wo sich heute die Sparkasse Hilden-Ratingen-Velbert befindet.

Die ersten Mitglieder in der Arbeiterwohlfahrt Lintorf waren: Karl Stein†, Johann Bohn†, Reinhold Behnke, Johanna Rothemann†, Christian Widmer†, Dr. Gottfried Junge†, Wilhelm Küpper†, Rosa Windisch, Werner Lohse†, Wilhelm Kaltenpoth† und Willi Zerres†.

An der Gründungsversammlung nahmen vom Kreisverband Mettmann teil: Ernst Lemanski†, Kreisvorsitzender, und Gustav Kurz, Kreiskassierer. In der Gründungsversammlung wurden Karl Stein zum 1. Vorsitzenden, Johann Bohn zum 2. Vorsitzenden und Reinhold Behnke zum Kassierer sowie Johanna Stein und Rosa Windisch zu Beisitzern gewählt.

In den ersten zehn Jahren nach der Gründung des Ortsvereins wurden das Kinderferienwerk und die Altenhilfe ausgebaut. Ebenso konnten in zahlreichen anderen Bereichen der Sozialarbeit gute Erfolge erreicht werden. Mit dem Leitspruch: „Hab ein Herz auch für andere“ nahm die AWO Lintorf die soziale Arbeit auf.

Im Dezember 1955 wurde die erste vorweihnachtliche Feier in der Gaststätte „Zur Post“, Inhaber Karl Plönes, Konrad-Adenauer-Platz, organisiert. 72 Lintorfer Senioren nahmen daran teil. Auch Carepakete wurden an arme Menschen in den ersten Jahren noch verteilt. Das Kinderferienwerk spielte lange Zeit bei der AWO Lintorf eine wichtige Rolle. Die ersten Kindergruppen wurden 1956 nach Schillig und Werschelberg an die Nordsee geschickt. Bei der ersten Kinderfahrt wurde die AWO Lintorf von der AWO Hösel unterstützt. In den nächsten Jahren steigerte sich die Zahl der Kinder, die am Kinderferienwerk teilnahmen. Die ersten Gruppen umfassten 10 – 20 Kinder. In den 60er Jahren steigerten sich die Teilnehmerzahlen auf 50 – 80 Kinder. Ab 1970 erreichte die AWO Lintorf bereits über 100 Kinder. Mitte der 70er Jahre waren es drei bis vier Gruppen mit je 40 bis 50 Kindern. Es wurden Häuser in folgenden Orten belegt: Schillig und Werschelberg/Nordsee, Eggersdorf/Weserbergland, Burg auf Fehmarn, St. Sigmund, Terenten, Prags/Südtirol, Ratzeburg, Goslar, Hilders, Bernkastel, Altötting, Deutsch-Griffen/Kärnten, Kirchberg, Hessisch Lichtenau usw. In der Zeit von 1955 bis 1988 nahmen 2.200 Kinder an Erholungen des Kinderferienwerks im Ortsverein der AWO Lintorf teil. Die Kindergruppen waren in 42 verschiedenen Erholungsorten. Über 60 Helferinnen und Helfer wurden in Schulungen auf ihre Aufgaben vorbereitet und als ehrenamtliche Betreuer im Kinderferienwerk eingesetzt. Die Kinder kamen aus Lintorf, Kalkum, Angermund, Ratingen und aus weiteren Nachbargemeinden.

Jugendfreizeiten in England

Von 1979 bis 1998 organisierte die AWO Lintorf mit der AWO Grevenbroich Sprach- und Freizeitfahrten nach Südengland für Jugendliche. Die Jugendlichen wurden jeweils zu zweit in ausgesuchten englischen Familien untergebracht. Die Freizeiten wurden von ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen des Verbandes betreut, die regelmäßig an Schulungsveranstaltungen teilnahmen und zum Teil über große Erfahrungen in der Jugendarbeit verfügten. Der Unterricht wurde von qualifizierten englischen Lehrern durchgeführt. Der Sprachunterricht wurde vormittags angeboten, und nachmittags wurden Freizeit und Sport durch die Betreuer organisiert.

Die Sprachferien fanden in Broadstone, Cambridge, Lancing, Teignmouth und Wellington statt. An den Sprachfreizeiten nahmen in 19 Jahren etwa 800 Jugendliche teil.

Jugendwerk

Das Jugendwerk der AWO Lintorf bestand in der Zeit von 1972 bis 1987. In dieser Zeit wurden zahlreiche Aktivitäten für die Jugendlichen organisiert. Die Jugendgruppen betreuten Gabi Mückenheim, Wilfried Müller und Carolin Cardenäo.

Altenhilfe

In den Jahren 1955 bis 1972 wurden Halbtags- und Tagesfahrten für Senioren und etwa drei große Veranstaltungen jährlich zu verschiedenen Anlässen angeboten.

Auch Besuche und die stillen Hilfen spielten eine große Rolle.

Im Jahre 1972 entschied sich die AWO Lintorf, eine Altentagesstätte Am Potekamp in Lintorf zu errichten.

Nachdem der Antrag und die Förderung genehmigt worden waren, konnte die AWO Lintorf im August 1972 mit den Umbauarbeiten beginnen. Bereits am 1. November 1972 konnte die Altentagesstätte in Betrieb genommen werden. Am 5. Februar 1973 wurde die erste Altentagesstätte in Lintorf offiziell durch den 1. Vorsitzenden der AWO Lintorf, Reinhold Behnke, ihrer Bestimmung übergeben. Als Leiterin der Altentagesstätte wurde Margarete Rindfleisch eingesetzt. Sie erfüllte mit viel Hingabe die damals gesetzten Ziele und Aufgaben vorbildlich. Liebevoll wurde sie von den Senioren „unsere Jungborn-Mutter“ genannt.

Nach einer Anlaufzeit mussten wir feststellen, dass die Altentagesstätte Am Potekamp für die vielen Besucher räumlich zu klein wurde. Wieder ging man daran, geeignete Räume zu suchen. Gefunden wurden sie in der ehemaligen Gaststätte „Zum Grunewald“, Inhaber Heinz Doppstadt, Breitscheider Weg 25, in Lintorf. Es

wurden umfangreiche Umbauarbeiten vorgenommen. Am 12. April 1979 konnte die Altentagesstätte die neuen Räumlichkeiten beziehen.

Heute stehen im Seniorentreff der AWO Lintorf Lydia Busch und Romana Scheike als Ansprechpartnerinnen zur Verfügung. Es wird ein umfangreiches Programm angeboten.

Ein Schwerpunkt der AWO Lintorf war und ist die Seniorenbetreuung. Die Beratung und die stillen Hilfen spielen auch heute noch eine wichtige Rolle.

Die gute Arbeit war und ist nur möglich durch die Unterstützung der ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer.

Auch der Seniorenbeirat des Seniorentreffs der AWO Lintorf wirkt beratend und unterstützend mit.

Die Besucherzahlen in den letzten 10 Jahren lagen zwischen 12.000 und 13.000 jährlich.

Es fanden auch Veränderungen im Programm des Seniorentreffs statt, so gibt es z.B. Englisch-, Spanisch-, Näh-, Seniorengymnastik- und Rückenschule-Kurse und Seniorentanz.

Verschiedene andere Aktivitäten runden das Programm ab.

Seniorenreisen

Informations- und Städtereisen sowie Erholungsreisen haben in den letzten Jahren zugenommen.

Vereinsbroschüre

Die Broschüre „AWO aktuell“ erscheint jedes Vierteljahr, und das bereits seit über zehn Jahren.

„AWO aktuell“ wird von vielen Mitgliedern gern gelesen.

Reinhold Behnke

Reinhold Behnke, der heutige Vorsitzende, war Mitbegründer der AWO Lintorf.

In den ersten drei Jahren war er Kassierer im Ortsverein, und seit 47 Jahren ist er 1. Vorsitzender der AWO Lintorf.

Seit 50 Jahren steht er im Dienst für Menschen in unserer Gesellschaft mit dem Leitspruch:

„Hab’ ein Herz auch für andere“.

R.B.

Der heutige Vorstand:	Reinhold Behnke	1. Vorsitzender
	Gerhard Dunkelberg	stellv. Vorsitzender
	Katharina Hollenberg	Kassiererin
	Renate Tegelhütter	Schriftführerin
Beisitzer:	Rolf Gebhardt – Günther Hartmann – Ingrid Heine – Friedrich Hollenberg – Gertrud Jungheim	

Wir gratulieren unseren Freunden von der AWO Lintorf zum 50-jährigen Bestehen. Besonders herzlich gratulieren wir den Gründungsmitgliedern **Rosa Windisch** und **Reinhold Behnke,** die der AWO Lintorf seit 50 Jahren angehören.

Verein Lintorfer Heimatfreunde
Manfred Buer
Vorsitzender

Lintorf-Lied

Wo der Himmel sich wölbt hoch über’m Land,
wo St. Anna grüßt schon am Ortseingang,
wo die Glocken läuten weit in’s Land hinaus,
das ist unser Lintorf, da sind wir zuhaus.

Wo der Dickelsbach fließt an der Drupnas entlang,
wo die Wolken zieh’n durch Flur und Tann,
wo die Mühle klappert hinter Fleermanns Haus,
das ist unser Lintorf, da sind wir zuhaus.

Wo man Brauchtum pflegt mit Mund und Hand,
wo mit Fleiß und Mühe die „Quecke“ entstand,
wo die Menschen kämpfen für Hof und Haus,
das ist unser Lintorf, da sind wir zuhaus.

Wo von jeher Treu und Glaube zusammenstand,
wo man Feste gern feiert Hand in Hand,
was zu allen Zeiten fest zusammenhält,
das ist unser Lintorf, wie es uns gefällt!

(Eingeschickt von unserer Leserin Elisabeth Hamacher)

40-jähriges Bestehen der katholischen Kirche St. Johannes, Pfarrer von Ars – Entstehung und Werdegang einer Pfarrgemeinde in Ratingen-Lintorf

Am 19. Dezember 2005 jährt sich zum 40. Mal die Benediktion der St. Johannes-Kirche in Lintorf durch Dechant Wilhelm Veiders. Diese Weihe des Kirchengebäudes vor 40 Jahren soll Anlass sein, über die Gründe des Kirchenbaus, die Entstehung des Gotteshauses selbst bis hin zum kompletten Pfarrzentrum zu berichten. Diese ersten Jahre waren entscheidende Jahre, in denen die notwendigen Voraussetzungen geschaffen wurden, dass nicht nur ein Gotteshaus gebaut wurde, sondern auch eine Gemeinschaft entstand, die sich mit dem christlichen Glauben auseinandersetzt und gemeinsam unterwegs ist. Neben der baulichen Entstehung haben zwei Aspekte für die Entwicklung der Pfarrgemeinde eine große Rolle gespielt:

1. Die Entstehung der katholischen Kirchengemeinde St. Johannes ist eng mit der ehemaligen Mutterpfarrei St. Anna verknüpft: Zunächst ein nicht immer leichter Weg beim Aufbau als Filialkirche, dann die Selbstständigkeit und schließlich wieder die Zusammenführung beider Pfarreien zu einer Gemeinde.

2. Schon vor dem Beginn der Errichtung der St. Johannes-Kirche im Lintorfer Norden wurde die Pfarrgemeinde bis heute vom Kreuzherrenorden betreut. Auch, wenn Pater Kok 1963 in einer Versammlung des Kirchbauvereins sagte: „Was nützt das schönste Gotteshaus, wenn wir keine Gemeinschaft bilden?“ und Pater Chris Aarts in seinem Grußwort zum 20-jährigen Bestehen der St. Johannes-Kirche schrieb: „Ein Gebäude allein ist leer und tot. Nur Menschen können es beleben und zu einem Mittelpunkt von Begegnung, Gespräch und Gebet machen. Erst dann wird daraus neues Leben entstehen und eine christliche Gemeinschaft wachsen. Dann erst entsteht Kirche“, so kann an dieser Stelle nicht auf das Gemeindeleben und die vielen Aktivitäten der Vereine, Verbände und Gemeinschaften eingegangen werden.[1)]

Die industrielle Entwicklung Lintorfs hatte bis 1939 die Einwohnerzahl schon auf 3667 ansteigen lassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr sie noch einmal eine Steigerung – u.a. bedingt durch die Flüchtlingsströme – auf 4667 Einwohner im Jahre 1946 und später durch die günstige Verkehrsanbindung und den Aufbau der Industrie auf 6263 im Jahre 1950. Allein die Bevölkerungszunahme der Katholiken in den Jahren 1946 bis 1950 von 2901 auf 3667 zeigt das schnelle Wachstum der katholischen Bevölkerung Lintorfs in diesen Jahren auf. Als die Kirche dann im Dezember 1965 eingeweiht wurde, hatte die Einwohnerzahl Lintorfs zwar noch nicht ganz die 10.000er-Grenze erreicht, doch die rege Bautätigkeit hielt an.

Diese schnell fortschreitende Entwicklung Lintorfs hatte dazu geführt, dass bei einer Visitation der St. Anna-Kirche durch den Erzbischof Kardinal Frings im April 1953 die Notwendigkeit zum Bau eines zweiten katholischen Gotteshauses in Lintorf anerkannt und Dechant Veiders mit der Durchführung eines Planes beauftragt wurde. Da zwar die reinen Baukosten vom Erzbistum getragen werden sollten, die gesamte Inneneinrichtung des Gotteshauses aber von der Gemeinde finanziert werden musste, wurde 1954 ein Kirchbauverein gegründet.

Der Kirchenvorstand der St. Anna-Kirche lud die Katholiken am 26. September 1954 in die Gaststätte Doppstadt im „Busch“ ein, da die neue Kirche zweckmäßigerweise im Lintorfer Norden errichtet werden sollte. Dechant Veiders nannte in dieser Versammlung die Gründe für den Bau einer zweiten Pfarrkirche, wobei die bereits schon erwähnte Bevölkerungszunahme entscheidend war. Noch am gleichen Abend beschloss die

Der alte Kotten Pieperskamp (1586: Piperscamp) an der Straße „Am Löken“

Der Pieperskamp wird 1963 abgerissen, um der neuen Kirche Platz zu machen

Versammlung, einen Kirchbauverein zu gründen. Wenn auch in dieser Versammlung die Hoffnung geäußert wurde, dass noch im gleichen Jahr begonnen werden könnte, so dauerte es doch noch einige Jahre. Der Antrag auf einen Kirchenneubau, der 1954 bei der erzbischöflichen Behörde gestellt worden war, wurde zunächst bis 1960 zurückgestellt. Im Jahre 1960 versuchte der Kirchbauverein mit neuer Tatkraft, die Voraussetzungen für den Kirchenbau im Lintorfer Norden zu schaffen. Da der bisherige Vorsitzende des Kirchbauvereins, Peter Füsgen, aus beruflichen Gründen zurücktreten musste, wurde am 1. Februar 1960 in einer offenen Versammlung des Kirchbauvereins im Lokal Adolf Doppstadt ein neuer Vorstand gewählt, der nunmehr aus dem 1. Vorsitzenden Jean Frohnhoff, dem 2. Vorsitzenden Hans Lumer, dem Schriftführer Sebastian Jakobs und dem Kassierer Josef Becker bestand.

Es musste entschieden werden, wo die neue Kirche errichtet werden sollte. Nach eingehender Prüfung durch eine Gutachterkommission im Oktober 1961, bestehend aus Geistlichem Rat Dechant Veiders, Professor Steinbach (Technische Hochschule Aachen), Baurat Göbel (Erzbischöfliches Generalvikariat Köln), Jean Frohnhoff, Hermann Speckamp und Hans Lumer (Mitglieder des Kirchenvorstandes) sowie Kaplan Köllen, wurde zunächst die Empfehlung ausgesprochen, das neue Gotteshaus auf einem Grundstück mit der Flurbezeichnung „Pieperskamp“ zu errichten. Diese bezeichnet eine der ältesten Ländereien der St. Anna-Kirchengemeinde und ist bereits im alten Bruderschaftsbuch 1586 urkundlich verzeichnet. Es lag gegenüber dem alten Zechengelände des Broekmanschachtes. Die Kirche wurde hier auch tatsächlich gebaut, so dass der „Pieperskamp“ 1963 weichen musste.

Der Kirchturm und der überdachte Gang vor der Kirche von Südwesten aus gesehen. Im Hintergrund steht noch das Haus der Broekman-Schachtanlage

Auch untersuchte diese Kommission die vier eingereichten Pläne für den Bau der neuen Kirche und entschied sich für den Entwurf der Architekten H. Brauns und Janeschitz-Kriegl aus Düsseldorf. Nach Überzeugung der Kommission gelang es den Verfassern, in ihrem Entwurf „in glücklicher Weise durch die lockere Bauweise den durchgrünten Ortscharakter nicht nur beizubehalten, sondern durch größere Weiträumigkeit zu steigern.“ Auch lag, als 1965 die St. Johannes-Kirche fertiggestellt wurde, die Broekman-Schachtanlage der ehemaligen Gewerkschaft Lintorfer Erzbergwerke auf der anderen Straßenseite „Am Löken“, wo heute die Wohnhäuser der Broekmanstraße stehen. Das Äußere der Kirche mit der Verklinkerung sah dem damals noch stehenden Maschinengebäude ähnlich, so dass die Kirche in die damals vorhandene Bebauung integriert wurde. Nach der Baubeschreibung der Düsseldorfer Architekten handelt es sich um eine

Erster Spatenstich am 24. November 1963. Am Mikrofon Dechant Veiders, rechts hinter ihm Pater Kok o.s.c., der erste Pfarr-Rektor der neuen Gemeinde

Dechant Veiders hebt als Erster Erde aus einem Kreuz aus, rechts von ihm Pater Koos Kok

Pater Kok und Jean Frohnhoff (rechts) bei einer Versammlung des Kirchbauvereins in der Gaststätte „Grunewald“ (Doppstadt)

einfache und schlichte rechteckige Kirche in den Ausmaßen 20 x 30 Meter, die 300 Sitzplätze bietet. Durch drei Dachbinder wird der Kirchenraum in drei schiffähnliche Teile aufgeteilt, der vierte Bauteil ist als Nebenschiff ausgebildet. Der Altar erhält eine der liturgischen Forderung entsprechende zentrale Lage, für Chor und Orgel ist ausreichend Platz vorhanden. Der Turm wird als Kampanile frei neben der Kirche stehen.

Nach vielen Schwierigkeiten konnte dann endlich am 24. November 1963 unter großer Beteiligung der erste Spatenstich für die neue katholische Kirche vorgenommen werden. Dechant Veiders bat um Gottes Segen und die Kraft für die Verwirklichung des großen Vorhabens, und Pater Rektor Kok, der als neuer Seelsorger vorgesehen war, nannte es ein gutes Zeichen, dass bereits zum ersten Spatenstich so viele Menschen gekommen waren.

Pater Koos Kok war schon im April 1962 nach Lintorf gekommen. Er war Kreuzherrenpater und von der erzbischöflichen Behörde Köln beauftragt, sich schon vor dem Kirchbau in der neuen Pfarrgemeinde vertraut zu machen, Hausbesuche zu unternehmen und an der katholischen Heinrich-Schmitz-Schule den Religionsunterricht zu erteilen. Pater Kok hat in der Zeit seiner Seelsorgearbeit in Lintorf sowohl den ersten Spatenstich als auch die Grundsteinlegung der „St. Joannis Maria Vianney-Kirche“ miterlebt. Somit haben die Kreuzherren von Anfang an die St. Johannes-Gemeinde in Lintorf seelsorgerisch betreut. Seit dem 1. Mai 1968 besteht hier auch offiziell ein Kreuzherrenkloster.

Der erste Bauabschnitt umfasste die Kirche und die Sakristei. Am Sonntag, dem 12. Juli 1964, fast 10 Jahre nach der Gründung des Kirchbauvereins, konnte in den nicht überdachten Mauern des neuen Gotteshauses der Grundstein gelegt werden. Die Gemeinde hatte sich im Kirchenraum vor einem großen Holzkreuz da, wo heute der Altar steht, versammelt. Nach der Segnung des Grundsteins durch Dechant Veiders verlas Pater Kok die Urkunde, die anschließend eingemauert wurde. In dieser Urkunde werden Papst Paul VI., Bundespräsident Lübke, Bundeskanzler Erhard, Erzbischöflicher Rat Dechant Veiders, Kaplan Köllen, der Provinzial des Kreuzherrenordens und außerdem die Mitglieder des Kirchenvorstandes und des Vorstandes des Kirchbauvereins namentlich aufgeführt. Die Urkunde wurde zusammen mit Münzen dieser Zeit, einer Festschrift der St. Sebastianus - Schützenbruderschaft, die im Jahre 1964 ihr 500-jähriges Bestehen feierte, und Tageszeitungen in eine Kupferbüchse gelegt, verlötet und in den Grundstein versenkt. Abschließend bezeichnete Dechant Veiders die Grundsteinlegung als erste heilige Handlung im neuen Gotteshaus.

Die neue Kirche sollte dem damals bei uns noch wenig bekannten Hl. Pfarrer von Ars, Johannes Maria Vianney, geweiht werden, dem

Grundsteinlegung am 12. Juli 1964. Am zukünftigen Altar im offenen Rohbau der Kirche die Geistlichen Dechant Veiders (Rücken), Kaplan Köllen und Pater Kok (rechts). Als Messdiener zu erkennen: Heribert Speckamp, Thomas Schaefer, Michael Lumer, Clemens Hannen, Christoph Bollien, Christoph Lumer. Es singt der Kirchenchor von St. Anna unter der Leitung von Wolfgang Kannengießer

Dechant Veiders unterschreibt die Grundsteinlegungsurkunde. Christoph Bollien und Christoph Lumer schauen zu

Die neue Kirche mit dem im Bau befindlichen Glockenturm

Schutzpatron der Priester und Pfarrer. So war es der Wunsch von Dechant Veiders, dem Initiator dieser Kirche. Johannes Maria Vianney, der als Sohn einer Bauernfamilie 1786 kurz vor der französischen Revolution in der Nähe von Lyon in Mittelfrankreich geboren wurde, äußerte mit 14 Jahren den Wunsch, Priester zu werden, obwohl die kirchenfeindlichen politischen Verhältnisse nach der französischen Revolution für dieses Amt Gefahren mit sich brachten. Als Beichtvater und Prediger erwarb er sich hohes Ansehen weit über seine Pfarre hinaus.

Im Oktober 1964 verließ Pater Koos Kok nach zweieinhalbjähriger Tätigkeit Lintorf, um auf Anweisung seines Ordens sich mit einem pastoraltheologischen Studium zu beschäftigen. Für ihn kam Kaplan Rooyakkers, der ebenfalls den Kreuzherren angehörte. Er übernahm die seelsorgerische Tätigkeit von Pater Kok. Doch auch Kaplan Rooyakkers blieb nicht lange und war von Ende November 1964 bis Mitte 1965 in Lintorf tätig. Bereits zur Weihe der Glocken und der Orgel am 12. Dezember 1965 war Kaplan A. Verhoeven in Lintorf. Er stammte aus einem anderen Orden in den Niederlanden, war aber zum Diözesanklerus übergetreten und als Kaplan von St. Anna angestellt.

Durch die große finanzielle Hilfe, die Dechant Veiders vermittelte, war es möglich, eine Orgel und drei Glocken zu bestellen. Die Glocken wurden in der Westfälischen Glockengießerei in Gescher bei Coesfeld gegossen, und am 12. Dezember 1965 fand die Weihe der drei Glocken und der Orgel statt. Die neuen Glocken waren für die Weihe an einem Holzgerüst im Kirchenraum aufgehängt. Die größte der drei Glocken ist dem Hl. Josef geweiht und trägt als Inschrift ein Wort des Hl. Pfarrers von Ars: „Auf zum Zelte Gottes unter den Menschen, es wartet auf uns die Liebe des Herrn.“ Die zweite Glocke, der Gottesmutter geweiht, ruft zum heiligen Dienst mit den Worten: „Ich rufe zum heiligen Dienst, daß Gott uns schenke die Freude am Opfer.“ Die dritte Glocke ist wiederum dem Pfarrer von Ars geweiht. Sie trägt die Aufschrift: „Beim Klang meiner Stimme verstummet der Lärm und die Unruhe des Lebens, still leuchtet auf im Grunde des Herzens die ewige Heimat.“ Die Namen der Glockenpaten waren Maria Jacobs, Anna Majoli, Katharina Kaisers, Jean Frohnhoff, Johannes Lutter und Gerhard Mansfeld.

Eine Woche nach der Glockenweihe am 19. Dezember 1965 wurden die langjährigen Bemühungen erfüllt und die Kirche vom erzbischöflichen Rat Dechant Wilhelm Veiders unter Assistenz der beiden Kapläne Dr. Obeid und Verhoeven feierlich benediziert. Während der Weihehandlung sang der Kirchenchor unter der Leitung seines Dirigenten Wolfgang Kannengießer die gregorianischen Antiphonen und einige Motetten. Zum Abschluss der kirchlichen Feier wies Dechant Veiders auf die Bedeutung der Benediktion hin: Die Benediktion bedeute für die junge Gemeinde einen Tag großer Freude und den Beginn eines ersprießlichen Wachstums. Die drei Glocken schwiegen noch an diesem Tag, obwohl sie schon im freistehenden Glockenturm ihren Platz gefunden hatten. Sie sollten die Hei-

Glockenweihe am 12. Dezember 1965: Dechant Veiders und Kaplan Verhoeven sowie die Messdiener Karl-Heinz Schlüter (links zwischen den Glocken) und Josef Schlüter (ganz rechts)

Die Paten der neuen Glocken (von vorne nach hinten): Maria Jacobs, Johannes Lutter, Katharina Kaisers, Gerhard Mansfeld, Anna Majoli, Jean Frohnhoff

Benediktion der neuen Kirche durch Dechant Veiders am 19. Dezember 1965. Hinter ihm die Kapläne Dr. Obeid (links) und Verhoeven

lige Nacht einläuten, in der die erste Heilige Messe nicht nur für den Pfarrbezirk, sondern für den gesamten katholischen Bevölkerungsanteil Lintorfs stattfand.

Fünf Tage nach der Benediktion wurde in der Hl. Nacht um 24 Uhr der erste Gottesdienst gefeiert. Damit begann ein wichtiger Abschnitt im katholischen Kirchenleben Lintorfs. Denn von diesem Tage an wurde nun regelmäßig in der Pfarrer von Ars-Kirche das Hl. Opfer gefeiert, wurden die Sakramente gespendet und alle kirchlichen Handlungen vorgenommen.

Neben der Kirche waren der Sakristeitrakt mit dem Pfarrbüro und einige Meter weiter der freistehende Glockenturm bereits fertiggestellt. Der Kindergarten befand sich im Rohbau.

Am 1. September 1966 konnten dann die ersten Kinder den Kindergarten erobern, und im Dezember 1966 wurde der Kindergarten eingeweiht.

Schon nach wenigen Wochen verließ Kaplan Verhoeven Lintorf. Die neu gebaute Kirche war ohne Seelsorger. Aus diesem Grund kam Dechant Veiders am 11. März 1966 nach Breitscheid und bat um Hilfe für seine Filialkirche, die „Pfarrer von Ars-Kirche“. Mit dem Regionaloberen und Pfarrer von St. Christophorus Breitscheid, Pater Carl Fischer, besprach Pater van Gestel die Lage in Lintorf. Sie beschlossen, dem Dechanten zu helfen. Am Mittwoch, dem 23. März 1966, nahm Pater Jacobus van Gestel als Seelsorger der St. Johannes-Pfarre seine Arbeit auf. Die ersten Anfänge gestalteten sich schwierig, da zwar das Gebäude stand, aber noch viele Dinge zu beschaffen waren. Für Pater van Gestel war es ein schwerer Einstieg. Da die Pfarrei nicht eigenständig war, waren dem Kaplan auch finanziell die Hände gebunden.

Einweihung des Kindergartens vor der neuen Kirche im Dezember 1966

Dreieinhalb Jahre nach der Benediktion durch Dechant Wilhelm Veiders konnte am 7. Juni 1969 die Pfarrer von Ars-Kirche von Weihbischof Dr. Augustinus Frotz konsekriert werden. Bei strahlendem Sonnenwetter wurde die Weihe zunächst im Freien vorgenommen. Eine versiegelte Schatulle mit Reliquien wurde dann in den Altar eingemauert, und mit der Salbung der Wände unter den Kreuzen im Kirchenraum und des Altars fand die feierliche Konsekration ihren Abschluss. In der anschließenden Messe nannte Bischof Dr. Frotz in seiner Predigt die Kirche einen Hort des Friedens und einen Ort der stillen Einkehr, in der sich Zufluchtsuchende geborgen fühlen möchten.

Die St. Johannes-Pfarrgemeinde war zunächst eine Filialkirche der St. Anna-Gemeinde. Es bestand aber der Wunsch, einmal unabhängig von St. Anna zu werden. Bereits vor ihrer Selbstständigkeit hatte die St. Johannes-Gemeinde einen eigenständigen Pfarrgemeinderat: Am 4. Oktober 1968 trat der erste Pfarrgemeinderat zur konstituierenden Sitzung zusammen. Nach der Konsekration der St. Johannes-Kirche wurden die Bemühungen, eigenständige Pfarre zu werden, am 14. Januar 1971 erfüllt. Mit der Selbstständigkeit der Pfarrgemeinde erhielt diese auch im April 1971 einen eigenen Kirchenvorstand, der zunächst aus vier Mitgliedern des Vorstandes von St. Anna und vier neuen Mitgliedern bestand. Der erste stellvertretende Vorsitzende hieß Jean Frohnhoff. Ihm folgten von 1984 bis 1994 Hans Lumer und ab 1994 Gerhard Decker. Seit den Kirchenvorstandswahlen im Februar 2001 gibt es für St. Johannes und St. Anna wieder einen gemeinsamen Kirchenvorstand, dessen stellvertretender Vorsitzender Hans-Jörg Frey ist, Vorsitzender

Feierliche Konsekration der Kirche durch Weihbischof Dr. Augustinus Frotz am 7. Juni 1969

des Kirchenvorstandes ist der jeweilige Pfarrer der Gemeinde.

Pater van Gestel wurde erster Pfarrer von St. Johannes und am 8. Mai 1971 in sein Amt eingeführt. Nachdem er im Juli 1972 sein 40-jähriges Priesterjubiläum und im August 1972 sein 45-jähriges Ordensjubiläum feiern konnte, wurde er auf eigenen Wunsch am 24. September 1972 von seinem Amt als Pfarrer entpflichtet. In dieser ersten Phase der St. Johannes-Gemeinde hat er viel für ihren Aufbau geleistet. Er blieb der Gemeinde danach als Subsidiar erhalten und kümmerte sich vor allem um die Alten, Kranken und Einsamen, bis er unerwartet am 6. Mai 1987 verstarb.

Als Pfarrer folgte ihm am 26. September 1972 Pater Nico van Rijn. Das, was Pater van Gestel angefangen hatte, baute Pater van Rijn weiter auf und aus. Das Pfarrgemeindeleben blühte weiter auf, nicht zuletzt auch wegen der Errichtung eines neuen Pfarrheims. Der ursprünglich schon 1965 vorgesehene Bau eines Pfarrheims wurde aber zunächst vom Generalvikariat in Köln abgelehnt. Doch in den letzten Tagen des Jahres 1974 gelang es dem Kirchenvorstand – nicht zuletzt auch durch eine großzügige finanzielle Zuwendung der Gemeinde Lintorf vor ihrer Eingemeindung nach Ratingen -, die Genehmigung der Pläne des Architekten Hugenbruch für das neue Pfarrheim durch das Generalvikariat zu erhalten. Der Hauptträger des Rohbaus mit fast 90% war das Erzbistum. Mehr als 10% Zuschuss kamen von der ehemaligen Gemeinde Lintorf. Die Inneneinrichtung musste von der Kirchengemeinde selbst getragen werden, so dass auch die Pfarrgemeinde selbst sich für dieses Vorhaben aktiv eingesetzt hat. Durch Weihnachtsbasare, Pfarrfeste etc. waren über 30.000 DM für die Ausstattung zusammengebracht worden. 10 Jahre nach dem Entstehen der St. Johannes-Gemeinde wurde das Pfarrheim hinter der Kirche gebaut. Es war das letzte Projekt, das zur Vollständigkeit des Pfarrzentrums im Busch fehlte. Zwar noch unvollendet, stand das neue Pfarrheim im Dezember 1975 für den Weihnachtsbasar zur Verfügung. Eingeweiht wurde es dann am Samstag, dem 14. Februar 1976, im Anschluss an den Gottesdienst. Das gut eingerichtete Pfarrheim mit großem Saal, Gruppenräumen und Kegelbahn wird von Vereinen, Gruppen und Privatpersonen rege genutzt, so dass es zu einem Zentrum des aktiven Gemeindelebens geworden ist.

Ausschachtungsarbeiten für das neue Pfarrheim im Jahre 1975

Pater van Rijn blieb als Seelsorger bis Ende 1984 in Lintorf. Er hat nicht nur die erfolgreiche Arbeit von Pater van Gestel weiterführen können, sondern auch neue Impulse in die Pfarrgemeinde gebracht. Er wechselte als Proprovinzial der Ordensgemeinschaft der Kreuzherren in Deutschland nach Bonn.

Dafür kamen am 1. Februar 1985 Pater Chris Aarts als Pfarrer und Pater Martien Jilesen als Subsidiar neben Pater Jacobus van Gestel und Bruder Hubertus Erkamp zusätzlich nach Lintorf, so dass in Lintorf ein erweitertes Kloster, auch Regionalkonvent genannt, entstand. 1992 verließ Pater Martien Jilesen Lintorf wieder. Seit dieser Zeit betreut Pater Chris Aarts die Lintorfer Pfarrgemeinde alleine. Er ist somit als Pfarrer schon mehr als 20 Jahre in Ratingen-Lintorf tätig.

Sein Aufgabengebiet ist im Laufe der Jahre größer geworden. Nach dem Ausscheiden von Franz Mezen als Pfarrer von St. Anna betreut Pater Aarts die St. Anna-Gemeinde mit, und seit dem Jahre 2001 sind beide Pfarren zu einer Gemeinde zusammengelegt, mit etwa 6500 Gläubigen. Darüber hinaus leitet Pater Aarts seit dem

Jahre 2003 den Seelsorgebereich Angerland mit den weiteren Gemeinden St. Bartholomäus in Hösel und St. Christophorus in Breitscheid.

Der Einfachheit wegen erfuhr im Oktober 1979 die Pfarrgemeinde eine Umbenennung von „St. Joannis Maria Vianney“ in „St. Johannes“. Doch auch Gebäude sind niemals fertig und bedürfen der Erneuerung. Der Kirchturm erhielt 1980 eine Turmuhr, die statt der Ziffern mit dem Spruch „Zeit ist Gnade“ versehen ist. Die Kirche selbst erfuhr einige Umbauten. Im Jahre 1988 wurde die Orgel gründlich renoviert und nebst Spieltisch umgestellt. Darüber hinaus erhielt die Kirche im Haupteingangsbereich einen Windfang. Der Altarraum wurde 1994 umgestaltet. Auch das Pfarrheim wurde um- bzw. angebaut, so dass eine Garderobe entstand und vor allem die doch sehr kleine Küche vergrößert und mit einer neuen Einrichtung versehen wurde.

Michael Lumer

Anmerkungen:

1) Ich verweise hier auf die nachstehende Literatur, speziell auf die ausführlichere Beschreibung zum 30-jährigen Bestehen der St. Johannes-Gemeinde und auf die vierte Ausgabe des diesjährigen Pfarrbriefes, der als Sonderausgabe diesem Thema gewidmet ist.

Literatur:

1) 1965 –1985, St. Johannes (Pfarrer von Ars), Ratingen-Lintorf, Pfarrbrief 4/1985

2) Katholische Kirchengemeinde St. Johannes (Pfr. v. Ars), 1965-1990, Festschrift zum 25. Jubiläum, Ratingen-Lintorf 1990

3) Martien Jilesen, Heinz von Berlo, 50 Jahre Kreuzherren in Deutschland, 1953 - 2003, Personen, Gemeinschaften, Ereignisse, Erinnerungen, Zusammenhänge, Deutungen, Bonn März 2004

4) Michael Lumer, 1965 – 1995, 30 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, Entstehung und Werdegang einer neuen Pfarrgemeinde in Ratingen-Lintorf, Die Quecke Nr. 65, Ratingen-Lintorf 1995, S. 106-113

5) Michael Lumer, 50 Jahre Kreuzherren wieder in Deutschland, 40 Jahre Kreuzherren in Lintorf, Die Quecke Nr. 74, Ratingen-Lintorf 2004, S. 178-182

6) Theo Volmert: Die Pfarrer-von-Ars-Kirche in Lintorf am Löken, in: Die Quecke Nr. 35/36, Lintorf, Februar 1966, S. 2-3

Vor 25 Jahren

Im Herbst 1976 beschloss der Kirchenvorstand der Pfarrgemeinde St. Anna, die im Jahre 1878 fertig gestellte Kirche umfassend zu renovieren, da sich im Innern der Kirche und auch an der Fassade erhebliche Schäden zeigten. Bei den Voruntersuchungen im Jahre 1977 stellte man fest, dass unter der weißen Farbschicht im Gewölbe, an den Wänden und in den Nischen die farbige Ausmalung des Innenraumes, die der Angermunder Künstler **Heinrich Nüttgens** im Jahre 1901 aufgebracht hatte, größtenteils noch vorhanden war. Von Juli 1978 bis Januar 1979 wurde die alte Malerei unter Aufsicht des Landeskonservators frei gelegt. Die Renovierungsarbeiten dauerten von März 1979 bis in den Sommer 1980. Der Gottesdienst fand in dieser Zeit im „Haus Anna“ statt.

Am 7. September 1980, also vor 25 Jahren, konnte Pfarrer **Franz Mezen** die renovierte St. Anna-Kirche feierlich einweihen. Aus diesem Anlass sang der **Kirchenchor Cäcilia St. Anna** am Sonntag, dem 4. September 2005, während der 9 Uhr-Messe die Missa „De Angelis“ des österreichischen Komponisten **Wolfram Menschik.**

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER

Speestraße 38
Ratingen-Lintorf

Lintorfer Waldfriedhof
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)
Ratingen-Tiefenbroich

Lise-Meitner-Straße 5-7
Ratingen-West

blumen enk

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90

30 Jahre Kindergarten am Bleibergweg

1975 – Die Evangelische Kirchengemeinde Lintorf-Angermund eröffnet ihren dritten Kindergarten!

Pädagogische Arbeit mit Kindern gehört zum Kern evangelischer Gemeindearbeit. Abendmahl und Taufe sind die beiden Momente im Gottesdienst, in denen die Gemeinde ganz bei ihrem Herrn Jesus Christus ist und ganz bei den Menschen im Dorf: Wenn die Gemeinde ein Kind tauft, dann übernimmt sie Verantwortung dafür, dass dieses Kind von Gott und auch in dieser Welt behütet sein Leben beginnen kann. Deshalb verpflichtet sich die Gemeinde, den Eltern die Unterstützung bei der Erziehung anzubieten, die sie brauchen.

Konsequenterweise hat unsere Kirchengemeinde deshalb den Kindergarten vor dreißig Jahren eingeweiht, noch bevor das Gemeindezentrum, Küster- und Pfarrwohnung in Betrieb genommen wurden. Damals lag das Gemeindezentrum mit Kindergarten noch am Breitscheider Weg. Für die Evangelische Kirchengemeinde ist das ihr dritter Kindergarten, neben dem Kindergarten im Friedrichskothen und dem Kindergarten Unter den Linden in Angermund.

Natürlich sah die Arbeit im Kindergarten 1975 noch sehr anders aus. In den Erziehungswissenschaften beginnen gerade die großen Diskussionen, die das Kind in den Mittelpunkt der Pädagogik stellten. Aber nicht erst im Kindergarten, in der ganzen Gesellschaft nehmen damals große Umbrüche ihren Anfang; Umbrüche, die das Leben von Familien auch in Lintorf gravierend verändert haben. Diese Änderungen spiegeln sich in der Entwicklung des Kindergartens Bleibergweg wider.

In drei Gruppen wurden damals mindestens fünfundsiebzig Kinder am Vormittag und am Nachmittag betreut. Selbstverständlich wurde davon ausgegangen, dass die Mütter morgens ihr Kind bis neun Uhr bringen und mittags um zwölf Uhr abholen, um zu Hause mit ihm zu Mittag zu essen. Nachmittags durfte das Kind dann noch einmal gebracht werden. So brachte der Kindergarten den Frauen etwas Zeit, um die anderen Aufgaben im Haushalt zu bewältigen. Die Öffnungszeiten und das Betreuungsangebot des Kindergartens spiegelten also sehr genau die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in der Familie wider.

Die Aufteilung der Räume im Kindergarten selbst lässt schon ein damals noch revolutionäres pädagogisches Konzept erkennen: Kinder sollen nicht nur in einer großen Gruppe – „in Reih und Glied“ – betreut werden. Zu den Gruppenräumen waren zusätzlich Nebenräume gebaut worden, damit jedes einzelne Kind einzeln und auch im kleinen Kreis genau die pädagogische Unterstützung bekommen kann, derer es bedarf.

Das Tempo der gesellschaftlichen Änderungen beschleunigt sich in den siebziger Jahren. Auch die Evangelische Kirche selbst erlebt in diesen Jahren einen dringend notwendigen Änderungsprozess. Frauen haben die gleichen Rechte und Pflichten wie Männer. Dann wollen wir in der Evangelischen Kirche nicht auf die Fähigkeiten von Frauen verzichten. Ab Mitte der siebziger Jahre dürfen Frauen in der Evangelischen Kirche zu Pfarrerinnen ordiniert werden, die die gleichen Rechte und Pflichten haben wie ihre männlichen Kollegen.

Als Kirche stehen wir vor denselben großen Änderungen wie die Familien.

Die Emanzipation der Frau und Arbeitslosigkeit führen dazu, dass Frauen vermehrt berufstätig werden. Wie sollen sich jetzt Kindererziehung und Beruf vereinbaren lassen? Öffnungszeiten im Kindergarten am Vor- und Nachmittag stehen dem entgegen.

Es muss also auch auf der Seite des alltäglichen Lebens auf diese gesellschaftlichen Änderungen reagiert werden. Deshalb richtet 1979 die Evangelische Kirchengemeinde im Kindergarten eine Tagesstättengruppe ein. Morgens werden die Kinder gebracht und erst am Nachmittag wieder abgeholt. Nicht nur Frühstück, auch Mittagessen gibt es jetzt im Kindergarten. Und die Erzieherinnen sind nicht mehr nur für Spiel und Spaß zuständig, sondern auch dafür, dass die Kinder lernen, am Tisch gemeinsam mit anderen zu essen. Auch für die religiöse Erziehung wird der Kindergarten immer wichtiger. Das Tischgebet, die Fragen nach dem Anfang des Lebens, nach dem Bösen und dem Grund des Traurigen, nach dem Tod werden jetzt intensiver im Kindergarten gestellt. Natürlich werden dadurch die Beziehungen zwischen den Kindern und Erzieherinnen enger. Wenn die Kinder nach Hause kommen, dann sind sie von dem langen Tag mit zwanzig anderen Kindern erschöpft. Auf ein: „Erzähl doch mal!“ kommt häufig nur ein knappes: „War schön!“ - Nach den berufstätigen Männern machen nun auch die berufstätigen Frauen die Erfahrung, dass sie in die Beziehung zu ihren Kindern Zeit investieren müssen, um ihnen nahe zu bleiben.

In den achtziger Jahren verlieren alle großen Institutionen der Gesellschaft an Autorität und Ansehen. Die Zahl der Kirchenaustritte erhöht sich, gleichzeitig sinken aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung die Einnahmen der Evangelischen Kirchengemeinde aus der Kirchensteuer ihrer Gemeindeglieder. Die erste Sparrunde in der Gemeinde beginnt. 1983 wird, neben vielen anderen Einschnitten, eine Gruppe im Kindergarten Bleibergweg geschlossen. Damals zahlen die Evangelische und Katholische Kirchengemeinde ein Drittel der gesamten Kosten ihrer Kindergärten aus eigenen Mitteln. Die Kindergärten der Stadt Ratingen und etwa der AWO werden dagegen zu hundert Prozent aus öffentlichen Mitteln getragen. Der Bedarf an Kindergartenplätzen aber bleibt in Lintorf hoch. Die Stadt Ratingen ist deshalb bereit,

„Auf Bäume klettern“ gehört zum Kindsein

die Evangelische Kirchengemeinde bei der Wiedereröffnung der dritten Gruppe auch finanziell zu unterstützen. 1995 wird die Gruppe wieder eröffnet, seitdem zahlt die Stadt Ratingen die Betriebskosten dieser Gruppe zu hundert Prozent.

Die Suche nach dem wirklichen Bedarf der Eltern und ihrer Kinder in der Einrichtung geht weiter. Die Tagesstättengruppe von 8 Uhr bis 16 Uhr kommt den berufstätigen Eltern entgegen. Aber nicht alle wollen ganztags arbeiten, der vermehrte Bedarf an Teilzeitarbeit spiegelt sich auch in den Öffnungszeiten wieder. Ab 1995 bietet der Kindergarten Bleibergweg als erste Einrichtung eine Betreuungszeit von 7.30 bis 13.30 Uhr an. Mittags wird ein kleiner Imbiss gereicht. Viel später wird aus diesem Versuch ein gesetzlich geregeltes Angebot: Die „Blocköffnung“.

Lintorf wird immer enger bebaut. Es bleiben kaum noch Plätze zum wilden Toben, um auf Bäume zu klettern oder Bäche zu stauen. Und die Kinder haben auch keine Zeit mehr, gemeinsam mit anderen einen halben Tag im Hinkesforst zu verschwinden, um abends völlig verdreckt wieder zu Hause aufzutauchen. – Aber Kinder brauchen Bewegung, sie brauchen Abenteuer und Raum, um wilde Experimente zu machen.

Wenn nicht draußen vor der Tür, wo dann? Eltern, Gemeinde und Kindergartenleitung beschließen, das Außengelände des Kindergartens so umzubauen, dass die Kinder diesen Raum dort bekommen. Mit viel Eigenleistung der Eltern, unterstützt durch die fachliche Planung und Umsetzung des Garten- und Landschaftsbauers Peter Hanke, entstand 1997 im Kindergarten zwar kein Bach, aber eine Matschecke. Riesige Steinblöcke laden zum Klettern, ein Tunnel zum Verstecken ein. Obststräucher und -bäume im Garten erinnern die Älteren daran, wie sie als Kinder im Pflaumenbaum des Nachbarn „geräubert“ haben. Nun wachen die Erzieherinnen darüber, dass die Früchte nicht vor der Zeit verschwinden.

Der Kindergarten hat mit seinen Öffnungszeiten sehr schnell auf die gesellschaftlichen Änderungen reagiert – ganz anders als die Schulen. Viele Eltern fallen mit ihren Kindern in ein „Betreuungsloch“, wenn ihre Kinder in die Schule kommen: Wer kümmert sich um die Kinder, wenn sie um halb elf schon Schulschluss haben, wer um das Mittagessen?

1998 werden dann zum ersten Mal „Schulkinder“ im Kindergarten Bleibergweg betreut. In einer „großen altersgemischten Gruppe“ werden zehn Schulkinder im Alter von sechs bis vierzehn Jahren und zehn Tagesstättenkinder im Alter von drei bis sechs Jahren betreut, von 7.30 bis 16.30 Uhr. Diese Gruppe mit Kindern so unterschiedlichen Alters stellt außerordentlich hohe Anforderungen an die Erzieherinnen. Die Schulkinder sind stolz darauf, endlich in der Schule zu sein, und nun sollen sie sich nach der Schule neben Kindergartenkinder setzen? Und dann müssen sie, während die „Kleinen“ draußen toben und spielen dürfen, sich zurückziehen, um die Hausaufgaben zu machen. Schulkinder sind natürlich nicht mehr so „knuddelig“ und lieb wie Kindergartenkinder. Sie wollen ihre eigenen Grenzen ausloten und Grenzen gesetzt bekommen. Es hat einige Zeit gedauert, bis sich in dieser Gruppe ein stabiles Erzieherinnen-Team eingespielt hatte.

Der Bedarf an Betreuungsplätzen für Schulkinder stieg aber weiter. Noch wurden die Änderungen auf dem Rücken der Kindergärten ausgetragen, obwohl doch eigentlich die Grundschulen dieses Betreuungsdefizit verursachten. Die Evangelische Kirchengemeinde ist 2001 bereit, sich an einem aben-

Kindergartenkinder in der „Matschecke“

teuerlichen Modellversuch, SiT (Schulkinder in Tageseinrichtungen), zu beteiligen: Sieben zusätzliche Schulkinder werden in der Einrichtung aufgenommen. Weil der Platz im Kindergarten allmählich knapp wird, ziehen die Schulkinder in die Jugendetage des Gemeindezentrums. Aber das Geld für dieses Modell ist zu knapp bemessen, um das notwendige Personal einzustellen, die Konzeption nicht wirklich ausgereift. 2002 wird nach einem Jahr der Versuch beendet. Zwei Jahre später kommt es endlich zu Reformen im Grundschulbereich: Die Offene Ganztagsschule wird diskutiert.

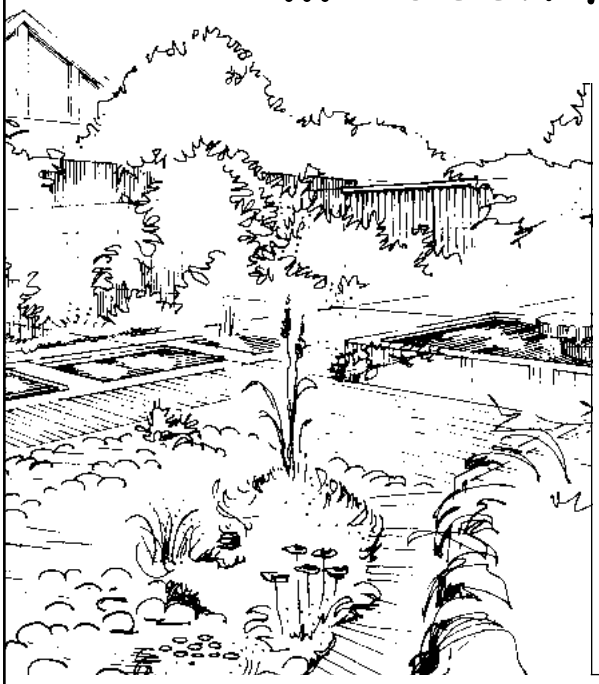
Immer weniger Eltern, die einen Platz in einer klassischen Kindergartengruppe mit Vor- und Nachmittagsbetreuungszeit haben, bringen ihre Kinder am Nachmittag in die Einrichtung. Brauchen die Eltern eine andere Betreuungszeit? Die Eltern erhalten Fragebögen, sie äußern sich, was sie für sich und ihre Familie brauchen. 2004 richtet die Evangelische Kirchengemeinde eine „Blocköffnungsgruppe“ ein. Die Kinder werden von 7 bis 14 Uhr betreut, sie erhalten ein warmes Mittagessen. – Das gab es in der Einrichtung schon mal ab 1995. Mittlerweile essen täglich fünfzig Kinder in der Einrichtung zu Mittag.

Als nächstes wird die Offene Ganztagsschule Auswirkungen auf unseren Kindergarten haben. Ursprünglich wollte das Land bis 2007 alle Gruppen in Kindergärten auflösen, die Schulkinder betreuen. – Das Team der Erzieherinnen und die Kirchengemeinde, wir werden in Ruhe und Gelassenheit schauen, was da an Änderungen aus der Politik auf uns zukommt.

Für uns als Evangelische Kirchengemeinde behält dieser Kindergarten, genau wie die beiden anderen unserer Gemeinde, ganz hohe Priorität, wenn wir über die Verwendung unserer Gelder und unserer Zeit diskutieren. Und natürlich müssen wir wieder sparen. Diesmal nicht mehr wegen Kirchenaustritten, der demographische Wandel wird zu sinkenden Einnahmen führen. Aber unser Versprechen an die Eltern der Kinder, die wir taufen, das werden wir halten.

Pfarrer Michael Diezun,
Kindergartenleiterin
Sandra Strunk

Gärten zum Träumen ...
... Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung

Garten- und Landschaftsbau Hanke

Mitglied im Verband Garten-, Landschafts- u. Sportplatzbau Rheinland e.V.
Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

Kinderarche Friedrichskothen

Kindergarteneinweihung am 28. August 2005

Der Friedrichskothen am Lintorfer Markt ist die Keimzelle der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund. Am 28. August 1688 wurde die berühmte Kaufurkunde ausgestellt. Darin gab der Freiherr von Isselstein der Evangelischen Kirchengemeinde den Friedrichskothen zum Preis von 120 Reichstalern „zum behueff einer Schulen“.

Bis zur Einweihung der Kirche im Jahr 1867 war der Friedrichskothen das einzige Gebäude der Evangelischen Kirchengemeinde. Unten in dem Gebäude waren die Schulräume, oben der Betsaal, der nur durch eine Falltür zu erreichen war und in dem die sonntäglichen Gottesdienste stattfanden. Nach dem Bericht des preußisch-königlichen Bauinspektors von 1865 war der Friedrichskothen jedoch damals „unstreitig der unwürdigste und schlechteste Kirchenbau der ganzen Rheinprovinz“. Die Luft in dem Betsaal war bei hundert oder mehr Gottesdienstbesuchern zum Ersticken.

1735 waren die Räumlichkeiten für die Schule durch einen Anbau erweitert worden. Bis 1912 war hier die evangelische Volksschule, die dann durch die Eduard-Dietrich-Schule abgelöst wurde. Anschließend wurden die Räumlichkeiten nacheinander durch die Sattlerei Decker, die Gemeindejugend, die Soldaten des Ersten Weltkriegs und durch eine Bücherei genutzt, ehe hier am 6.11.1934 ein Kindergarten gegründet wurde.

1994 konnten wir das 60-jährige Bestehen dieses ältesten Kindergartens in Lintorf feiern. Der Landschaftsverband als Genehmigungsbehörde machte aber unmissverständlich klar, dass die Räumlichkeiten den Anforderungen eines zweigruppigen Kindergartens nicht mehr genügten. Daran könne auch die Idylle des Fachwerkhauses nichts ändern.

Die Gespräche mit der unteren und mittleren Denkmalbehörde hinsichtlich einer Umgestaltung des alten Gebäudes gestalteten sich sehr schwierig. Notgedrungen musste die Zahl der Kindergartenplätze den Räumlichkeiten angepasst und von 50 auf 40 reduziert werden, was wiederum das wirtschaftliche Überleben der ganzen Einrichtung in Frage stellte.

Die Evangelische Kirchengemeinde wollte den Kindergarten „Am Markt“ aber nicht einfach aufgeben. So wuchs der Plan, einen ganz neuen Kindergarten hinter der Kirche zu bauen. Doch keiner wurde mit dem Konzept so richtig glücklich, zumal es die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde arg strapazierte. Ohne Kindergartennutzung war die Trägerschaft für den Friedrichskothen völlig offen und das Presbyterium fing schon an, sich mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut zu machen, dass der Friedrichskothen wohl oder übel verkauft werden müsse.

Zu einem Durchbruch kam es, als die Denkmalpflegerin grünes Licht für einen Anbau gab. Damit wurden nicht nur ein Gebäude, sondern ein Konzept und ein Stück Gemeindegeschichte fortgeschrieben. In den Räumlichkeiten des Fachwerkhauses wird künftig eine Gruppe unterge-

Gottesdienst zur Einweihung des neuen Kindergartens am 28. August 2005

bracht, während die zweite Gruppe ihr Obdach in dem Neubau findet, der zudem eine Turnhalle hat, um dem Bewegungsdrang der Kleinen mehr Raum zu geben.

Damit ist ein Ensemble geschaffen, mit dem alle glücklich sind. Zwischen Alt- und Neubau ist ein Innenhof entstanden, um den uns jeder beneidet. Und über den Charme des Fachwerkhauses und die Lage direkt am Dickelsbach, „neben den Rehen", braucht man kein Wort zu verlieren. Den Architekten Burgmann, Nagy und Strohmann ist es gelungen, Altes und Neues gekonnt miteinander zu verbinden. Bernd Löhr und Ernst Czerwinski-Wevers haben zahllose Stunden investiert, um den Bau seitens des Presbyteriums zu begleiten, ebenso Dagmar Möhlmann, die Leiterin Dagmar Bellmann und die anderen Erzieherinnen. Während der ganzen Bauphase, in die auch das 70-jährige Jubiläum des Kindergartens fiel, musste der Kindergartenbetrieb ja weiter gehen. Das war nicht immer ganz einfach. Dank auch an die Eltern, die dies mit Verständnis und Tatkraft unterstützt haben.

Eins war allerdings noch komplett unbefriedigend: der Name „Kindergartenerweiterungsbau". Unbefriedigend schon als Wortungetüm, vor allem aber, weil ihm jede Botschaft fehlt. Unser Kindergarten braucht einen Namen – das war bald klar. Wir einigten uns zunächst auf die Geschichte von Noah und der Arche (1.Mose 6-9). Der Regenbogen als Zeichen des Bundes Gottes mit den Menschen, die Friedenstaube und die Arche – das sind die Symbole dieser Geschichte. Und ein Satz wurde für uns zum Motto: „In einer Arche werden Dinge bewahrt, die sonst verloren gingen". Eines Tages kam jemand auf den Namen „Kinderarche Friedrichskothen". Denn die Tradition des alten „Friedrichs Häusschen" (so in der Stiftungsurkunde von 1688) sollte nicht verloren gehen. Mit dem „Friedrich", dem „Friedensreich" können wir uns gut identifizieren. In der Kinderarche wird es keinen Fernseher geben, denn der frisst den Menschen schon zu Hause die Zeit weg, die sie füreinander brauchen. Aber Lieder soll es geben. Viele Lieder, die in der Kinderarche gesungen werden, damit Dinge bewahrt werden, die sonst verloren gehen. Also zum Beispiel das Singen. Oder die Zeit, miteinander zu reden. Denn Zuhören und Sprechen sind ja noch mehr als Schulvorbereitung. Die Begegnung mit Kindern vermittelt uns einen anderen Blickwinkel auf das Leben.

Am 28. August 2005 wurde die „Kinderarche Friedrichskothen" mit einem Gottesdienst und einem Fest eingeweiht. Viele waren gekommen, um sich mitzufreuen. Und immer wieder konnte man den Satz hören: „Da möchte man noch einmal Kind sein, so schön ist es hier."

Frank Wächtershäuser

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 3. und 4. Dezember 2005 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 75 / Quecken Nr. 1 – 74 / Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1 – 5

Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf"

Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte", Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde" / „Mehr Heiteres als Ernstes"

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Die Sehnsucht nach dem Paradies

oder: Als „Goethe“ schon da war und „Schiller“ noch in der Planung

In der Erinnerung ist es ein Garten, wie man sich eigentlich das Paradies vorstellt. Aber wir wissen alle, ein solches Bild, vielleicht ein Wunschbild, ist oft nicht von Dauer. Es hält aber dann doch eine Zeit lang und lebt in der Erinnerung weiter…

Da, wo heute die Schillerstraße in Ratingen verläuft, auf beiden Seiten mit schönen Häusern bebaut, waren, als ich ein kleiner Junge war, Felder und Wiesen.

Wie alles anfing, als meine Eltern hier das Haus bauten, habe ich nicht mehr in Erinnerung. Dafür war ich viel zu klein. Auf einem der Bilder kann man einen Kinderwagen sehen. In ihm habe ich das erste Mal das Grundstück „befahren“. Auf den Bildern kann man aber auch erkennen, wie es damals - 1939 - hier aussah. Man erkennt die Häuser auf der Goethestraße, die es schon lange gab. Man erkennt die Häuser am oberen Teil der Hauser Allee, so hieß die breite Straße mit den schönen Bäumen damals. Man erkennt im Hintergrund das „Lehrerseminar“, die heutige Anne-Frank-Schule. Man sieht, dass der Bürgersteig noch nicht gepflastert ist und dass die Baumstämme noch nicht so dick sind wie heute.

Zwischen den Häusern an der Goethestraße und unserem neuen Grundstück lag ein großes Feld, auf dem wechselweise Getreide, Kartoffeln oder Rüben angebaut wurden. Dann verwilderte das Feld, bis es Jahre später bebaut wurde. Gegenüber von unserem Grundstück endete der Pausenhof der Schule, daran anschließend standen die sogenannten „Pferdeställe“, die im 19. Jahrhundert zur Zeit Napoleons gebaut worden sein sollen. Später wurden sie aber nicht als Pferdeställe benutzt, sondern hier wohnten viele Familien in einfachen Verhältnissen. Neben den „Pferdeställen“ stand damals schon das kleine Häuschen, das es jetzt noch an dieser Stelle gibt mit den hohen Treppenstufen zu den beiden Haustüren. Rechts von diesem Häuschen und dahinter in die heutige Lessingstraße hinein war ein großes Gartengelände. Direkt neben dem Häuschen war auch noch eine alte Wasserpumpe. Dann kam in einigem Abstand das Haus von Herrn und Frau Greune, das schöne Haus mit dem goldenen Pfau auf dem Balkongitter in der ersten Etage. Dann folgte wieder ein großes Ackerfeld. Später wurde hier der Friedhof erweitert. Aber damals wurde das Feld vom Bauern Hermann bestellt, der seinen Hof an der Mülheimer Straße hatte, wo heute die große Kreuzung ist und der Maubeuger Ring beginnt. Neben dem besagten Feld war das Tor zum Friedhof. Der Weg in die Stadt ging für uns nicht über die Lessingstraße (die gab es noch nicht), sondern wir gingen meistens über den Friedhof, um nicht den Umweg über die Friedhofstraße machen zu müssen.

Das neue Haus lag inmitten von Feldern und Wiesen.
Auf dem linken Bild erkennt man im Hintergrund das frühere Lehrerseminar

Viele Häuser im oberen Teil der Goethestraße entstanden schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Im ersten Haus auf der rechten Seite wohnte einst Walter Hinsen, der langjährige Bürgermeister des Amtes Ratingen-Land, das später in Amt Angerland umbenannt wurde

Und wie war es auf „unserer“ Seite der Hauser Allee? Die Bilder zeigen es ganz deutlich. Es gab nur Wiesen und Felder. Der Blick war frei bis zur Anger und bis zur Burg „Haus zum Haus“. Ganz weit hinten konnte man den Weg in den Junkersbusch erkennen und die hohen Bäume des nahen Waldes.

Weit hinten erkennt man auf diesem Bild die Scheune der Wasserburg
Haus zum Haus

Die Hauser Allee macht auch heute noch kurz vor dem Schwimmbad eine leichte Kurve. Bis hier konnte man die Straße gut übersehen. Wenn jemand vom Bahnhof Ratingen West, den es heute nicht mehr gibt, die Straße hoch kam, so sah man ihn schon von Weitem. Wenn wir wussten, es kam einer vom Westbahnhof, dann standen wir am großen Fenster unseres Hauses und warteten, bis wir ihn gesehen hatten. Und dann liefen wir ihm entgegen. Aber eigentlich war der Weg über die Allee für uns kleine Kinder weit, sehr weit. Noch weiter war es bis zum Bahnhof oder bis zum Schimmershof, einem großen Bauernhof jenseits der Bahngleise, wohin wir fast täglich gehen mussten, um Milch, Eier und Butter zu holen.

Bleiben wir jetzt noch einen Augenblick auf dem neu erworbenen Grundstück. Am Anfang war alles offen, grenzenlos offen. Dann setzte unser Vater einen Zaun rings um das Grundstück, und der Garten wurde angelegt: Äpfel, Birnen, Kirschen, Pfirsiche, Pflaumen, Quitten, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Brombeeren und Himbeeren. Das Paradies war fertig. Alles gab es schon nach wenigen Jahren. Im Garten wurde Gemüse angepflanzt oder im Frühjahr ausgesät: Salat, Wirsing, Rotkohl, Strauchbohnen, Stangenbohnen, Möhren, Erbsen, Kartoffeln in mehreren Sorten und natürlich die verschiedensten Kräuter. Die Folge war, dass das Mittagessen fast regelmäßig aus dem Garten kam. Dann wurde noch für den Winter vorgesorgt. Hunderte von Einmachgläsern standen im Herbst im Keller und die Bohnen waren in großen Tonfässern eingelegt. Nebenbei: auch Tabak stand auf dem Pflanzprogramm. Getrocknet wurden die Blätter auf dem Speicher.

Das Grundstück war mit einem Spriegelzaun begrenzt. Ein großes Tor war am Hauser Ring und ein kleines Törchen an der Seite, wo später die Schillerstraße gebaut wurde. Kaum hatten wir unseren Zaun gezogen, entstand ein kleiner Trampelpfad zum nächsten Grundstück, direkt neben uns, auf dem bald ein kleines Gartenhaus errichtet wurde. Es steht heute noch (bei Familie Arps im Garten), heute etwas versteckt hinter den Häusern, damals aber auf einem kleinen Hügel gut zu sehen. Zu unserem Gartentörchen führte ein langer Weg vom Hof durch den Garten durch zwei Rosenbögen hindurch. Der Schritt aus dem Törchen war wie ein Schritt in eine andere Welt, im Sommer öffnete sie sich in eine Wiese mit vielen bunten Blumen. Hier konnte man sich wunderbar in den hohen Gräsern verstecken. Und wenn man immer weiter lief, ein wenig bergab ging es, kam man auf den Brügelmannweg, ein Weg, der am großen Tor der Fabrik Cromford endete, das fast immer geschlossen war. Der Park von Cromford war für uns geheimnisvoll und fast schon ein Abenteuer, wenn wir mit Herzklopfen in ihn hinein schlichen, zumal wir ja gehört hatten, da seien geheimnisvolle Gräber jenseits der Anger, nur über eine Brücke zu erreichen.

Es war spannend und zugleich aufregend über den Zaun zu steigen. Aber im eigenen Garten gab es auch viele Möglichkeiten. Wir haben unheimlich viel und schön gespielt. Die Staudenbeete waren zum Entsetzen unserer Mutter wunderbare Verstecke. Der Raum unter dem Küchenbalkon wurde mit einer großen Kiste zu einem Beichtstuhl hergerichtet. Ein Holz-

Das Haus am „Hauser Ring“ heute

haus, das am Ende des kleinen Weges, der späteren Schillerstraße, gebaut wurde, lieferte soviel Bretter, dass wir im Sandkasten ein eigenes Häuschen errichten konnten. Der Freund Albert, der im Hause von Greunes wohnte, besorgte die Pfosten, die den Brettern und auch dem Dach den notwendigen Halt gaben. Hauptattraktion war ein kleiner Herd, auf dem wir kochen konnten. Die Sträucher dahinter waren eines Tages versengt. Wir haben für unseren Fischteich ein Floß gebaut. Danach eine Brücke, die uns von einer Seite auf die andere brachte, auch wenn wir die Distanz mit einem Sprung überwinden konnten. Das Bassin war im Winter Schlinderbahn und auch der Ort, wo man im Eis einbrechen konnte, weil es noch nicht oder nicht mehr trug: ab ins eiskalte Wasser und danach ab ins Bett.

Dann kam der Krieg. Der Vater kam hin und wieder die Hauser Allee hoch auf Urlaub von irgendeiner Front. Es fielen die Bomben: Wir saßen im Luftschutzkeller und hatten Angst. Die Nachbarn von gegenüber riefen eines Tages nach dem großen Luftangriff auf unsere Stadt: „Kommt schnell raus, euer Haus brennt!“ Das Haus wurde mit Hilfe vieler Hände gelöscht und somit gerettet. Der Krieg war zu Ende. Zuerst kamen die Amerikaner, wir hissten eine weiße Fahne aus dem Fenster im ersten Stock. Dann kamen die Engländer und wollten unser Haus und den Garten für sich haben. Wir mussten ausziehen, bekamen eine neue Wohnung ganz in der Nähe auf der Mülheimer Straße. Das große Tor an der Hauser Allee war von jetzt an verschlossen. Die beiden Torpfeiler wirkten plötzlich wie Wächter, die uns daran hinderten, das verlorene Paradies zu betreten.

Zehn Jahre waren vergangen. Die Welt hatte sich verändert. Die Kindheit mit Spiel und Abenteuer in den Angerwiesen lag hinter uns. Doch das Tor zum Paradies öffnete sich zum zweiten Mal. Das Erste, was wir feststellten: das Törchen im Holzzaun ging nicht mehr auf einen kleinen Trampelpfad, sondern führte zu einer schön ausgebauten Straße. Gegenüber waren nicht mehr die weiten Wiesen und der Blick bis zur Burg und zum Wald. Wir sahen in die Gärten und Fenster von Nachbarn. Das war so! Dann haben wir im Garten gegraben und wieder gefunden, was wir damals vor den Engländern versteckt hatten. Wir haben das Haus hergerichtet und den Garten neu angelegt. Das Paradies war es nicht, sondern ein Garten, der viel Pflege benötigte: Hecke schneiden, Beete anlegen, Wege harken. Bestimmender Rhythmus am Samstag, auch wenn die Freundin draußen am Zaun vorbei schlich und ich durch die Zweige nach ihr Ausschau hielt.

Im Paradiesgarten entstand inzwischen ein weiteres Haus

Ein erneuter Zeitsprung: In den Garten haben wir ein neues Haus hineingesetzt. Und unsere Kinder wurden groß unter Bäumen, die wir selbst gepflanzt hatten.

In der Erinnerung ist es ein Garten wie ein Paradies. Das ist die eine Seite. Die Ecke Hauser Ring - Schillerstraße ist auch ein Bild für die große Geschichte. Die eine Straße führt zu ferneren Zielen, Schnelligkeit ist angesagt. Man verpasst, was rechts und links am Wege liegt. Die andere Straße ist nicht schnell zu durchfahren, am Ende muss man halten, umkehren oder zu Fuß weiter gehen. Es gibt die Chance, Zeit zu gewinnen, sich jedes Haus anzusehen, nachzudenken, wer hier wohnt. Man kann Bekannte treffen, Freundschaften schließen. Wir erfahren etwas vom

Leben, dass nämlich damals vor 50 Jahren Kinder die Straße belebten, die heute längst erwachsen sind, weggezogen sind irgendwohin, öfters aber auch geblieben sind oder hin und wieder zurückkommen. Und dann sind da die neuen Familien, die neuen Kinder. Sie erleben die Straße, ihren Garten hinter dem Haus, den Garten des Nachbarn, den immer geöffneten Park, die Anger als ihr Paradies. Und ich möchte wieder mitspielen, ein Häuschen bauen wie damals.

Das muss ich noch erwähnen - mit einem Satz: Kaninchenfutter haben wir gesucht, da, wo heute Möllers und die anderen wohnen: Ketteplöck, Klee. Es war ja nur ein Schritt aus dem Gartentörchen auf die weite Wiese.

Hans Müskens

Friedrich von Schiller

∗10. November 1759 † 9. Mai 1805
Marbach Weimar

Die Teilung der Erde

„Nehmt hin die Welt!“ rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk ich sie zum Erb und ewgen Lehen -
Doch teilt euch brüderlich darein!“

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „Der Zehente ist mein.“

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern!
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

„Weh mir! so soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?“
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume dich verweilet“,
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?“ -
„Ich war“, sprach der Poet, „bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr -
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!" -

„Was tun?“ spricht Zeus. „Die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.“

Schiller, Goethe und Moneten

Gedanken zum 200. Todestag Friedrich Schillers

Nein, wie wirkliche Freunde sehen sie nicht gerade aus, wie sie so dastehen vor dem Nationaltheater in Weimar.

Der eine hat den Blick starr geradeaus gerichtet, der andere schaut, von seinem Nebenmann abgewandt, ein wenig himmelwärts und greift dabei schüchtern mit der rechten Hand nach dessen Lorbeerkranz. Vorsichtshalber hat der Bildhauer Ernst Rietschel beide Herren auf annähernd gleiche Körpergröße gebracht, damit sich keiner benachteiligt fühlen soll.

Aber sie waren Freunde, mindestens 10 Jahre lang. So sehr können sich die vielen Biographen und Zeitzeugen nicht geirrt haben. Dennoch waren sie sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, unsere beiden berühmtesten Dichter.

Das begann schon mit ihrer Herkunft. Goethe war von Hause aus wohlhabend und konnte sich ganz seinem Talent und seinen Interessen entsprechend frei entfalten, während Schiller eigentlich einen sogenannten Brotberuf benötigt hätte. Sein Vater Johann Caspar war Medicus in der Armee, wurde dann Hauptmann und war zuletzt Verwalter der Hofgärten des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Er ließ seinen Fritz die Karlsschule absolvieren und zunächst Jura, dann Medizin studieren. Diese Eliteschule unterstand unmittelbar dem Herzog, der die jungen Leute tyrannisieren und zum Kadavergehorsam erziehen ließ. Man musste also damals nicht erst nach Preußen auswandern, um sich schikanieren zu lassen. Sicher war die Karlsschule für Schiller eine Erfahrung, die sein Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit bestärkt hat. Die Absolventen dieses Instituts gingen oft als Ausbilder zum Militär und drillten die Rekruten, denn der Herzog hatte ständig Bedarf an Soldaten. Waren es deren mal zuviele, so verkaufte er sie nach England oder Amerika. Andere Fürsten verfuhren in gleicher Weise. Auch Carl August in Weimar besserte auf diese Art seine Kasse auf.

Terrakotta-Miniatur des Goethe-Schiller-Denkmals von Ernst Rietschel vor dem Nationaltheater in Weimar. (19. Jh., Ölfarbenanstrich)

Schiller war so unvorsichtig, das in „Kabale und Liebe“ zu erwähnen. Deshalb musste er die ursprüngliche Fassung des Stückes manchmal ändern, wenn es nicht überhaupt verboten wurde.

Der junge Schiller brachte es bis zum Regimentsarzt, dann reichte es ihm. Wenn auch nicht mehr mit dem Holzhammer chloroformiert wurde, so war der Arztberuf damals dennoch ein knochenharter Job und sicher nicht geeignet für einen sensiblen Dichter und Schöngeist.

Schiller hatte bis dahin schon einige literarische Arbeiten und vor allem sein Bühnenstück „Die Räuber“ veröffentlicht, bei dessen Uraufführung in Mannheim er nicht dabei sein durfte. Er schlich sich verbotenerweise über die Landesgrenze, wurde erwischt und arretiert. Es kam, wie es kommen musste. Zusammen mit seinem Freund Streicher desertierte er,

Titelseite eines Schiller-Gedenkbuches zum 100. Todestag im Mai 1905. Vignette gezeichnet von F. Sassen

und beide durften sich für lange Zeit in Schwaben nicht mehr blicken lassen. Nach einigen Ortswechseln landete er unter falschem Namen bei Henriette von Wolzogen und deren Tochter Charlotte in Bauerbach. Prompt verliebte er sich in die Siebzehnjährige und setzte ihr ein Denkmal in der Rolle der Luise in „Kabale und Liebe“. Schiller fasste den endgültigen Entschluss, seinen Lebensunterhalt als Dichter und Autor zu verdienen. Er war selbstbewusst und schätzte sich sogar selbst als Genie ein. Mutig, mutig, der junge Herr!

Aber das Leben als freier Schriftsteller war damals nicht weniger beschwerlich als heute. Vor allem fehlte ein wirksamer Urheberschutz. Viele Autoren und Komponisten verkauften ihre Werke schon an Bühnen und Orchester, bevor sie ganz beendet waren. Das minimierte das Risiko, wenn das Stück ein Flop wurde, brachte aber dem Urheber keinen Gewinn mehr, wenn es erfolgreich war.

Schiller richtete seine Aufmerksamkeit auf Weimar. Hier war alles versammelt, was Rang und Namen hatte: Wieland, Herder, Wilhelm von Humboldt, Hölderlin und sein großes Vorbild Goethe. Aber es dauerte lange, bis der Herr Geheimrat endlich Zeit für ihn fand. Er überlegte es sich sehr genau, für wen er sich verwendete und tat nichts, was seinem eigenen Ansehen hätte schaden können. Der junge Hitzkopf war ja nicht unproblematisch. Seine „Räuber“ waren beim Volk, insbesondere bei den jungen Leuten, mit Begeisterung aufgenommen worden, aber die konservativen Kreise um den Herzog Carl August sahen das zwangsläufig etwas anders. Der kleine glanzvolle Fürstenhof lebte, wie die meisten Regierungen in aller Welt und zu allen Zeiten, über seine Verhältnisse, also auf Kosten seiner Untertanen. Da war es unschwer festzustellen, wo die wirklichen Räuber zu finden waren. Der Satz im „Don Carlos“ "Geben Sie Gedankenfreiheit" war sicher auch nicht nach dem Geschmack des Fürsten. Denken könnte zu Taten anregen, obwohl auch viele Taten aus Gedankenlosigkeit resultieren. Einige Jahre später, bei den „Xenien“, setzte Schiller dann noch eins drauf, worüber Goethe sehr verärgert gewesen sein soll. Vermutlich hat der Herr Geheimrat seinem jungen Kollegen öfter mal den Kopf waschen müssen, um ihn davor zu bewahren, dass er den Ast, auf dem er saß, nur an-, aber nicht absägte. Wer sollte denn wohl seine Bücher und Schriften kaufen, wenn nicht die Gebildeten, die ja auch gleichzeitig die Reichen im Lande waren? Man war ja noch nicht so weit wie heute, wo die Prominenz Eintritt zahlt und applaudiert und sich dafür von den Kabarettisten manchmal auf das Übelste beschimpfen lässt. Aber Goethe wird wohl doch, wenn auch zumeist hinter den Kulissen, manch gutes Wort für den jungen Kollegen eingelegt haben. Immerhin erhielt Schiller einen Lehrstuhl für Geschichte an der Universität Jena, allerdings ohne Honorar. Aber das stärkte seinen Bekanntheitsgrad, und er wurde als Professor auch gelegentlich bei Hofe eingeladen. Das war besser, als dort ungeladen zu erscheinen, was er zuweilen riskierte. Später beklagte er sich lauthals darüber, dass ihn die Universität zuviel Geld koste. Überhaupt, das leidige Geld! Es reichte nie! Dabei führte er keinen aufwändigen Lebensstil. Er brauchte eine Wohnung, in der er auch mal anspruchsvollere Leute zu Gast haben konnte, er unterhielt galante Beziehungen zu feinen Damen, ansonsten leistete er sich noch Schnupftabak, und als gebürtiger Schwabe wollte er natürlich auch abends ein paar „Viertele schlotze“. Aber zum Nulltarif war das alles nicht zu haben. Doch ein Säufer, wie ihn einige vom Leben enttäuschte Abstinenzler bezeichneten, war er deshalb noch lange nicht! Dennoch, bald schob er einen ansehnlichen Schuldenberg vor sich her. Seine Freunde Körner, Streicher, Frau von Wolzogen, sein Verleger Göschen und sicher auch noch einige andere Gönner gaben ihm Kredite. Aber einmal war Schluss! Er überlegte allen Ernstes, was zu tun sei. Doch bald kam die rettende Idee - heiraten! Hatten nicht die Habsburger ihr ganzes Kaiserreich zusammengeheiratet? Aber so anspruchsvoll war er ja gar nicht. Er ging die Liste seiner aktuellen und verflossenen Liebschaften durch und wurde fündig. Da war die Frau von Kalb, die sich um seinetwillen scheiden lassen wollte, dann die Schwestern Stock, ja, es gab eine stattliche Anzahl hübscher Damen, die eventuell in Frage kämen. Er suchte weiter und mobilisierte zudem seine Freunde, ihm bei den Bemühungen um die richtige Kandidatin behilflich zu sein. An Körner schrieb er, er möge ihm bitte eine Dame mit 12.000 Talern besorgen, dann könne ihn die ganze Jenaer Akademie im … lecken. Zugegeben - keine sehr feine Redewendung, aber wir wissen ja von Goethe, dass er dieses liebenswürdige Angebot nicht nur seinem „Götz“ vorbehielt.

Bei seinen weiteren Bemühungen stieß Schiller auf Luise von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Caroline und Charlotte. Am liebsten hätte er die jungen Damen gleich beide geheiratet, aber da stieß er auf Schwierigkeiten. Die ältere Caroline war bereits verehelicht, aber das war ja nicht das Schlimmste. Leider war und ist ja auch heute noch in Deutschland die Vielweiberei verboten, und der Freiersmann war sicher nicht willens, zum Islam zu konvertieren und sich im Orient niederzulassen. Zeitweilig dachte der Schlingel wohl auch, wie damals mit Minna und Dora Stock, an eine Ménage à trois, zu-

Schillers Trauung mit Charlotte von Lengefeld am 22. Februar 1790. Zeichnung von F. Sassen

mindest wollte er Caroline gern in seiner Nähe haben, wenn er mit der noch schüchternen Charlotte verheiratet war.

Aber mindestens eine der Damen hatte wohl Einwände gegen diese praktische Lösung. Finanziell war Charlotte von Lengefeld nicht die ganz große Partie, aber das war nun wohl doch nicht so ausschlaggebend, denn Schiller liebte sie aufrichtig, mutierte zum vorbildlichen Ehemann und Vater von vier Kindern. Goethe hat sich dann wahrscheinlich noch mal für Schiller bei Carl August eingesetzt, der den bisherigen Weimarischen Rat zum Hofrat ernannte und ihn zum Honorarprofessor beförderte. Nun kam endlich was in die Kasse, und die junge Frau Schiller konnte ihr „von“ im Namen behalten, wodurch die Schillers nun endlich bei Hofe mit dazu gehörten. Schiller war happy, bezahlte einen Teil seiner Schulden, machte neue und kaufte sich ein Haus mit Garten in Jena. Er stürzte sich in die Arbeit und erfüllte sich 1795 einen Herzenswunsch. Er gründete eine eigene Literaturzeitschrift, „Die Horen“. Goethe war verabredungsgemäß mit von der Partie und natürlich die große Zugnummer für alle anderen Autoren, die Rang und Namen hatten.

Die Horen kamen dem Herrn Geheimrat gerade zur rechten Zeit, denn er lag im Clinch mit Carl August und den Damen am Hof. Nach seiner Italienreise war er nicht mehr so eifrig bei der Arbeit im Consilium, und er machte absolut keine Anstalten, seine Beziehung zu Christiane Vulpius zu legalisieren. Das war zuviel der Unmoral. Der Herzog selbst amüsierte sich zwar mit seiner Mätresse, und die Theaterleute, an der Spitze natürlich Goethe, hatten ihre liebe Not damit, der Frau Jagemann immer die richtigen Rollen zu verschaffen, aber der Herr Geheimrat mit diesem einfachen Mädchen aus dem Volke, das war einfach zu viel! Insbesondere Frau von Stein und ihre Freundin, die junge Ehefrau von Schiller, konnten solche Unanständigkeiten beim niederen Volke nicht ausstehen. Zeitweilig mussten Goethe und seine Geliebte sogar ihr Quartier in der Innenstadt verlassen und eine kleine Wohnung am Stadtrand von Weimar beziehen. Der Herr Geheimrat war seiner Christiane gegenüber sehr rücksichtsvoll. Im Goethemuseum zu Düsseldorf sehen wir am Modell des Hauses am Frauenplan, dass er, feinfühlig wie er war, das Reich der Hausfrau nach hinten in einen ruhigen Trakt verlegt hatte. So konnte Christiane nicht durch neugierige Besucher gestört werden. Als Schiller einmal zwei Wochen lang bei Goethes auf Logierbesuch weilte, hat er die tüchtige Hausfrau nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen.

Schiller konnte nun schon auf eine stattliche Anzahl literarischer Werke zurückblicken. Darunter befanden sich auch einige historische und philosophische Arbeiten, wie „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“, „Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und Aufsätze über Schönheit, Anmut und Würde.

Er äußerte seine Ansichten über die Aufklärung und über eine die Welt umfassende Vernunftreligion, Themen, die ihn in die geistige Nähe von Lessing brachten, der seinerseits von Moses Mendelssohn zu seinem „Nathan“ inspiriert worden war. Natürlich waren bis zur Herausgabe der „Horen“ auch einige Dramen und Gedichte entstanden, und es erfolgte daraufhin die Veröffentlichung des Musenalmanachs. Für seine Lehrtätigkeit an der Akademie hatte der Dichter nun keine Zeit mehr. Er gab diese von ihm ohnehin nicht sehr geliebte Tätigkeit auf. Der Herzog zahlte Schiller jährlich eine Summe von 200 Talern, die er jeweils in den Jahren 1799 und 1804 verdoppelte. Seine Schwiegermutter gab noch mal 150 Taler dazu, und der Herzog von Schleswig-Holstein zahlte ihm eine Pension von 1000 Talern jährlich. Natürlich bezog Schiller auch Honorare für seine schriftstellerische Arbeit. War er nun ein reicher Mann? Der Schein trügt! Im Vergleich zu Goethe führte er immer noch ein recht bescheidenes Dasein. Der Herr Geheimrat war ein Gourmet, liebte teure Weine, reiste viel, nahm sich eine zweijährige Auszeit in Italien - alles auf Kosten der Staatskasse. Aber Goethe war ja auch Mitglied des Consiliums und stand lange Zeit an erster Stelle hinter dem Herzog. Macht und Geld waren auch damals nicht voneinander zu trennen.

Im Jahre 1792 verlieh die französische Nationalversammlung Schiller die französischen Bürgerrechte. Nicht einmal der Geehrte selbst wusste warum.

Mit den „Horen“ begann die enge Zusammenarbeit und zugleich die

Goethe und Schiller in Jena. Zeichnung von F. Sassen

feste Freundschaft der beiden Dichter. Aber der große Meister hielt Distanz zu seinem jüngeren Kollegen, den er nie anders anredete als mit „Herr Hofrat“.

Während Schiller Goethe bei der Vollendung des „Egmont“ behilflich war, widmete sich dieser verstärkt seinem „Faust“, mit dem er ja fast während seines ganzen Lebens beschäftigt war.

Das Jahr 1797 war Schillers Balladenjahr. Es entstanden „Der Taucher“, „Der Handschuh“, „Die Kraniche des Ibykus“ und noch andere große Gedichte, die unsere Eltern und Großeltern bis zum Überdruss in der Schule auswendig lernen mussten. Es kamen dann die historischen Dramen an die Reihe: „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“ und später „Wilhelm Tell“. Goethe half seinem Freund bei dessen Monumentalwerk, der Wallenstein-Trilogie. Gearbeitet wurde manchmal in Schillers Haus in Jena und des Öfteren auch in Goethes Gartenhaus in Weimar.

Später verkaufte Schiller seine Immobilien in Jena und erwarb dafür das große, elegante Haus an der Esplanade, das natürlich sehr viel teurer wurde als ursprünglich vorgesehen. Da war dann mal wieder sein Verleger Cotta gefragt, der mit Vorschüssen und Krediten aushalf. Der Dichter war schon lange tot, da stand seine Witwe Charlotte immer noch mit einem stattlichen Schuldenberg da. Nein, mit Geld konnte er, wie die meisten Künstler, nicht umgehen.

Aber es war nicht nur das liebe Geld, das Schiller zeitlebens Sorgen bereitete, sondern da waren vor allem seine gesundheitlichen Probleme. Er muss wohl schon in jungen Jahren eine der Malaria ähnliche Erkrankung durchgemacht haben, die vermutlich nicht gründlich genug austherapiert worden war. Was die genaue Ursache für seine häufigen fieberhaften Attacken war, ist leider nie bekannt geworden, aber besonders in den letzten Lebensjahren wurde er oft bettlägerig und zuweilen bestand auch akute Lebensgefahr. Im Jahre 1804 reiste er noch nach Berlin, wurde vom preußischen Königspaar in Schloss Sanssouci

Schillers Tod am 9. Mai 1805. Er blickt zum letzten Mal in die untergehende Sonne. Zeichnung von F. Sassen

empfangen und verhandelte mit Iffland. Ja, sie hätten ihn gern in Berlin gehabt, aber daraus wurde leider nichts mehr. Die Krankheit war stärker. Es ist auch fraglich, ob der Dichter von Weimar weg wollte. Er befürchtete wohl, in dem hegemonialen Preußen für politische Dinge eingespannt zu werden. Ein Angebot der Universität Tübingen hatte er einige Jahre vorher auch abgelehnt. Er fühlte sich sehr an Goethe und Weimar gebunden, obwohl die Zusammenarbeit mit dem Geheimrat nicht mehr so intensiv war wie in den Vorjahren.

Schiller arbeitete unter Aufbietung seiner letzten Kräfte. Am 9. Mai 1805 verschied der Dichter im Alter von fünfundvierzig Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung. Sein Leichnam wurde auf dem kleinen Jakobsfriedhof in Weimar beigesetzt, und in der gleichnamigen Kirche fand eine schlichte Trauerfeier statt. Auf demselben Friedhof hat auch später Christiane Goethe ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihr Grab ist heute noch vorhanden. Es ist fast bis zur Unkenntlichkeit von Efeu überwuchert. Es vermittelt beinahe den Eindruck, als hätte man ihr bis heute noch nicht ihre bürgerliche Herkunft und ihr sittenwidriges Verhalten mit dem berühmten Herrn Geheimrat Goethe verziehen. Später wurde Friedrich von Schiller exhumiert und neben seinen Freund Johann Wolfgang von Goethe in die Fürstengruft überführt. Was bedeutet nun Schiller heute für uns?

Bei aller Sympathie für ihn ist ja doch wohl Goethe der größte deutsche Dichter. Nach Egon Friedell, in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“, ist er das alle anderen überragende Universalgenie. Dagegen bezeichnet er Schiller als den bedeutendsten deutschen Dramatiker. Nicht auszudenken, was er noch alles hätte schaffen können, wenn er gesundheitlich stabiler und so alt geworden wäre wie Goethe.

Abgesehen von der „Ode an die Freude“, die ja nun mal das ganz besondere Lied für staatliche Anlässe darstellt, ist Schillers volkstümlichstes Werk für mich das schon von seinen Zeitgenossen zuweilen verspottete „Lied von der Glocke“. Möglich, dass Menschen meiner Generation, die den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit bewusst erlebt haben, zu der „Glocke“ eine ganz besondere Beziehung haben. Wir haben gesehen, wie „alles rennet, rettet, flüchtet“, wir haben es erlebt, wenn die Nacht „taghell gelichtet“ war, von den sogenannten Christbäumen, die die feindlichen Flugzeuge zur Markierung ihrer Bombenziele an den Himmel setzten. Wir haben sie kennen gelernt, die „öden Fensterhöhlen“, in denen das Grauen wohnte, und haben sehr eindrucksvoll wahrgenommen, wie „des Himmels Wolken“ hoch hineinschauten in die ausgebrannten Häuser, deren Dächer eingestürzt waren. Wir haben die Wohltätigkeit „des Feuers Macht“ erfahren, wenn uns ein hilfreicher Nachbar einen Eimer Kohlen überlassen hat. Wir haben sie gezählt, „die Häupter unserer Lieben“, und waren dem Schicksal dankbar, wenn sie noch alle da waren.

Und einige Jahre später durften wir es miterleben, wie „neues Leben“ aus den Ruinen erblühte.

Heute denke ich kaum noch bewusst an Schillers „Glocke“. Höchstens, wenn ich mich mal über meine Frau geärgert habe. Dann überkommt es mich noch manchmal: „Da werden Weiber zu Hyänen…“

Werner Beutling

Blumberg
SYSTEMPAPIERE

Blumberg GmbH & Co KG
Gegründet 1885
Kalkumer Str. 46
40885 Ratingen - Lintorf
Telefon: 0 21 02 - 38 03-0
Telefax: 0 21 02 - 380 380
e-mail: info@blumberg.de
Internet: www.blumberg.de

Diagramm-Papiere
für Medizin und Industrie
Meßtechnisches Zubehör
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Fax- und Telexrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen
Etiketten
Parkschein- und Ticketpapiere
Fahrscheinpapiere
als Rollen oder Faltlagen

Giegling Zuhmann
GmbH + Co. KG

Fliesenleger-Meisterbetrieb

Bäder	**Fliesen**
Balkone	**Marmor**
Küchen	**Granit**

Siemensstraße 20
40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: (0 21 02) 3 12 86
Fax: (0 21 02) 3 47 98
Mobil: (0171) 7 92 36 76

FENSTER · TÜREN · SICHERHEIT

FRIEDO ECKERT
BAUELEMENTE GmbH

Unser Lieferprogramm:
- Fenster und Türen aus Kömmerling-Kunststoff, Holz, Aluminium
- Rolläden und Vorsatzrolläden aus Kunststoff, Aluminium
- Rolladenantriebe, Garagentorantriebe
- Beschläge, Zylinder, Schließanlagen
- Mechanische Sicherheitssysteme
- Verglasungen aller Art
- Insektenschutzgitter, Markisen, Safes

Unser Dienstleistungsprogramm:
- Reparatur aller Fensterfabrikate
- Wartung von Fenstern und Türen
- Beseitigung von Einbruchschäden
- Kostenlose Sicherheitsberatung vor Ort
- Umrüsten auf Sicherheitsbeschläge
- Nachrüsten von mechanischen Sicherungen

Angebote erstellen wir kostenlos!

Und was können wir für Sie tun?

Alle o.g. Bauelemnte werden geliefert und durch unsere kompetenten Mitarbeiter montiert, einschließlich aller erforderlichen Nebenarbeiten.

Büro + Ausstellung:
Krummenweger Straße 21 · 40885 Ratingen
Tel.: (0 21 02) 3 48 78 · Fax: (0 21 02) 3 73 26
E-Mail: friedoeck@aol.com

Vor 180 Jahren, am 13. Juni 1825, starb Lintorfs wohl berühmtester Sohn, **Johann Peter Melchior,** im Alter von 78 Jahren in Nymphenburg bei München. In der Nähe des dortigen Schlosses der bayrischen Kurfürsten und Könige befand sich seine letzte Wirkungsstätte, die 1747, also in seinem Geburtsjahr gegründete Nymphenburger Porzellanmanufaktur. Der katholische Geistliche des Schlosses, der königliche Hofkurat **Albert Hofmann,** trug damals in die Sterbematrikel der Schlosskirche ein: „Peter Melchior, k. Inspektor der Porzellan-Manufaktur dahier, Witwer, starb am 13. Juni 1825 Vormittags 10 1/4 Uhr, […], in Folge von Altersschwäche und wurde am 15. Juni 1825 Vormittags 9 Uhr im Friedhofe zu Neuhausen durch den k. Hofkuraten Albert Hofmann beerdigt."

Reliefbildnis Kurfürst Emmerich Joseph mit Putten, um 1770, Höchster Porzellan, Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt

Nach einem für die damalige Zeit sehr langen Leben konnte Melchior auf eine einzigartige Karriere zurückblicken. Geboren im winzigen Bauerndorf Lintorf im Herzogtum Berg, das von seinem späteren Arbeitgeber **Kurfürst Carl Theodor** regiert wurde, verbrachte er eine freudlose und entbehrungsreiche Jugend. Der frühe Tod seiner Eltern – seine Mutter starb 1754, der Vater vier Jahre später – machte ihn als 11-Jährigen zum Vollwaisen. Zunächst lebte er danach in der Familie seiner Stiefmutter, der zweiten Frau seines Vaters. In dieser Zeit musste er als Hütejunge zum Einkommen der Familie beitragen. Seine Eltern und Stiefeltern hatten wenig Verständnis für seine zeichnerische Begabung und seinen Wunsch, Bildhauer zu werden. Erst der Lintorfer **Pfarrer Engelbert Lövenich** erkannte sein Talent. Er nahm Johann Peter Melchior 1761 zu sich in das Pfarrhaus und vermittelte ihm die Bildung, die er beim Unterricht in der katholischen Dorfschule, den der **Küster Rutgerus Lemmig** mit viel Prügel, aber wenig eigenen Kenntnissen recht und schlecht betrieb, nicht erhalten hatte. Diese Grundausbildung, gepaart mit der Erfahrung seines Berufslebens und der Auseinandersetzung mit dem Schaffen anderer Künstler, versetzten ihn immerhin in die Lage, in seiner Zeit als Modellmeister der kurpfälzischen Porzellanmanufaktur in Frankenthal einige kunsttheoretische Schriften verfassen zu können, darunter den längeren Aufsatz „Das sichtbare Erhabene in der bildenden Kunst", der 1781 in Mannheim erschien.

Pfarrer Engelbert Lövenich war es auch, der Melchior im Alter von 14 oder 15 Jahren zu einem Bildhauer in die Lehre schickte. Lange hielt es der offenbar selbstbewusste junge Mann dort nicht aus – sein Lehrmeister konnte ihm nichts beibringen. Nach mehreren Zwischenstationen kam er als 18-Jähriger nach Mainz. Kurfürst Emmerich Joseph wurde sein großer

Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz und von Bayern, Herzog von Berg (1742 - 1799)
Nach einem Gemälde aus dem Stadtmuseum Düsseldorf

„Der gestörte Schlummer", nach 1770, Höchster Porzellan, Museum der Stadt Ratingen

Landolin Ohnmacht
(1760 - 1834)

Gönner und Bewunderer, gab ihm seine Anstellung als Modellmeister in der kurmainzischen Porzellanmanufaktur in Höchst und ernannte den 23-jährigen Melchior 1770 gar zum Hofbildhauer. In den fast 14 Jahren seiner Tätigkeit in Höchst schuf Melchior etwa 300 Porzellanfiguren als Tischdekoration für die Tafeln der Reichen, darunter so bekannte wie „Der gestörte Schlummer“ oder „Trauer um das tote Lamm“ sowie viele wunderschöne Tafelgeschirre. Besonders bemerkenswert sind Melchiors Kinderdarstellungen – er zeigt Kinder als Kinder und nicht als kleine Erwachsene, wie es damals üblich war. Melchior verließ Höchst nach dem Tode seines kurfürstlichen Mäzens und bewarb sich um eine gleichwertige Stellung in Frankenthal, der Manufaktur seines Landesherrn Carl Theodor, Kurfürst von der Pfalz. Er war als Künstler mittlerweile so bekannt und begehrt, dass er seinem adligen Arbeitgeber bei der Einstellung sogar Bedingungen stellen konnte, die dieser auch akzeptierte. Er war mit Goethe und dessen Eltern befreundet und bildete selbst junge Künstler aus wie z.B. seinen Lieblingsschüler und Freund, den Bildhauer **Landolin Ohnmacht.**

Melchior verließ Frankenthal im Jahre 1793, als die Franzosen infolge der Revolutionswirren in die Pfalz einmarschierten und die Produktion der Manufaktur eingestellt werden musste.

Nach einer wenig erfolgreichen Zeit als freier Künstler in Nürnberg stellte Carl Theodor, der mittlerweile auch Kurfürst von Bayern geworden war, Melchior 1797 als Modellmeister in Nymphenburg an, ein Amt, das er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1822 innehatte, auch unter seinem neuen Arbeitgeber und Nachfolger Carl Theodors, dem ersten bayrischen

Prinzessin Maximiliane Caroline
von Bayern, 1814, Nymphenburg,
Biskuitporzellan,
Museum der Stadt Ratingen

König Maximilian I. Joseph, dessen gesamte Familie er meisterhaft porträtierte.

Melchior starb drei Jahre nach seiner Entlassung einsam und verbittert, gequält von Depressionen und Verfolgungswahn. Von seinen sieben Kindern überlebte ihn nur sein jüngster Sohn Georg Wilhelm Melchior. Nachkommen dieses Sohnes leben heute noch in München.

Manfred Buer

Selbstbiographie Johann Peter Melchiors

Auch im 18. Jahrhundert gab es schon Nachschlagewerke, in denen der „geneigte Leser“ alles Wissenswerte über die damaligen Künstler – Bildhauer, Maler, Graphiker, Porzellanmodelleure – erfahren konnte. Herausgeber eines solchen Künstlerlexikons war Johann Georg Meusel in Leipzig. Er schrieb die bekannten und ihm wichtig erscheinenden Künstler der Zeit an und bat sie, eine kurze Selbstbiographie nebst einer Beschreibung ihrer wichtigsten Werke für sein „Neues Museum für Künstler und Kunstliebhaber“ zu verfassen. Auch Johann Peter Melchior sandte 1787 einen „Aufsatz“ über sich und seine Arbeiten an Meusels Verlag und Druckerei nach Leipzig. Melchior schreibt von sich in der 3. Person, da der Eindruck erweckt werden soll, ein neutraler Autor habe die Biographie verfasst. Bei der Angabe seines Alters flunkerte Melchior ein wenig. Er gibt das Jahr 1745 als Geburtsjahr an, um sich älter zu machen. Es ist unwahrscheinlich, dass dieser selbstbewusste junge Mann sein genaues Geburtsjahr nicht kannte. Hätte er sein genaues Alter angegeben, wäre er vielleicht als 18-Jähriger in der Höchster Manufaktur nicht angestellt worden.

Melchiors Selbstbiographie wurde 1794 erstmalig in Johann Georg Meusels „Neuem Museum für Künstler und Kunstliebhaber“, 1. Stück (= Band, Folge), in Leipzig, auf den Seiten 160 ff. abgedruckt. Wir entnehmen sie dem Buch „Johann Peter Melchior“ von Friedrich H. Hofmann, erschienen im Verlag für praktische Kunstwissenschaft F. Schmidt, München, Berlin und Leipzig, 1921, S. 11 – 16:

Johann Peter Melchior

Kurpfälzischer Hofbildhauer in Frankenthal.*)

Dieser Künstler, von dem bereits im zweyten Theil von Meusels teutschem Künstlerlexicon eine kurze Nachricht steht, ward gebohren zu Lindorf, einem kleinen Dörfchen im Herzogthum Berg, im Jahr 1745. Schon in den ersten Jahren seines Lebens äußerte es sich, wozu ihn die Natur bestimmt hatte. Er bezeichnete oder besudelte alle Tische, Bänke, Stühle, Wände und Fußböden mit Figuren von Menschen und Thieren. Nichts war ihm lieber als Kreide, Röthel und Letten oder Lehmen. Das Bossiren oder Modelliren war ihm angenehmer als alle Schätze der Welt. Wenn er krank wurde, war es ihm Arzeney, und in gesunden Tagen machte es ihn oft Speise und Trank vergessen. Seine guten Eltern wußten diesen Trieb nicht zu schätzen; sie kannten weder die Kunst noch ihren Werth; und er hatte viel auszustehn, weil er sich und alles, was um ihn war, verunreinigte. Um sein Lieblingsgeschäft ungestöhrt treiben zu können, verbarg er sich in die Scheune, ins Feld hinter die Früchte und in den Wald. Seine Eltern verlohr er sehr früh: allein, ungeachtet es ihm an Vermögen, Unterstützung und Unterricht fehlte; ungeachtet der vielen und großen Hindernisse und der bittersten Widerwärtigkeiten, ist er durch fleißige Uebung, Anstrengung und Selbstdenken doch in der Theorie und Ausübung der Kunst weit gekommen und vielleicht weiter als mancher, den die günstigsten Umstände schon in der Wiege anlächelten und ununterbrochen liebkosten.

Eine Zeit lang übte er in der Porzellainfabrik zu Höchst seine Kunst; aber gegen Ende des Jahres 1779 trat er als Hofbildhauer in kurpfälzische Dienste und seitdem wohnt er in Frankenthal, wo er auch Modellmeister der kurfürstlichen Porzellainfabrik ist.

Er hat einen Sohn, der im Jahr 1787, da Herr Melchior den vorhin in der Note erwähnten Aufsatz verfertigte, noch keine volle sechzehn Jahre alt war und damals schon Arbeiten machte, die von einsichtsvollen Männern geschätzt wurden. Von niedrigem Eigennutz weit entfernt, dachte er nie an Vortheile, die er durch ihn ziehen wollte. Seine einzige Absicht und Sorge ging dahin, ihn nach seinem Vermögen zu einem vollkommenen

*) Aus einem von ihm selbst verfertigten Aufsatz gezogen.

Johann Peter Melchior, „Spielendes Mädchen“
Rötelzeichnung, 1781
Aus: Hofmann„Melchior“, 1921, Abb. 3

Grabmal des Kurfürsten Karl Emmerich von Breidbach-Bürresheim, nach 1770, Marmor, Höhe: 6,20 m, Dom zu Mainz

Künstler und zugleich zu einem edeln und glücklichen Menschen zu bilden. Da ihm die Natur große Anlagen verlieh, so gelang es dem Vater, ihn so weit zu bringen, daß er mit Leichtigkeit eigene originale Erfindungen liefert, die in den Stellungen, in der Anordnung, Gruppirung, Idee, Ausdruck und Bekleidung der Figuren viel Natur und Geist zeigen, und zwar mehr, als man von seinen Jahren fodern konnte. Er ist im Edeln und Niedrigen, im Ernsthaften und Komischen gleich glücklich, beschäftigte sich immerfort mit Zeichnen, bisweilen auch mit Modelliren, und hatte auch damals schon angefangen, im Mahlen Versuche zu machen. Hoffentlich wird man von seinen inzwischen gemachten Fortschritten in der Kunst künftig nähere Nachricht ertheilen können. Er heißt Heinrich Anton Melchior.

Noch, setzt Herr Melchior selbst hinzu, muß ich eines jungen Bildhauers erwähnen, der sich bey mir in der Kunst übt; denn es ist Pflicht, welcher leider selten Genüge gethan wird, daß der Lehrer es mit dem Schüler, dessen künftiges Wohl ihm großentheils anvertraut ist, gut meyne und demselben auf alle thuliche Weise nützlich sey. Dieser junge Mann nennt sich Landelin Ohnmacht und ist aus dem Gebiete der Reichsstadt Rothweil in Schwaben gebürtig. Er hat große Anlagen zur Kunst, viel Gefühl und Neigung für das Schöne; auch fehlt es ihm nicht an Erfindungsvermögen. Entwickeln, veredeln sich diese Seelenkräfte, sind ihm die Umstände günstig, so wird er als vorzüglicher Künstler seinem Vaterlande und der Kunst gewiß große Ehre machen.*) Ich würde, setzt Herr Melchior hinzu, einen Fehler begehen, wenn ich es verschwiege, daß der edle Magistrat von Rothweil diesen jungen Künstler zu unterstützen rühmlichst beschlossen und auch schon damit angefangen hat.

Von Herrn Melchiors größern Werken können hier folgende angeführt werden.

Das in schwarzen Marmor und Alabaster ausgeführte Epitaphium oder Denkmal des ehemaligen Dompropstes Bürresheim von Breidenbach, Oheims des Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, im Dom zu Mainz; welches der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen irrig für ein Denkmal des erwähnten Kurfürsten angiebt, aber seine Bemerkung, daß Herr Melchior bey diesem Werke nicht frei wirken durfte, ist richtig; denn die Zeichnung des Ganzen ist nicht von ihm, sondern bloß die Figuren. Das was sie vorstellen, war ihm auch vorgeschrieben, so wie die Stellen, die sie einnehmen. Oben sieht man die Dreyeinigkeit; auf dem Sarge ist die Statue des Dompropstes, mit einem Buch in der Hand, halb sitzend, halb liegend, und unter dem Sarge ein geflügelter Kopf, die Zeit vorstellend, in Kolossalgröße.

In der Reitschule zu Mainz ist das Bildniß des erwähnten Kurfürsten im Profil, mit zwey Kindergenien, in Sandstein, eine frühere Arbeit von ihm.

Außer einigen andern Stücken ist eine Statue in weißem Sandstein, sechs Schuh groß, anzuführen. Sie stellt den heiligen Johann von Nepomuk in priesterlicher Kleidung vor. Sie wurde im Jahr 1784 zu Frankenthal gleich vor dem Speyerer Thor aufgestellt.

Von den Stücken, die er für die Höchster Porzellainfabrik modellirte, ist anzumerken ein Flußgott und eine Gruppe, die er für den jetzt regierenden Kurfürsten von Mainz machte. Sie besteht aus sieben Figuren und stellt Christus am Kreuze auf dem Kalvariberg vor.

Unter den verschiedenen Porträten nennen wir: den Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, in drey verschiedenen Größen, in einer runden Büste, in einem größern und in einem kleinen Medaillon im Profil; einen Bruder desselben; den Fürsten von Thurn und Taxis; die verwittwete Markgräfin von Bayreuth; den Dompropst von Frankenstein zu Würzburg; den Koadjutor von Mainz, Freyherrn von Dalberg etc.

*) Dieß ist inzwischen wirklich eingetroffen. Herr Ohnmacht hält sich jetzt in Frankfurth am Mayn auf, und einer meiner dortigen Freunde hat mir versprochen, mir genauere Nachricht von ihm zu verschaffen. M.

„Kalvarienberg", Höchster Porzellan, frühe Fassung, Hessisches Landesmuseum Darmstadt

Bildnis des Koadjutors von Mainz, Reichsfreiherrn Karl von Dalberg, Frankenthaler Porzellan (Biskuit), etwa 1788

Zu den vielen Gruppen, Figuren und Büsten, die er der Frankenthaler Porcellainfabrik geliefert hat, gehört ein Stück, die Vereinigung Bayerns und der Pfalz vorstellend, das gröste, das er in diesem Fache gearbeitet hat. Es enthält sieben rund um gearbeitete Figuren, ich Basrelief das Bildniß des Kurfürsten und dessen Wappen.

Verzeichniß einiger seiner kleinen Werke.

1. Eine weibliche Figur von weisem Marmor. Das Ganze ist 1 Schuh 4 Zoll französische Maaß lang und 7½ Zoll breit. Auf einem steinichten Grunde ist eine Art Unterblatt gelegt, auf dem und einem leinen Gewande liegt Ariadne sanft ruhend — wie in zärtlich süßen Gedanken und Empfindungen eingeschlafen — die nur ein Held verlassen und der fröhliche Rebengott würdig schätzen konnte. Herr Melchior suchte ein sechzehnjähriges schlankes Mädchen von gesundem elastischen Fleische, rundlichen Gliedern, ein in Verhältniß, Zeichnung, Form, Stellung und Charakter edles Geschöpf, voll Unschuld und Liebe, Schönheit und Reiz — wie sich mancher gefühlvolle Jüngling eine Gattin träumte und wohl nicht leicht eine gefunden wird, darzustellen. Leichter mag hier — so schwer es auch ist — der

Meißel befriedigen, als die Natur. Er versuchte es, dem idealischen Bilde, das lange in seiner Seele schwebte, einige Wirklichkeit zu geben und nannt' es Ariadne.

Das Gewand bedeckt einen Theil des linken Arms, des Schoßes und rechten Fußes; das Uebrige ist alles entblößt. Die Figur liegt fast ganz auf dem Rücken, der Kopf ist nach der rechten Schulter gekehrt und ruht sanft in der Hand, die leicht ins Gewand greift. Der linke Arm liegt neben dem Leibe herab, ohne ihn zu berühren, ist wenig gebogen und die äußere Seite der Hand zu sehen. Die Figur drehet sich ein wenig nach ihrer rechten Seite hin, und die Stellung bestehet aus einer sanft gebogenen Schlangenlinie.

Da folgende Stücke nur kurz angezeigt werden, so ist überhaupt anzumerken, daß Herr Melchior iedes, in wie fern die Materie es erlaubte, so zu denken und auszuführen suchte, daß es den Beyfall des Mannes von Geschmack und gründlicher Einsicht nicht verfehlen möchte.

2. Ein nackender dreyjähriger Knabe liegt schlafend auf einem Bette, an dessen vier Ecken Quasten sind, und auf weichem Gewande; das elastische Lager giebt der Schwere des Kindes, welches einsinkt, nach. Dieses Stück ist ebenfalls von weißem Marmor; zehen Zoll lang, fünf breit. Die folgenden Stücke sind alle in vorzüglichem, sehr feinen und festen Alabaster gearbeitet.

3. Amor, der auf blumichten Grasboden und auf seinem leichten Gewande schlafend ruhet. An seiner linken Seite liegt sein Bogen, der Köcher unter seinem Haupte. Er scheint mit erfreuenden Ideen nach gelungenem Geschäfte eingeschlummert zu seyn. Auf seinem Gesicht schwebt kindliche Grazie, liebliche Heiterkeit. Die Haare sind kraus und weich. Die Länge ist $6^1/_2$ Zoll, die Breite 4.

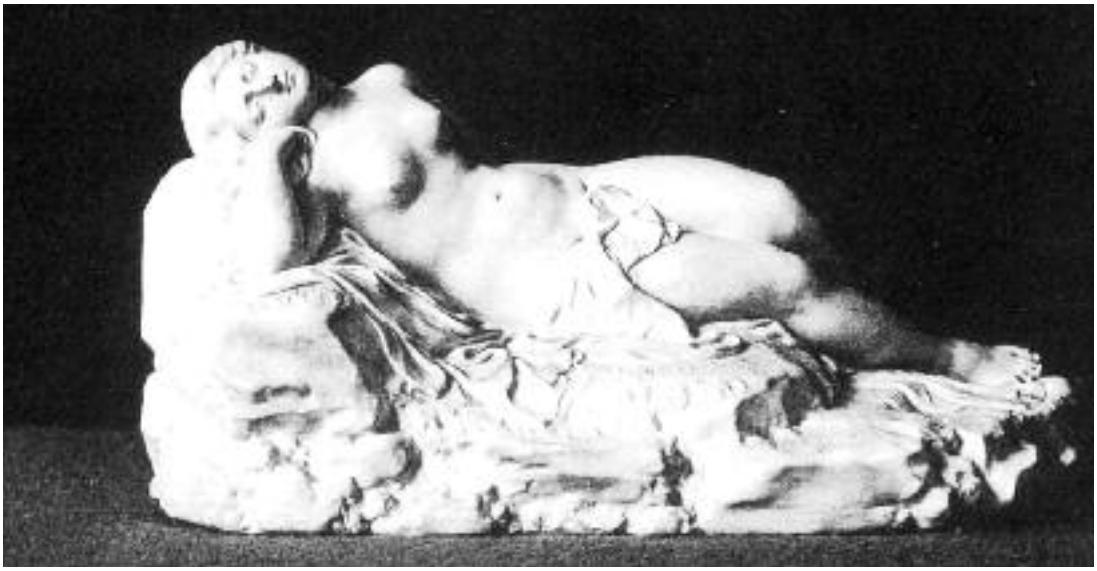
4. Ein Kind, das sitzend $4^1/_2$ Zoll hoch und mit dem Sitze etwas über 3 Zoll breit ist. Zu seinen Füßen liegt ein todtes Täubchen, der Ausdruck ist lebhafter kindlicher Schmerz.

5. Ein ovales Basrelief, die Medusa vorstellend, deren Haare mit Schlangen untermischt sind. Das Haupt, das man, wie den entblößten Busen, von vorn ganz sieht, ist klagend aufwärts gerichtet, sinkt nach dem Nacken und der rechten Achsel hin, die Augen sind halb geschlossen und trübe; der Mund ist ein wenig geöffnet und seufzend; die langen, wallenden lebenden Haare hängen ungebunden über die Schultern und linke Brust herab; der Ausdruck ist hülflose Traurigkeit, Ermattung nach vergeblichem schrecklichen Kampfe mit den in den schönen Haaren entstandnen Schlangen. $6^1/_2$ Zoll hoch, $5^1/_2$ breit.[18])

6. Christus, mit Dornen gekrönet, und das Gegenstück Maria, seine Mutter. Es sind Basreliefs in ovaler Form, die Köpfe im Profil. Herr Melchior gab sich Mühe, das Edle, Erhabne, Göttliche des Charakters, das aus Liebe ruhig stille Dulden des Schmerzes und der Menschen Grausamkeit mit der Schönheit der Form zu vereinigen. Diese Stücke sind beynahe 6 Zoll hoch und $4^3/_4$ Zolle breit.[19])

„Schlafender Putto auf Kissen", spätestens 1787, Marmor, Bayrisches Nationalmuseum München

Unser Künstler ist auch glücklicher Schriftsteller. Von ihm ist der zu Mannheim 1781 in Oktav herausgekommene Versuch über das Sichtbar-Erhabene in der bildenden Kunst. – Im 5ten Stück des Pfälzischen Museums steht von ihm: Der große Phidias, vor einem Marmorblock nachdenkend. Eben daselbst im 8ten Stück: Der Künstler am Altar der Grazien. – Endlich im 12ten Stück des Meuselischen Museums: Nachricht von einem Gemählde des Kurpfälzischen Hofmalers, Herrn Langenhöffel zu Mannheim.[20])



Ariadne, 1789, Frankenthaler Porzellan, Höhe: 10 cm, aus: Friedrich H. Hofmann, Frankenthaler Porzellan, München 1911, Tafel 150

Die Karriere-Puppe mit dem Namen Barbie

Ein Ausstellungsprojekt im Museum der Stadt Ratingen deckte die Hintergründe des meistverkauften Spielzeugs aller Zeiten auf

In Ratingen ist seit zwei Jahrzehnten das Thema Puppen außerhalb von Kinderzimmern ohne Karin Schrey nicht mehr denkbar. Die 56-jährige Autorin und Sammlerin hat sich in den letzten 20 Jahren so intensiv mit Geschichte und Gegenwart dieser Spielzeugwelten befasst, dass sie zu einer internationalen Kapazität geworden ist. In der Heimat profitiert von ihrem Wissen und Engagement in erster Linie das Museum der Stadt Ratingen. Hier war sie seit 1988 maßgeblich an der Einrichtung der Puppenausstellung der Sammlungen Saddeler und Warncke beteiligt. Hier ist sie in freier Mitarbeit für Fachbücher, Führungen und jede Menge Sonderveranstaltungen - auch rund um die Kollektion des Porzellankünstlers Johann Peter Melchior aus Lintorf - zuständig. Und hier verwirklichte sie im vergangenen Winter ein Projekt, das sich dem meistverkauften Spielzeug aller Zeiten, der Barbiepuppe, widmete.

In deutschen Familien ist wohl kaum eine Puppe von Eltern so gehasst und von Mädchen so geliebt worden wie Barbie. Die Zuneigung der Kinder ist erklärlich, denn diese schlanke, vorwiegend blonde Miniaturfrau in ihrem eleganten Outfit verkörpert eine Unmenge von Idealen, wie man sie für die eigene Zukunft erträumen mag. Warum sie vor allem von Müttern naserümpfend als Schnickschnack mit verderblichem Einfluss verurteilt wird, ist dagegen weniger logisch erklärbar. Am relativ hohen Preis wird es eher nicht liegen. Ist der Grund der, dass Barbie aus Amerika kommt und deshalb sofort mit oberflächlich und dumm gleichgesetzt wird? Muss eine Puppe wie ein Baby oder zumindest wie ein niedliches Kind aussehen? Oder macht man sich einfach über Spielzeug viel zu wenig Gedanken? Spätestens seit der Ausstellung „BUSY GIRL - Barbie macht Karriere“, die in diesem Jahr über Ratingen hinaus noch in Kempen und Bergkamen für Aufsehen sorgte, dürfte die kleine Lady von vielen Menschen mit anderen Augen gesehen werden.

Barbie ist nämlich keine normale Puppe, sondern ein Rollenspielzeug und damit für junge Mädchen eine Identifikationshilfe. Eingeführt wurde sie in den USA als „Teenage Fashion Girl“. Sie wohnt in Milwaukee und arbeitet als Journalistin und gelegentlich als Model. Mit dieser Kurzvita in der Tasche zog Karin Schrey los, um mehr als nur ein Kapitel Frauengeschichte aufzuarbeiten und ausstellungsreif zu machen.

Die erste intensivere Tuchfühlung mit der exklusiven Barbie-Welt gab es für Karin Schrey im Jahr 2000, als sie durch einen Zeitungsartikel vom Guinnessbuch der Rekorde auf die Düsseldorferin Bettina Dorfmann aufmerksam wurde, die über die größte Barbie-Sammlung der Welt mit rund 2500 Puppen verfügt. Sie traf sich mit ihr und begann dann auch selber Barbies zu sammeln, vor allem aber die Hintergründe zu erforschen. So erfuhr sie, dass als Vorlage für die erste Barbiepuppe ausgerechnet eine deutsche Comic-Figur diente, nämlich die Lilli aus der Bildzeitung, die 1952 als Ersatz für eine kurzfristig herausgenommene Meldung von Reinhard Beuthin erfunden worden war. Sie erinnert sich noch gut, dass sie selbst als Kind (geboren 1949) hin und wieder solche Zeichnungen ausgeschnitten hatte.

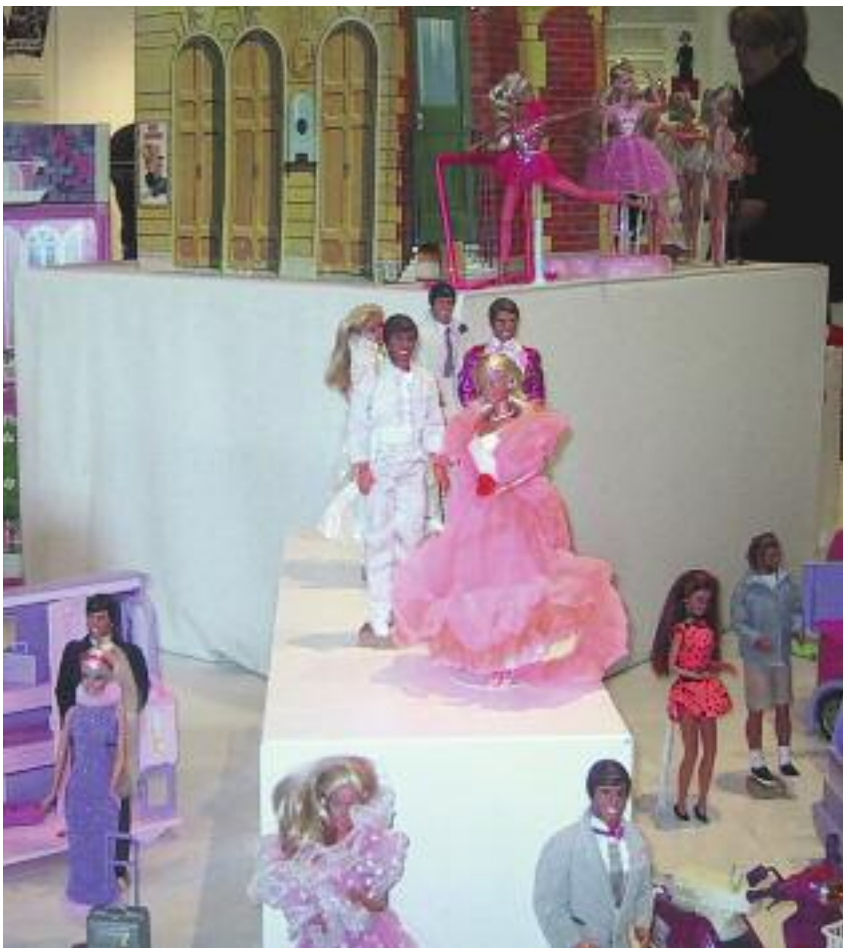
Diesen modernen und im damaligen Deutschland noch absolut als schockierend empfundenen, selbstbewussten Frauentyp gab es auch als Püppchen in 18 bzw.

Puppen und Bären bewachen zünftig im Flur von Karin Schreys Wohnung
Telefon und Faxgerät

29 cm Größe. Aber das war eher ein Partygeschenk für Erwachsene, denn Umgang mit einer solchen Person wünschten sich verantwortungsvolle Mütter für ihre Kinder nicht. Doch sie vergaßen in dem Augenblick ihre eigenen Kindheitsfantasien, und ihnen war wohl kaum bewusst, dass es Puppen mit erwachsenen Formen, die vornehmlich als Botschafterinnen für Mode und für Kinder als Einübung in die spätere Rolle in der Gesellschaft dienten, schon seit hunderten, ja sogar tausenden von Jahren gegeben hat.

Die BILD-Lilli entdeckte die amerikanische Unternehmerin Ruth Haendler auf ihrer Suche nach einer Puppe, mit der Kinder das Leben von Erwachsenen nachspielen konnten, auf einer Deutschlandreise. 1959 erschien die erste Barbie der Firma Matell auf dem Spielzeugmarkt, um einen Siegeszug ohnegleichen anzutreten und 45 Jahre später noch so erfolgreich wie eh und je zu sein. Aus der frivolen Lilli wurde die schöne Barbie mit einem absolut sauberen Image. In Deutschland konnte das erste Exemplar 1964 gekauft werden. Um der Aufgabe gerecht zu werden, Kinder auf ihr späteres Leben als Teil der erwerbstätigen Bevölkerung vorzubereiten, muss Spielzeug ein vollkommenes Abbild seiner Zeit sein. Und genau das macht den Reiz von Barbies Welt aus: Mit ihrem Lebenspartner Ken, ihren Verwandten und Freunden, ihrem Wohn- und Lebensumfeld spiegelt sie perfekt die jeweilige Epoche ihrer Entstehung wider und ist deshalb hervorragend geeignet, um den gesellschaftlichen Wandel in den vergangenen 50 Jahren darzustellen. Genau hier setzten die beiden Sammlerinnen Schrey und Dorfmann ihre Präsentation mit 300 Originalpuppen an, die nur nebenbei natürlich auch die Barbie-Fans aus nah und fern voll auf ihre Kosten kommen ließ.

In einer riesigen Vitrine, die den größten Ausstellungssaal des Museums füllte und in zweieinhalb Monaten in Ratingen von nahezu 2000 Besuchern umrundet wurde, konnte die Lebenswirklichkeit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Kleinformat nacherlebt werden. Barbie startete als gut



Glamour spielte in den Barbie-Welten immer eine Rolle, hier mit Balletteusen und einer Hochzeitsgesellschaft

versorgte, nicht berufstätige Hausfrau. Nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges waren es die Frauen selbst, die den Rückzug ins Heim vollzogen. Ihre Kinder sollten sorgenfrei aufwachsen und es später einmal besser haben. So versuchte sich eine zutiefst verletzte Menschheit durch ihre Kinder und das Bemühen um eine neue schönere Welt selbst zu heilen.

Entsprechend war Barbies erste Ausstattung: Ein paar schicke Kleider zum Ausgehen, eine Jeans als Teil eines Angelkostüms, ein Brautkleid und Kleider „für jeden Tag“, darunter ein gerader grauer Rock mit einem orangeroten Stricktwinset, das sie offensichtlich selbst gearbeitet hat, denn dazu gab es einen kleinen Korb mit drei Knäueln Wolle, Stricknadeln und Anleitungsbuch. So angezogen könnte Barbie aber auch als Sekretärin oder Lehrerin zur Arbeit gehen. In einem hellblau-weißen Sommerkleid mit Strohhut zog Barbie zum Einkaufen los und brachte in stilechter Basttasche Gemüse und frische Blumen nach Hause. Dort stand sie dann in einer adretten Cocktailschürze am weißen Herd. Aus dieser kurzen Aufzählung von Outfit-Möglichkeiten der ersten Jahre zeigt sich bereits die Detailgenauigkeit, auf die von den Puppendesignern Wert gelegt wurde.

Genau so exakt spiegeln die Einrichtungen den jeweiligen Zeitgeschmack wider. Ihr erstes Haus bekam Barbie nämlich schon 1961. Es bestand aus einem einzigen Raum mit Kastenmöbeln in Holzmaserung und Couch mit kariertem Bezugsstoff. Das zweite „Dreamhaus“ 1965 war schon deutlich luxuriöser. Das Wohnzimmer mit cremefarbener Couch, Einbaumöbeln und Natursteinkamin war das perfekte Abbild amerikanischer Wohnkultur jener Jahre, die auch in Deutschland kopiert wurde. Jetzt gab es dazu Schlafzimmer und Essecke, und eine extra Küche war unter anderem mit einer Frühstückstheke und Barhockern versehen. So kann man in Barbies Häusern, die Karin Schrey

Puppenhäuser, aus Koffern zu entfalten,
spiegeln den wechselnden Zeitgeschmack von Jahrzehnten wider

weitgehend über E-Bay aus Amerika ersteigerte, alle Wohnstile der letzten Jahrzehnte und ihren häufigen Wechsel nacherleben. Die Ausstattung der späten 50er Jahre zeigte sich bunt, leicht, transportabel, und die ersten Plastikgegenstände tauchten auf. In den 60er Jahren sieht man Leder, Teak und Palisander, und die Technik bei Haushaltsgeräten und Fernsehern wird wichtig. In den 70er Jahren ist die erste Nostalgiewelle zu beobachten. Junge Leute, die schon vor der Heirat zusammen wohnen wollen, holen sich Möbel vom Sperrmüll. So gleicht sich Barbies Umfeld stets dem aktuellen Zeitgeschmack an.

Nicht anders ließ sich in der Ausstellung der Wandel der Mode nachvollziehen. Am Anfang trug Barbie Pferdeschwanz und weite Röcke. Mitte der 60er Jahre trat sie im eleganten „Jackie-Kennedy-Stil“ mit den typischen Pillbox-Hüten auf. Dann kommen Twiggy, Hosenanzüge und Hippie-Mode und in den 70er Jahren der Disco- und Romantik-Look. Ebenso wenig machte die Jogging- und Fitnesswelle der 80er Jahre vor Barbie halt. Mit dem neuen Jahrtausend wurde der kleine Puppenstar sogar einer Rundum-Kur unterzogen. Der Körper erhielt um Hüfte und Bauch weiblichere Formen, die Hände wurden sogar verändert und natürlich wieder Make-up, Frisuren, Garderobe und Zubehör der neuen Mode angepasst.

Der bisher geschilderte Teil des Barbie-Projektes betraf mehr oder weniger Äußerlichkeiten und dürfte in erster Linie die Fraktion der Sammler angesprochen haben. Richtig spannend wird es aber erst, wenn man sich mit dem befasst, was sich hinter der Fassade verbirgt, und das ist Sozial- und Mentalitätsgeschichte. Für Karin Schrey beginnt sie nach umfangreichen Recherchen bereits im 19. Jahrhundert, als die Frauen mit Beginn der Industrialisierung ins Privatleben verdrängt wurden. Erfolg war plötzlich Männersache, und das ging so weit, dass zwar damals eine ganze Anzahl von Erfindungen von Frauen gemacht, die jeweiligen Patente jedoch von den Ehemännern unter ihren Namen angemeldet wurden. Was Frauen in den letzten zwei Jahrhunderten ausgetüftelt haben, sind neben vielen praktischen Haushaltshelfern so bahnbrechende Dinge wie die erste Computersprache, der Scheibenwischer und Tippex. Selbst die Funkfernsteuerung von Torpedos dachte sich eine Frau aus. Aber wie wenigen wurde der Nobelpreis zuerkannt.

Genau so viele Hemmschuhe wurden Frauen von Anfang an bei der Berufstätigkeit in den Weg gelegt, wenn sie mehr als nur Arbeiterin in einer Fabrik sein wollten. Seit 1717 besteht zwar in Preußen die allgemeine Schulpflicht, aber erst 1868 promovierte in Zürich die erste Frau, da ihr in Deutschland bis 1908/09 nur der Status der Gasthörerin an den Universitäten zuerkannt wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Zulassungsbeschränkungen aufgehoben, doch schon 15 Jahre später kamen die Nationalsozialisten an die Macht, die erneut Akademikerinnen nicht wohlgesonnen waren. Heute gibt es endlich mehr weibliche als männliche Studienanfänger, doch unter den Professoren sind wiederum nur knapp zwölf Prozent Frauen zu finden. Noch mickeriger sieht es dort aus, wo es in erster Linie um Geld geht: Von 525 Vorstandsposten in den 100 größten Unternehmen Deutschlands sind derzeit nur sieben mit Frauen besetzt. Das sind nicht einmal zwei Prozent.

Erfinder, Professoren und Manager sind freilich ohnehin nicht der durchschnittliche Berufswunsch, ganz gleich welchen Geschlechts. Da förderte Karin Schrey ebenfalls Erstaunliches zu Tage. Vor 50 Jahren gab es für Mädchen die vier Traumberufe Mannequin/Model, (Film-) Schauspielerin/Sängerin, Stewardess und Fernsehansage-

rin bzw. Reporterin. Heute stehen genau diese Berufe immer noch an der Spitze der Wunschliste. Erstaunlicherweise hat sich in dem halben Jahrhundert die Realität ebenso wenig geändert. Immer noch bleiben die Träume unerfüllt, denn die vier von den Mädchen meistgewählten Berufe sind nach wie vor Sekretärin, Verkäuferin, Arzthelferin und Friseurin, wobei letzterer der klassische Beruf für den Wunsch nach Selbstständigkeit ist. Auch wenn man die Berufsfelder für Frauen eingehender unter die Lupe nimmt, ist die Vielfalt nicht sehr groß, denn fast drei Viertel aller Frauen entscheiden sich für einen der 20 häufigsten Berufe - 400 aber wären möglich.

Hier nun setzte mit Barbie die Ausstellung im Museum an. Die Traumfrau blieb nämlich nicht lange zu Hause sitzen. Konnte sie zunächst tatsächlich mit dem Zubehör und Ambiente der vier Traumberufe gekauft werden, so gab es parallel ebenso die Ausstattungen für die realen Berufsfelder vom Sekretärinnen-Schreibtisch bis zum Frisiersalon.

Die Ratinger Puppenexpertin Karin Schrey vor der Schlussszene ihrer Museums-Ausstellung: Für Barbie wie für mutige Frauen ist nichts unmöglich. Warum nicht einmal amerikanische Präsidentin sein?

Ab Mitte der 60er Jahre aber traf man Barbie bereits als Studentin und bald darauf in den beliebtesten akademischen Berufen wie Ärztin, Lehrerin und Zoologin an.

Bald gibt es keine Tätigkeit mehr, die nicht auch für Barbie möglich wäre. „We girls can do anything“ war eine Marketingstrategie der Herstellerfirma Matell Anfang der 90er Jahre, und damit wurden nun auch Frauen in Uniform und gar militärische Berufe für Barbie interessant. Sie ist Polizistin, Lokführerin mit eigenem Zug und Pilotin mit eigener Airline. Sie nahm am Golfkrieg teil und sorgte im „Boot Camp“ im Tarnanzug für Nachschub. Selbst im Weltraum war sie schon mehrere Male, und es ist für die Aktualität des Herstellers bezeichnend, dass Barbie bereits zwei Jahre nach der ersten Weltraumfahrt einer Frau, aber 18 Jahre vor der ersten Amerikanerin als Astronautin ins All flog. Mit der Nase ganz in der Zukunft ist sie in der Schlussszene der Ausstellung, nämlich als US-Präsidentin.

Selbst nach dieser knappen Aufzählung dürfte aufmerksamen Menschen bewusst werden, welches Potential in den Barbiepuppen steckt. Hier wird nahezu perfektes Material für Rollenspiele angeboten. Das ist weit mehr, als eine landläufige Berufsberatung zu leisten in der Lage ist. Die Kollektion von Karin Schrey und Bettina Dorfmann wurde deshalb auch mit Schautafeln, Fragebögen und Auswertungen zur Berufswahl ergänzt. Nach einem vierteiligen Modell des ehemaligen Managers

Schier unerschöpflich sind die Berufe, die mit den Puppen und umfangreichem Zubehör von Mädchen schon einmal geprobt werden können. Im Bild eine Ärztin mit Patientin in ihrer Praxis

und Künstlers Ned Herrmann konnten Interessenten ihre Neigung und Eignung zu bestimmten Berufen erkunden. So konnte und wollte die Ausstellung heranwachsenden Mädchen helfen, aus traditionellen Berufsklischees auszubrechen.

Karin Schreys eigenes Berufsleben hat übrigens erstaunliche Parallelen zu den von ihr recherchierten Tatbeständen. Sie machte nach der Schulzeit zunächst eine Ausbildung als Arzthelferin. Nach vier Jahren verließ sie das Elternhaus und wurde bei Horten Phonotypistin („Ich schreibe heute noch schneller als andere gucken!"). Der nächste Schritt auf der Berufsleiter war die Fremdsprachenkorrespondentin für Englisch und Spanisch. Als sie richtig erfolgreich in ihrem Job war, lernte sie ihren Mann kennen und heiratete. Mit einem kleinen Kind stieg sie dann auf Journalismus um und schreibt seit Mitte der 80er Jahre schwerpunktmäßig über Puppen. In diesem Bereich wurde sie sogar Gründerin mehrerer Zeitschriften, so 1994 „Dollami" und 1996 „Teddys". Zuletzt startete Ende 2004 „Mode-Puppen", das Magazin für Barbie-Sammler. Daneben ist sie erfolgreiche Buchautorin.

Aus der Fülle dessen, was für das Barbie-Projekt zusammengetragen wurde, entstand ebenfalls als bleibendes Produkt der Text- und Bildband „BUSY GIRL", verlegt bei Arachne in Gelsenkirchen (Preis 19,80 €), der weit mehr ist als ein Ausstellungskatalog. Auf knapp 90 Seiten schrieb Karin Schrey am Barbie-Leitfaden Frauengeschichte auf, die 1961 geborene Journalistin Karin Dorfmann steuerte zehn Seiten Chronik der Firma Matell bei.

Wie agil die Puppenmacher dieses Unternehmens sind, zeigt sich an immer neuen Barbie-Ideen. Die aktuelle Sehnsucht nach magischen Welten fand ihren Niederschlag in den ersten Geschöpfen des Jahres 2005, die unter der Bezeichnung „Fairytopia" auch auf den deutschen Markt kamen. Rosa und grün, glitzernd, elfenhaft, fliegend sind diese Barbie-Puppen, die auf andere Weise Wunschträume von Mädchen bedienen. Die Flügel einiger Exemplare sind sogar auf Knopfdruck zum Leuchten zu bringen. Für Karin Schrey persönlich aber spielt die kleine Dame seit geraumer Zeit eine Rolle als echte Modepuppe. Sie fertigte nämlich in den letzten vier Jahren Zeichnungen ihrer eigenen Garderobe aus Jugendjahren an und arbeitet sie nun Stück für Stück mit allen Accessoires für Barbie nach. Dieses Zukunftsprojekt nennt sie treffend „Meine verlorenen Kleider".

Gisela Schöttler

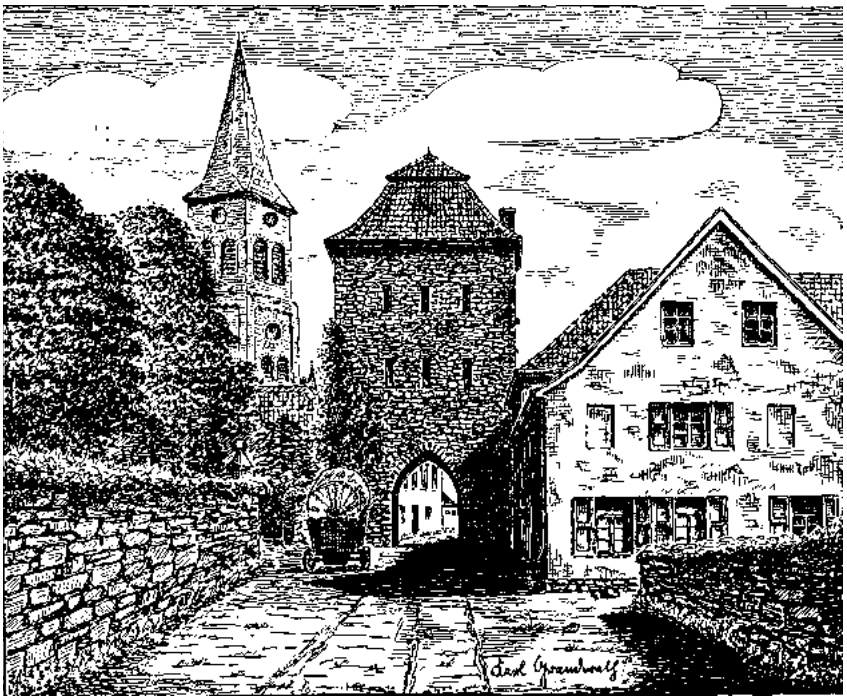
Seit diesem Jahr erobert Barbie in der Serie „Fairytopia" auch die magischen Welten

Aus Lumpen macht man Schreibpapier …

An der Anger wurde fast zweihundert Jahre lang Papier produziert

Von den zahlreichen größeren oder kleineren Wasserläufen, die von den niederbergischen Höhen den Weg zum Rhein suchen, hat seit jeher die Anger eine besondere Bedeutung. Sie ist der größte, das Ratinger Gebiet durchquerende Bachlauf, von dessen Wasser seit dem ausgehenden Mittelalter mindestens neun Mühlen betrieben wurden. Zunächst waren es ganz normale Mehlmühlen, die sich zum Mahlen des Getreides zu Mehl die Wasserkraft zunutze machten. Die Obrigkeit – angefangen von der Stadt bis zu den jeweiligen Grundherren – wusste daraus bald eine gute Einnahmequelle zu machen, indem sie ihre Bürger bzw. Untertanen mit dem Mahlzwang belegte und sie verpflichtete, nur in ihren Mühlen – gegen entsprechende Gebühren – ihr Mehl mahlen zu lassen. Später wurden einige der Mehlmühlen dann zu Ölmühlen umgebaut. Daneben aber trug die Anger über Jahrhunderte auch zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt bei, indem ihre Wasserkraft etwa zum Antrieb der Pochhämmer in den Eisenschmieden oder der Schleifsteine in den Schleifkotten genutzt wurde. Erst recht aber wusste das aufkommende Industriezeitalter die Wasserkraft der Anger zu nutzen – angefangen von der Baumwollspinnerei Cromford bis zur ersten Papierfabrik im Angertal.

Schon beim Bau der ersten Papiermühlen hatten sich die Unternehmer insgesamt an den Wasserverhältnissen orientiert. Weiches, reines und nicht übermäßig schnell fließendes Wasser war für sie von großer Wichtigkeit. Und das fanden sie vornehmlich an den kleinen, klaren Bächen der Mittelgebirge. Deshalb lagen die Anfänge der Papierindustrie im Sauerland und Bergischen Land und griffen mit der ersten Papiermühle an der Anger auch auf den rheinischen Raum über. Die erste Papierfabrik an der Anger auf Eggerscheidter Gemeindegebiet muss schon um die Mitte der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts bestanden haben, denn sie wird bereits 1786 als „im Amte Angermund nicht weit von Ratingen auf der Anger“ als bestehend erwähnt. Die amtliche Konzession jedoch bekam der Elberfelder Papierhändler Johann Bargmann erst am 12. September 1789 durch den Kurfürsten Karl Theodor, obwohl alle Papiermacher im Bergischen Land dagegen opponierten. Sie befürchteten nämlich, dass durch diese Neugründung die Versorgung ihrer Fabriken mit den notwendigen Lumpen gefährdet werden könnte. Einem heutigen Leser mag es seltsam erscheinen, dass ausgerechnet Lumpen bei der Papierherstellung eine Rolle gespielt haben sollten. Tatsächlich galten damals Lumpen oder Hadern noch vor Zellulose als wichtigster Halbstoff bei der Papierherstellung, was seinen Niederschlag in dem damaligen Sprichwort fand: „Aus Lumpen macht man Schreibpapier und setzt die großen Herren vür“. Welche Mengen an Lumpen damals angefallen sein müssen und welche Bedeutung ihnen zugemessen wurde, zeigt sich allein schon darin, dass der Rat der Stadt Ratingen 1873 den Abriss des Lintorfer Tores damit begründete, die Toröffnung sei für die hoch bepackten Lumpenkarren zu niedrig, weshalb die Fuhrleute größere Umwege machen müssten. Die Stadt selbst sorgte auch für den erforderlichen Nachschub an Altmaterial bzw. Halbstoffen. In der Ratssitzung vom 25. Januar 1870 wurde unter dem Tagesordnungspunkt „Vernichtung der alten wertlosen Akten“ beschlossen, nach Aussortieren diese an die Papierfabrik zum Einstampfen zu verkaufen.



Als letztes der vier Ratinger Stadttore wurde 1873 das Lintorfer Tor niedergerissen.
Zeichnung: Karl Granderath

Johann Bargmann war ein tüchtiger Geschäftsmann. Er hatte bereits mehrere Papiermühlen in der Grafschaft Mark und auch im Bereich der Abtei Werden und brachte auch die Papiermühle an der Anger mit Nadelpapier und Glanzdeckel voran. Sein Sohn Johann Abraham Bargmann übernahm die Papiermühle 1803 zusammen mit seinem Düsseldorfer Vetter Johann Peter Flügel. Trotz der in der Franzosenzeit auftretenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten erreichten sie eine Jahresproduktion

von 1200 bis 1500 Ries, wie in einem Bericht des Ratinger Maire Brügelmann an den französischen Präfekten festgehalten wurde. Bei einem Ries handelt es sich um ein Papierzählmaß, nämlich um einen Ballen mit 500 Bogen. Die Lieferungen gingen damals vorwiegend in das Münsterland, nach Hannover und Bremen. Zu dieser Zeit waren Facharbeiter aus der Papierherstellung sehr gefragt. Die Bergische Regierung hatte ein wachsames Auge darauf, dass keine Facharbeiter mit großen Versprechungen abgeworben wurden, um an anderen Stellen mit ihren Fachkenntnissen neue Papierfabriken aufbauen zu helfen. Im Oktober 1804 logierte sich in Ratingen ein Mann mit Namen Peter Strasser als „Durchreisender" ein und versuchte vorsichtig, Kontakt mit Arbeitern der Papierfabrik Bargmann aufzunehmen. Er versprach ihnen, sie würden in einer neuen Papierfabrik bei Andernach zusätzlich „einen guten Stüber" verdienen und dazu auch täglich „satt Fleisch und Bier" bekommen. Einem Arbeiter sagte er in der noch nicht ganz fertig eingerichteten Fabrik eine Stelle als Meister zu. Mittlerweile war noch ein zweiter Werber in Ratingen eingetroffen. Die beiden hatten mit ihren Versprechungen offensichtlich Erfolg und bereits einige Facharbeiter zum Ortswechsel überredet. Schließlich kam die Tätigkeit der beiden Abwerber den Ratinger Behörden und der herzoglichen Regierung zu Düsseldorf zu Ohren. Nach den entsprechenden Ermittlungen des Ratinger Bürgermeisters wurden die beiden der verbotenen „Verführung zur Auswanderung" überführt und bestraft. Die Abwanderung der Ratinger Facharbeiter konnte damit verhindert werden.

Die Papierfabrik Bagel im Jahre 1951

Allerdings konnte die dritte Generation, die die Papiermühle 1836 übernahm, das Unternehmen nicht mehr halten. Es wurde an den Freiherrn von Hymmen in Hain bei Düsseldorf verkauft, dem es offenbar in den folgenden Jahren auch nicht gelang, den Betrieb rentabel auszurichten. Von ihm erwarb 1852 Peter August Bagel die Papiermühle, und damit kam sie wieder in die richtigen Hände. Er entstammte einer Familie, die bereits seit zwei Generationen in Wesel Buchdruckerei und -bindereibetrieb, und vorher schon in Dorsten eine Papiermühle übernommen hatte. Er besaß also das nötige Fachwissen und war entschlossen, die Papierfabrik, die bis dahin noch handwerklich mit dem Schöpfen des Papiers von Hand betrieben wurde, nach modernen Gesichtspunkten einzurichten. Er ließ aus Holland schon 1859 eine 1,40 Meter breite Langsiebmaschine kommen, die zudem über zwei Pressen und sechs Trockenzylinder verfügte. Neben dem vorhandenen Wasserrad in der Anger schaffte er noch zwei Dampfmaschinen an, die u. a. den Lumpenkocher und die fünf „Holländer" zum Rühren des Lumpen-Papierbreies in Bewegung

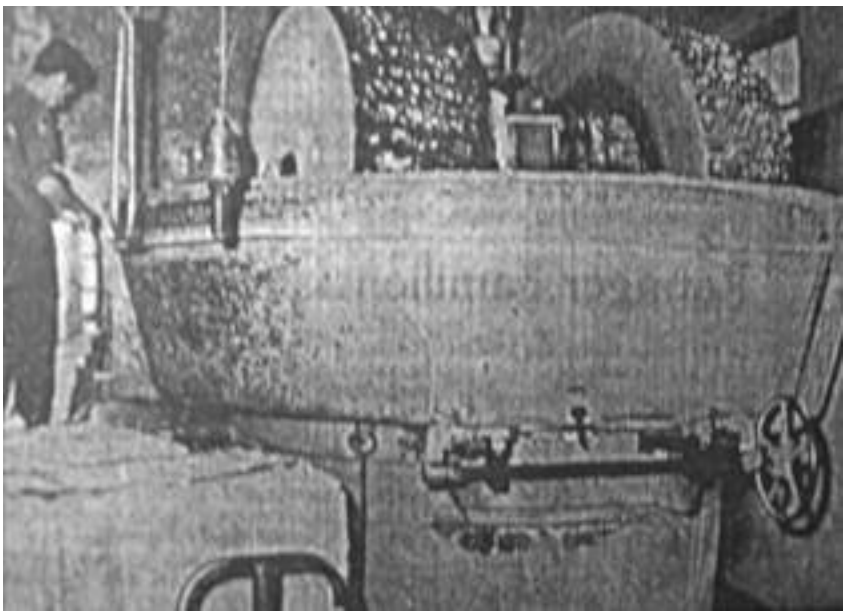
hielten. So konnte Peter August Bagel mit den 45 Arbeitern und acht Jugendlichen täglich aus 1800 Pfund Lumpen 1200 Pfund Druck- und Schreibpapier herstellen und damit einen großen Teil des Eigenbedarfes der Druckerei decken. Diese wurde um diese Zeit zusammen mit dem übrigen Familienunternehmen von Wesel nach Düsseldorf verlegt.

Diese erste Fabrikanlage bestand, wie die Jubiläumsschrift von 1951 festgehalten hat, am Fuß des bewaldeten Angertalhanges aus zwei Gebäuden mit abgewalmten Dachfirsten. Neben der über die Anger führenden geschwungenen Brücke lagen die Dampfanlagen mit einem viereckigen Schornstein. Erst nach der Erfindung der Radialziegel konnten die uns bekannten runden Schornsteine gebaut werden. In einem weiteren Gebäude, das durch seinen der Belüftung der Trockenböden dienenden Dachreiter auffiel, war die Papiermaschine untergebracht. Praktisch Jahrzehnt um Jahrzehnt wurden bauliche Veränderungen und Modernisierungen vorgenommen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde vor allem der Maschinenpark laufend nach dem letzten Stand der Technik verbessert. Und so konnte das Werk, das ursprünglich im Wesentlichen für den Eigenbedarf der Firma Bagel produziert hatte, auch unabhängig von deren Aufträgen selbstständig bestehen. Vor allem im niederrheinischen Raum konnte das Werk sich einen Kreis von Stammkunden sichern, den es mit den Haupterzeugnissen an holzfreiem, maschinenglattem Druckpapier belieferte.

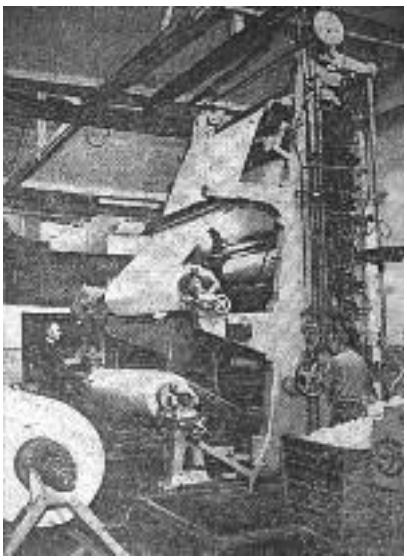
Der Düsseldorfer Bagel-Betrieb war 1943 bei einem Bombenangriff völlig zerstört worden, weshalb die Produktion nach Mönchengladbach ausgelagert wurde. Die Papierfabrik im Angertal überstand dagegen den Krieg und das Kriegsende ohne größere Schäden. Deshalb konnte in der Nachkriegszeit auch verhältnismäßig rasch wieder die Produktion des sehr gefragten Papiers aufgenommen werden. Schon in den 50-er Jahren wurden wesentliche Modernisierungen vorgenommen. So wurden, wie in einer Reportage der Rheinischen Post vom 27. Januar 1955 berichtet wird, schon damals radioaktive Strahlen zur Überprüfung der Papierdicke eingesetzt. Und außerdem war das Werk nach dem RP-Bericht in der ganzen Welt wegen seiner Arbeit nach dem Refa-System bekannt. Bei dem Refa-System, abgekürzt von „Reichsausschuss für Arbeitsgestaltung“, handelte es sich – so die RP-Erklärung – um Zeitstudien, wie bestimmte Arbeiten möglichst wirtschaftlich und möglichst schnell dadurch durchgeführt werden konnten, dass Transportwege und Bewegungen möglichst kurz gehalten wurden. Für besonders gute Leistungen gab es die „Refa-Prämien“, die 18 bis 20 Prozent des Bruttolohnes ausmachen konnten.

Die Bagel sche Papierfabrik hatte um diese Zeit eine Belegschaft von rund 150 Mitarbeitern, von denen – wie die Jubiläumsschrift zum 150-jährigen Bestehen stolz zu berichten wusste – gegenüber 1859 mit 50 Mitarbeitern monatlich die fünfzigfache Menge Papier hergestellt wurde. Bei allem Fortschritt – so wird weiter gesagt – seien allerdings die Grundelemente der Papiermacherei erhalten geblieben, nämlich die Entwässerung der im Papierstoff enthaltenen Flüssigkeit durch ein Sieb und die Übertragung dieses kaum gefestigten Stoffes auf einen Filz. Und auch die an den riesigen Maschinen stehenden Mitarbeiter verrieten immer noch etwas von dem, was schon die „Papierer“ der alten Zeit von den gewöhnlichen Handwerkern unterschied: ein besonderes Fingerspitzengefühl für den Stoff, den sie bearbeiten, ein geheimnisvolles Wissen um Dinge, die dem Laien vollständig unverständlich bleiben und wohl nur durch langjährige Erfahrung und ständiges Umgehen mit der Materie zu erwerben sind. Ein, man möchte sagen, angeborener Sinn für die erforderlichen Zusätze, die notwendigen Feuchtigkeitsgrade, kurz eben das, was den Papiermacher auch heute im Zeitalter der maschinellen Herstellung noch zum Träger einer Kunst, der „weißen Kunst“, stempelt und was ihn immer noch mit dem gleichen Berufsstolz erfüllt wie zu jenen Zeiten, als er in mühsamer Handarbeit den weißen Zauberstoff Blatt für Blatt aus der Bütte schöpfte. Von daher ist es verständlich, dass die „Jünger der weißen Kunst“ besonders hart getroffen wurden, als drei Jahrzehnte später die Papierfabrik ihren Betrieb einstellte.

Doch zunächst wurde in den ausgehenden 50er und beginnenden 60er Jahren an der Anger noch stark modernisiert und investiert. Ein neues Verwaltungsgebäude wurde errichtet, dazu kam dann noch ein neues Kesselhaus, von dem aus der bei der Papierherstellung benötigte Dampf erzeugt und auch die Stromerzeugungsanlage gespeist wurde. Umfangreiche Maßnahmen wurden durchgeführt, um den Wasserbedarf zu



Drei Tonnen wiegt jeder Mahlstein des Kollerganges, in dem das Rohmaterial zerkleinert wird



Nur ein Mann steuert diesen riesigen Kalander, an dem das Papier in endlosem Band durch schwere Stahlwalzen läuft. Hier erhält es Glätte und Glanz, es wird „satiniert“

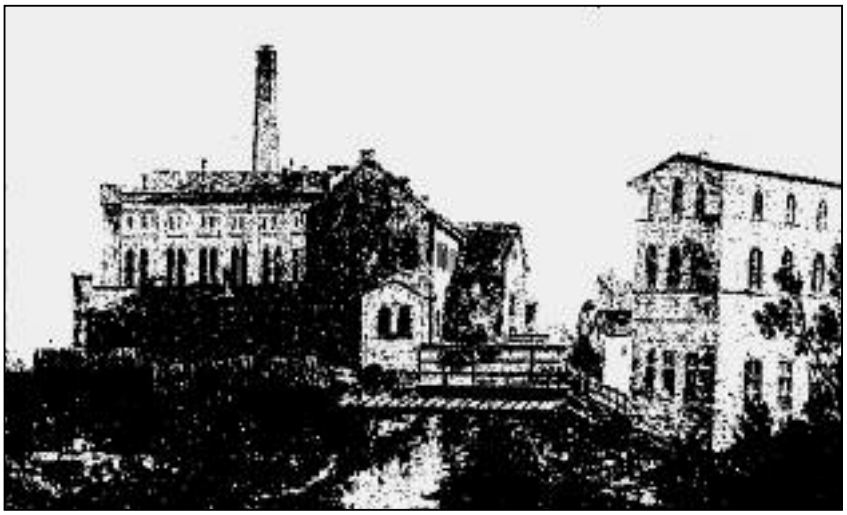
sichern, denn ohne Wasser ist eine Papierfabrikation nicht möglich. Nicht von ungefähr wurden schon die ersten Papiermühlen an Wasserläufen angelegt, wobei es gar nicht nur um die Nutzung der Wasserkraft ging. Nach einer alten Faustregel der „Papierer“ werden zur Herstellung von einem Kilogramm Papier zwischen 200 und 300 Liter Wasser verbraucht. Die Anger versorgte die Papierfabrik mit dem nötigen Wasser, das nur ganz früher unbehandelt verwendet werden konnte. Dann aber wurde das Angerwasser zunächst über ein Klärbecken geleitet, in dem sich die groben Sinkstoffe absetzen konnten, und anschließend wurde das Wasser durch einen Kiesfilter geführt, bevor es dem Fabrikationsvorgang zugeleitet werden konnte. Nicht minder problematisch war die Behandlung der Abwässer. Schon früh gab es immer wieder Klagen der Unterlieger, wenn sich durch die zugeführten Abwässer das Angerwasser weißgrau verfärbte, denn am Unterlauf der Anger lagen die Weideflächen der Bauern, und das Vieh pflegte seinen Durst ganz einfach mit Bachwasser zu stillen. Dabei kam es mehrfach zu Vergiftungen und zu entsprechend harten Protesten der betroffenen Bauern. Der Wasserverband Düsseldorf-Mettmann und die Stadt Ratingen forderten schon früh entsprechende Maßnahmen zur Sauberhaltung der Anger. Durch Absatzbecken und Nachkläranlagen kam es zu wesentlichen Verbesserungen, bis schließlich zu Beginn der 60er Jahre ein Kreislaufsystem eingerichtet wurde, in dem die Abwässer geklärt und immer wieder dem Produktionsgang zugeführt wurden.

Wie um diese Zeit in der Papierfabrik Bagel mit den modernen elektronisch gesteuerten Maschinen täglich rund 25.000 Kilogramm Papier bester Qualität buchstäblich „am laufenden Band“ hergestellt wurden, schilderte die Rheinische Post in ihrer Ausgabe vom 26. Mai 1960 in einer Werks-Reportage: „Die Papierproduktion bei Bagel beginnt mit bereits vorgefertigten „Rohstoffen“, dem chemisch aufgeschlossenen Zellstoff und dem mechanisch hergestellten so genannten „Holzschliff“. Holzfreies Papier wird nur aus Zellstoff hergestellt, der allerdings auch letztlich aus Holz gewonnen wird. Lieferanten der Zellstoffe aus Nadelhölzern sind hauptsächlich die skandinavischen Länder, während Zellulose und Holzschliff (von Laubbäumen wie Birke, Pappel und auch aus Stroh) zum großen Teil aus deutschen Zellulosefabriken stammen. In Form gebündelter Pappen kommen diese Ausgangsstoffe in die Papierfabrik an der Anger.

In mächtigen „Kollergängen“ werden die Pappen von mächtigen Rädern zermahlen. Die Flocken wandern in den „Holländer“, wo das Material weiter zerkleinert und mit Wasser zu einem flockigen Brei aufbereitet wird. Je nach der gewünschten Qualität werden Harze und Leime zugegeben, auch Farbbeimischungen fließen zu. In der Mischhütte wird die Papierflüssigkeit weiter verdünnt.

Was zu Beginn der 45 Meter langen Papiermaschine auf das gitterartige Band der Walze läuft, ist eine milchige Flüssigkeit. Ein Kilo Papier ist in 200 bis 300 Liter Wasser aufgelöst. Dieser „Papiermilch“ wird nun durch verschiedene Arbeitsgänge das Wasser entzogen. Ein Teil tropft zunächst auf dem Gitterband ab. Saugpumpen und ein kompliziertes, teilweise beheiztes Walzensystem, bei dem die Masse über Filze gepresst wird, lassen ein breites Papierband entstehen, das sich mit drei Meter Geschwindigkeit pro Sekunde fortbewegt. Die Feuchtigkeit und die Dicke des Papiers werden automatisch kontrolliert und bei Abweichungen reguliert. Die Männer an der Maschine müssen nur darauf achten, dass nichts „schief läuft“. Wenn eine Rolle am Ende der Maschine voll ist, wird, während die Maschine weiter läuft, das breite Papierband abgerissen und auf eine neue Achse gelenkt.

In einem Kalander wird das Papier geglättet, indem die Bahnen durch Stahlwalzen geführt werden. Von dort werden die mächtigen Rollen zum Querschneider gefahren, wo das Papierband in die gewünschten Formate geschnitten wird. Mit einer unglaublich schnell erscheinenden Geschwindigkeit sehen die Sortiererinnen die Stapel der großformatigen Bogen auf fehlerhafte oder beschmutzte Blätter durch. Wie man ein Buch durchblättert, so lassen sie die Bogen



Die alte Schüttenmühle nach einem Aquarell von 1860 im Stadtmuseum Ratingen

durch die Finger gleiten. Das Zählen besorgt eine Maschine, die jeweils nach 100 oder 500 Bogen einen bunten Streifen zwischen die Stapel schießt."

Diese Produktionsabläufe wurden in den folgenden zwei Jahrzehnten immer weiter automatisiert, und dabei hielt auch der Computer in der Papierfabrik Einzug, aber bald machten sich die ersten Gerüchte über die Einstellung des Betriebes breit. Die Papierfabrik Bagel war von der Technisierung und auch von der Auslastung her durchaus noch ein gesundes Unternehmen, gegenüber den großen Papierfabriken, mit denen sie konkurrieren musste, war sie ein kleiner Betrieb, der auf Dauer nicht mehr mithalten konnte. Die Nachricht von der Schließung des Betriebs war für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein schwerer Schlag, denn die meisten wussten, dass sie im Umkreis eine ähnliche Beschäftigung nicht mehr finden würden. Zwei Jahre war es still um die Papierfabrik an der Anger, bis dann 1985 das endgültige Aus kam. Männer einer Spezialfirma begannen damit, die gesamte Ausstattung zu demontieren. Die gesamten Einrichtungen zur Papierherstellung waren mittlerweile im Zuge des Technologie-Transfers in Schwellenländer bzw. die Dritte Welt an eine Firma in Pakistan verkauft worden. Die großen Walzen wurden für den langen Transportweg gegen Beschädigungen mit Holzmänteln eingehüllt, und die empfindlicheren Maschinen bzw. Kleinteile wurden in Holzkisten seewassergeschützt verpackt. Bevor es dann ganz still um die ehemalige Papierfabrik wurde, begann Peter Bagel mit der Planung, nach der in die traditionsreiche Industrieanlage neues Leben einziehen sollte. Zumindest der alte Kern sollte erhalten bleiben und an die ehemalige Papierfabrik Bagel erinnern. Ein Teil des ehemaligen Fabrikgebäudes wird von der Bagel Druck GmbH & Co KG als Druckerei benutzt. Und zwar hat man sich auf das Drucken von Etiketten für die Getränkeindustrie spezialisiert. Daneben ist neues Leben mit Kindern und Künstlern eingezogen.

Die Papierfabrik Bagel war übrigens nicht die einzige, die vom Wasser der Anger „lebte". Im 19. Jahrhundert gab es unterhalb zumindest noch drei weitere Papiermühlen. Da war zunächst die nach ihrem Gründer Franz Schütte benannte Schüttenmühle, die 1850 in den Besitz des Grafen Spee überging. Als Graf Spee aber 1884 die etwa 200 Meter angerabwärts gelegene Papiermühle der Familie Geldmacher erwarb, ließ er die Schüttenmühle eingehen. Bei der neu erworbenen Mühle handelte es sich um die Schimmersmühle, die ursprünglich als Ölmühle betrieben worden war, aber vom Grafen Spee gleich bei der Übernahme als Papiermühle maschinell ausgestattet wurde. Sie wurde vom Grafen Spee in Ratinger Papierfabrik umbenannt und war von der Produktion her so angelegt, dass sich keinerlei Konkurrenzsituationen zur Bagel schen Papierfabrik ergaben. Um 1866 war noch weiter angerabwärts von Julius Wilhelm Tomashoff eine vierte Papiermühle angelegt worden, wechselte aber häufig den Besitzer und gehörte zuletzt der Aktiengesellschaft Rhenania, bevor sie 1924 ihren Betrieb einstellte.

Als bleibende Erinnerung an die erste Ratinger Papierfabrik haben sich auf dem Papier der Kirchenbücher der Evangelischen Kirchengemeinde Ratingen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Wasserzeichen erhalten. Sie bilden eine Kombination der Buchstaben J und B. Wahrscheinlich handelt es sich um das Monogramm des ersten Fabrikbesitzers Johann Bargmann, das mit einem von einem Sockel aufsteigenden Einhorn verbunden ist. Das Einhorn ist ein in der Heraldik häufig verwendetes Fabeltier, dessen Horn eine wundertätige Wirkung zugesprochen wurde. Es gilt als Sinnbild der Stärke und Reinheit und könnte als sinnvolles Zeichen für das feste, saubere und weiße Papierblatt gedacht gewesen sein. Dieses Wasserzeichen wurde im 19. Jahrhundert auch von der Firma Bagel weitergeführt, bis dann im 20. Jahrhundert als Wasserzeichen das Firmenzeichen der Gesamtfirma Bagel eingeführt und später mit mehreren Qualitätszeichen verbunden wurde.

Dr. Richard Baumann

Auf der ersten Etage dieses Gebäudes der alten Papierfabrik befinden sich die Ateliers von Nora Ehrlich und Petra Dreier/Michael Hanousek. Auf dem Rasen vor dem Gebäude eine Plastik der Künstlerin Antjepia Gottschalk, die ihr Atelier im Gebäude gegenüber hat

In den nicht mehr von der Firma Bagel genutzen Gebäuden der ehemaligen Papiermühle haben mehrere Künstlerinnen und Künstler ihre Ateliers eingerichtet.

Bereits seit 1990 arbeitet das Künstlerpaar **Petra Dreier** und **Michael Hanousek** („Gemeinschaft für BildErhalt") in einem ehemaligen Lagerhaus der Fabrik. Nachbarin auf der gleichen Etage ist die Malerin **Nora Ehrlich.** Die Bildhauerin **Antjepia Gottschalk** hat ihr Atelier im gegenüber liegenden Gebäude. In loser Folge sollen die Künstlerinnen und Künstler der Papiermühle in der Quecke vorgestellt werden. Wir beginnen mit **Nora Ehrlich.**

Nora Ehrlich

Farbgefüge – Farbgegenden

Zum ersten Mal wird im Frühjahr 2005 auch in den oberen Räumen des Nordflügels des Ausstellungshauses „Kunst aus Nordrhein-Westfalen“ in der ehemaligen Reichsabtei Aachen-Kornelimünster eine Ausstellung präsentiert. „Farbgefüge – Farbgegenden“ hat Nora Ehrlich die Zusammenstellung ihrer neueren Arbeiten betitelt.

Nora Ehrlich ist in den 90er Jahren intensiv vom damaligen Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen durch den Ankauf von sechs, zum Teil großformatigen, aktuellen Gemälden gefördert worden, nachdem sie bereits in den 80er Jahren das von der Landesregierung vergebene Ringenberg-Stipendium erhalten hatte.

Für die Düsseldorfer Malerin steht zwar schon immer die Farbe im Zentrum ihres künstlerischen Wollens, dennoch fällt es schwer, ihre Werke in den Bereich der so genannten Farbmalerei einzuordnen. Sie verweigert sich nämlich jedem Trend im Sinne von mainstream, also auch der facettenreichen, heutigen Farbmalerei, die die Farbe an sich, ihre meditative Wirkung und Malgeste vollkommen losgelöst von der realen Welt und jeder Inhaltlichkeit nutzt.

Nora Ehrlich pflegt dagegen die traditionelle Form des Tafelbildes auf Leinwand. Ihre abstrakten Bildwelten sind inspiriert von Landschaftseindrücken, von Jahreszeiten und deren atmosphärischem Licht. Die unhierarchischen pastosen Bildstrukturen ihrer Ölgemälde drängen über den rahmenlosen Bildrand hinaus, sozusagen in den realen Raum, wie es seit der informellen Malerei häufig praktiziert wurde. Die in den früheren Jahren eher horizontal ruhig fließenden angeordneten Form- und Farbgefüge sind in den letzten Jahren bewegter geworden und erreichen in den jüngeren Bildern zum Teil hohe Dynamik. So verlaufen die Bewegungen im Farbauftrag des Gemäldes „Einige Farben“ aus 2005 in unterschiedliche Richtungen, die Überlagerungseffekte der Farben erscheinen transparenter. Einen Blickfang am rechten Bildrand, knapp über der Mitte des Gemäldes, bildet der pfeilförmig in die Mitte des Bildes weisende Pinselschwung, der die große gelbe Fläche frei zu ziehen scheint. Durch dieses im Bildaufbau singuläre Phänomen erhält das Werk eine unerwartete räumliche Tiefe und Dynamik.

„Einige Farben“
Öl auf Leinwand, 2005, 140 x 120 cm

Eine weitere in diesem Katalog präsente, aktuelle Entwicklungsfacette des Werkes von Nora Ehrlich zeigt sich in konkreten Bezügen zu ihrem Grundmotiv der Landschaft, was sich in Titeln wie „Farbgegend mit orangem Himmel“, „Himmel und Erde“, „Himmel und Wasser“ oder auch „Farbbewegungen im Herbst“ niederschlägt.

Das Gemälde mit dem Titel „Farbgegend mit orangem Himmel“ suggeriert eine Horizontlinie, die eine schmale, üppig farbig „blühende“ Bodenfläche vor einer drei Viertel des Gemäldes ausfüllenden Wolkenformation trennt, die sich dramatisch in halbrund angelegten Pinselschwüngen auftürmt und an eine romantisch überhöhte Abendrotstimmung erinnert, allerdings letztlich ohne zwingenden gegenständlichen Bezug. In den vergleichbaren Bildern wird dieser Bezug zur Realität auch wieder zurückgenommen, ohne in die völlige Abstraktion zurückzukehren.

Dass diese größere Realitätsnähe eine der Entwicklungsfacetten in Nora Ehrlichs Werk darstellt, beweisen schließlich ihre beiden

Farbgegend mit orangem Himmel
Öl auf Leinwand, 2004, 120 x 140 cm

„Himmel und Wasser“ bezeichneten Werke aus 2004 und das sie begleitende, auch in ihrem Katalog abgebildete Foto, das neben dem unmittelbaren eigenen Naturerlebnis als Anregung diente.

Es bleibt also für die Zukunft offen, ob das Werk Nora Ehrlichs zu größerer Realitätsnähe findet, oder ob im weiteren Sinne Farbgefüge und Farbgegenden ihr Thema bleiben. Die Künstlerin selber äußert sich dahingehend, dass sie sich eine stärkere Annäherung an die Realität als in den „Himmel und Wasser“ bezeichneten Gemälden nicht vorstellen kann. Ihr Impetus ist vielmehr die abstrakte, opulente, prächtige Farblandschaft im Sinne des klassischen Tafelbildes.

Maria Engels, M. A.

Himmel und Wasser
Öl auf Leinwand, 2004, 140 x 160 cm

Biografie

1954: geboren in Bonn

1973 – 1980: Studium an der Kunstakademie Düsseldorf bei den Professoren Heerich und Bobek; Arbeitsstipendium NRW 1985 Schloss Ringenberg; Lebt in Düsseldorf; Atelier in der alten Papierfabrik, Papiermühlenweg 74, 40882 Ratingen

Einzelausstellungen:

1981: Düsseldorf, Studio HIRO

1985: Ringenberg, Schloss Ringenberg

1990: Düsseldorf, Zollhof 2

1991: Düsseldorf, Galerie Walther, Kunstverein Erftstadt

1993: Bonn, Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung

1994, 1996: Galerie Ludwig, Krefeld

2000: Museum der Stadt Ratingen

2000: Niederrheinischer Kunstverein im Städtischen Museum Wesel, Galerie im Centrum

2001: Düsseldorf, Galerie Vömel

2002: Samuelis Baumgarte Galerie, Showroom, Bielefeld

2005: Kunst aus NRW, ehemalige Reichsabtei Aachen-Kornelimünster

Gruppenausstellungen:

1982: Pro Mensch ein Bild, Kunstmuseum Düsseldorf; Ten artists from Düsseldorf, Aspex Gallery Portsmouth

1983: Exchange, Reading, England

1987: Junge Kunst am Niederrhein, Städtisches Museum Wesel

1991: 45. Bergische Kunstausstellung Solingen, Städtische Galerie Große Kunstausstellung NRW, Düsseldorf

1993: Große Kunstausstellung NRW, Düsseldorf

1994: 48. Bergische Kunstausstellung Solingen, Städtische Galerie

1995: 7 Künstlerinnen, Kunstraum Düsseldorf; Nichts als Farbe, Kulturbahnhof Eller, Düsseldorf; Ständige Ausstellung des Ministeriums für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport, NRW, in der ehemaligen Reichsabtei Aachen-Kornelimünster

1996: Fünfzig Jahre Kunst aus NRW im Museum Höxter-Corvey

1999: Carte Blanche, 4, rue St. Fiacre, 75002 Paris

2000: Schloss Ringenberg, Derik Baegert Gesellschaft e.V.

2000: Köln, Art Cologne

Eine Zukunft für eine Burg mit Vergangenheit

Die Umnutzung von vorhandener Bausubstanz hat es zu allen Zeiten gegeben. Gesellschaftliche und politische Entwicklungen veränderten die Anforderungen an die gebaute Umwelt und ließen bisweilen „unnütz“ gewordene Architektur zurück. Wollte man bei Umbrüchen des Nutzungsbedarfs das mit seinem ursprünglichen Zweck Unbrauchbare nicht verfallen lassen, wurde es als Zeugnis der Geschichte konserviert, was ein gewisses historisches Bewusstsein und die wirtschaftlichen Mittel voraussetzte, oder in die architekturgeschichtliche Entwicklung integriert und die alte Substanz durch neuen Inhalt in das Kontinuum der Geschichte eingebunden.

Burgen und Schlösser gehören zu den Baudenkmälern, die im Lauf der gesellschaftlichen Veränderungen ihre ursprüngliche Nutzung verloren haben. Die Verteidigungsbauten des Mittelalters wurden durch die Entwicklung der Wehr- und Waffentechnik unbrauchbar. In vielen Fällen wurde der Versuch unternommen, sie dem gestiegenen Anspruch an Wohnkomfort und Repräsentation anzupassen, oft mit mäßigem Erfolg. Die Renaissance und vor allem die Blütezeit des Barock brachte dem Adel neue Formen der herrschaftlichen Darstellung. Heute sind auch die Schlossbauten in den seltensten Fällen in ihrer angestammten Weise als Sitz einer Familie bewohnt, die meisten befinden sich in staatlicher Obhut und werden durch öffentliche Einrichtungen genutzt oder dienen nur noch rein musealen Zwecken.

Für die private Initiative der Erhaltung von Baudenkmälern ist eine sinnvolle Nutzung unabdingbar, nur sie gewährleistet eine dauerhafte Pflege der Substanz. Diese Voraussetzung bildet auch den Kernpunkt des Denkmalschutzgesetzes. Baudenkmäler zählen zu unseren wichtigsten Kulturgütern, deren Verfall den Verlust der Identität besonderer Orte bedeutet. Es ist für die Gesellschaft aber weder leistbar und nur in Ausnahmefällen wünschenswert, wenn diese steinernen Zeitzeugen mit enormem Aufwand nur erhalten werden um ihrer selbst Willen. Zu unserer gebauten Umwelt gehört auch das Leben darin, will man Architektur nicht zum Selbstzweck erstarren lassen.

Immer höhere Ansprüche an spezifische Funktionsabläufe und technischen Ausbau werfen bei der Wieder- oder Weiterverwertung vorhandener Substanz zwangsläufig Probleme auf, daher ist ein phantasievoller Prozess notwendig, um das zu erhaltende Bauwerk auf seine Möglichkeiten zu untersuchen und nicht mit fixierten Vorstellungen einer Nutzung von vorneherein zu belasten.

„Bei einer Umnutzung gegebenen Baubestandes kehrt sich die ideale Relation von Zweck und Mittel um: Man sucht nicht für vorgefasste Zwecke nach den geeignetsten Mitteln und signifikantesten Formen, sondern man untersucht die vorhandenen Mittel auf ihnen mögliche Leistungen für neue Zwecke.“ (Gerrit Confurius, Die Geschichte der Architektur ist eine Geschichte der Umnutzung)

Dieses Einpassen einer Funktion in etwas Vorhandenes führt in der Regel zu einem reizvollen Qualitätsüberschuss über die reine Zweckdienlichkeit hinaus. Nicht von ungefähr bieten historische Gebäude eine besondere Atmosphäre, da die Verknüpfung von vorhandener Substanz mit neuen Inhalten zwangsläufig zu großzügigeren und individuelleren Ergebnissen kommt und darüber hinaus den Charme der Unzulänglichkeit in sich birgt.

Die Geschichte der Wasserburg Haus zum Haus zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass sie im Wesentlichen in ihrer ursprünglichen Konzeption erhalten blieb. Die Kernburg aus dem 13. Jahrhundert zeigt die charakteristische Anordnung der Wehrtürme, des Eingangsturmes und des Herrenhauses, der im 16. Jahrhundert die Erweiterung durch Rentmeisterhaus, Wirtschaftgebäude und eine Einfriedung folgte. Die Ansätze, die Burg etwas wohnlicher zu gestalten, blieben relativ bescheiden und beschränkten sich auf die Vergrößerung einiger Fenster. Die wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten offensichtlich keinen Umbau in großem Stil von der Wehrburg zum so genannten Burgschloss. Außerdem sorgte das Sumpfgebiet der Anger, das Haus zum Haus und Stadt voneinander trennte, dafür, dass die Burg nicht als Steinbruch für die Bürgerhäuser in der Stadt missbraucht wurde.

Als Wohnsitz einer adeligen Familie ungeeignet, wurde auf der Burg ein landwirtschaftlicher Betrieb angesiedelt, was wenigstens Teile der Anlage vor dem vollständigen Verfall bewahrte. Dort, wo Menschen und Tiere untergebracht werden konnten, wurde die historische Substanz jedoch auch auf unsachgemäße Weise verändert. Das Bewusstsein für die Kostbarkeit steinerner Zeugen war noch nicht geschärft, und es mangelte auch ganz einfach an den entsprechenden Kenntnissen. Die älteren Ratinger haben aus ihrer Kindheit und Jugend die Bilder einer von Efeuranken überwucherten Burg mit zerborstenen Türmen in Erinnerung, ein Zustand, der ohne Eingriffe den völligen Verfall bedeutet hätte.

Haus zum Haus ist eine der schönsten Wasserburganlagen des Niederrheins

Ansicht der Burg von Nordosten

Als 1972 Graf Spee die Wasserburg Haus zum Haus der Stadt Ratingen zum Geschenk machte und diese sie in Erbpacht weiter vergab, waren sich die an der Restaurierung Beteiligten darüber einig, dass das charakteristische Merkmal der Anlage ihre Wehrhaftigkeit, die unveränderte Gesamtkonzeption und die isolierte Lage in der unverbauten Senke an der Anger war. Darum lag der Schwerpunkt der denkmalpflegerischen Arbeit in der Vervollständigung des Ensembles als eines der seltenen Beispiele mittelalterlicher Wehrbauten in der Region. Dort, wo historische Substanz erhalten war, wurde sie ausgebessert. Zerstörte Bauteile, deren ursprünglicher Zustand belegt werden konnte, wurden entsprechend rekonstruiert oder zumindest nachempfunden. Bereiche, die keiner Quelle zugänglich waren, erhielten Ergänzungen, die sich in Material und Struktur in die Anlage einfügten, doch mit eigener Sprache die Architektur der Gegenwart markierten.

„Eine Restaurierung kann nicht tun, als sei nichts passiert, sondern muss die Spuren unserer Tage tragen und kann dies auf eine sehr schöpferische Weise, ohne den Belangen denkmalpflegerischer Spurensicherung im Geringsten zu schaden – im Gegenteil.“ (Georg Moersch. Kreativität trotz Denkmalpflege?).

Im Gegensatz zum Schlossbau mit seinen hierarchisch gegliederten, symmetrischen Konzeptionen war die Burg von jeher eher ein Konglomerat aus verschiedenen Baukörpern mit verschiedenen Funktionen: Verteidigung, Wohnen, Verwalten und Versorgung. So liegt es nah, bei einer Restaurierung und damit Revitalisierung ebenfalls die einzelnen Bereiche mit einer Nutzungsvielfalt zu belegen. In Haus zum Haus zog 1974 als erstes das Architekturbüro des neuen Burgherrn in die ehemaligen Ställe der Kernburg, denen noch ein transparenter Trakt, angelehnt an die vorhandene Bruchsteinmauer, hinzugefügt wurde. Das Herrenhaus wurde zu einem Restaurant umgebaut unter Einbeziehung des historischen Gewölbekellers. Die verbleibenden Bauteile, wie der Torturm und das Rentmeisterhaus in der Vorburg sind in unterschiedlich große Wohnungen aufgeteilt.

Problematisch ist die Verwendung der Türme mit drei bis fünf Geschossen, die aufwändig mit Treppen und Stiegen erschlossen werden müssen und den Benutzern harte Beinarbeit abverlangen.

Der Übergang von der früheren landwirtschaftlichen Nutzung zu einem vollständigen Konzept mit nachhaltiger Perspektive vollzog sich in langsamen Schritten. Der Erbpachtvertrag sah vor, dem ansässigen Pächter auch weiterhin eine Existenz auf der Burg zu sichern. Dies geschah in der damals schon sich stark verändernden Situation von Ackerbau und Viehzucht durch die Umwandlung der Scheune in einen Reiterhof. Eine Generation ist seitdem verstrichen, aus dem Landwirt wurde ein Rentner. Für die Burg war damit die Zeit für den letzten Restaurierungsabschnitt gekommen.

Die Überlegungen für eine neue Nutzung reiften über viele Jahre. Verschiedene Aspekte spielten dabei eine Rolle:

- Was passt in die Gesamtanlage, die nicht nur für die unmittelbaren Bewohner Heimat bedeutet, sondern auch für die Bürger dieser Stadt ein Stück Geschichte verkörpert?

- Welche Funktion kann in ein so markantes Scheunengebäude behutsam eingefügt werden, ohne dass Eingriffe notwendig werden, die das Charakteristikum zerstören und die Denkmaleigenschaft in Frage stellen?

- Wie kann eine langfristige Zukunftsperspektive gesichert werden?

- Durch welche Aktivitäten kann das unverwechselbare Ambiente bereichert werden?

- Und nicht zuletzt der ganz persönliche Wunsch, ideelles und finanzielles Engagement in etwas Sinnvolles zu investieren.

Schon in den vergangenen Jahren fanden im Innenhof der Burg private und auch öffentliche Konzerte statt. Die Begegnung mit jungen Musikern war dabei immer ein erfrischendes Erlebnis. Problematisch ist bei Open-Air-Veranstaltungen jedoch immer die Solidarität des Wetters.

Aus den Überlegungen für eine neue Nutzung der Scheune und der Liebe zur Musik entwickelte sich schließlich die Idee, die Burg zu einem Ort der Kunst und Kultur auszubauen. Unter dem mächtigen Dach verbirgt sich nun ein Konzertsaal für 150 Personen. Das Baudenkmal erfährt bei dieser Konzeption im äußeren Erscheinungsbild keine Veränderungen. Die Struktur des Vorhandenen und die Bedürfnisse der Funktion fügen sich harmonisch ineinander.

Die ehemalige Scheune der Vorburg, in der lange Zeit ein Reitstall sein Domizil hatte, wird zu einem Konzertsaal mit 150 Plätzen umgebaut

Der ehemalige Stall wurde zu kleinen Wohnungen umgebaut, in denen junge Musiker, ohne Rücksicht auf Nachbarn nehmen zu müssen, üben können.

Wenn auch der Schwerpunkt, schon allein aus akustischen Gründen, bei der Musik liegt, werden diese Räume auch für Ausstellungen oder Vorträge genutzt werden, wobei auch die Freiflächen mit einzubeziehen sind.

Im Herbst 2003 gründeten die Eheleute Lambart die gemeinnützige Stiftung Wasserburg Haus zum Haus. Zweck der Stiftung ist die Förderung und Durchführung kultureller Veranstaltungen auf der Burg, die Förderung junger Künstler und die Pflege und Erhaltung des Baudenkmals Haus zum Haus. Die Stiftung wurde mit einem Grundkapital ausgestattet, aus dessen Erträgen mehrere Veranstaltungen im Jahr finanziert werden können. Langfristig ist der Bestand der Stiftung durch das Erbe der Eheleute Lambart gesichert.

Mit kleineren Veranstaltungen hat die Stiftung bereits im letzten Jahr ihre Tätigkeit aufgenommen. Zum Auftakt waren 200 Kinder und Jugendliche der Käthe-Kollwitz-Realschule aus Ratingen West zu einem Konzert auf dem Burghof eingeladen, denn zur Förderung junger Künstler gehört auch die Förderung eines jungen Publikums.

Das unverwechselbare Ambiente der Burg bietet die Chance, das Interesse der Menschen an der Kunst, sei es Musik, bildende Kunst oder Literatur, zu wecken, indem sie sich an diesem besonderen Ort präsentiert, das kulturelle Leben bereichert und über die Grenzen der Stadt hinaus einen Akzent setzt. Hinter den dicken Mauern aus der Vergangenheit sollen nun Kunst und Kultur eine Zukunft finden. Mögen diese alten Mauern hierfür Schutz und Geborgenheit geben wie seinerzeit den Rittersleut. Im November haben sich die ehemaligen Scheunentore zum ersten Mal für das Publikum geöffnet.

Dr. Christa Lambart

Musikschule Lintorf

Die Dorfmusikschule

Qualifizierter Musikunterricht für Kinder, Jugendliche und Erwachsene in den Fächern: Klavier, Keyboard, Gitarre, E-Gitarre E-Bass, Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte, Saxophon Klarinette, Pop- und Jazzgesang, Klassischer Gesang, Violine Musikalische Früherziehung, Musikalische Grundausbildung .....

Telefon 02102 - 73 27 18

www. musikschule-lintorf .de

Am 6. November 2004 wurde im Museum der Stadt Ratingen zum 15. Mal die Dumeklemmer-Plakette des Heimatvereins „Ratinger Jonges“ verliehen. Geehrt wurde ***Heiner van Schwamen,*** *Lehrer am Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium in Ratingen West, stellvertretend für das von ihm ins Leben gerufene Infra West Projekt und die darin geleistete jahrelange ehrenamtliche Arbeit zur Imageverbesserung des Ratinger Stadtteils West. Musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde durch keltische Volksmusik, meisterhaft vorgetragen von* ***Thomas Gurke*** *und* ***Alexander Otto,*** *ehemaligen Schülern des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums. Der Schulleiter dieser Schule,* ***Ernst R. Klein,*** *hielt die Laudatio:*

Hoher Baas Karl Heinz Dahmen,
verehrte Ratinger Jonges,
meine sehr geehrten
Damen und Herren,
lieber Heiner van Schwamen.

„Beton – es kommt darauf an, was man draus macht“

Hatte er womöglich von Anfang an diesen Werbespruch der Baustoffindustrie im Hinterkopf, als er Ende 1978 vom Großbroichhof aus die riesige Fläche in Augenschein nahm, auf der irgendwo am Horizont zwischen Hochhäusern der „Neuen Heimat“ seine zukünftige Wirkungsstätte entstand – das Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium im Stadtteil Ratingen West, zu diesem Zeitpunkt noch namen- und konturenlos, ein Konglomerat aus dunklem Erdaushub, lärmenden Baumaschinen, wirren Stahlträgern … Ratingen West – Reißbrettorte auf wüster Fläche, Kaleidoskop künstlichen Lebens?

Als frisch examinierter Geograph wusste Heiner van Schwamen sehr genau um das stadtplanerische Credo der 60er Jahre:

Belebung „… nur durch Überlagerung der verschiedensten Funktionen, nur durch eine räumliche Nähe der zentralen Einrichtungen (…). Höchste Intensität im Kommunikationsbereich des gezielten und ungezielten Kontaktes. Befriedigung des Wunsches größter Wahlfreiheit in urbaner Dichte.“

Mit anderen Worten: Verdammt viel Beton.

Ich sehe ihn vor mir, wie er da steht im Wind der Veränderung und des optimistischen Aufbruchs in eine schöne neue Welt, mit sinnenden Augen unter einer wehenden Mähne, der begeisterte Amateurfußballer aus Kleve. Er hat Visionen, wie sein Idol Günther Netzer. Aber er ist auch durch und durch Pragmatiker. Als er zum ersten Mal im Innenhof des nagelneuen Schulgebäudes steht und den liebevoll plattierten Boden betrachtet, fährt seine Hand völlig unreflektiert in die tiefe Hosentasche …

Heiner van Schwamen (rechts) erhielt die Dumeklemmer-Plakette aus der Hand von Jonges-Baas Karl-Heinz Dahmen

Jürgen Becker vom Dreigestirn Köln (der mit dem Hirschgeweih und der dicken Brille), den Heiner van Schwamen viele Jahre später nach Ratingen holen wird, würde Ihnen jetzt erklären, warum:

„Nun der Holländer als solsches hat immer eine Tulpenzwiebel in der Tasche und ein Schüppschen oder Häckschen um die Ecke stehen …“.

Wir wissen, was passiert: Heiner van Schwamen greift zur Spitzhacke, entfernt ein Paar Platten, pflanzt Ranker und Blumen, plant einen Teich mit Seerosen.

Was er „draus gemacht“ hat, gehört nicht nur für mich zu den schönsten Plätzen in West. Die Stadt Ratingen honoriert die erstaunliche Verwandlung unseres Innenhofes in eine kleine Oase mit fast mediterranem Charme mit ihrem Umweltschutzpreis.

Vielleicht war das Erleben eines gewandelten Raums zu einem Ort der Begegnung der Anfang, der Aufbruch zu einem langen Weg reflektierter Veränderungen in kleinen Schritten; ein Weg, auf dem sich unser Grüner Heinrich von der Oase West zum bundesweit bekannten und nachgefragten Vater des „Ratinger Modells“ gewandelt hat.

Mit Erlaubnis des heute zu Ehrenden zitiere ich aus einem Leistungsbericht meines Vorgängers, Herrn OStD Koch, der bereits 1981 zusammenfassend feststellt:

„Herr van Schwamen ist ein ***guter*** *Lehrer, der sich engagiert, verantwortungsbewußt, mit besonderem pädagogischen Einfühlungsvermögen und großem persönlichen Einsatz um seine Schüler und in besonderer Weise auch um die Entwicklung unserer Schule als Ort menschlicher Begegnung kümmert.“*

Zu diesem Zeitpunkt wird der Schriftführer der Ratinger Jonges diesen Ort der Begegnung erst noch kennen und (wie ich hoffe) schätzen lernen; der mit Recht stolze Träger der Ratinger Dumeklemmer-Plakette 2004 unterrichtete seinerzeit bereits in vier Fächern: Geschichte, Erdkunde, Englisch und Politik.

Vielleicht veranlasst den jungen Studienrat gerade die Vielschichtigkeit unterrichtlicher Erfahrung

und außerunterrichtlicher Begegnung mit seinen Schülerinnen und Schülern, mit ihnen und zunächst nur einigen seiner Kolleginnen und Kollegen Ende der 80er Jahre einen neuen, einen programmatischen Weg zu gehen: Schule öffnet sich für und in den Stadtteil, bietet Identifikation durch Mitgestaltung, fordert und gewinnt Reflexionstiefe und Selbst-Bewusstsein durch generationsübergreifenden interkulturellen Dialog. Heiner van Schwamen und seine Schüler gestalten Mietergärten, laden Senioren ins Klassenzimmer ein, begrünen Hochhausfassaden, verhandeln auf Augenhöhe mit darüber begeisterten Verwaltungsfachleuten und Managern. Im Oktober 1989 erscheint „Beton und Poesie", der erste von Heiner van Schwamen redigierte Gedichtband, in dem sich unsere Schüler wie Nadja Günther mit ihrem Stadtteil auseinandersetzen.

Markt in Ratingen West

Jeden Freitag ist Markttag
in Ratingen West. Von den
bunten Ständen auf dem Berliner
Platz steigt ein Geruch aus
Topfblumen, Fischen und
Schokoladenkuchen auf.
Rote Äpfel kontrastieren mit
Beton und erinnern an Leben.
Viel mehr als nur Früchte.

Gegen Abend verliert sich dieser
Geruch zwischen Beton, Metall
und Hochhäusern.

Danach heißt es warten bis zum
nächsten Freitag.

Lernen mit Ernstcharakter wird Teil des Schulprogramms, van Schwamen und ein ständig wachsender Kreis von Kolleginnen und Kollegen überwinden Widerstände im beharrlichen Dialog mit der zunächst zögernden Politik.

Angesichts der Notwendigkeit, in einem Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf neue Wege zu gehen, um neben der Erhaltung der baulichen Substanz vor allem die Substanz zum menschlichen und gesellschaftlichen, bürgerlichen, nachbarschaftlichen Miteinander zu sichern und zu verbessern – ein Kernanliegen, wie ich meine, auch des Heimatvereins „Ratinger Jonges" – angesichts der vielschichtigen Problemlagen wird deutlich, dass Schule in West mehr sein muss als Bildungsanstalt klassischer Provenienz. Der Beton tradierter Blickweisen bröckelt, eine kluge Politik, eine engagierte Stadtverwaltung, verlässliche Partner im Stadtteil, allen voran die LEG, schließen sich mit den Schulen in Ratingen West zu einem Netzwerk zusammen, unterzeichnen einen Kooperationsvertrag, der bis heute ungekündigt ist.

Das Projekt Infra West, über das schon so viel publiziert wurde, hat in hunderten von großen und kleinen Projekten tausende von Menschen aus West und der Welt zusammengebracht, sogar aus Hösel.

Ich hoffe, meine sehr verehrten Damen und Herren, Sie verzeihen mir die kleine Spitze, aber wie so oft verbirgt sich hierin durchaus ein Stückchen Wahrheit:

West wird wahrgenommen dank Infra West – vor allem auch von allen Ratinger Bürgerinnen und Bürgern. Schaut auf diesen Stadtteil – nicht immer, aber (Sie wissen schon).

Ihr Schriftführer Wolfgang Schneider, ein heller Kopf aus West, hat in der Einladung geschrieben, dass die Ratinger Jonges Heiner van Schwamen heute **stellvertretend** für das Projekt Infra West, für das von ihm und seinen Mitstreitern in und für Ratingen West Geleistete ehren wollen.

Für Ihre Entscheidung und insbesondere auch für Ihre Begründung, verehrter Vereinsvorstand, werden Ihnen die Menschen in West, wird Ihnen der Mensch Heiner van Schwamen dankbar sein. Als begnadeter Stürmer mit Torinstinkt weiß er, dass kreativer Angriffsfußball auf der kollektiven Anstrengung und Disziplin einer homogenen Mannschaft basiert.

Herr van Schwamen steht als Regisseur und Theaterpädagoge (ein zwischenzeitlich absolvierter weiterer Arbeitsgang) lieber hinter der Bühne, wenn seine „Westhäkchen" von Beelitz bis Bayern Triumphe feiern. Und wenn er selbst im Scheinwerferlicht steht, sei es als Referent bei der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung, sei es wie Roncalli (mit dem er einiges gemein hat) als Manager, Mitspieler und Menschenfreund auf der Bühne der ZeltZeit beim Finale mit den Größen der deutschen Comedyszene, oder eben heute, gleich, als Träger der Dumeklemmer-Plakette der Ratinger Jonges, dann wünscht er sich vielleicht insgeheim, er hätte sich nicht zu dem großen Kommunikator entwickelt, der er ohne jeden Zweifel ist und er hätte, statt in und für Ratingen West Angriffswirbel zu verursachen, lieber in aller Ruhe in einem italienischen Provinzverein Catenaccio-Beton angemischt.

Diese Chance, lieber Heiner, hast Du leider verpasst – zum Glück für die schöne Stadt, in der du mit deiner Familie seit langem angekommen bist, und zum Glück für die liebenswerten Menschen, die in ihr wohnen.

Nein, nicht „dumm gelaufen". „Alles wirkliche Leben", sagt Martin Buber, „ist Begegnung". Du dürftest das wissen, als Mensch mit einer beachtlichen und beachteten Lebensleistung und – Sie hören richtig, verehrte Festgäste – als Philosophiestudent kurz vor dem Examen.

Van Schwamen auf dem Weg nach innen? Höhlengleichnis statt Hochhausperspektive? Warten wir es in Ruhe ab. Wir erinnern uns an den Eingangsslogan: „Platon – es kommt darauf an, was man draus macht …"

Meine sehr verehrten Damen und Herren, Sie werden mir verzeihen, wenn ich vielleicht sogar etwas entgegen ihrer Erwartung versucht habe, Ihnen neben dem Funktionsträger auch den Menschen Heiner van Schwamen etwas näher zu bringen.

Aber erstens ist das, wie Heiner sagen würde, „viel spannender", zweitens darf ich das nach fast 25 Jahren gemeinsamer Arbeit am DBG und in West, und drittens (und wirklich ganz unter uns) hat Heiner van Schwamen lange überlegt, ob er eine solche Ehrung wie die heutige überhaupt annehmen dürfe.

Lieber Heiner, ich glaube, spätestens jetzt weiß jeder hier im Saal, dass Du kein eitler Selbstdarsteller oder eiskalter Showstar bist, sondern ein engagierter, besorgter, weitblickender und doch bodenständiger Bürger. Gerade auch als solcher verdienst du die hohe Auszeichnung, die dir heute zuteil wird.

Wir alle freuen uns mit dir. Also stelle dich der Herausforderung!

Und … zieh bitte vor der Verleihung der Dumeklemmer-Plakette die Klompen aus …

Herzlichen Glückwunsch!

Kurt Tucholsky

✻ 9. Januar 1890	† 21. Dezember 1935
Berlin	Hindås bei Göteborg

Aufnahme aus dem Jahr 1931

Augen in der Großstadt

Wenn du zur Arbeit gehst
am frühen Morgen,
wenn du am Bahnhof stehst
mit deinen Sorgen:
da zeigt die Stadt
dir asphaltglatt
im Menschentrichter
Millionen Gesichter:
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider -
Was war das? vielleicht dein Lebensglück...
vorbei, verweht, nie wieder.

Du gehst dein Leben lang
auf tausend Straßen;
du siehst auf deinem Gang,
die dich vergaßen.
Ein Auge winkt,
die Seele klingt;
du hasts gefunden,
nur für Sekunden...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider;
Was war das? kein Mensch dreht die Zeit zurück...
Vorbei, verweht, nie wieder.

Du musst auf deinem Gang
durch Städte wandern;
siehst einen Pulsschlag lang
den fremden Andern.
Es kann ein Feind sein,
es kann ein Freund sein,
es kann im Kampfe dein
Genosse sein.
Es sieht hinüber
und zieht vorüber...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider.
Was war das?
Von der großen Menschheit ein Stück!
Vorbei, verweht, nie wieder.

1930

’nen Goldschatz oder ein Juwel,
die findet man meist nicht so schnell;
so mancher Mensch auf dieser Erden,
der wünscht sich, Schatzsucher zu werden,
und wünscht sich dabei vordergründig,
einmal im Jahr, da werd’ ich fündig.

Man braucht kein Schatzsucher zu sein,
in Lintorf gibt es ’nen Verein,
als Heimatfreunde wohlbekannt,
der ist ein Schatz für unser Land,
zwar nicht aus Gold, doch engagiert,
und äußerst wertvoll, garantiert.

Der größte Schatz in jedem Jahr,
der ist zudem leicht auffindbar,
da findet man an jeder Ecke
die Ausgabe der neuen „Quecke“,
die sich als das Juwel erweist,
ein Wörterschatz für Herz und Geist.

Auch eine kleine Bäckerei
mit einer Backstube dabei,
mit mancher frischen Köstlichkeit,
als Insel der Glückseligkeit,
mit heißen Broten auf der Theke,
gibt’s auch nicht mehr an jeder Ecke.

Weil ich es so gemütlich fand,
hab’ ich mich Dorfbäcker genannt,
denn ich empfinde es als Ehre,
daß ich zu unser’m Dorf gehöre,
und würde restlos glücklich sein,
kauft’ dieses Dorf auch bei mir ein!

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL
Duisburger Straße 25 + Speestraße 19 · Telefon 32198
Die kleine Bäckerei mit dem großen Geschmack!

M E T Z G E R E I
Frank Bensberg
vorm. F. Reinartz
40885 Ratingen-Lintorf
Duisburger Straße 25 - Telefon 3 21 48
Wer Preis und Qualität vergleicht,
dem fällt der Kauf bei Bensberg leicht!

FENSTER + ROLLADENBAU
BECKER GMBH
40885 RATINGEN-LINTORF
BREITSCHEIDER WEG 17
TELEFON 02102/35327
TELEFAX 02102/35881
Fachbetrieb für Rolladen in Kunststoff, Aluminium, Holz · Nachträgliche Einbauten · Markisen · Jalousien · Roll- und Scherengitter · Fenster und Türen in Kunststoff, Aluminium, Holz · Elektroantriebe, Sicherungen, Reparaturdienst

UFERKAMP
Meisterbetrieb seit 1945
INHABER THORSTEN LIS
Sanitä r - Heizung -
Heizungstechnik **Tel. 0 21 02 / 96 34 40**
Badgestaltung **Fax: 0 21 02 / 96 34 60**
Wartung **Tiefenbroicher Straße 55**
Notdienst **40885 Ratingen**

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2006.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Ein Gehöft der älteren vorrömischen Eisenzeit bei Ratingen

Vor über 2500 Jahren, während der urgeschichtlichen Epoche der vorrömischen Eisenzeit, existierte unmittelbar am Schwarzbach südwestlich der heutigen Stadt Ratingen eine weiträumige Siedlung, die aus mehreren Hofgruppen bestand. Diese Siedlung wurde 1989 anlässlich eines großen linearen Bauprojektes (BAB 44) archäologisch untersucht, ein solch einzelnes Gehöft vor wenigen Jahren zwischen dem Grünen See und dem Silbersee im Erholungspark Volkardey nahe Gut Niederbeck als Rekonstruktion wieder aufgebaut. Diese nachgebaute Hofstelle bereichert nun sowohl die Freizeitanlage zwischen den beiden stehenden Gewässern als auch das gesamtkulturelle Angebot von Ratingen. Der folgende Text stellt sowohl die historische Hofstelle als auch den modernen Nachbau vor.

Diese Siedlung aus der älteren vorrömischen Eisenzeit, bestehend aus mindestens zehn Hofplätzen mit Haustypen zwischen 6 - 30 m², weist eine Mindestabmessung von ca. 1200 m x 600 m auf und hat nach Ausweis der Keramik bis zu längstens zwei Jahrhunderten (700 - 500 vor Christus) bestanden. Sie war also nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich begrenzt. Die einzelnen, kurzlebigen Bauten wurden jeweils nach wenigen Jahrzehnten wieder aufgegeben, die Höfe wohl an günstigeren Standorten in der Nähe neu errichtet. Sie waren nicht durch Zäune oder ähnliche Einrichtungen, sondern durch Bachläufe und Gräben voneinander abgegrenzt.

Auf den staunassen Wiesenflächen der Auelandschaft rund um die Siedlung wurde Vieh gehalten. Es liegen aber auch Hinweise darauf vor, dass das Gebiet durch flächendeckende Grabensysteme entwässert wurde; dies kann als ein Indiz für landwirtschaftliche Tätigkeiten angesehen werden. Als wichtigsten und bisher singulären Befund dieses Siedlungskomplexes aus Wohn-, Werk- und Speicherbauten sieht der Ausgräber einen Kultplatz in Form einer großen Kreispfostensetzung an, in deren Zentrum sich eine große Feuerwanne für Brandopfer befand, und zu der auch ein nahe gelegenes Aschengrubenfeld gehört haben soll. Nachgewiesen werden konnte aber sicher die lokale Gewinnung von Raseneisenerz und dessen Verhüttung vor Ort mittels Rennöfen.

Der zugehörige Bestattungsplatz des Dorfes dürfte auf dem Geländerücken des nahen Aaper Waldes auf den Niederbergischen Randhöhen zu suchen sein; von hier sind nämlich seit längerem hallstattzeitliche Brandbestattungen aus Hügelgräbern bekannt. Gemäß der hiesigen eisenzeitlichen Bestattungssitte wurden gedeckelte tönerne Urnen mit dem Leichenbrand unter großen Grabhügeln beigesetzt. Dieser Sitte verdankt die Formengruppe, der diese Siedlung kulturell zuzurechnen ist, übrigens auch ihre Bezeichnung als ‚Niederrheinische Grabhügelkultur'.

Der Weiler stellt sich als weitläufige dorfähnliche Ansiedlung dar, deren einzelne - aus mehreren kleinen Gebäuden bestehende - Gehöftplätze auf dünenartigen Erhebungen in der Niederung des Rheines lokalisiert werden konnten. Solche trockenen Bauplätze auf der würmeiszeitlichen Nieder-

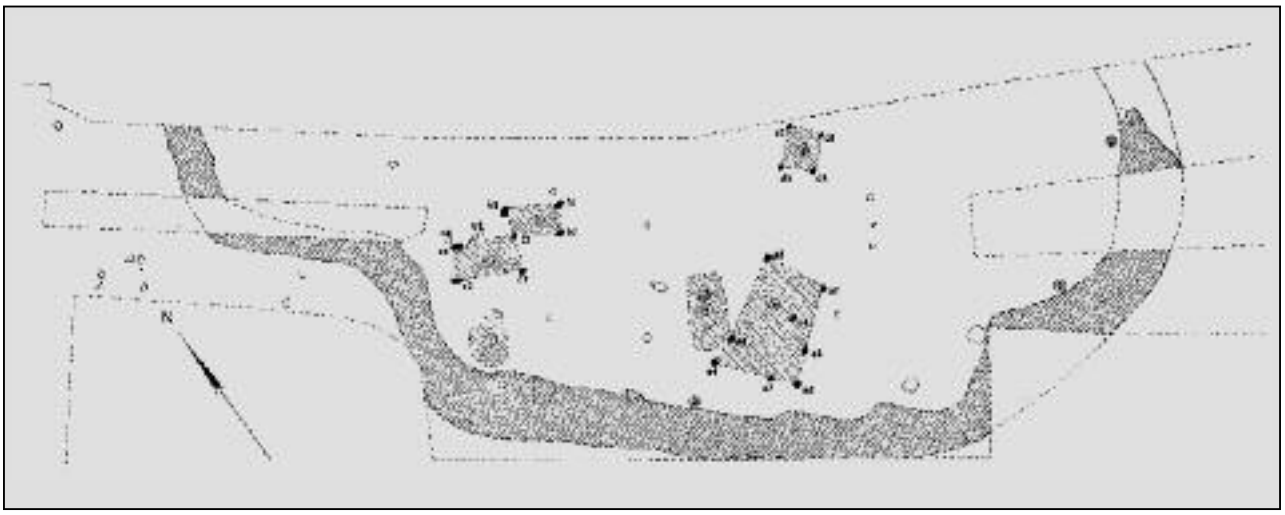


Abb. 1: Grabungsbefund von Gehöft I in der Bachlaufschlinge mit den Bau- und Grubenbefunden (schraffiert). o. M.

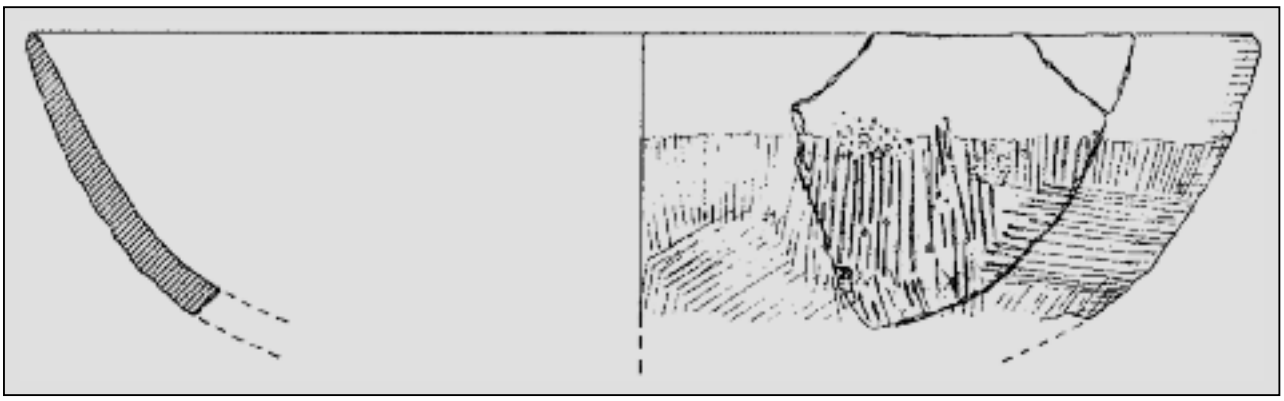


Abb. 2: Keramik aus dem Bereich von Gehöft I (Grube Stelle 64). Randscherbe einer kalottenförmigen Schale (Dm. 30,4 cm). o. M.

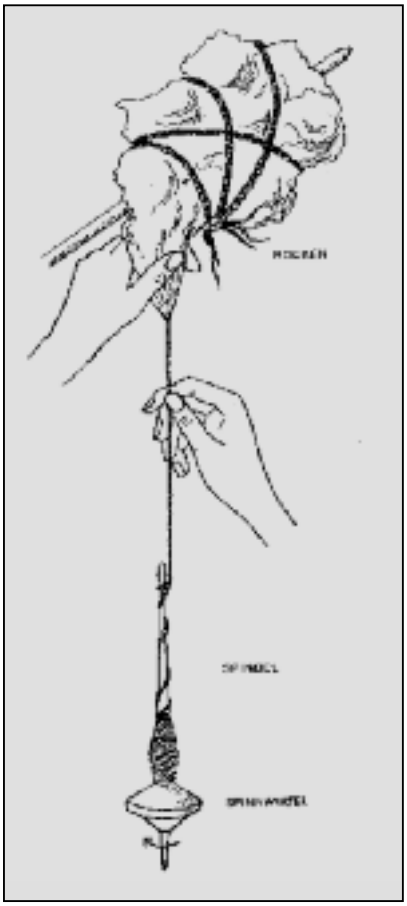


Abb. 3: Spinnen mit hängender Spindel

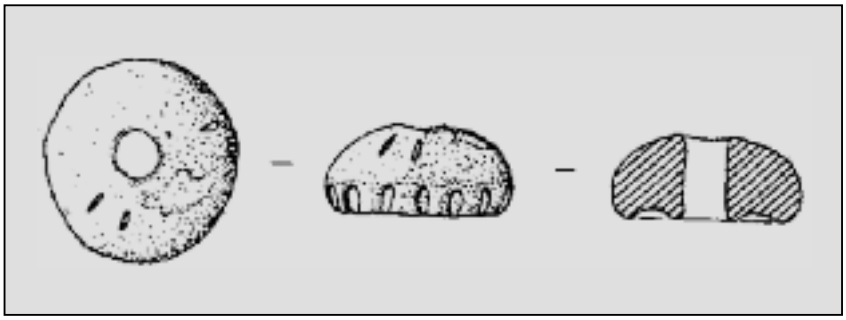


Abb. 4: Verzierter tönerner Spinnwirtel von Gehöft I

terrasse standen nur in begrenzter Anzahl zur Verfügung und erklären die großen, siedlungsfreien Zonen innerhalb der Siedlung. Offenbar im Gefolge von Überschwemmungen des Rheinstroms erfolgten regelhafte Verlagerungen ganzer Hofstätten.

Vor allem die Reste einer solchen Hofstelle (Gehöft I) lassen uns heute das Ensemble eines solchen Gehöftes fassen. Aus diesem Grunde seien diese Befunde (Abb. 1) hier ausführlich beschrieben: Die Gehöftanlage - sie dürfte aufgrund ihrer besonderen topographischen Lage wohl nur kurzfristig genutzt worden sein - wurde auf einer niedrigen Sanddüne angetroffen; diese wurde durch eine alte, circa 3,5 m breite Bachschleife zu drei Seiten hin begrenzt. Die Anlage bestand aus vier Bauten unterschiedlicher Größe. Der größte Baubefund ist ein rechteckiges Gebäude in Nord-Süd-Ausrichtung mit einer Fläche von 26 m². Dabei handelte es sich um ein einschiffiges 6-Pfosten-Haus mit den Abmessungen 6,5 m x 4,5 m und einer ungewöhnlichen Pfostenstellung: An den Längsseiten wird das mittlere Pfostenpaar deutlich gegen Süden gerückt, so dass zwei unterschiedlich große Teilbereiche entstanden. Firstträger dagegen fehlten augenscheinlich, jedoch war der Stampflehmboden mit eingetretenen Holzkohlepartikeln und Keramikscherben (Abb. 2) teilweise erhalten. Die übrigen Bauten sind mit einer Grundfläche von 4 - 6 m² deutlich kleiner. Zwei rechteckige Bauten waren Ost-West orientiert und weisen bei einer Länge von 3 m eine Breite von bis zu 2 m auf. Sie waren versetzt direkt hintereinander erbaut worden; dies setzt die gemeinsame Nutzung eines Eckpfostens voraus. Auch sie waren einst mit einer Lehmtenne versehen. In engem Kontext zu diesen Gebäuden wurde ein Traufgraben beobachtet, der neben Scherbenmaterial auch Rotlehmbrocken und einen verzierten tönernen Spinnwirtel (Abb. 3, 4) enthielt. Ein vierter Bau mit einer Seitenlänge von 2 m lag knapp 10 m nördlich des Hauptgebäudes in Hanglage; es handelt sich um einen 4-Pfosten-Speicher.

Vor der westlichen Längsseite des Haupthauses fand sich eine ausgedehnte Grube mit den Abmessungen 4,3 m x 2,1 m. Die Sohle der Grube war wannenförmig; etwa in Grubenmitte waren die Reste einer eingetieften, knapp 50 cm messenden Feuerstelle in situ erhalten. Diese kreisrunde Herdgrube ließ eine Plattierung aus Sandsteinbruch in der Senkrechten erkennen. Die horizontale Bodenfläche bestand aus einer massiv versiegelten Tonschicht. Neben großen Holzkohlenstücken und verbrannten Tongefäßfragmenten barg die Feuerstelle auch mehrere faustgroße, runde Kieselsteine (‚feuererhitzte Kochsteine') sowie das Fragment eines Reib- oder Läufersteins aus Basaltlava.

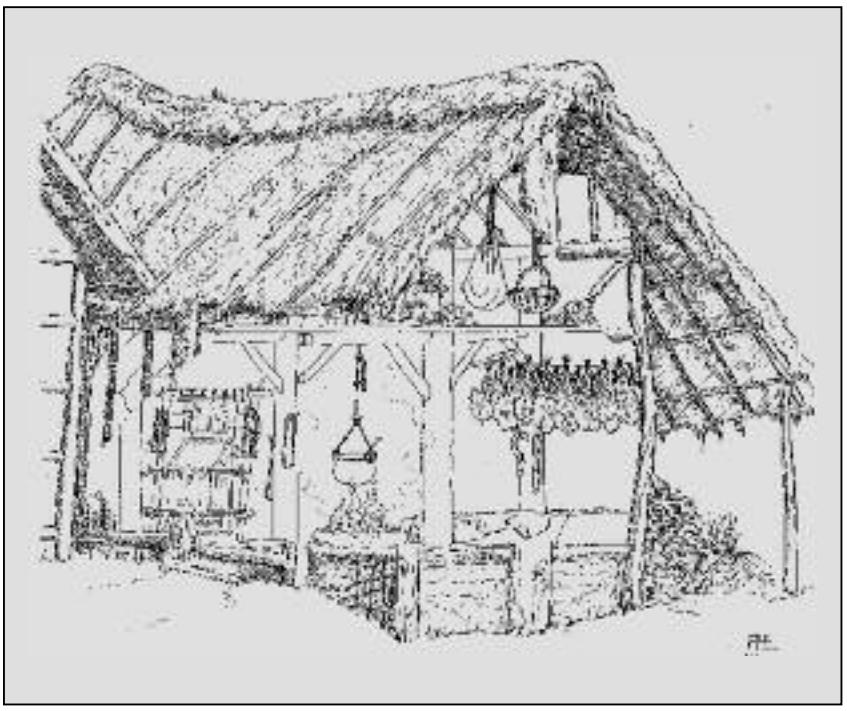


Abb. 5: Innenansicht eines eisenzeitlichen Wohnhauses

Letztgenanntes Fundstück ist ein indirekter Hinweis auf lokale Agrarwirtschaft (Getreideanbau), denn solche Artefakte dienten zur Herstellung von Mehl aus Getreidekörnern. Der Gesamtbefund - Grube mit Feuerstelle - legt eine Nutzung für hauswirtschaftliche Arbeiten nahe. Eine weitere große und flache Grube (3,5 m x 2,5 m) wurde am südlichen Bachufer aufgedeckt; in der Verfüllung fanden sich zahlreiche Gefäßscherben. Es dürfte sich um eine Lehmentnahmegrube handeln, die sekundär etwa als Waschplatz genutzt wurde. An dieser Stelle sei angemerkt, dass in der gesamten Siedlung - wohl aufgrund des anzunehmenden damaligen konstant hohen Grundwasserspiegels - eingetiefte Vorratsspeicher (‚Vorratsgruben') nicht anzunehmen sind.

Mit der hier skizzierten Gebäudegruppe und den zugehörigen Grubenbefunden scheint eine weitgehend vollständige Siedlungseinheit (Abb. 5) auf einem eng begrenzten Siedlungsplatz erfasst zu sein. Die Ansprache als „Gehöft" - es datiert in die Stufe ‚Hallstatt D' - wird dabei insbesondere durch den unterschiedlichen Charakter der einzelnen Gebäude und die Vollständigkeit des Ensembles bestimmt. Demzufolge wären ein Wohnhaus und zwei Wirtschafts- und Vorratsbauten sowie ein quadratischer Speicher auf vier Pfosten zu identifizieren. Im Schutze des Hauptgebäudes befindet sich eine eingetiefte, offene Feuerstelle in einer größeren Arbeitsgrube; vielleicht handelt es sich hierbei ebenfalls um eine aufgelassene und sekundär genutzte Materialentnahmegrube. Eine solche künstliche Erdeintiefung wurde zudem im Bereich alluvialer Sedimente am Rande des Fließgewässers aufgedeckt. Das hiermit umrissene Hofareal besitzt eine Fläche von 600 m^2.

Die Siedlung zwischen dem Düsseldorfer Norden und Ratingen-Süd kann kulturell der Niederrheinischen Grabhügelkultur zugeordnet werden. Diese datiert in die Stufe Hallstatt C (7. Jahrhundert vor Christus) und die folgende Stufe Hallstatt D (6. bis Mitte 5. Jahrhundert vor Christus), also in die mittlere und späte Hallstattzeit. Der Weiler scheint deutlich im Verlauf von Ha D aufgelassen worden zu sein und zeitlich kaum in das 5. vorchristliche Jahrhundert gereicht zu haben. Importverbindungen der Siedlung ließen sich über die Keramik während der älteren Phase (Ha C) in den niederländischen Raum und an den Mittelrhein und für den jüngeren Zeitabschnitt (Ha D) zusätzlich und weniger intensiv in den westfälisch-niedersächsischen Raum nachweisen.

Einige Jahre nach dem wissenschaftlichen Bodeneingriff fanden sich einige engagierte Bürger aus Ratingen und dem Kreis Mettmann - organisiert im Kreisverband Ratingen des Deutschen Siedlerbundes, Siedlerbund Rheinland e.V. - zusammen, die unter anderem anlässlich des Stadtjubiläums 2001 und der EUROGA 2002 dieses kleine Gehöft wenige hundert Meter nordöstlich des ursprünglichen Standortes nachbauten. Dies war eine mühevolle Tätigkeit (Abb. 6, 7), die ehrenamtlich und vor allem in Eigenarbeit sowie unter Verwendung von lokalem Baumaterial und mit handwerklichen

Abb. 6: Das Hauptgebäude im Rohbau

Abb. 7: Flechtarbeiten an den Seitenwänden

Methoden und Werkzeugen der Eisenzeit vollzogen wurde. Die Grundsteinlegung erfolgte im Oktober 2000 durch den Bürgermeister der Stadt Ratingen. Richtfest wurde dann bereits im Mai des Jahres 2001 - nach nur acht Monaten Bauzeit - gefeiert. Erste öffentliche Veranstaltungen finden seit Frühjahr 2004 statt; seit dieser Zeit wird das Projekt von einem Archäologen wissenschaftlich begleitet.

Als Ergebnis steht nun im Erholungspark Volkardey ein nachgebautes Gehöft aus der Eisenzeit. Es besteht aus dem Haupthaus des Bauernhofes, einem Bau aus sechs Pfosten mit lehmverputzten Flechtwerkwänden. Seine Dachflächen sind - eine erwähnenswerte Besonderheit - ausschließlich mit großen Eichenrindenstücken gedeckt. Eines der beiden kleineren Nebengebäude beherbergt einen massiven Kuppelbackofen. Vervollständigt wird das Ensemble durch ein kleines Garten- und Ackerareal, auf dem Nutzpflanzen, wie sie für die damalige Zeit nachgewiesen sind, kultiviert werden. Genannt seien hier beispielhaft Emmer und Einkorn, Dinkel und Rispenhirse, Kichererbse und Ackerbohne, Walderdbeere, Leinpflanzen und Mohn. Diese Agrarareale werden durch Flechtzäune geschützt. Die kleine Hofanlage zwischen Schwarzbach und Grünem See (Entfernung 0,7 km) ist nicht eingezäunt und kann jederzeit besichtigt werden. Wiesen laden zum Spielen und Picknicken ein, ein ausgebautes Wegesystem zum ausgedehnten Spaziergang um die Seen. Hunde sind in dieser öffentlichen Anlage explizit willkommen. Eine bereits bestehende öffentliche Grillhütte mit WC-Anlage vervollständigt das Ensemble.

Um das Schicksal des jungen Nachbaues der eisenzeitlichen Hofstelle auch in Zukunft zu sichern, wurde im März 2004 der gemeinnützige Verein ‚Eisenzeitliches Gehöft Ratingen e.V.' gegründet. Sein Zweck ist unter anderem die Vermittlung der auf den verschiedensten Wegen gewonnenen Erkenntnisse über die Epoche der vorrömischen Eisenzeit an die interessierte Bevölkerung unter Ausnutzung sämtlicher geeigneter und zur Verfügung stehender Möglichkeiten. Des weiteren ist die Förderung der wissenschaftlichen Erforschung der vorrömischen Eisenzeit im Rheinland ein Anliegen des Vereins als Betreiber des Hofes. Zu denken wäre hier etwa an Veranstaltungen im Rahmen der experimentellen Archäologie.

Das Hauptziel der Bemühungen des Vereins, der eng mit der Stadt Ratingen als Grundstückseigentümer zusammen arbeitet, ist es, mit dem rekonstruierten Gehöft die Epoche der Eisenzeit möglichst realistisch und detailgetreu darzustellen und einem breiten Publikum (Abb. 8) nahe zu bringen. Neben der überschaubaren Hofstelle soll dies unter anderem durch öffentliche Veranstaltungen im Sinne eines modernen und seriösen Histotainment erreicht werden. Hobbyisten, die sich der Zeit der frühen Kelten (Gallier) und Germanen verschrieben haben, demonstrieren damaliges Leben mit Fertigungstechniken von Waffen, Werkzeug und alltäglichen Tätigkeiten. Dabei stellen in erster Linie archäologische Bodenfunde für die Rekonstruktion von Tracht, Schmuck usw. die wichtigsten Quellen dar. Auch weitere Bauten, so etwa Gatter für Haustiere, ein Vorratsspeicher auf vier Pfosten, sind mittelfristig in Planung. Langfristig ist auch die Errichtung eines oder mehrerer weiterer Gehöfte und sogar einer Kultstätte denkbar.

Abb. 8: Nebengebäude mit Brotbackofen und jungen Besucherinnen mit Hund

Die archäologischen Untersuchungen vom Ende des 20. Jahrhunderts bei Rath und die zügige Publikation ihrer Ergebnisse durch den Ausgräber Dr. Ralf Lommerzheim in der renommierten Reihe der Rheinischen Ausgrabungen hat Licht in die eisenzeitlichen Kulturverhältnisse im rechtsrheinischen Teil des Rheinlandes gebracht. Betroffen war das - regelmäßig durch Hochfluten gefährdete - Gebiet zwischen dem Strom (Stockumer Rheinschleife) und dem Aaper Wald. Weitere Erkenntnisse zu unter anderem der metallzeitlichen Besiedlung des weiteren Gebietes erbrachten dann zwischen 1990 und 1992 ganz in der Nähe weitere großflächige Ausgrabungen, die ebenfalls vorgeschichtliches Siedlungsareal betrafen. Somit kann das Gebiet um den Schwarzbach als gut erforscht gelten. Dabei kann die Bedeutung der Siedlung nahe Ratingen nicht hoch genug bewertet werden, denn noch immer ist die eisenzeitliche Siedlungsforschung am Niederrhein über Anfänge nicht hinaus gekommen. Der Rekonstruktionsbau eines eisenzeitliches Gehöftes wird dieser Bedeutung gerecht und bietet zahlreiche Chancen.

Jost Auler M.A.

Literaturauswahl:

AULER, J.: Archäologie zwischen Schwarzbach und Kittelbach. Gebietsaufnahme der ‚Honschaft Rath' im Norden von Düsseldorf. Düsseldorfer Jahrbuch 66, 1995, 23-120.

DERS., Eine Hofstelle aus der älteren vorrömischen Eisenzeit zwischen Düsseldorf und Ratingen. Düsseldorfer Jahrbuch 75, 2005, 431-442.

JOACHIM, H.-E.: Bronze- und Eisenzeit. Geschichtlicher Atlas der Rheinlande. Beiheft II/3.1. - II/3.4. Köln 1997.

DERS.: Metallzeiten. In: Spurensicherung. Archäologische Denkmalpflege in der Euregio Maas-Rhein. Kunst und Altertum am Rhein 136. Mainz 1992, 80-98.

KERSTEN, W.: Die Niederrheinische Grabhügelkultur. Bonner Jahrbücher 148, 1948, 5-80.

LOMMERZHEIM, R./OESTERWIND, B. C.: Die hallstattzeitliche Siedlung von Düsseldorf-Rath. Rheinische Ausgrabungen 38. Köln Bonn 1995.

MARSCHALL, A./NARR, K. J./v. USLAR, R.: Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Bergischen Landes. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 73. Neustadt a. d. Aisch 1954.

MINISTERIUM FÜR STADTENTWICKLUNG UND VERKEHR DES LANDES NRW (Hrsg.), 4000 Jahre Siedlungsgeschichte im Düsseldorfer Norden. Düsseldorf o. J.

NARR, K. J. : Ur- und Frühgeschichte von Ratingen. In: Ratingens älteste Geschichte. Beiträge zur Geschichte Ratingens 5. Ratingen 1968, 65-81.

RUPPEL, Th.: Urgeschichte. Jungsteinzeit und vorrömische Metallzeiten. In: H. Weidenhaupt (Hrsg.), Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert 1. Düsseldorf 1988, 93-124.

SCHMIDT, H.: Archäologische Denkmäler in Deutschland - rekonstruiert und wieder aufgebaut. Archäologie in Deutschland, Sonderheft 2000. Stuttgart 2000.

SIMONS, A.: Bronze- und eisenzeitliche Besiedlung in den Rheinischen Lößbörden. Archäologische Siedlungsmuster im Braunkohlengebiet. BAR, International series 467. Oxford 1989.

DIES.: Wirtschafts- und Siedlungsweisen in der Bronze- und Eisenzeit des Rheinlandes. In: 7000 Jahre bäuerliche Landschaft. Archäo-Physika 13, 1993, 63-73.

Bildnachweis

1 = LOMMERZHEIM / OESTERWIND 1995 Abb. 4 auf S. 13; 2 = ebenda Taf. 6, 1; 3 = D. von Lorentz-König nach: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz Berlin/Museum für Vor- und Frühgeschichte, Sammelmappe 1120/15 Abb. 2; 4 = LOMMERZHEIM / OESTERWIND 1995 Taf. 6, 13; 5 = F. Hilscher-Ehlert nach: Vor 2000 Jahren ... Zur Archäologie der Eisenzeit. Neues aus der Region. Siebengebirgsmuseum der Stadt Königswinter. Königswinter 1999, 28; 6-7 = Fotos Marlies Fleig, Ratingen; 8 = Jost Auler, Dormagen, 6/2004.

Kontakt

Eisenzeitliches Gehöft Ratingen e.V., c/o Straßburger Straße 30, D-40878 Ratingen (02102 / 842 459 - Fax 02102 / 8 756 676). - email: fleig.bernd@t-online.de.

Anfahrt

Eisenzeitliches Gehöft Ratingen (EZG Ratingen) im Erholungspark Volkardey an der Düsseldorfer Straße zwischen Ratingen und Düsseldorf. Bitte folgen Sie dem Abzweig ‚Niederbecksweg' nach Westen (Hinweisschild zur ‚Schwarzbachklinik') etwa 1 km bis in Sichtweite von Hof Gut Niederbeck.

Tertiär-Quarzit aus Ratingen

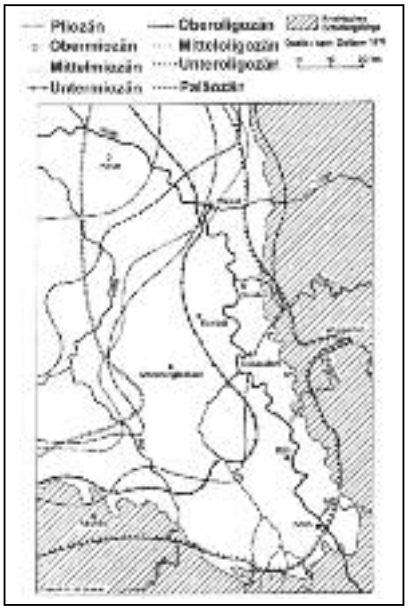
Handelsware in der jüngeren Altsteinzeit

Die naturräumliche Lage Ratingens, einerseits auf den westlichen Ausläufern des Bergischen Landes, andererseits auf den östlichen Teilen der Niederrheinischen Bucht liegend, bringt es mit sich, dass wir hier auf eine wechselvolle und weit zurückreichende erdgeschichtliche Vergangenheit zurückblicken können (Rosendahl 1990). Der Zeitbogen reicht, mit einigen Lücken, vom Mittel-Devon (380 Millionen Jahre vor heute) bis ins Quartär (von vor 1,8 Millionen Jahren bis heute), welches sich in das Eiszeitalter (Pleistozän) und die geologische Jetztzeit, den Holozän, gliedert (Rosendahl 1996). Unterschiedliche Gesteine, Kiese und Sande sind die Zeugen dieser ältesten Geschichte Ratingens. Diese Ablagerungen sind aber nicht nur landschaftsbildende Elemente und Hinweise auf die erdgeschichtliche Vergangenheit. Sie dienten und dienen den Menschen in der Region auch als Rohstoffe für die unterschiedlichsten Verwendungen. Zahlreiche Steinbrüche sowie Ton-, Sand- und Kiesgruben (zumeist heute als Seen erhalten, z.B. Blauer See (Fiene et al. 1996) und Grüner See) sind Zeugen für die ehemalige Nutzung der Rohstoffe.

Eines der etwas exotischeren Gesteine im Raum Ratingen ist der sogenannte Tertiär- oder Miozän-Quarzit bzw. Braunkohlen-Quarzit. Braunkohlen-Quarzit deshalb, weil in der Zeit des Miozäns (24 bis 5 Millionen Jahre vor heute), einer Stufe in der erdgeschichtlichen Epoche des Tertiärs (67 bis 1,8 Millionen Jahre vor heute), die großen Braunkohlelager im heutigen Gebiet zwischen Köln und Aachen entstanden. Der Allgemeinheit bekannt sind die Tertiär-Quarzite vor allem über die großen Gesteinsblöcke am sogenannten „Stinkesberg“ (Abb.1), ein sich auf etwa 90 m ü NN erhebender Hügel im Wald zwischen der Jugendherberge von Ratingen und der Mülheimer Straße.

Die Geschichte dieser Gesteine begann an der Wende Kreide/Tertiär vor etwa 67 Millionen Jahren. Auf Grund von Krustenbewegungen kam es zu einer verstärkten Absenkung der Niederrheinischen Bucht, was im Tertiär einen mehrmaligen Vorstoß der Nordsee nach Süden zur Folge hatte (Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen 1988). Im Mitteloligozän vor etwa 32 Millionen Jahren verlief die Südküste der tertiären Nordsee entlang der Linie Aachen-Düsseldorf-Duisburg-Wesel (Abb. 2). Zeugnis dieser Überflutung im Raum Ratingen ist der sogenannte Ratinger Ton. Im Oberoligozän, vor etwa 25 Millionen Jahren, erreichte die Meeresausbreitung mit einem Vorstoß bis in die heutige Region von Bonn (Abb. 2) ihre größte Ausdehnung. Ablagerungen dieser Zeit sind die sogenannten Grafenberger Sande (Abb. 3). Auch diese wurden auf den nördlichen Randhöhen des Bergischen Landes als nächstjüngere Schichteinheit noch über dem Ratinger Ton abgelagert. Dass die Grafenberger Sande und der Ratinger Ton nicht flächendeckend, sondern nur noch in kleinen „Flecken“ im Raum Ratingen erhalten sind, liegt am sprichwörtlichen „Zahn der Zeit“, denn ab der Wende Oligozän-Miozän bis in die heutige Zeit war die Region wieder Festland und damit der Abtragung unterworfen. Für die Geschichte der Tertiär-Quarzite ist das Miozän sehr wichtig. Auf Grund der zu dieser Zeit herrschenden subtropischen Klimabedingungen kam es zur Bildung üppiger tropischer Wälder. Die Bäume dieser Wälder wurzelten in der zuletzt abgelagerten Schichteinheit, den Grafenberger Sanden. Diese sind sehr feine Sande, bestehend aus kleinsten Quarzkörnern. In einigen Bereichen kam es durch die Wechselwirkung von Pflanzenbewuchs, tropischem Klima und hohem Niederschlag in den oberen Bodenschichten stellenweise zur chemischen Freisetzung des in den Quarzkörnern im festen Zustand vorliegenden Siliziumdioxydes (SiO_2) als flüssige Kieselsäure. Die freigesetzte Kieselsäure verklebte und verkittete lokal die isolierten Quarzkörner der Grafenberger Sande, wodurch ein Gestein entstand, welches als Quarzit bezeichnet wird. In den Quarzitblöcken am Stinkesberg sind teilweise noch Wurzelröhren des miozänen Baumbewuchses zu erkennen.

Kleinerer Gesteinsblock aus Tertiär-Quarzit am Hang des „Stinkesberges“ im Wald zwischen der Ratinger Jugendherberge und der Mülheimer Straße (Foto Dr. W. Rosendahl, Mannheim)



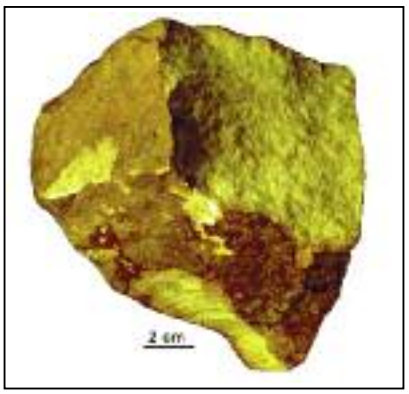
Verbreitungskarte der verschiedenen Meeresvorstöße der tertiären Nordsee in die Niederrheinische Bucht. (Graphik Dr. W. Rosendahl, Mannheim)

In der Sandgrube Liethen in Homberg (hier im März 2002) wurden Jahrzehnte lang helle, feinkörnige Quarzsande abgebaut. Es handelt sich um die sogenannten Grafenberger Sande, welche hier vor etwa 25 Millionen Jahren am Meeresboden der tertiären Nordsee abgelagert wurden. (Foto: Dr. W. Rosendahl, Mannheim)

Der Begriff Quarzit reicht aber nicht aus, um das Gestein richtig zu charakterisieren. Unter Quarzit versteht man in der Geologie ein körniges, dichtes, fast nur aus Quarz bestehendes Gestein, dem die innere Verschränkung der Quarzkörner oder das aus Kieselsäure bestehende Bindemittel eine hohe Härte verleihen. Man unterscheidet Sedimentär-Quarzite, die im Verwitterungsbereich entstanden sind, und Fels-Quarzite, welche durch Metamorphose, d.h. durch Druck- und Temperatureinwirkung in der Erdkruste, aus umgewandelten Sandsteinen entstanden sind. Beim Tertiär-Quarzit im Raum Ratingen handelt es sich also um einen Sedimentär-Quarzit, entstanden im Verwitterungsbereich aus Grafenberger Sanden.

Blöcke von Tertiär-Quarziten finden sich nicht nur am schon erwähnten Stinkesberg, sondern auch an anderen Stellen im Stadtgebiet. Auch in den Kies- und Sandgruben im heutigen Bereich des Grünen Sees wurden immer wieder Blöcke unterschiedlicher Größe mit ausgebaggert (Abb. 4). Diese Blöcke lagen ursprünglich am Ufer und/oder im Flussbett des Rheines und wurden zusammen mit dem Flussschotter während der letzten Kaltzeit (Weichsel-Kaltzeit) abgelagert. Bezogen auf die Kulturgeschichte des Menschen geschah dies in einem Rheinlauf in der Urgeschichte bzw. der Altsteinzeit.

Die Urgeschichte ist die Zeit, in der die Menschen keine Schrift kann-



Auch in den ehemaligen Kies- und Sandgruben im Bereich des heutigen Grünen Sees wurden immer wieder Blöcke von Tertiär-Quarzit mit ausgebaggert. (Foto Dr. W. Rosendahl, Mannheim)

ten. Der älteste Abschnitt der Urgeschichte ist die Steinzeit, welche in Altsteinzeit, Mittelsteinzeit und Jungsteinzeit unterteilt wird (Wieczorek & Rosendahl 2002). Die Altsteinzeit ist der größte Abschnitt der Urgeschichte und gliedert sich in die ältere Altsteinzeit (2,5 Millionen bis 300 000 Jahre), die mittlere Altsteinzeit (300 000 bis ca. 40 000 Jahre) und die jüngere Altsteinzeit (ca. 40 000 bis 11 500 Jahre).

Bearbeitete Steine überdauern sehr lange und sind deshalb die am häufigsten gefundenen Objekte aus der Steinzeit (daher auch der Name für diese Epoche). Dies heißt aber nicht, dass die urgeschichtlichen Menschen keine anderen Materialien zur Werkzeugherstellung nutzten.

Nicht jeder Stein ist zur Herstellung eines Werkzeuges geeignet. Er muss hart sein und so brechen, dass scharfe, regelmäßige Kanten entstehen. Die Stücke, die bei der Bearbeitung vom Stein abgetrennt werden, heißen Abschläge. Als Kern bezeichnet man das Stück, von dem der Abschlag abgetrennt wurde.

Am Ufer und im Flussbett des Rheines der letzten Kaltzeit lagen viele Steine. Jedoch fanden sich dort nur wenige Gesteinsarten, die hinsichtlich Größe und Qualität zur Herstellung von Steinwerkzeugen geeignet waren. Zu den besten Werkzeugrohmaterialien im Raum Ratingen gehörte der Tertiär-Quarzit. Er fand sich sowohl auf den Randhöhen wie im Bereich des Rheinlaufes in unterschiedlicher Größe und in ausreichender Menge und Qualität.

Schon der Neandertaler, der Mensch der mittleren Altsteinzeit, kam in den Raum Ratingen, um aus Tertiär-Quarzit Werkzeuge herzustellen. Belegt wird dies z.B. durch zahlreiche Werkzeugfunde (Faustkeile, Kerne und Abschläge) aus den ehemaligen Kies- und Sandgruben des heutigen Grünen Sees (Rosendahl & Thelen 1994).

Auch in der jüngeren Altsteinzeit war der Tertiär-Quarzit noch ein begehrtes Rohmaterial. Die jüngere Altsteinzeit umfasst in Europa die Zeit zwischen ca. 40 000 und 11 500 Jahren vor heute. Sie gliedert sich in die Kulturstufen Aurignacien (40 000 bis 30 000 Jahre vor heute), Gravettien (28 000 bis 23 000 Jahre vor heute) und Magdalénien (17 000 bis 11 500 Jahre vor heute). Die Entwicklung der jüngeren Altsteinzeit scheint in enger Verbindung mit dem modernen Menschen zu stehen. Diese Zeit sieht das weltweit erstmalige eindeutige Aufkommen der Kunst, eine Intensivierung der Bearbeitung von Knochenmaterial zu Nutzgegenständen und eine Systematisierung und Standardisierung der Steinwerkzeugtechnologie (Rosendahl 2002). Die Handelsbeziehungen erweitern sich, und Behausung, Bestattung sowie Kleidung erfahren Veränderungen. Die Menschen sind aber weiterhin nomadisierende Jäger und Sammler.

Dass der Tertiär-Quarzit aus dem Ratinger Raum nicht nur lokal geschätzt wurde, zeigen Steinwerk-

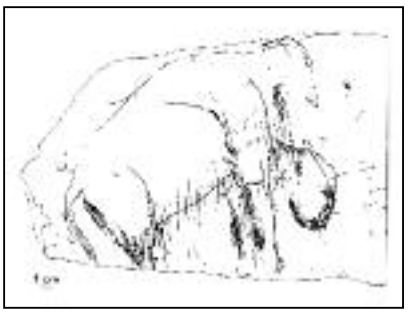
zeugfunde aus dem Magdalénien vom Fundplatz Gönnersdorf bei Koblenz am Mittelrhein. Entdeckt wurde der Fundplatz 1968 beim Ausschachten einer Baugrube. Insgesamt 687m² Fläche wurden in verschiedenen Kampagnen von 1968 bis 1976 ausgegraben (Bosinski 1992).

Vor etwa 12 500 Jahren lebten hier in einer gemäßigten Klimaphase am Ende der letzten Eiszeit Pferdejäger am linken Rheinufer. Die Hänge links und rechts des Rheines waren mit Lößboden bedeckt, auf dem sich eine offene Steppenlandschaft mit Grasbewuchs und wenigen Wacholderbüschen ausgebildet hatte. Pferdeherden zogen im Sommer und im Winter regelmäßig durch das Rheintal, weshalb sich die Menschen zu diesen Zeiten gerade hier aufhielten. Wie verschiedene Funde zeigen, siedelten die Menschen in Zelthütten unterschiedlicher Größe. Die Behausungen bestanden aus einem Holzstangengestell, über das Pferdefelle gelegt wurden (Abb. 5). Der Boden im Innenraum war mit Schieferplatten gepflastert (Abb.6). Eine kleine Feuerstelle war zur Zubereitung von Nahrung und als Wärmespender eingerichtet. In einer solchen Behausung wohnten mehrere Personen. Vergleichbare Zelthütten wurden noch bis in unsere Zeit von den Inuit in Grönland verwendet. Neben den Behausungsstrukturen wurden auch zahlreiche Schieferplatten mit Ritzzeichnungen von Menschen und Tieren entdeckt (Abb. 7). Die

Blick in den nach archäologischen Befunden gestalteten Innenraum der großen Zeltbehausung von Gönnersdorf. Rekonstruktion in natürlicher Größe in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. (Foto Dr. W. Rosendahl, Mannheim)

Fundstelle zählt mit ihren Siedlungsstrukturen und spektakulären Schiefergravuren zu den bedeutendsten Fundstellen des Magdalénien in Europa.

Selbstverständlich wurden auch zahlreiche Steinwerkzeuge in Gönnersdorf gefunden; insgesamt etwa 80 000 Stück. Für die Herstellung der Steinwerkzeuge wurden 13 unterscheidbare Gesteinsarten benutzt. Darunter war auch ein Tertiär-Quarzit, für den die Bezeichnung Tertiär-Quarzit vom Typ Ratingen eingeführt wurde (Floss 1983), da Vergleiche von Steinwerkzeugen aus Tertiär-Quarzit aus Gönnersdorf mit Rohmaterialproben aus Ratingen eine hohe Übereinstimmung ergaben. Insgesamt 212 Stücke wurden aus dem Ratinger Material gefertigt (Floss 1983).



Umzeichnung einer Mammutdarstellung (Gravur), gefunden auf einer Schieferplatte in der Fundstelle Gönnersdorf. (Zeichnung aus Bosinski 1992)

Die Funde aus Gönnersdorf machen deutlich, dass der Raum Ratingen bereits in der jüngeren Altsteinzeit vor etwa 12 500 Jahren über einen Rohstoff verfügte, der auch in über 100 km Entfernung ein begehrter Rohstoff war. Es könnte sich somit um die älteste Ratinger Handelsware handeln.

Dr. Gaëlle Rosendahl
Dr. Wilfried Rosendahl

Rekonstruktion der großen Zeltbehausung von Gönnersdorf in natürlicher Größe. Zu sehen in der in der Ausstellung MenschenZeit (Schausammlung zur Steinzeit) in den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim. (Rekonstruktion und Foto Dr. W. Rosendahl, Mannheim)

Literatur

Bosinski, G. (1992): Eiszeitjäger im Neuwieder Becken.- Archäologie an Mittelrhein und Mosel, Bd. 1, 148 S.; Koblenz.

Fiene, M., Rosendahl, W. & Thelen, K. (1996): Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur und Mythos.- Natur- und Kulturdenkmäler in Rheinland und Westfalen, Bd.2, 63 S.; Gelsenkirchen.

Floss, H. (1983): Rohmaterialversorgung im Paläolithikum des Mittelrheingebietes. Gönnersdorf-Tertiärquarzit.- Monographie des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Bd. 21, S 218-224.; Mainz.

Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (1988): Geologie am Niederrhein.- 142 S.; Krefeld.

Rosendahl, G. (2002): Leben der Mammutjäger.- in: Wieczorek, A. & Rosendahl, W. (Hrsg.)(2003): MenschenZeit - Geschichten vom Aufbruch der frühen Menschen.- S. 76-89; Verlag Philipp von Zabern, Mainz.

Rosendahl, W. (1990): Geologische Kartierung im Bereich von Ratingen-Lintorf -Angermund.- Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter, 60, S. 61-63; Ratingen.

Rosendahl, W. (1996): Zur allgemeinen Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen.- in: Fiene, M., Rosendahl, W. & Thelen, K.: Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur und Mythos.- Natur- und Kulturdenkmäler in Rheinland und Westfalen, Bd.2, S. 5-21; Gelsenkirchen.

Rosendahl, W. & Thelen, K. (1994): Der erste Ratinger Werkstattplatz - zur Übernahme einer Sammlung mittelpaläolithischer Artefakte des Ratinger Stadtmuseums-. Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter 64, S. 136-137; Ratingen.

Wieczorek, A. & Rosendahl, W. (Hrsg.) (2003): MenschenZeit - Geschichten vom Aufbruch der frühen Menschen.- 130 S; Verlag Philipp von Zabern, Mainz.

Alfons Weber GmbH
Heizung · Sanitär
Seit 1926
Heizung · Sanitär

Heizungsbau
Solar- und Brennwerttechnik
Sanitärinstallation
Raumklimageräte
Kundendienst

Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund
Telefon: 0203 / 74 21 00
Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

Ideen aus Holz von A - Z !
S+K Schreinerei
Schlüter + Kleinbeck GmbH
Birkenstraße 7
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 893316
Telefax (02102) 893412

Hubertus Apotheke
Dr. Jons **Aßmutat** e.Kfm.
Speestraße 47 · 40885 Ratingen
Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

Ihr Umzugspartner in Ratingen
Schmidt Umzüge
Nah/Fern, International, Privat- und Büroumzüge, Außenaufzug, Verpackung, Durchführung aller Montagearbeiten u.a. auch kompl. Küchenmontagen, Handwerkerservice, Kabinenlagerung
Halskestraße 5 · 40880 Ratingen · Tel. (02102) 470396
Fax (02102) 473005 · info@schmidtumzuege.de

www.kohl-ratingen.de
maler kohl
Opti Maler
Maler-/Lackierarbeiten
Tapezierarbeiten
Außenanstriche
und vieles mehr...
Ratingen-Lintorf • Tel. 02102 - 17593
www.optimalerpartner.de

Qualität und Leistung - Unsere Referenz
Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-Rolladen – Kunststoff-Klappladen – Alu-Haustüren – Hebeschiebeanlagen – Haustürüberdachungen – Garagentore – Markisen – Jalousetten – E-Antriebe für Rolladen und Markisen
Profilbau H. Wendeler GmbH
40885 Ratingen-Lintorf, Am Schließkothen 9
☎ 33943 - 35046
Fax 36095
PB PROFILBAU
www.profilbau-wendeler.de

Der Spezialist für Karosserie und Lack
WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW
Zechenweg 21 • 40885 Ratingen
Tel. (02102) 31107 • E-Mail: web@buschkarosserie.de

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XVIII. Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche (11. Dezember 1165)

Wie wenig die bisher vorgestellten Quellen bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts Ratinger Verhältnisse beleuchten, wird erst klar, wenn wir mit der nachstehenden Urkunde eine Geschichtsquelle in Händen halten, die fast einzig und allein einen Ratinger Sachverhalt zum Inhalt hat, nämlich die Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche (und der von Hückelhoven) in die Kölner Dompropstei. Ziemlich unvermittelt taucht die Ratinger Pfarrkirche vor uns auf, werden Verbindungen zwischen Ratingen und dem Kölner Erzbistum sichtbar, was wir zum Anlass nehmen wollen, kurz die Geschichte der Kölner Erzbischöfe bis hinauf ins 12. Jahrhundert aufzuzählen. Kölner Bischöfe hat es schon im römischen Reich der Spätantike gegeben, die christliche Missionierung Nordwesteuropas seit der Merowingerzeit und die kirchliche Neuorganisation im niederrheinisch-sächsischen Raum unter dem Frankenherrscher Karl dem Großen (768-814) machten aus Köln den Sitz eines Erzbischofs, dessen Diözese sich beiderseits des Rheins vom Niederrhein bis nach Westfalen sowie zwischen den rheinischen Mittelgebirgen und der Lippe erstreckte. Das fränkische Großreich, das Ostfrankenreich und das deutsche Reich sahen dann eine enge Anbindung der Erzbischöfe an das Königtum auch im Rahmen der frühmittelalterlichen ottonisch-salischen Reichskirche. Erzbischof Brun (953-965), der Bruder Kaiser Ottos I., des Großen (936-973), fungierte als archidux in Lothringen, Erzbischof Anno II. (1056-1075) ist uns schon im Zusammenhang mit der Geschichte von (Düsseldorf-) Kaiserswerth und (Ratingen-) Homberg begegnet. Nach dem Investiturstreit (1075-1122) schwand der Einfluss des Königs auf Erzbistum und Wahl des Erzbischofs. Trotzdem arbeiteten Könige und Erzbischöfe in der Reichspolitik im Allgemeinen eng zusammen, u.a. König Konrad III. (1138-1152) mit Erzbischof Arnold II. von Wied (1151-1156) oder Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152-1190) mit den Erzbischöfen Rainald von Dassel (1159-1167) und Philipp von Heinsberg (1167-1191). Dem solcherart in den Reichsverband eingebundenen Erzbistum entsprach es, dass den Kölner Erzbischöfen der lothringische Dukat (1151) und das westfälische Herzogtum (1180) übertragen wurden, während die „Kirchenfürsten“ ihren Lehnshof, also den Verband der erzbischöflichen Vasallen mit seiner Grafen- und Herrenschicht ausbilden und festigen konnten.

Die hier zu analysierende Urkunde über die Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche stammt vom erwähnten Kölner Erzbischof Rainald von Dassel, einem Anhänger Kaiser Friedrichs I. gerade während des sog. alexandrinischen Papstschismas (1159-1177). Bekanntlich führte eine Doppelwahl von Päpsten im Jahr 1159 dazu, dass der staufische Kaiser Papst Alexander III. (1159-1181) nicht anerkannte und sich stattdessen auf „seine“ (Gegen-) Päpste stützte. Mit dem Schisma untrennbar verbunden waren die Italienzüge des römisch-deutschen Herrschers, die teils erfolgreich, teils verlustreich verliefen. Am Ende des Zweiten Italienzugs (1158-1162) stand die Unterwerfung und Zerstörung Mailands 1162 und die Überführung der Reliquien der Heiligen Drei Könige durch Rainald nach Köln (1164), der Dritte Italienzug (1163-1168) endete nach der Festkrönung des kaiserlichen Paares in Rom mit einer Katastrophe, als einer Seuche im deutschen Heer auch sehr viele Fürsten zum Opfer fielen, unter ihnen Rainald von Dassel (14. August 1167). Der Kaiser geriet trotz mancher Erfolge auch im folgenden Jahrzehnt ins Hintertreffen. Beim Frieden von Venedig (24. Juli 1177) musste er Papst Alexander III. anerkennen. Das Schisma war beendet.

Die Urkunde des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel vom 11. Dezember 1165 ist eine auf Latein verfasste Originalurkunde, die auch als eine Abschrift des 14. Jahrhunderts erhalten ist. Sie hat - wie gesagt - die Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche in die Kölner Dompropstei zum Inhalt. Inkorporation („Einverleibung“) bedeutet dabei die Verfügung des Dompropstes über das Vermögen der Pfarrkirche und im Allgemeinen auch über das Pfarramt, d.h.: Einkünfte der Kirche, vornehmlich der Kirchenzehnt, kamen dem Dompropst in Köln, also dem Leiter des dortigen Domkapitels, zugute, der Propst, hier: der seit 1161 amtierende Hermann von Hengebach, konnte den Ortsgeistlichen ernennen, der mit einem Anteil aus den kirchlichen Einnahmen zufrieden sein musste. Aus der Urkunde geht eine enge und offensichtlich auch in frühere Zeiten zurückreichende Verbindung zwischen der Ratinger und der Kölner Kirche hervor. Denn die Pröpste sollen als Kirchenherren die Pfarrkirche an geistliche Personen „vermietet“ haben (locare), was die Überlassung des Gotteshauses auf Zeit gegen eine Abgabe bedeutete. Wir weisen noch auf das gleichartige Petruspatrozinium von Kölner Dom und Ratinger Kirche hin und lassen nun den Wortlaut der erzbischöflichen Urkunde folgen:

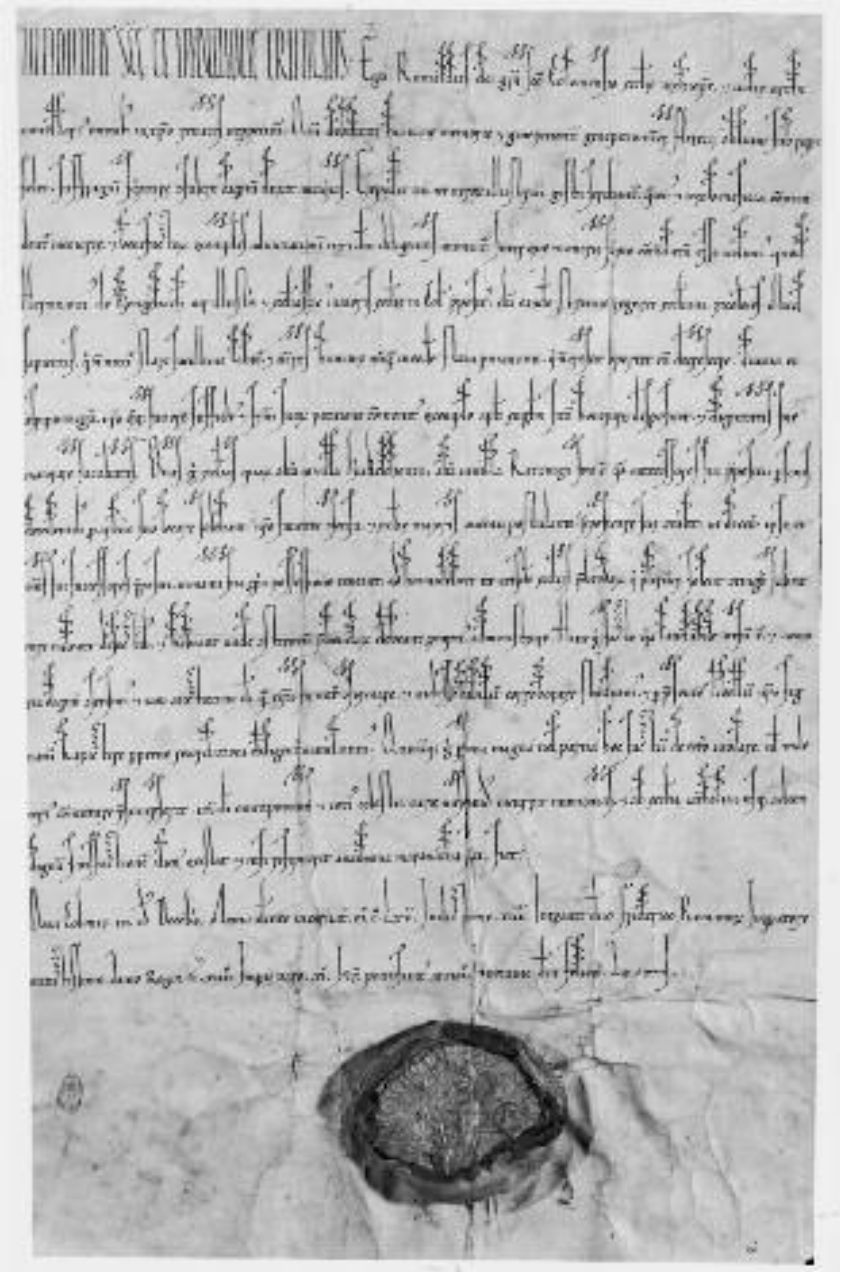
Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Ich, Rainald, durch Gnade Gottes Erzbischof der heiligen Kölner Kirche und Erzkanzler für Italien, allen Gläubigen in Christus auf ewig. Da ja das Vergessen pflegt, sich an die schwankende Schwäche des menschlichen Gedenkens der Generationen und Generationen heranzuschleichen, hat eine alte Sitte dazu geführt, das würdige Urteil von Schriftstücken zu Rate zu ziehen. Es ist nämlich förderlich, dass die Taten der berühmten Männer aufgeschrieben werden, damit auch deren Wohltaten dem Andenken unterliegen und die Gott liebenden Männer zur Nachahmung der Beispiele guter Taten ermutigt werden. Wir wollen, dass dem Schrei-

ben dieser Erinnerung anvertraut wird, dass Hermann von Hengebach, der erlauchte Mann und Kirchenpropst der Domkirche zu Köln, weil er eifrig diese Kirche leitet, klug erwogen hat, dass der, der sich nicht bemüht, standhaft zu bleiben, leicht straucheln wird und dass, weil die menschlichen Dinge niemals im selben Zustand bleiben, der, der sich nicht steigert, notwendigerweise verliert. Durch die ihn begünstigende göttliche Gnade und auch durch unsere Gunst bestärkt sowie durch die Bitte seiner Brüder bewegt, hat er Hermann nach dem Beispiel des Apostels angeordnet, sein Evangelium auszuzeichnen und die Fülle seiner Würde zu vergrößern. Deshalb hat er zwei Kirchen, deren eine im Ort Hückelhoven, deren andere im Ort Ratingen gelegen ist, und die seine Vorgänger, die Pröpste, gewöhnlich an weggehende (geistliche) Personen zu deren Verfügung verpachtet haben, unter unserer begünstigenden Zustimmung und unter Aufforderung des Konvents der Domkirche seiner Propstei übertragen, damit im Übrigen er selbst und alle seine pröpstlichen Nachfolger sie als ihren eigenen Besitz innehaben dergestalt, dass sie in der Lage sind, mit den Einkünften aus diesen Kirchen, die sie gewohnt sind zu erhalten, den Schwachen beizustehen, und dass sie somit über die Einkünfte besser verfügen können. Nachdem deshalb dies beschlossen worden ist, weil es lobenswert erscheint und der Erinnerung würdig ist, haben wir dies bestimmt und uns bemüht, dies sowohl durch die Autorität Gottes als auch durch unsere Autorität zu befestigen und unauflösbar zu bekräftigen; und wir haben sorgfältig befohlen, die vorliegende Urkunde mit unserem Zeichen zur ewigen Erinnerung zu kennzeichnen. Wenn daher im übrigen irgendeine mächtige oder geringe Person es wage, diesen Beschluss zu verletzen oder ins Gegenteil zu verkehren, soll sie den Zorn des allmächtigen Gottes und die Feindschaft der ganzen himmlischen Gemeinschaft spüren, und sie möge von der katholischen Kirche ausgeschlossen bleiben bis zur angemessenen Genugtuung; und wenn sie nicht Vernunft annimmt, so geschehe der Kirchenbann; er geschehe.

Gegeben zu Köln an den 3. Iden des Dezember. Im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1165, Indiktion 13, während des Kaisertums des unüberwindlichsten Herrn Friedrich, des Kaisers der Römer, im 14. Jahr seines Königtums, im 11. aber des Kaisertums, im 1. Jahr unseres Pontifikats. Selig im Namen des Herrn. Amen.

Die Ratinger Pfarrkirche St. Peter und Paul, die in der Urkunde wegen ihrer pfarrkirchlichen Funktion in der Tat als ecclesia bezeichnet wird, lässt sich archäologisch seit dem 9. (oder gar 8.?) Jahrhundert nachweisen. Auf eine in dieser Zeit erweiterte Saalkirche folgte im 10./11. Jahrhundert eine dreischiffige Basilika mit einem Westturm und einem Dreiapsidenchor als östlichem Abschluss. Um 1150 muss sich über Ratingen eine romanische dreischiffige Basilika mit einem Westturm, zwei Osttürmen und einer halbrunden Apsis erhoben haben.

Im Einzelnen besaß der Kirchenbau I aus dem (8.? oder) 9. Jahrhundert die Form einer typischen frühmittelalterlichen Saalkirche, wobei der schlichte Saal ein Rechteck der Größe 12 m x 5,50 m bildete, der sich im Osten daran anschließende quadratische Chor die Maße 4,50 m x 4,50 m hatte. Für das 9. Jahrhundert (1. Hälfte?)



Inkorporationsurkunde für die Ratinger Pfarrkirche vom 11. Dezember 1165, ausgestellt durch den Kölner Erzbischof Rainald von Dassel.
Foto: Rheinisches Bildarchiv, Köln Nr. 57756

ist eine Erweiterung des Baus I zum Bau II vermutet worden. Nördlich und südlich von Saal und Chor wurden (wahrscheinlich) Seitenschiffe und Pastophorien angebaut, die aus der Kirche ein rechteckiges Gebäude der Größe 16,50 m x 12,50 m machten. Der rund 25 m lange Kirchenbau III stammt aus dem 10. und/oder 11. Jahrhundert. Er stellt sich als eine dreischiffige Basilika dar, zwei Reihen mit je sechs Pfeilern, abwechselnd mit und ohne Lisenenvorlage, begrenzten im Langhaus das Mittelschiff hin zu den Seitenschiffen, über den Pfeilern erhoben sich je sieben Arkaden. Das Mittel- und wohl auch die Seitenschiffe waren flach gedeckt. Nach Osten hin war die Anlage durch eine halbrunde Hauptapsis mit zwei Nebenapsiden abgeschlossen, wobei man bei der Errichtung des Ostteils der Kirche auf Mauern des Vorgängerbaus zurückgegriffen hatte. Die Apsidendecken waren wahrscheinlich Halbkuppeln. Auch ein Westturm wurde errichtet, der kleinere Ausmaße als der heutige besaß. Vielleicht kam im Verlauf des 12. Jahrhunderts ein weiterer Turm hinzu, der die südliche Nebenapsis ersetzte. Insgesamt war Bau III eine gegenüber Bau II nach Osten und Westen hin erweiterte Kirchenanlage.

Der Ratinger Kirchenbau IV datiert aus der Zeit um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als Rainald von Dassel die eben vorgestellte Urkunde niederschreiben ließ. Offensichtlich lagen Kirchenbau und Inkorporierung eine günstige Wirtschaftsentwicklung zugrunde, denn nur eine reiche Pfarrei konnte sich ausgedehnte Baumaßnahmen leisten, und nur bei einer Pfarrkirche mit reichen Einkünften lohnte auch die Inkorporation. Der gegenüber Bau III etwa gleich große Bau IV war eine dreischiffige Basilika mit Deckengewölben, der von einer Halbkuppel bedeckten Rundapsis, dem Westturm und zwei Osttürmen. Den auch heute noch vorhandenen Osttürmen mussten die Nebenapsiden des Baus III weichen, die Seitenschiffe des Vorgängerbaus wurden entsprechend umgestaltet. Die Osttürme waren bzw. sind fünfgeschossig, die zwei obersten Stockwerke haben ihren romanischen Charakter noch bewahrt, wie Lisenengliederung, Rundbogenfriese und Fenster beweisen. Dabei hat der nördliche der beiden Osttürme in der Höhe des vierten Geschosses eine Grundfläche von ca. 4,50 m x 4,50 m, der südliche Turm ist schmaler bei einer Fläche von ca. 3,70 m x 4,70 m. Weiter müssen um 1150 das Mittelschiff und die Seitenschiffe der Vorgängerkirche eingewölbt worden sein, wie aufgefundene Reste von Pfeilersockeln nahe legen. Es entstand im Bereich des Mittelschiffs wahrscheinlich ein zweijochiges Deckengewölbe mit einem längs- und einem querrechteckigen Gewölbejoch.

Der heutige Westturm ist dann zwischen 1220 und 1250 neu errichtet worden. An ihn schloss sich die in zwei Etappen erbaute und unter Einbeziehung der Osttürme nach Osten erweiterte gotische Hallenkirche mit 5/8-Chor an. Deren Bau wird man dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts zuordnen dürfen. Er war architektonisch auch durch den politischen Gegensatz zwischen dem Kölner Erzbischof und den Grafen von Berg bestimmt. Mit ihm war im Wesentlichen der heutige Bauzustand der Kirche erreicht, worauf wir an anderer Stelle noch ausführlich eingehen werden. Wir erkennen aber schon hier: Ratingen besaß - nicht zuletzt als Ort einer bedeutenden Pfarrkirche - schon früh für das Umland eine zentralörtliche Funktion. Dem entsprechen die erstmalige Nennung von Ratinger Kirche und Pfarrbezirk (infra terminum ecclesie Ratinge) in einem Stiftungsverzeichnis des Klosters Werden aus der Zeit um 1150 und die Größe der Pfarrei, die neben Ratingen mindestens noch Lintorf mit einschloss.

Literatur:

Die vorgestellte Urkunde findet sich in: KESSEL, J.H., Geschichte der Stadt Ratingen, Bd.2: Urkundenbuch, S.6f, Nr.6; LACOMBLET, T., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB I 410; Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XXI), Bd.2: 1100-1205, bearb. v. R. KNIPPING, Bonn 1901, REK II 827. Zu Reich und Erzbistum im 12. Jahrhundert vgl.: JANSSEN, W., Kleine Rheinische Geschichte, Düsseldorf 1997, S.75ff, zu Friedrich Barbarossa s.: OPLL, F., Friedrich Barbarossa (= GMR), Darmstadt 1990, zu Rainald von Dassel: OEDIGER, F.W. (Bearb.), Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts (= Geschichte des Erzbistums Köln, Bd.1), Köln ²1972, S.149-156, zur Inkorporation der Ratinger Pfarrkirche: OEDIGER, Bistum Köln, S.227 und: FERRES, H., Das Dekanat Ratingen (= Geschichte der Pfarreien der Erzdiözese Köln. Zweite Folge, Bd.I), [Ratingen-] Hösel 1954, S.218-223. Zur ersten Nennung des Ratinger Pfarrbezirks s. schließlich: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert), in: Die Quecke 72 (2002), S.88f, hier: S.88, zur Ratinger Pfarrkirche: NEUHEUSER, H.P., St. Peter und Paul in Ratingen (= Rheinische Kunststätten, H.85), Köln ²1983; PETERS, H., St. Peter und Paul in Ratingen. Eine frühe deutsche Hallenkirche (= Beiträge zur Geschichte Ratingens, Bd.1), Ratingen 1957; REDLICH, O.R., DRESEN, A., PETRY, J. (Bearb.), Geschichte der Stadt Ratingen (von den Anfängen bis 1815), Ratingen 1926, S.333f; SÖLTER, W., Beobachtungen im Boden der katholischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Ratingen, in: Romerike Berge 31,4 (1981), S.1-12 sowie die kurzen Anmerkungen zur Bedeutung der Kirche bei: LANGE, K., Der gotische Neubau der Essener Stiftskirche, in: SCHILP, T. (Hg.), Reform - Reformation - Säkularisation. Frauenstifte in Krisenzeiten (= Essener Forschungen zum Frauenstift, Bd.3), Essen 2004, S.89-113, hier: S.89, 100.

XIX. Die Güterlisten des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167/91)

Das 12. Jahrhundert ist eine Zeit des Wandels, es ist die Zeit der „ersten europäischen Revolution“, die auch Änderungen in den Herrschaftsstrukturen brachte. Solchen Änderungen sind wir auf der Spur, wenn wir im Folgenden die Güterlisten des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167-1191) betrachten. Philipp wurde nach dem Tod seines Vorgängers Rainald von Dassel (1159-1167) dessen Nachfolger, und er erwarb eine Reihe von Besitzungen - Burgen, feste Häuser und Güter - im Rheinland und in Westfalen, herrschaftliche Stützpunkte für das Kölner Erzbistum. Festgehalten wurden diese Erwerbungen in mehreren auf uns gekommenen Listen unterschiedlicher Zeitstel-

lung, einer Kölner, Paderborner und Münsteraner Liste. Die Kölner und die Paderborner Liste sollen dabei auf eine nicht erhaltene gemeinsame Vorlage zurückgehen, diese Vorlage und die münsterische Liste wiederum auf eine ältere, wohl zweispaltig angelegte Vorstufe, eine computatio („Berechnung“) von um 1190. Damals, am Ende der Regierungszeit Philipps, war der Erzbischof schon in die Stellung eines Herzogs in Westfalen eingerückt, nach dem Prozess Kaiser Friedrich I. Barbarossas (1152-1190) gegen den sächsischen und bayerischen Herzog Heinrich den Löwen (1142-1180). Die berühmte Gelnhäuser Urkunde des Kaisers bestimmte mit Datum vom 13. April 1180 das westfälische Herzogtum als Reichslehen des Kölner Erzbischofs, der nun neben dem 1151 erlangten rheinischen Dukat dieselbe Stellung im Westfälischen ausübte.

Wir geben nun Teile der frühesten, münsterischen Liste aus dem endenden 12. Jahrhundert wieder, wobei wir unser Hauptaugenmerk auf bekannte Orte und auf Ratingen und dessen geografisches Umfeld legen:

Dies sind die Allode [Eigengüter], die der Herr Erzbischof Ph[ilipp] von Köln (von Köln [zweimal!]) erworben hat.

[1.] Die Burg Pyrmont und ein Allod Oesdorf [bei Pyrmont] mit allem Zubehör gekauft für 250 Mark.

[2.] Die Burg Vlotho für 60 Mark Schillinge.

[3.] Das Haus Hilligsfeld [bei Hameln] mit allem Zubehör für 60 Mark Schillinge.

[…]

[9.] [Die Burg] Lippe mit der Stadt [Lippstadt] von Bernhard [III. zur Lippe] für 300 Mark Schillinge.

[…]

[12.] Das Allod Arnsberg für 5 hundert Mark Schillinge.

[…]

[23.] Das Allod in [Düsseldorf-] Angermund für 40 Mark und 4 Mark Schillinge Rente.

[...]

[26.] Den Hof des Hermann von Altena in [Essen-] Katernberg.

[27.] Das Allod des Otto von Heltorf für 40 Mark Schillinge.

[28.] Das Allod des Freien Heinrich von Ratingen für 40 Mark Schillinge.

[29.] Das Allod des Sygewizen von Ratingen für 20 Mark Schillinge.

[…]

[34.] Die Hälfte von Nörvenich für 200 Mark Schillinge.

[35.] Die Hälfte der Saffenburg [bei Mayschoß] für umsonst.

[36.] Blankenberg für 300 Mark Schillinge.

[…]

[44.] Das Allod des Heinrich von [Duisburg-] Mündelheim für 40 Mark Schillinge.

[45.] Das Allod von [Krefeld-] Linn für 100 Mark Schillinge.

[…]

[84.] Für die ganze [Burg Alten-] Ahr achtzehnhundert Mark Schillinge dem Grafen Gerhard, vierhundert und 20 Mark werden dem Grafen [Dietrich] von Hochstaden geschuldet.

[85.] Für Nideggen ebensoviel Schillinge.

[86.] Für das Allod des Landgrafen [Ludwig II./III. von Thüringen] in Neuerburg, Windeck, (Windeck [gestrichen!]), [Alt-] Wied und Bilstein und für [Renten in Höhe] von 300 Mark von seinen Eigengütern 3000 und siebenhundert Mark Schillinge, eintausendzweihundert Mark stehen aus.

[87.] Tecklenburg für 3000 Mark und 300 Mark Schillinge, dreihundert und 40 Mark werden geschuldet.

[88.] Altena für 100 Mark, zweihundert und 20 Mark Schillinge für ein eingeräumtes Lehen.

[89.] Hückeswagen für 100 Mark und 30 Mark.

[90.] Lommersum des Herzogs von Lothringen für siebenhundert Mark Schillinge.

[91.] [Mülheim-] Broich [?] des Dietrich für 400 Mark.

[…]

[96.] Bentheim.

[97.] [Burg] Dahl [bei Waltrop] für 100 Mark Schillinge.

Alle in der Güterliste aufgeführten Beträge ergeben zusammen 29322 Mark, 16 Positionen sind unbewertet. Wir können uns vorstellen, dass solche für die damaligen Verhältnisse ungeheuren Ausgaben die Verschuldung des Erzbistums gefördert haben. Der Erzbischof muss aber mit dem Erreichten zufrieden gewesen sein, wenn wir einer Inschrift auf dem Grab Philipps im Kölner Dom Glauben schenken dürfen. In der Inschrift heißt es unter Nennung des Apostelfürsten und Kirchenpatrons Petrus: „Nimm, Petrus, das durch mich dir dargebrachte Herzogtum [Westfalen], das ich dir für 50000 Mark gekauft habe.“

Die Güterliste führt an den Positionen 28 und 29 zwei Herren von Ratingen auf, der eine, Heinrich, wird als „Freier“ (liber) bezeichnet, der andere, Sygewizen, hat keine zusätzliche Bezeichnung und war vielleicht ein Ritter. Die historische Forschung ordnet Heinrich und Sygewizen den kleinen Dynasten zu, sie waren Ratinger Edelherren, die sich wirtschaftlich aus einer nur kleinen (Adels-) Grundherrschaft versorgten und hinsichtlich ihrer Allode, ihrer Eigengüter, außerhalb des damaligen Lehnssystems standen. Der erzbischöfliche Ankauf der Allode, der im Fall des Heinrich von Ratingen vielleicht dessen Burg „Zum Haus“ betraf, integrierte die Edelherren in das Herrschaftssystem der Kölner Kirche. Mit dem Erzbischof bekamen Heinrich und Sygewizen einen Lehnsherren, die Allode wurden zu Lehngütern, die Kölner Kirche erhielt wichtige Stützpunkte (einschließlich sog. Öffnungsrechte) im „Machtkampf an der Anger“ gegen die Ausdehnungsbestrebungen der Grafen von Berg, aber auch gegen die entstehende staufische Prokuration der deutschen Könige und Kaiser um Duisburg und Kaiserswerth, auf die wir an anderer Stelle eingegangen sind bzw. noch eingehen werden.

Offensichtlich hatte, nachdem die erstmals zu Beginn des 10. Jahrhunderts für uns erkennbar werdende Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft nach der Mitte des 12. Jahrhunderts zerbrochen war, das Königtum im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper beträchtliche politische Einbußen erlitten, so dass es dort als Ordnungsfaktor zunehmend ausfiel. Die Brüder Hermann und Nivelung von Hardenberg, bezeugt in den Jahren 1145 bis 1158, waren noch Grafen der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft in Stellvertretung

der rheinischen Pfalzgrafen gewesen. An ihre Stelle traten in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts und im 13. Jahrhundert die Grafen von Berg in dem nach ihnen benannten niederbergischen Gebiet, die auf amtsrechtlichen Vorstellungen beruhende königliche Grafschaft alten Typs wurde abgelöst durch ein modernes Territorium, eben die Grafschaft Berg. In Ratingen war nach dem Gütererwerb Philipps von Heinsberg indes die erzbischöflich-kölnische Stellung gestärkt worden, zumal zuvor die Ratinger Pfarrkirche - wie wir gesehen haben - dem Kölner Domkapitel mit Urkunde vom 11. Dezember 1165 inkorporiert worden war. Wie lange aber der erzbischöfliche Einfluss in Ratingen vorhielt, ist schwer abzuschätzen. Spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts werden sich die bergischen Interessen im Ort an der Anger durchgesetzt haben.

Heinrich und Sygewizen gehören in die Reihe von prominenten Ratingern des frühen und hohen Mittelalters. Wie erinnerlich waren Willebald und Othilulf aus dem 9., die Adligen Adelheid, Franko und Werinhild aus dem 11. Jahrhundert in Ratingen bzw. Lintorf begütert, die Adlige Liudgard sowie Herrad und Erlolf hatten in und um Ratingen Besitz, ebenso die Ratinger Edelherren, die sich nach ebendiesem Ort nannten. Wir finden dann noch andere Dynastengeschlechter edelfreien bzw. ministerialischen Ursprungs im Umkreis Ratingens, u.a.: die Herren von Linnep (1093), von Kalkum (1176) und von Heltorf (1167/91). Konrad von Linnep war - übrigens neben dem Kölner Dompropst Hermann von Hengebach - Zeuge in einer Urkunde des Erzbischofs Rainald von Dassel über die Schenkung der Burg Meer (bei Meerbusch) an das Erzstift und die Gründung des dortigen Prämonstratenserinnenklosters durch die Gräfin Hildegund von Ahr (22. Februar 1166), er war zusammen mit seinem Bruder Alexander Zeuge in einer Urkunde Philipps von Heinsberg über den Erwerb eines Gutes durch das Nonnenkloster Neuwerk (bei Mönchengladbach, 1168). Daneben hatten die Edelherren von Tyveren sehr wahrscheinlich im Ratinger Raum Besitz. So ließ sich Graf Engelbert I. von Berg (1165-1189) - gleichsam im Gegenzug zur Politik Philipps von Heinsberg - von Arnold von Tyveren dessen Erbgüter in und um Düsseldorf verpfänden, u.a. den „Angerhof“, der vielleicht nördlich von Ratingen an der Anger gelegen war. Die lateinische Urkunde dazu, die auf das Jahr 1189 datiert wird, lautet übersetzt:

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit. Ich, Engelbert, durch die Gnade Gottes Graf von Berg, wünsche, dass der Gesamtheit meiner Nachfolger, sowohl der jetzigen als auch der zukünftigen, denen durch Hinsehen das vorliegende Schriftstück sich zeigt, bekannt gemacht sei, dass der Edelherr Arnold von Tyveren uns seinen gesamten väterlichen Besitz, der diesseits des Rheins [rechtsrheinisch] an bestimmten Orten gelegen ist, für einhundert Mark, die wir ihm zugestanden haben, verpfändet hat unter der auferlegten Bedingung, dass, solange er jene einhundert Mark hat, die er von uns empfangen hat, er in unserer Burg [Schloss] Burg mit seiner Familie unser Hausgenosse bleibt. Wenn es aber diesem Herrn Arnold gefällt, sich von uns und unserer Burg zurückzuziehen, soll er uns die besagten einhundert Mark, durch die er mit uns verbunden ist, zurückzahlen und sich nach Einlösung seines gesamten Erbgutes in Gottes Namen frei hinwenden, wohin er will. Es sind die Namen der Orte, an denen der väterliche Besitz dieses Herrn Arnold gelegen ist: [Düsseldorf-] Holthausen, Düsseldorf, Buske, Cruthoven, Eikenburen, bei [Solingen-] Wald drei Häuser, Monheim, Hongen, Himmelgeist, eine halbe

Die Paderborner Güterliste zu den Erwerbungen Erzbischof Philipps von Heinsberg (1167/91), aus: BAUERMANN, J., Altena - von Reinald von Dassel erworben? Zu den Güterlisten Philipps von Heinsberg, in: BeitrrGDortmund 67 (1971), S.227-252, hier: Abb.13.

Manse am Ufer des Rheins bei Holthausen. Darüber hinaus das ganze Gut, das an dem Bach gelegen ist, der Anger heißt. Und damit daher nicht Verdrehung oder Ungerechtigkeit diesen unseren Rechtsakt ändern oder Falsches schaffen, haben wir veranlasst, das vorliegende Schriftstück aufzuschreiben und durch den Eindruck unseres Siegels zu befestigen. Die Zeugen dieser Sache sind: Giselbert von Berg, Otto von Heltorf, Daniel von Erkrath, Heinrich Flecco, Hartwig Bolo und viele andere mehr.

In der Verpfändungsurkunde erscheint der Dynast Otto von Heltorf als Zeuge, augenscheinlich im Gefolge des bergischen Grafen. Wie nun den Güterlisten Philipps von Heinsberg zu entnehmen ist, hatte Otto sein Heltorfer Gut aber dem Erzbischof aufgetragen. Somit ist zu vermuten, dass der Edelherr im Jahr 1189, dem Zeitpunkt der Urkundenausstellung, eher auf der Seite Engelberts von Berg gestanden und sich damals weitgehend vom Kölner Einfluss gelöst hatte. Im Rückschluss erlaubt diese Beobachtung Zweifel an der Wirksamkeit und Nachhaltigkeit der Gütererwerbungen Philipps. Jedenfalls haben sich im Niederbergischen, im Gebiet entlang der Anger, im Ratinger Raum die kölnischen Interessen auf Dauer nicht durchsetzen können. Gewinner des „Machtkampfs an der Anger" waren die Grafen von Berg.

Literatur:

Zum Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg s.: OEDIGER, F.W. (Bearb.), Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts (= Geschichte des Erzbistums Köln, Bd.1), Köln ²1972, S.156-167, zu den Güterlisten Philipps s. die Edition bei: BAUERMANN, J., Altena - von Reinald von Dassel erworben? Zu den Güterlisten Philipps von Heinsberg, in: BeitrrGDortmund 67 (1971), S.227-252 und: REK II 1386. Die Edelherren von Ratingen und der „Kampf um die Anger" in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts sind ausführlich beschrieben bei: GERMES, J., Die Ratinger Edelherren und ihre Burg. Geschichte der Wasserburg „Zum Haus" (= BeitrrGRatingen 6), Ratingen-Düsseldorf 1973, S.9-18, zudem bei: GERMES, J., Ratingen im Wandel der Zeiten. Geschichte und Kulturdokumente einer Stadt, Ratingen 1965, S.30. Vgl. darüber hinaus noch: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94; LORENZ, S., Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993, S.46-60. Zum Begriff des Allods vgl.: Allod, bearb. v. K.H. BURMESTER, in: LexMA, Bd.1: Aachen - Bettelordenskirchen, 1980, Ndr Stuttgart-Weimar 1999, Sp.440f, zu den Adelsfamilien (Linnep, Tyveren) s. noch: LACOMBLET, T. (Bearb.), Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB I 364, 368, 415, 428, 448, 521; FERBER, H., Die Rittergüter im Amte Angermund, in: DJb 7 (1893), S.100-119, S.103f, 107, 111ff; WISPLINGHOFF, E. (Bearb.), Vom Mittelalter bis zum Ende des Jülich-Klevischen Erbstreits (ca. 700-1614), in: WEIDENHAUPT, H. (Hg.), Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Bd.1: Von der ersten Besiedlung zur frühneuzeitlichen Stadt, Düsseldorf 1988, S.161-445, hier: S.171f. Die Urkunde Graf Adolfs III. von Berg aus dem Jahr 1189 ist ediert als NrhUB I 521 sowie bei: LAU, F., Geschichte der Stadt Düsseldorf, Bd.1: Von den Anfängen bis 1815, 1921, Ndr Düsseldorf 1980, Nr. I,8. Zum in der Urkunde genannten „Angerhof" (bei Ratingen?) s. nochmals: GERMES, Ratinger Edelherren, S.12, 14, 15 (Karte).

XX. Immunitätsprivileg Kaiser Heinrichs VI. für das Kaiserswerther Kanonikerstift (25. November 1193)

Begleitet wird unsere Ratinger Geschichte immer wieder von den Geschehnissen um das (Düsseldorf-) Kaiserswerther Kanoniker- und Pfalzstift. Erinnert sei an die Urkunde König Ludwigs des Kindes vom 3. August 904, an die Entführung des unmündigen Königs Heinrich IV. (1056-1106) aus der Kaiserswerther Pfalz (1062), an die Vermehrung der Weißbrotrationen für die Kanoniker am Stift (um 1100) oder an die Schenkung von Ackerland in Lintorf (um 1145). Dass das Kaiserswerther Stift, das in seinen Anfängen auf die Klostergründung des heiligen Suitbert (†713) zurückgeht, im Ratinger Raum begütert war und eine Vielzahl von Rechten besaß, geht auch aus der nun vorzustellenden lateinischen Originalurkunde vom 25. November 1193 hervor. Darin bestätigte Kaiser Heinrich VI. (1190-1197), der Sohn des staufischen Herrschers Friedrich I. Barbarossa (1152-1190), dem Stift den Königsschutz und die Immunität. Bestätigt wurden ferner das Recht, Holz im nahe gelegenen Aaper Wald zu schlagen, weiter die Schenkung von Schweinen und eine Leinenabgabe sowie Rechte und Gerichtsbarkeit in den Wäldern der Umgebung von Kaiserswerth und am Hauptfronhof Rin(t)husen, einem heute abgegangenen Ort in der Nähe von Kaiserswerth:

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Heinrich VI., durch göttliche Milde begünstigt, römischer Kaiser und allzeit Mehrer des Reiches. Die Würde der kaiserlichen Majestät, soviel sie vom Schöpfer aller verdient hat, ruhmvoll erhoben zu werden, ist verpflichtet, geneigte Sorge dafür zu tragen, dass die Kirchen Gottes und deren Angehörige sich ruhigen Friedens erfreuen und durch das besondere Privileg des [kaiserlichen] Schutzes verteidigt werden. Deshalb machen wir allen Getreuen unserer Herrschaft, den gegenwärtigen und den zukünftigen, bekannt, dass wir in Nachahmung unserer vorangegangenen Herrscher und Könige die Kirche (Kaisers-) Werth, die errichtet wurde zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus und des seligen Suitbert, des Bekenners in Christus, mit den Gott dort dienenden Personen, den Zellen und auch Kirchen, ihren Abhängigen, den Höfen, Gütern, den gesamten Besitzungen und dem Zubehör unter unseren Schutz und unter Immunität stellen. Daher wollen wir und entscheiden, dass in allem sämtliche Güter der Kirche unter dem Schutz unserer Verteidigung sind. Wir befehlen also und setzen fest, dass kein Graf oder öffentlicher Richter und kein beliebiger Sachwalter der öffentlichen Ordnung, weder hoch noch niedrig, es wagen solle - es sei denn, er wäre vom Propst dieser Kirche gerufen -, zur Anhörung von Rechtsfällen

gemäß richterlichem Brauch die Zellen, Kirchen, Güter oder übrigen Besitzungen zu betreten, die in welcher Provinz und welchem Gebiet unseres Königreichs auch immer der Propst dieses Stifts jetzt innehat oder die demnächst die göttliche Gunst in Ausübung des Rechts dieser Kirche zu erwerben wünscht. Weder Bußen noch Abgaben oder Güter, weder Leistungen oder Zoll noch Bürgen sollen verlangt werden; auch dürfen weder Freie noch Unfreie, die sich auf dem Besitz des Stifts aufhalten, vorgeladen werden; weder öffentliche Verrichtungen noch Bescheide oder unerlaubte Eingriffe, durch die in manchem die Kirche und seine Abhängigen ungerechtfertigterweise irgendeinen Schaden erleiden, sind durchzuführen. Besonders steht es dem Propst des genannten Stifts und seinen Nachfolgern frei, die Güter des Stifts, seien sie auch durch kaiserliche Bestätigung in Landleihe ausgegeben, unter dem Schutz unserer Immunität in ruhiger Ordnung zu besitzen. Und was auch immer die Staatskasse von den Besitzungen des schon erwähnten Klosters erwarten kann, wir jedenfalls gestehen den Kanonikern des Stifts alles für ewigen Lohn zu. Wir fügen hinzu, dass die Wagen sowohl der Kanoniker als auch des Propstes ohne allen Widerspruch und frei zu unserem Forst Aap fahren können, um zu eigenem Gebrauch Holz zu fällen. Wir befehlen auch durch kaiserlichen Beschluss der Majestät, dass niemand es wage, die Schenkung von Schweinen zu schmälern, die aus unserer Bewilligung und durch Bestimmung unserer Vorgänger den Kanonikern in einem Wert von zwölf schweren Pfennigen [jeweils am Tag] der Geburt der heiligen Jungfrau Maria [8.9.] zugewiesen werden. Wir entscheiden, dass das Leinen, das ferner aus kaiserlicher Bestimmung am Fest des heiligen Andreas [30.11.] den genannten Kanonikern gegeben wird, ohne Einschränkung und wie bis jetzt in einem Gewicht von sieben Pfund auch später gewährt werden muss. Ebenso bestätigen wir die Rechte und die Gerichtsbarkeit, die die genannte Kirche in ruhigem Besitz hatte in den Zeiten unserer herrschaftlichen Vorgänger Pippin, Karl, Arnulf, Heinrich, Lothar und des Königs Konrad, besonders aber unseres heitersten Vaters, des heiligen und erhabenen Friedrich, in den Wäldern der genannten Kirche in Lintorf, Saarn, Grind, Ungensham, Lohe, Oberangern, Zeppenheim, Leuchtmar, Stockum, Derendorf, Ratingen und Flingern. Auch erstrecken sich die Rechte und die Gerichtsbarkeit, die wir erwähnt haben, auf den Hof in Rinhusen, den unser ruhmvoller Vorgänger Pippin der Kirche übertragen hat mit aller Fülle des Rechts, durch das er diesen [Hof] innehatte, d.h. [mit dem Recht], Holz zu schlagen, [dem] der Schweinemast und des Richtens. Und damit diese Bestimmung unseren Zukünftigen und Gegenwärtigen als durch den Schutz des Herrn unverrückbar gültig bleibe, haben wir infolgedessen befohlen, diese Urkunde aufzuschreiben und durch das Siegel unserer Majestät zu sichern. Die Zeugen dieser Sache sind: Adolf, gewählter [Erzbischof] von Köln, Bischof Hermann von Münster, Ulrich, Hauptdekan der Kölner Kirche, Abt Heribert von Werden, Herzog Heinrich von Lothringen, Graf Gerhard von Lon, Graf Dietrich von Hochstaden, Graf Gerhard von Ahr, Graf Hermann von Ravensberg, Graf Hartmann von Kirchberg, Konrad von Dicke, Truchsess Markward, Mundschenk Heinrich von Kaiserslautern, Engelhard von Weinsberg und viele andere. Zeichen des Herrn Heinrich VI., des unüberwindlichsten römischen Kaisers.

Geschehen ist dies im Jahr 1193 nach der Fleischwerdung des Herrn, in der 11. Indiktion, durch den regierenden Herrn Heinrich VI., den glorreichsten römischen Kaiser, im 25. Jahr seines Königtums, im 3. seines Kaisertums. Gegeben zu (Kaisers-) Werth durch die Hand des Protonotars Sigelous an den 7. Kalenden des Dezember. (SP.)

Das kaiserliche Diplom ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zum einen setzt es eine Entwicklung in Kaiserswerth voraus, die eng mit der staufischen Pfalzanlage verbunden ist. Schon der erste Stauferherrscher Konrad III. (1138-1152) hatte im September 1145 ein königliches Privileg für die Einwohner Kaiserswerths, für die Kaufleute, Königsleute und Stiftsleute erlassen, ein Hinweis darauf, dass aus Kaiserswerth im Schutze der alten salischen Pfalz ein fast städtisch zu nennender Ort des Handels und Gewerbes geworden war. Vollends deutlich wird diese Entwicklung unter Konrads Nachfolger Friedrich Barbarossa, der vor 1174 die Zollstelle vom niederländischen Tiel eben nach Kaiserswerth verlegte und dort mit dem Bau einer repräsentativen, heute noch in imposanten Resten vorhandenen Pfalzanlage begann. Bauinschriften belegen, dass an der aufwändigen Anlage mit Klevischem Turm, Palas und Bergfried in den 1180er Jahren gebaut wurde. Noch vom Dritten Kreuzzug (1189-1192) schrieb Friedrich an seinen Sohn Heinrich VI., dass dieser sich um die Fertigstellung der Kaiserswerther Pfalz kümmern solle. Spätestens 1193 waren die Baulichkeiten insoweit fertig, dass der Kaiser dort einen Hoftag abhalten konnte. Anwesend waren eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, unter ihnen der erwählte, aber noch nicht geweihte Kölner Erzbischof Adolf I. von Altena (1193-1205), Bischof Hermann II. von Münster (1174-1203), Abt Heribert I. von Werden (1183-1197), Herzog Heinrich I. von Lothringen (1190-1235) sowie Mitglieder des kaiserlichen Hofes wie der Truchsess Markward oder Mundschenk Heinrich von Kaiserslautern.

Zum anderen zählt das Diplom Besitz und Rechte der begünstigten Kanonikergemeinschaft in der Umgebung von Kaiserswerth, auch im Ratinger Raum, auf. Da ist die Rede von „den Wäldern der genannten Kirche“ u.a. in Lintorf und Ratingen (Lintorfer, Ratinger Mark), da ist weiter die Rede von Rechten des Stifts im südlich von Ratingen gelegenen Aaper Wald, offensichtlich einem königlichen Forst. Wir können diese einzelnen Wälder als „Bruchstücke“ der größeren Waldgebiete ansehen, die uns in den früheren Jahrhunderten schon begegnet sind. Offensichtlich führte die zunehmende Besiedlung im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper zur Zersiedlung des Wagneswaldes (9. Jahrhundert, 1. Hälfte) bzw. des Duisburger Reichswaldes (1065). Wald gab es gegen Ende des 12. Jahrhunderts hauptsächlich entlang der rheinischen Sandterras-

sen, auf der Hildener und Lintorfer Sandterrasse.

Bestätigt wurde der Kanonikergemeinschaft im Diplom Kaiser Heinrichs VI. auch das Rechtsinstitut von Königsschutz und Immunität. Die geistliche Gemeinschaft in Kaiserswerth hatte Königsschutz und Immunität erstmals durch den spätkarolingischen König Ludwig III., den Jüngeren, (876-882) mit Urkunde vom 13. Juni 877 erlangt und damit sich einen Status als Königskloster bzw. -stift verschafft. Das Pfalzstift und sein Besitz gehörten zum Reichskirchengut, und so ist das Diplom Heinrichs auch als eine Bestandsaufnahme der zum Reich gehörenden Rechte und Besitzungen zu verstehen. Denn nach dem Ende der auf amtsrechtlichen Vorstellungen begründeten Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft nach der Mitte des 12. Jahrhunderts musste das Reichs- und Reichskirchengut an Rhein und Ruhr neu organisiert werden. Dies geschah durch die Errichtung einer sog. staufischen Prokuration, die Rechte und Besitz des Königs um Duisburg und Kaiserswerth zusammenfasste. Königsgut und königliche Rechte waren so (zunächst) dem Zugriff der benachbarten Territorialherren entzogen, die Prokuration war ein Territorium des staufischen Herrschers. Die darin eingebundenen Grundherrschaften des Königs (Duisburger Reichsgut, Königshöfe in Rath und Mettmann) und des Kaiserswerther Stifts (Reichskirchengut) standen unter der Aufsicht von nuntii („Beauftragten") bzw. einem administrator („Verwalter"). Zentrum der Prokuration wurde Kaiserswerth mit seiner Pfalz und mit der wirtschaftlich immer wichtiger werdenden Zollstelle.

Literatur:

Die besprochene Quelle ist ediert bei: KELLETER, H. (Bearb.), Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth, (= Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd.1), Bonn 1904, Nr.18. Zu den Herrschern Friedrich I. und Heinrich VI. vgl.: OPLL, F., Friedrich Barbarossa (= GMR), Darmstadt 1990; CSENDES, P., Heinrich VI. (= GMR), Darmstadt 1993, zu den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in Kaiserswerth s.: BINDING, G., Deutsche Königspfalzen. Von Karl dem Großen bis Friedrich II. (765-1240), Darmstadt 1996, S.318-326; Kayserswerth. 1300 Jahre Heilige, Kaiser, Reformer, hg. v. C.-M. ZIMMERMANN u. H. STÖCKER, Düsseldorf 21981, S.54-75; VOGEL, F.-J., WEDIPASCHA, B., Die Kaiserpfalz in Kaiserswerth, hg. v. Förderverein Alte Pfalz e.V., o.O. o.J.; WEBER, D., Friedrich Barbarossa und Kaiserswerth. Eine Skizze der städtischen Entwicklung Kaiserswerths im 12. Jahrhundert (= Schriftenreihe des Heimat- und Bürgervereins Kaiserswerth e.V., H.12), [Düsseldorf-Kaiserswerth 1981], zur Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft und zur staufischen Prokuration s.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94; LORENZ, S., Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993, S.61-99. In Zusammenhang mit den früh- und hochmittelalterlichen Waldgebieten sei verwiesen auf: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: I. Eine Werdener Urbaraufzeichnung (9. Jahrhundert, 1. Hälfte), in: Die Quecke 69 (1999), S.90f; VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und zum angrenzenden Reichsforst (16. Oktober 1065), in: Die Quecke 71 (2001), S.36ff; XIII. Die so genannte Duisburger Mauerbauinschrift (1111/25), in: Die Quecke 73 (2003), S.24f.

Michael Buhlmann

Vermißte von Napoleons Rußlandfeldzug 1812 aus dem Raum Ratingen

Am 25. Juni 1812 marschierte Napoleon ohne Kriegserklärung mit 612.000 Soldaten in Rußland ein, da der Zar nicht mehr bereit war, Napoleons Kontinentalsperre gegen England weiter mitzutragen und daher die russischen Häfen wieder für englische Waren geöffnet hatte. Napoleons Armee setzte sich aus Streitkräften von zwanzig Nationen zusammen, darunter 120.000 Deutsche, aber nur ein Drittel waren Franzosen.

Das Heer rückte in drei Marschsäulen in Rußland ein. Bei dem Vormarsch setzten den Soldaten Hunger, Durst, Hitze und die Gewaltmärsche sehr zu, so daß schon viele bei dem Vormarsch umkamen.

Bei dem Dorf Borodino, 15 Meilen vor Moskau, kam es zur vielleicht blutigsten Schlacht der Weltgeschichte. 120.000 Soldaten Napoleons kämpften gegen 110.000 Russen. Nach zwölf Stunden dauerndem Kampf bedeckten 80.000 Tote und Verwundete das Schlachtfeld.

Am 15. September zog die Armee in die russische Hauptstadt ein. Hier begann für sie mit dem von den Russen gelegten Brand Moskaus die Katastrophe. Zwei Drittel der Stadt brannten ab, und so wurde Napoleon zum Rückzug gezwungen, da die „Große Armee“ - sie bestand noch aus 108.000 Mann - hier nicht überwintern konnte.

Anfang November setzte der russische Winter mit starkem Schneefall ein. Nun machten dem Rest der stolzen Armee Kälte, Hunger und feindliche Überfälle russischer Bauern und Kosaken zu schaffen. Der Rückzug ging über Smolensk und Bobr, am 28. November wurde die Beresina überschritten, Napoleon verlor dabei 30.000 Mann.

Napoleon hatte das Heer bereits am 5. Dezember verlassen und gelangte, verkleidet auf einem Schlitten, nach drei Wochen in Paris an, um neue Truppen auszuheben, weil das verbündete Preußen abgefallen war.

Von der „Großen Armee“ überlebten 110.000 den Feldzug, und nur wenige kehrten aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Über die Heimkehr der überlebenden Soldaten hier der Bericht eines Augenzeugen in einem Brief an den Vater[1].

Auf dem Rückzug aus Rußland überquerte die „Grande Armée“ am 28. November 1812 den Fluß Beresina, Napoleon verlor dabei fast 30.000 Soldaten
Nach einer Gouache-Malerei von Fournier-Sarlovèze

„Teuerer Vater! Ich war so weit in meinem Schreiben gekommen, als ich von Lehsten überrascht wurde, der mit dem Rufe: „Es nahen die ersten Haufen der großen Armee!“ in meine Stube gestürzt kam. Wir eilten nach der Aue, und da stand denn ein Häufchen von ungefähr fünfzig Mann dieser Unglücklichen, die dem Grau der Elemente, den feindlichen Schwertern und dem Hunger entflohen waren. O teuerer Vater, es war das ein Anblick zum Gotterbarmen. Wenn ich mir den Tag in das Gedächtnis rufe, an dem wir die Truppen von hier abmarschieren sahen in dem Glanze ihrer Uniformen und ihrer frischen Jugendlichkeit, ein jeder mit der Hoffnung auf zu erringenden Ruhm und zu erwerbende Ehren erfüllt, und nun! Wie sahen die Unglücklichen aus! Die Köpfe und die Füße in Lumpen gehüllt, der übrige Körper bedeckt mit Fetzen von allen möglichen Stoffen oder Strohmatten. Auch Tierfelle, noch voll des vertrockneten Blutes, deckten ihre Blößen. Der Ausdruck ihrer bleichen Züge war ein schrecklicher, die Augen sahen mit einem geisterhaft stattenden Ausdruck aus den blassen, mit Falten durchzogenen Gesichtern heraus, als sähen sie noch alle die Greuel, die auf sie in den Eissteppen Rußlands gelauert hatten, und ihre Sprache klang hohl und rauh, als hätten die Schmerzenstöne sie heiser gemacht. Die meisten der Unglücklichen konnten ihre Körper kaum noch fortschleppen, so matt und krank waren sie. Ihre Gesichter, geschwärzt von dem Rauch der Lagerfeuer, bedeckt mit wochenlangem Straßenschmutz, zerfressen von allen möglichen Krankheiten, wie dem heißen Brand, und zernagt von Ungeziefer, sahen mit gespenstischem Ausdruck aus den Lumpen hervor. Und das, teuerer Vater, waren dieselben Menschen, die einst frohen Mutes, die Augen leuchtend vor Siegesglück, ausgezogen waren, um für einen Menschen, für den Kaiser, die Welt zu erobern.“

---

1) Zitiert nach Moritz v. Kaisenberg: König Jérome Napoleon. Leipzig 1899, abgedruckt in E. Kleßmann: Napoleons Rußlandfeldzug. 1964

Kosaken verfolgen und töten Soldaten der„Grande Armée“
Stich von Dubourg nach Atkinson

Von den Soldaten, die nicht gefallen waren, starben noch viele an den Folgen dieses Feldzuges in den Unterkünften und Lazaretten an mangelnder Pflege und den erlittenen unsagbaren Anstrengungen und Entbehrungen.

Da nur selten eine Nachricht über den Verbleib der Vermißten in die Heimat gelangte, wurde der hannoversche Leutnant Heinrich Meyer 1818 vom preußischen Minister für auswärtige Angelegenheiten nach Rußland gesandt, um dort aus den vorhandenen Gouvernements-, Gerichts-, Polizei- und Krankenhausakten die Namen der 1812 und 1813 vermißten, nunmehr preußischen Untertanen zusammenzustellen. Insgesamt 5831 Namen vermißter Soldaten konnten so ermittelt werden.

Nach Meyers Material, das sich im Staatsarchiv Münster befindet, hat Franz Overkott alle Vermißten (3326 Namen) aus Rheinland und Westfalen zusammengestellt. Nach dieser von ihm angefertigten Liste sind folgende Soldaten aus dem Raum Ratingen beim Rußlandfeldzug vermißt (s. untenstehende Liste). Soweit es möglich war, habe ich versucht, die Geburtsdaten der Soldaten zu ermitteln. Meyers Liste enthält keine Geburtsdaten.

Quellen:

Franz Overkott: In Rußland Vermißte aus Rheinland und Westfalen nebst angrenzenden Gebieten in Napoleons "Großer Armee" 1812-1813. Neustadt/Aisch 1963

Kleßmann, Eckart: Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten. Düsseldorf 1964

Name	Truppe	Heimat	Verbleib
Ackermann, Peter	Berg. Infanterie 2 b	Lintorf	Smolensk 2.1813
Bauer, Johann 21.12.1812 vermutl. ~ Ratingen, kath., 27.10.1791, als Joh. Heinrich Bauer, Eltern: Hermann Bauer u. Anna Gertrud Kempens	Berg. Infanterie, Artillerie	Ratingen	Smolensk
Bongarz, Bernhard, Corporal, *Angermund 29.6.1781, Sohn v. Bernhard Bongarz u. Maria Catharina Klapdor	Berg. Infanterie 2 b	Angermund	Pensa, Legionseintritt
Braun, Heinrich, verm. ~ Angermund 11.3.1790 als Peter Heinrich Braun, Eltern: Adolf Braun u. Elisabeth Neuhausen	Berg. Infanterie 2 b	Angermund	Wilna (Lazarett) 19.2.1813
Dufraine, Peter 1813	Berg. Infanterie 4 b	Ratingen	Nischnidewitz
Fohwinkel, Heinrich verm. ~ Angermund 28.6.1791, Sohn von Swidbert F. u. Maria Catharina Oligschläger	Berg. Infanterie 2 b	Angermund	Gräsowetz 1812
Freden, Heinrich, ~ Lintorf 29.12.1790 als Johann Heinrich Freiden, Sohn v. Johann Adolf Freiden u. Anna Maria Perpeth	Berg. Infanterie 2 b	Lintorf	Orel, Legionseintritt

Lemm, Peter	Berg. Infanterie 1 b	Ratingen	Raisk 1813
Menkes, Heinrich, ~ kath. Ratingen 4. 6. 1792 als Anton Heinrich Menkes, Sohn von Heinrich Menkes u. Mechtild Heck	Berg. Infanterie 1 b	Ratingen	Bränsk 1813
Polz, Johann Franz Adolf	Berg. Infanterie 2 b	Ratingen	Nischni 1813
Riegels, Johann Wilhelm, ~ luth. Ratingen 25.8.1789 als Sohn v. Johann Riegels und Sybille Gertrud Mans	Berg. Infanterie, Artillerie	Ratingen	Nischnilomo
Sand, Heinrich, verm. ~ Angermund 14. 10. 1788, Sohn v. Wilhelm Sand u. Maria Margarete Hucklenbroich	Berg. Infanterie 1 b	Angermund	Smolensk, Kol. (= Ansiedler in russischem Gebiet, besonders an der Wolga)
Schaaff, Johann Gottfried Josef, ~ kath. Ratingen 21.12.1790, Vater: Joann Schaaff	Berg. Infanterie 4 b	Ratingen	Smolensk
Schier, Theodor, ~ kath. Ratingen 9. 10. 1787 als Sohn v. Friedrich Schier u. Gertrud Dahmen	Berg. Infanterie 2 b	Ratingen	Kaluga 1813
Schorn, Peter, ~ 17. 3. 1789 als Johann Peter Josef, Sohn v. Johann Peter Schorn u. Anna Catharina Kuhles	Berg. Infanterie, Artillerie	Ratingen	Jelisabetgrad 1812
Strohlen, Peter~ 11. 10. 1779 kath. Ratingen als Peter Heinrich Strolers, Sohn v. Anna Strolers	Bergische Infanterie, Train	Ratingen	Moskau 1.1.1813
Tackenberg, Adolf, ~ reform. Ratingen 30. 6. 1783 als Sohn von Heinrich Tackenberg u. Anna Margarete Ritterskamp	Berg. Infanterie 2 b	Ratingen	Birgutsch 1813

Monika Degenhard

Anmerkungen

Peter Ackermann findet sich in den Kirchenregistern von St. Anna nicht. Allerdings gibt es einen Johann Ackerman, der zweimal verheiratet war. Er war Tagelöhner und wohnte am Kulendey. Er heiratete 1783 Elisabeth Brüggen und hatte mit ihr einen Sohn, Johann Wilhelm. 1785 heiratete er Sophia Angerhausen aus Ratingen, mit der er fünf Kinder hatte. Zwischen dem zweiten (1789) und dem dritten Kind (1796) liegen sieben Jahre. Hier könnte Peter Ackermann geboren sein. Die Eintragungen sind auch zu dieser Zeit zum Teil lückenhaft oder auch unleserlich.

Johann Heinrich Freiden hatte laut Kirchenregister von St. Anna drei Schwestern: Catharina Elisabet (geb. 17. 10. 1785, gest. 30. 12. 1796 und beerdigt am 2. 1. 1797), Anna Maria Gertrud (geb. 3. 2. 1788) und Anna Maria (geb. 6. 7. 1794). Die Heirat der Eltern ist im Kirchenregister nicht eingetragen, fand aber vermutlich vor Oktober 1785 statt.

Dr. Andreas Preuß

GARTENGERÄTE-SERVICE **STRACK GMBH**
Inh. Roman Gibbels
Verkauf, Verleih und Service von Gartengeräten
Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 31 40 · Fax (0 21 02) 9 31 51

Frank Nitsche
Malermeister
Thunesweg 14
40885 Ratingen
Telefon
0 21 02 / 39 91 77
Telefax
0 21 02 / 89 35 21

„sahen uns genöthigt, ein Zimmer zu miethen“

Die Verhandlungen über den Bau der Synagoge in Ratingen 1816/1817

Ende des Jahres 1816 war die jüdische Gemeinde in Ratingen von einigen wenigen Familien auf über vierzig Personen angewachsen. Die Akten des neu eingerichteten Landkreises Düsseldorf belegen für dieses Jahr 43 Gemeindemitglieder[1], die Gemeinde selbst beziffert ihren Umfang auf 41. Der Vorsteher der Ratinger „Judenschaft“ war der Geschäftsmann David Joseph. Wie in vielen jüdischen Gemeinden der Rheinprovinz[2] und des Bergischen Landes war auch hier der Wille zum Bau einer Synagoge gewachsen. Nach der politischen Umbruchphase um 1800, die bereits seit den späten 1780er Jahren zu massiven territorialen, rechtlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen im Rheinland geführt hatte, waren auch für die Juden wichtige Neuerungen ihrer gesellschaftlichen Position zu verzeichnen, wenngleich diese Tendenz völlig ungleich verlief und von einer vollständigen rechtlichen Gleichstellung erst am Ende des 19. Jahrhunderts gesprochen werden konnte.

Dennoch hatten sich die Beamten des Staates Preußen, zu welchem seit 1815 nun das ehemalige Herzogtum Berg - also auch Ratingen - gehörte, bereits seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ausdrücklich Gedanken „ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden“[3], so der Titel des berühmt gewordenen Werkes von Christian Wilhelm Dohm (1781), gemacht. In anderen deutschen Ländern gab es vergleichbare Debatten.[4] Dohm hatte die Absicht bewogen, „aus der unglücklichen Geschichte der Juden die Folge zu ziehn, daß die drückende Verfassung, in der sie noch izt in den meisten Staaten leben, nur ein Ueberbleibsel der unpolitischen und unmenschlichen Vorurtheile der finstersten Jahrhunderte, also unwürdig sey in unseren Zeiten fortzudauern.“[5] Damit entsprach er den Modernisierungs-Bestrebungen der spätabsolutistischen Staaten und ihrer Herrscher, die sich zumindest in der Theorie ganz den Werten der Aufklärung und der Toleranz verschrieben hatten. Vor allem unter dem Einfluss der Revolution in Frankreich und dem daraus resultierenden massiven Druck sowie der Furcht, ähnlich revolutionäre Züge könnten über den Rhein gelangen und die bereits labil gewordenen ständischen Machtstrukturen demontieren, setzten die Landesherren viel daran, durch Reformen eine „defensive Modernisierung“ voranzutreiben.[6]

In der realpolitischen Umsetzung geriet die geschätzte Toleranz und die Freiheit der Religionsausübung jedoch mit den fiskalischen und politischen Interessen der Landesherrscher in einen Zustand der Kollision. So verfügte Kurfürst

Die Ratinger Synagoge an der Bechemer Straße um 1933

1) Vgl. Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv (HStAD), Regierung Düsseldorf 3849, Bl. 1-117. Im Jahre 1828 waren es 47 Juden, 1843: 66. Vgl. auch HStAD, Reg. Düsseldorf 374 und 375. Zur Geschichte der Juden in Ratingen vgl. grundlegend Münster, Erika (Bearb.): Juden in Ratingen seit 1592. Eine Dokumentation (Schriftenreihe des Stadtarchivs, Reihe C, Bd. 5), Ratingen 1996; Münster, Erika: Seit dem 16. Jahrhundert hier ansässig. Geschichte der Juden in Ratingen und im heutigen Kreis Mettmann. In: Journal 16 (1996), S. 95-99.

2) Vgl. die neuere Untersuchung bei Zittartz-Weber, Suzanne: Zwischen Religion und Staat. Die jüdischen Gemeinden in der preußischen Rheinprovinz 1815-1871 (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, begründet von Peter Hüttenberger, hg. von Hans-Joachim Behr, Bd. 64), Essen 2003. Zur rechtlichen Geschichte der Bergischen Juden insbesondere in Düsseldorf vgl. den Aufsatz von Abraham Wedell: Geschichte der jüdischen Gemeinde Düsseldorfs. In: Düsseldorfer Jahrbuch 3 (1888) [Sonderausgabe: Geschichte der Stadt Düsseldorf in zwölf Abhandlungen. Festschrift zum 600jährigen Jubiläum, hg. vom Düsseldorfer Geschichtsverein], S. 149-254.

3) Dohm, Christian Wilhelm: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, 1. Bd. Berlin/Stettin 1781, 2. Bd. ebd. 1783.

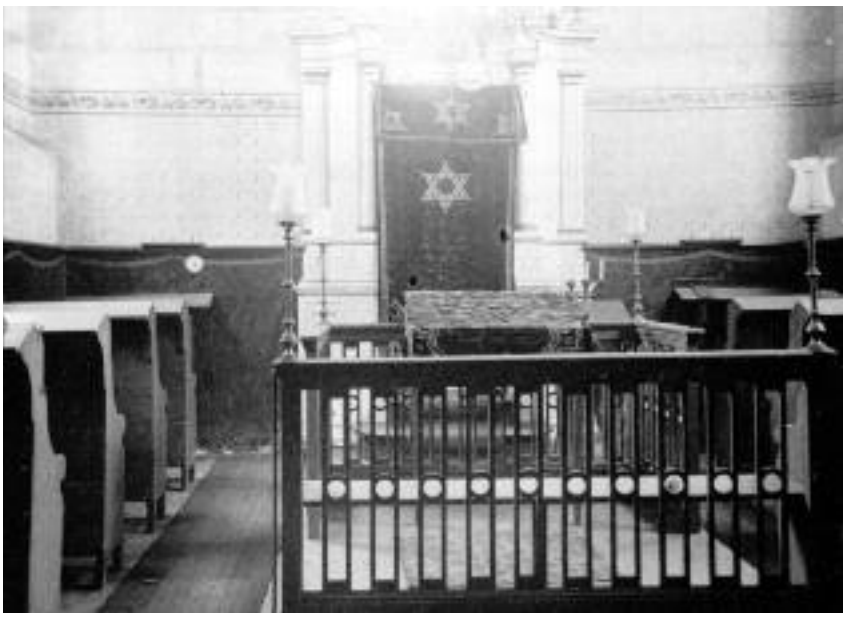
4) Vgl. Battenberg, Friedrich:Gesetzgebung und Judenemanzipation im Ancien Régime. In: Zeitschrift für Historische Forschung 13 (1986), S. 43-63; Berding, Helmut: Judenemanzipation im Rheinland. In: Eberhard Weis (Hg.): Reformen im rheinbündischen Deutschland. München 1984, S. 269-283; Grab, Walter: Der deutsche Weg der Judenemanzipation 1789-1938, München 1991; Katz, Jakob: Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770-1870, Frankfurt am Main 1986.

5) Dohm, Teil 1 (1781), S. 3.

6) Vgl. Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. I: 1700-1815. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära, München 1987; für Berg grundlegend: Engelbrecht, Jörg: Das Herzogtum Berg im Zeitalter der Französischen Revolution. Modernisierungsprozesse zwischen bayrischem und französischem Modell (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, hg. von Laetitia Boehm u.a., Bd. 20) Paderborn, München, Wien, Zürich 1996.

und Pfalzgraf Karl Theodor, von 1742 bis 1799 Landesherr des Herzogtums Berg, noch im Februar 1785 „die strenge Handhabung der Paßpolizei gegen die fremden Pack- und Betteljuden“. Diejenigen Juden, die sich in Berg „ohne richtige Pässe oder Geleitscheine“ aufhielten, sollten „sogleich mit Prügel abgewiesen“ und außer Landes gebracht werden.[7] Ob die Umsetzung solcher strengen Strafen der Realität entsprach oder die Verordnungen lediglich abschreckenden Charakter haben sollten, bleibt in vielen Fällen spekulativ: Zwischen Rechtsnorm und Rechtspraxis konnten im frühneuzeitlichen Staat erhebliche Unterschiede bestehen. Die Pässe jedenfalls stellten für alle Landesherren einen beträchtlichen steuerlichen Nebenerwerb dar, auf den man nur ungern verzichten wollte: Immer noch oblagen die Juden im Herzogtum der Bestimmung, Schutzbriefe käuflich und unter Vorhalt reichlicher Referenzen zu erwerben, um somit ihr Bleiberecht zu sichern. Juden, die nicht imstande waren, die horrenden Summen für diese Geleit- und Schutzempfehlungen aufzubringen, wurden vielmals in den Bereich des Vagantentums („Pack- und Betteljuden“) abgedrängt. Die restlichen beruflichen Betätigungsfelder waren durch mittelalterliche oder frühneuzeitliche Beschränkungen auf ein überschaubares Spektrum reduziert. So fanden die meisten Juden ihren beruflichen Werdegang auf den Ebenen des freien Handels mit Kleinwaren, Getreide oder Vieh, des Geldverleihs oder des produzierenden Kleingewerbes außerhalb jeder zünftischen Bindung oder Privilegien beschränkt. Das Finanz- und Hofjudentum oder die Betätigung als Ärzte und Notare war einer verschwindend kleinen jüdischen (städtischen) Oberschicht vorbehalten, bei der die Forschung von einem Anteil von etwa 1 bis 2 Prozent ausgeht.[8] Dieser Zustand konnte auch nicht durch das Engagement einiger nichtjüdischer Zeitgenossen überwunden werden, die sich für eine gezielte Integration von Juden in Landwirtschaft oder Handwerk einsetzten.[9]

Wie überall im Rheinland waren sich auch die Ratinger Juden darüber bewusst, dass unter dem Eindruck einer völligen Neuwertung der politischen Mächteverhältnisse auch für sie eine neue Zeit angebrochen war: Das Zeitalter des „jüdischen Mittelalters“ näherte sich seinem längst überkommenen Ende. Erst mit der Abschaffung der frühneuzeitlichen Rechtsgrundlagen durch die französische Gesetzgebung war man sich allgemein einig, auch durch den Bau von Synagogen ein etabliertes Selbstbewusstsein und damit ein neues Gefühl zur Heimatstadt, in der man seit Generationen lebte, zu dokumentieren. In vielen rheinischen Städten entschieden sich daher die Vertreter der jüdischen Gemeinden nach 1800, den improvisierten, oftmals privaten und sehr einfachen Betraum durch ein architektonisch hochwertiges Gotteshaus langfristig zu ersetzen. Bereits zur Zeit des napoleonischen „Großherzogtums Berg“ waren die Sonderregelungen, die die Juden betrafen, und die zahlreichen Sonderabgaben und Besteuerungen, welche zu zahlen waren, aufgehoben worden. Im Jahre 1809 schrieb der Magistrat der Stadt Ratingen an den Provinzialrat, den Grafen von Spee:



Innenraum der Ratinger Synagoge. Im Hintergrund der durch einen Vorhang verborgene Thoraschrein, im Vordergrund der Almemor, die erhöhte Tribüne in einer Synagoge mit dem Lesepult, von der die Thora verlesen wird

Zufolge der Weisung vom 16ten Juny jüngst sollen wir über die Verhältnisse, in welchen sich die hier wohnenden Juden in Rücksicht des bürgerlichen Standes, handels gewerbes etc. befinden, berichtliche Auskunft mit zusetzlichen Vorschlägen zur Gleichstellung der Juden mit den übrigen Staatsbürgern ertheilen.

Wir verhalten demnach hiermit, daß die hiesigen Juden so, wie überall in dem Herzogtum Berg, bisher immer eine eigene Menschen Classe gebildet haben, und daß dieselben des Rechts, unbewegliches Eigentum zu erwerben, oder sich in die hiesigen privilegirten Zünfte aufnehmen zu laßen, nicht fähig gewesen, in Ausübung des handels und sonstigen Gewerbes aber gleiche Rechte mit den Bürgern genossen haben, ja sogar in Betref der Zinsen von Kapitalien ihnen ein gewisser Vorzug durch das General Edikt [...] verstattet wird, im übrigen aber weder

7) Scotti, Johann (Hg.): Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogthümern Jülich, Cleve und Berg und in dem vormaligen Großherzogthum Berg [...] ergangen sind. Vom Jahr 1475 bis zu der am 15. April 1815 eingetretenen Königlich Preuß[ischen] Landes-Regierung, 4 Teile, Düsseldorf 1820, 1821, No. 2240, No. 2208.

8) Toch, Michael: Die ländliche Wirtschaftstätigkeit der Juden im frühmodernen Deutschland. In: M. Richarz / R. Rürup (Hg.): Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte, Tübingen 1997, S. 59-68.

9) Vgl. Adler, Marcus: Chronik der Gesellschaft zur Verbreitung der Handwerke und des Ackerbaus unter den Juden im Preussischen Staate. Gegründet 1812. Für die Jahre 1812 bis incl. 1898, Berlin 1899.

ein Vorrecht bei dem Ankauf gestohlener Sachen, noch sonst bei ihrem handel dahier jemals zugestanden, sodenn in allen Polizei- und sonstigen Vorfällen den Gerichten genug gehalten worden seyen.[10)]

Doch die zunächst vermeintliche bürgerliche Gleichstellung der Juden in der Zeit der französischen Vorherrschaft in den rechtsrheinischen Gebieten (1806 bis 1813) war nur von kurzer Dauer, zumal einige Dekrete Napoleons, die auch die Juden in den französisch besetzten Gebieten in Deutschland direkt betrafen, gesetzliche Zugeständnisse rückgängig und damit de facto gegenstandslos gemacht hatten.[11)] Innerhalb des rheinischen Judentums, das zunächst die Franzosen als Befreier von der ständischen Ordnung begrüßt hatte, vermehrten sich Zweifel und Irritationen, als nach den Befreiungskriegen und dem Wiener Kongress 1815 das Rheinland schließlich in den preußischen Staat inkorporiert wurde.

Wie schwer sich folgend auch die preußischen Behörden mit der rechtlichen Gleichstellung der Juden taten[12)], zeigt der Fall der Ratinger Synagoge. Die Forschung ist bisher davon ausgegangen, dass die jüdische Gemeinde dort 1817 ihr eigenes Bethaus errichtete.[13)] Doch hierbei scheint es zu vielmonatigen Verhandlungen gekommen zu sein, deren aktenmäßiger Verlauf zwar, nicht jedoch deren direktes Resultat überliefert ist.[14)] An den Landrat in Düsseldorf richtete der Ratinger Gemeindevorsteher David Joseph im Dezember 1816 folgende Bitte:

An den landräthlichen Kommißair des Düsseldorfer Landkreises, Herrn Obrist von Lasberg!

Der Herr Kreis-Kommißair werden gütigst entschuldigen, daß wir unterzeichnete Vorsteher der Jüdischen Gemeinde zu Ratingen so frei sind, und hochdenselben bitten, nachstehende Vorstellung, bey der königlichen Regierung so viel wie möglich zu unterstützen.

Durch vorzügliche Begünstigung eines frommen Mannes, welcher aber bereits vor 6 Monaten verstorben ist, erhielt unsere Gemeinde seit 50 Jahren ein freies Bethaus.[15)] *Nach dem Tode dieses Mannes aber, hörte diese Wohlthat auf, und wir sahen uns genöthigt, ein Zimmer zu miethen, um unseren Gottesdienst nach Vorschrift unserer Väter fortsetzen zu können. Obgleich die unsere Gemeinde, die eine Bevölkerung von 41 Seelen zählt, so gestattet dennoch der enge Raum dieses Zimmers kaum, daß wir aufrecht darin stehen können.*

Er berichtet, wie unangenehm dieser Zustand *für den Rabiner, aber auch für die Zuhörer seyn muß; und zudem auch die Andacht mehrentheils durch das gedrängte zusammenstehen der Menschen verloren geht.*

Um also diesen Unannehmlichkeiten und Andachtsstörungen auf immer zu entgehen, und künftig unseren Gottesdienst auf eine feierliche Art ausüben zu können, haben wir einmüthig beschlossen, eine Synagoge zu erbauen, das heißt in so fern uns die hochlöbliche Regierung dazu die gnädigste Erlaubniß ertheilt, in Ratingen den Platz dazu anreißt, und einen kleinen Fond zur Bestreitung eines Theils der Kosten für Erbauung des Tempels anweisen würde; oder nur bewilligen möchte, durch eine Kollekte bey unseren Glaubensgenossen in einigen Städten der hiesigen Provinz, um verhältnißmäßige Summen zu sammeln, damit wir alsdann das übrige aus eigenen Mitteln zur Vollendung des Ganzen beizubringen im Stande wären. Im Vertrauen auf die allgemein anerkannte gütige Regierung haben wir unsere Wünsche befriedigt zu sehen; und bitten demnächst ganz unterthänigst um eine baldige Antwort.

Ratingen,
den 21ten December 1816

Im Namen der Jüdischen Gemeinde, der Vorsteher der Judenschaft David Joseph

der Kirchmeister Markus Levi[16)]

Am 15. Januar 1817 wurde über diese Angelegenheit im Rat der Stadt Ratingen debattiert. Bürgermeister Gottlieb Zilles (Amtszeit von 1816 bis 1818) ließ die Ratsherren auch eine Ortsbesichtigung an dem von der jüdischen Gemeinde bereits gekauften Bauplatz an der Bechemer Straße durchführen. Das Ergebnis teilte er unverzüglich der Düsseldorfer Regierung mit:[17)]

Gemäß der Landräthlichen Verfügung vom 15ten dieses [Monats], versammelten sich unter dem heutigen Datum die neben bemerkten Stadträthe, um über den oben rubrizirten Gegenstand ihr Gutachten zu äußern. Nach vorheriger Besichtigung erklärten dieselben einstimmig, daß sie nicht dass aller Mindeste gegen den Bau der Jüdischen Synagoge auf dem Garten-Platz des Herrn Buchholz in der Bechemer Straße zwischen der

---

10) HStAD, Dep. Ratingen 103 - Akten der Stadt Ratingen.

11) Vgl. Engelbrecht, Jörg: Die französische Judenpolitik und Judengesetzgebung im Rheinland. In: Gerhard Rehm (Red.) Geschichte der Juden im Kreis Viersen (= Schriftenreihe des Kreises Viersen, Bd. 38, hg. vom Oberlandesdirektor), Viersen 1991, S. 39-49; Molitor, Hansgeorg: Die Juden im französischen Rheinland. In: Bohnke-Kollwitz, E. / Golczewski, F. / Greive, H. u.a. (Hg.): Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959-1984, Köln 1984, S. 87-94; Rob, Klaus (Bearb.): Regierungsakten des Großherzogtums Berg 1806-1813 (Quellen zu den Reformen in den Rheinbundstaaten, Bd. 1), München 1992; Schmidt, Charles: Das Großherzogtum Berg 1806-1813. Eine Studie zur französischen Vorherrschaft in Deutschland unter Napoleon I. (= Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur, hg. von J. Engelbrecht und J. Stohlmann, Bd. XXVII), Neustadt an der Aisch 1999.

12) Jersch-Wenzel, Stefi: Jüdische Bürger und kommunale Selbstverwaltung in preußischen Städten, Berlin 1967.

13) So beispielsweise Schappe, Josef: Das Leben der Juden in Ratingen. Nichts gegen einen Synagogenbau. In: Die Quecke. Ratinger und Angerländer Heimatblätter 53 (1983), S. 17f. Der Autor geht davon aus, dass die Synagoge 1817 erbaut und 1818 eingeweiht worden war.

14) HStAD, Reg. Düsseldorf 3846, Bl. 1-13 (wie auch alle folgenden Zitate).

15) So wird vermutet, dass 1769 der erste Betraum der jüdischen Gemeinde auf der Lintorfer Straße eingerichtet worden ist. Vgl. Münster, wie Anm. 1, S. 16.

16) Die jüdische Gemeinde Ratingen war eine Filialgemeinde der Synagoge Düsseldorf. Der genannte Rabbiner dürfte aus Düsseldorf gekommen sein. Die in der Unterzeichnung deutlich gewordene Trennung zwischen einem „Vorsteher“ und einem „Kirchmeister“ lässt auf die Unterscheidung zwischen einem weltlichen Vertreter (Verwaltung) und einem religiösen, aber nicht geistlichen Vorsitzenden (Vorbeter o.ä.) der Gemeinde schließen.

17) HStAD, Reg. Düsseldorf 3846. Vgl. auch die Abschrift in den Ratinger Ratsprotokollen im StA Rtg, P 13, Bl. 121b.

Behausung des Herrn Apotheker Korte und derjenigen des Herrn Joseph Bonrath gelegen ist; einzuwenden hätten; die Judenschaft auch bereits diesen Platz käuflich an sich brachte und vor einigen Tagen baar bezahlte. [...]

Der Bürgermeister Zilles

Die Ratsherren hatten offenbar nichts gegen den Bau der Synagoge und sprachen sich auch für den gewählten Platz in der Innenstadt aus, an dem dann auch später die Synagoge errichtet wurde. Das erstellte Gutachten erreichte den Landrat noch in derselben Woche, der hierzu am 21. Januar 1817 vermerkte:

Der Gesuch der Judenschaft zu Ratingen, eine Synagoge errichten zu dürfen.

Durch die Anlage [...] hat die Judenschaft in Ratingen bey der hiesigen Behörde den Antrag gemacht, ihr zu erlauben, eine eigene Synagoge erbauen zu dürfen, und zugleich gebeten, ihr bey der hochlöblichen Regierung die Erlaubniß zu erwirken, bey ihren Glaubensgenossen der hiesigen Provinz eine Collecte zu diesem Zweck halten zu dürfen.

Die Errichtung eines eigenen Bethauses der jüdischen Gemeinde kann wohl an und für sich in einer Provinz wie der hiesigen, wo allen Glaubensgenossen freye Ausübung ihrer Religions-Gebräuche gestattet wird, nichts im Wege stehen. Um jedoch vorher vergewissert zu seyn, daß die bürgerliche Gemeinde zu Ratingen nichts unerfreuliches gegen die Auswahl des Platzes, wo die Synagoge errichtet werden sollte, zu erinnern hätte, habe ich vorher dem Gemeinderath in seinem Gutachten vernehmen lassen und dem [...] angefügten Protokoll ist näher zu entnehmen, daß auch die Bürgerschaft zu Ratingen nichts dagegen einwendet, wenn dieses Bethaus auf dem von der Judenschaft angekauften Garten errichtet werde. Ich nehme daher keinen Anstand darauf anzutragen, daß der Ratinger Judenschaft das Erbauen einer Synagoge gestattet werden wolle.

Inneres der Ratinger Synagoge:
Im Vordergrund das Lesepult, an der Rückfront oben die Frauenempore

Was [...] des Gesuchs einer Collecte [...] bey ihren Glaubensgenossen in der Provinz halten zu dürfen, betrifft, so wird diesem insoweit sich dieselbe auch nur einzig auf die Letztere beschränkt, nichts im Wege stehen.

Von Lasberg überließ es jedoch der hochlöblichen Regierung gehorsamst anheim, über Details dieses Bauvorhabens noch höhere Verwaltungsinstanzen in Berlin entscheiden zu lassen. Der Landrat hatte also nichts gegen die Synagoge und stimmte in diesem Punkt mit dem Ratinger Bürgermeister sowie den dortigen Ratsvertretern überein. Noch zwei ergänzende Anmerkungen und Gutachten über die Dringlichkeit des Vorhabens verfasste von Lasberg und schickte sie an das Innenministerium in Berlin:

27. Jenner 1817

Die Judenschaft in dem Städtchen Ratingen hat bei uns um die Berechtigung [...], eine Synagoge errichten zu dürfen und zur Bestreitung der dazu entstehenden Ausgaben bei ihren Glaubensgenossen eine Collecte zu machen.

14. Februar 1817. [...] Nach dem [...] Gutachten des Ratinger Bürgermeisters, wünschte der jüdische Kaufmann David Joseph den Bau anzufangen, um den Tagelöhnern in Ratingen Arbeit und Brot zu verpassen. [...]

von Lasberg

Von diesem Argument war auch Zilles absolut überzeugt. In den wirtschaftlichen Notjahren zwischen 1814 und 1818 war die Ratinger Konjunktur erheblich geschwächt und es war teilweise schon vor der Amtszeit von Bürgermeister Zilles sogar zu Rationierungen von Lebensmitteln und Verteilung von Brotmarken gekommen. Der Bau der Synagoge konnte also für das lokale Baugewerbe und die beschäftigungslosen Tagelöhner einen wichtigen Auftrag darstellen, der einen immerhin bescheidenen Aufschwung für Maurer und Zimmerleute in der Stadt nach sich ziehen sollte.[18)]

Doch es scheint, als sei das Vorhaben zumindest in diesem Jahr – trotz der wohlwollenden Bemühungen des Landrates in Düsseldorf - nicht realisiert worden. Die Antwort aus Berlin ließ bis Ende April auf sich warten. Das Innenministerium erklärte,

daß die nähere Prüfung des Antrages der Judenschaft zu Ratingen wegen Erbauung einer Synagoge ausgesetzt werden muß, bis die allgemeinen Bestimmungen über die staatsbürgerlichen Verhältnisse der Juden in den neu requirierten Provinzen ergangen seyn werden.

Berlin den 29. April 1817

Ministerium des Innern. Erste Abtheilung.

Mit diesem Schreiben endet die briefliche Korrespondenz, die aus dem Aktenbestand des Düsseldorfer Hauptstaatsarchivs hervorgeht. Ob die Ratinger Synagoge also noch im Jahre 1817 errichtet worden ist, kann nicht mit Gewissheit gesagt werden. Auch der vom Innenministerium gestellte Verweis auf die Neuregelungen der staatsbürgerlichen Verhältnisse in der preußischen Rheinprovinz bzw. in Preußen, auf die gewartet werden sollte, bleibt eine ungenaue Verschiebung, die zeitlich kaum einzuordnen ist. Der Weg der Judenemanzipation in Deutschland verlief nicht linear, sondern vielschichtig und komplex, und so ist denn auch kaum ein eindeutiger Punkt auszuma-

18) Zur Sozialstruktur und der wirtschaftlichen Situation in Ratingen vgl. Bolenz, Eckhard: Vom Ende des Ancien Régime bis zum Ende des Deutschen Bundes (ca. 1780-1870). In: Bolenz, Eckhard / Van der Locht, Volker / Münster-Schröer, Erika u.a.: Ratingen. Geschichte 1780-1975, hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Essen 2000, S. 11-74.

chen, an dem das Innenministerium aufgrund „geklärter“ Verhältnisse einem Synagogenbau in Ratingen hätte zustimmen können.

Immerhin hatte der Innenminister noch 1822 verfügt:

So lange die [...] rechtlichen Verhältnisse der Juden des vormaligen Herzogthums Berg noch nicht gesetzlich feststehen, können ausländische Juden zur Niederlassung innerhalb dieser Provinz nicht gestattet werden.[19]

Zu einer rechtlichen Gleichstellung hatte man sich in den rheinischen Provinziallandtagen erst in den 1840er Jahren, spätestens dann 1847, durchringen können, die Bekleidung von Staatsämtern oder ein passives Wahlrecht wurde für deutsche Juden erst durch den Deutschen Bund 1869 sowie im Zusammenhang mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 möglich.[20] Erst danach - so die zumindest theoretische Weisung des preußischen Innenministers - war auch die endgültige Niederlassung der Ratinger Judenschaft in Form eines eigenen Gotteshauses möglich.

Vermutet werden darf aber dennoch, dass in der Praxis die Synagoge in den Folgejahren nach 1817 errichtet worden ist. Sowohl aus den Schriften des Landrates als auch aus den Protokollen des Stadtrates sowie den Briefen und Gutachten des Bürgermeisters geht eine tiefe Zustimmung hervor, die dem Bau insgesamt recht offen und begrüßend gegenüberstand. Diese Meinung, welche - wie angemerkt - einstimmig vom Rat getragen wurde, wurde wohl durch das Anwachsen der jüdischen Gemeinde[21] in Ratingen begünstigt. Und es darf spekuliert werden, dass die landrätlichen Behörden letztlich doch ihr endgültiges Einverständnis zum Bau des Bethauses gegeben haben und dieser dann auch durchgeführt wurde; vermutlich ohne die Erlaubnis Berlins.[22] Auf der ersten Katasterkarte der Stadt Ratingen (1823) ist dann das beschriebene Grundstück zumindest bebaut - wohl doch bereits mit der von der jüdischen Gemeinde lange ersehnten Synagoge, die bis zum Nationalsozialismus als Gotteshaus genutzt wurde.

Die verlassene Ratinger Synagoge mit leeren Fensterhöhlen im Oktober 1940. Das Bethaus war schon seit Anfang der 1930er Jahre nicht mehr für Gottesdienste benutzt worden, weil die jüdische Gemeinde zu klein geworden war. Das Haus war noch vor dem 9. November 1938 an die Stadt Ratingen verkauft worden

Bastian Fleermann M.A.

---

19) HStAD, Reg. Düsseldorf 3836, Bl. 1.

20) Vgl. hierzu insbesondere Kastner, Dieter (Bearb.): Der Rheinische Provinziallandtag und die Emanzipation der Juden im Rheinland 1825-1845. Eine Dokumentation. 2 Bde., hg. von der Archivberatungsstelle Rheinland Pulheim-Brauweiler, Bonn 1989; Brammer, Annegret: Judenpolitik und Judengesetzgebung in Preußen 1812 bis 1847 mit einem Ausblick auf das Gleichberechtigungsgesetz des Norddeutschen Bundes von 1869, Berlin 1987.

21) Vgl. die Statistiken in HStAD, Reg. Düsseldorf 3849, Bl. 1-117.

22) Weitere Korrespondenz zu diesem Fall ist im HStAD nicht dokumentiert.

feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weishäupl · Garpa

fleermann

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15
Telefon 9 32 10 · Fax 93 21 14
www.fleermann.de

Streiks in Ratingen während der Weltwirtschaftskrise

„Die wirtschaftliche Lage, welche bereits am Ende des Jahres 1929 nicht günstig war, hat im Jahre 1930 eine derartige Verschlechterung erfahren, daß die Zahl der durch Arbeitslosigkeit bedingten Erwerbslosen eine nie gekannte Höhe erreicht hat. Hieraus ergab sich zwangsläufig eine Inanspruchnahme der öffentlichen Fürsorgemittel und ein Zurückgehen der Steuerkraft, wie sie bisher noch nie zu verzeichnen gewesen sind. Im Interesse der Allgemeinheit wäre zu wünschen, daß das Jahr 1931 hierin eine Wendung zum Besseren brächte. (...)." So der zusammenfassende Rückblick im Städtischen Verwaltungsbericht. Aber in den nächsten Jahren ging die Entwicklung weiter abwärts.

Das Jahr 1930 hatte auch in Ratingen den Einbruch der Weltwirtschaftskrise gebracht. Deren Ursachen waren u. a. in den Folgen des Ersten Weltkrieges zu suchen: der Auflösung der freien, vor allem von England getragenen Handelsordnung der Vorkriegszeit, dem Verlust der Märkte Ost- und weitgehend Südosteuropas, der Errichtung neuer Handelsschranken unter den westlichen Staaten und der einseitigen Verschuldung Europas und besonders Deutschlands bei den USA, die ihren Schuldnern keine Möglichkeit gab, die gewährten Kredite durch Warenlieferungen abzubezahlen.

So bildete eine in den USA entstandene Finanz- und Wirtschaftskrise Ende 1929 den Auslöser zur Weltwirtschaftskrise, da diese ihre Kredite aus Europa zurückriefen und, gefolgt von anderen Staaten, ihren Markt noch mehr abriegelten. Es folgte z. B. in Deutschland eine allgemeine Sparpolitik, die zu einem weiteren Rückgang der Aufträge und, im Sinne einer sich abwärts bewegenden Spirale, der Zahl der entlohnten Beschäftigten führte. Finanziert wurde lange Zeit, z. B. vom Reich, kaum die Beschaffung von Arbeit, sondern fast ausschließlich der Unterhalt der Arbeitslosen. In Deutschland stieg deren Zahl im Durchschnitt der Jahre kontinuierlich von 1929 1,892 auf 3,076 (1930), 4,520 (1931) und 5,575 (1932) Millionen. Den höchsten Stand bildeten 6,128 Millionen im Februar 1932.

Das Firmengelände der DAAG (Deutsche Automobil-Aktiengesellschaft) an der Bahnstraße (heute: Calor-Karree)

Schon zu Jahresbeginn 1930 zeichnete sich die Liquidation des einmal größten Ratinger Arbeitgebers, des Lastwagenherstellers DAAG ab, der, vor dem Zusammenbruch stehend, von Krupp aufgekauft und bis Mitte des Jahres stillgelegt wurde. Fast alle anderen namhaften Ratinger Unternehmen gingen infolge Auftragmangels oder zum Zwecke der Rationalisierung (Spiegelglasfabrik) daran, ihre Belegschaften zu reduzieren. Eine weitere Etappe auf diesem Wege nach unten bezeichnete der Zusammenbruch von Cromford im folgenden Januar. Die Zahl der Arbeitslosen in der Stadt Ratingen – zu unterscheiden vom Bezirk der Arbeitsamtnebenstelle Ratingen, zu der z. B. auch Lintorf, Hösel, Angermund und Homberg gehörten – stieg 1930 von 586 auf 1362. Angesichts dieser sich stetig verschlechternden Situation beschloß – ein ungewöhnlicher Vorgang – die St. Sebastiani Schützenbruderschaft im Juni, ihr bevorstehendes Schützenfest abzusagen.

a) Zwischen KPD und SPD: Der Streik der städtischen Pflichtarbeiter 1930.

Hatte die Stadt zuvor, z. B. im Jahre des feierlich begangenen Stadtjubiläums 1926, noch mehrere hundert Arbeitslose mit Hilfe staatlicher Zuschüsse als sogenannte Notstandsarbeiter mit öffentlichen Arbeiten besonders im Straßenbau beschäftigt, so ließen die durch neue Belastungen und sinkende Steuereinkünfte geschwächten Finanzen dies inzwischen kaum noch zu. An die Stelle der Notstandsarbeiter traten die sogenannten Wohlfahrts- oder Pflichtarbeiter.

Der finanzielle Unterhalt der Arbeitslosen gliederte sich bei jeweils abnehmenden Unterstützungssätzen in drei Stufen: in die vom Arbeitsamt für 6½ Monate getragene Arbeitslosen- und in die Krisenfürsorge (höchstens für ein Jahr, Nachweis der Bedürftigkeit) und drittens in die von den Kommunen aufzubringende Wohlfahrtsunterstützung. Es stand den Städten frei, die Wohlfahrtsempfänger gewissermaßen als Entgelt zur sogenannten Pflichtarbeit heranzuziehen. Deren Verweigerung bedeutete den Entzug der Unterstützung.

Eine weit verbreitete Kritik an der Pflichtarbeit wendete sich vor allem gegen deren Ausdehnung auf wöchentlich 24 Stunden und deren Schwere, denn gearbeitet wurde in traditioneller Form mit Schaufel und Spitzhacke vor allem im Tief- und Straßenbau. Arbeitskleidung und -schuhe waren auf eigene Kosten zu beschaffen. Die Entlohnung bestand in der Aus-

zahlung der jeweiligen Unterstützung, so daß z. B. ein Lediger 24 Stunden für RM 9,50 - oder einen Stundenlohn von etwa 40 Pfennigen arbeitete, während der offizielle Tariflohn für Tiefbauarbeiter bei 91 Pfennigen lag. Die größte Empörung löste jedoch die Verpflichtung aus, die erhaltene Unterstützung trotz der geleisteten Arbeit später zurückzahlen zu müssen. Das Gefühl, vom Staat oder der Stadt als unbezahlter Arbeiter ausgenutzt und betrogen zu werden, war allgemein.

Überhaupt wurde dem Wohlfahrtsamt eine gewollt schlechte Betreuung seiner Schützlinge nachgesagt: Die Übernahme der ausgesteuerten Arbeitslosen nach Auslaufen der Krisenunterstützung in die Wohlfahrt werde, so ein verbreiteter Eindruck, um Geld zu sparen, bewußt wochenlang hinausgezögert. Ferner würde die juristische Durchsetzung von Unterhaltsansprüchen, z. B. von Eltern gegenüber ihren Kindern oder von Ehefrauen gegen ihre geschiedenen Männer, nicht, wie vom Gesetz vorgeschrieben, vom Amt übernommen, sondern z. B. den Eltern zugeschoben, die dann in der Regel nicht gerichtlich gegen ihre Kinder vorgingen, am Ende verzichteten und sich lieber der Not auslieferten.

Eine weitere Verschärfung der allgemeinen Mißstimmung trat ein, als vom 1. April an, veranlaßt vom zuständigen Kreisausschuß und Bezirksfürsorgeverband, bezogene Kleinstrenten in vollem Umfang auf die Wohlfahrtsunterstützungen angerechnet wurden. Angesichts dieser vielfältigen Probleme hatte sich schon zu Anfang des Jahres auf Betreiben der KPD ein Erwerbslosenausschuß gebildet, der, in Dauerkonkurrenz mit Bemühungen der SPD, die zahlreichen Beschwerden zu sammeln und gegenüber den Behörden zu vertreten suchte. Beide Parteien unterhielten kostenlose Beratungsstellen für Ratsuchende. Für Juli aber waren nach Abschluß der kommunalen Neugliederung vorzeitig Stadtratswahlen ausgeschrieben worden. Zwar konnte sich die SPD hier noch einmal vor der KPD behaupten, mußte sich jedoch bei den Reichstagswahlen zwei Monate später ihrer Konkurrentin gegenüber geschlagen geben, die in den folgenden Jahren ihre Position als zweitstärkste Ratinger Partei hinter dem Zentrum immer weiter ausbaute.

Von einer Versammlung von Wohlfahrtsunterstützungsempfängern dazu legitimiert, stellte die SPD Anfang Mai an den Stadtrat den Antrag, ausgehend vom Tariflohn im Tiefbau von 0,91 RM, die Arbeitszeit der Pflichtarbeiter zu reduzieren. Bei einer Unterstützung von wöchentlich 9,50 RM sollte z. B. ein Lediger statt 24 fortan noch etwa 10½ Stunden arbeiten (= 9,50 geteilt durch 0,91). Diese Maßnahme versprach für die Pflichtarbeiter wesentliche Erleichterungen, ohne die kaum noch zahlungsfähige Stadt finanziell zusätzlich zu belasten. Die SPD folgte mit ihrem Antrag dem Vorbild z. B. von Hilden, Velbert und Mettmann. Bevor jedoch der Stadtrat getagt und einen entsprechenden Beschluß gefaßt hatte, riefen die Pflichtarbeiter am 21. Mai unter der Leitung der KPD einen Streik aus.

Gründe für den Streik gab es mehr als genug. Seinen Anfang nahm er von einer Baustelle an der Friedhofstraße, von der aus mehrere Arbeiter die anderen Arbeitsstellen aufsuchten und am Ende alle 200 städtischen Pflichtarbeiter für die Arbeitsniederlegung gewannen. Vorausgegangen war am Abend zuvor eine Erwerbslosenversammlung in der Gaststätte Knops an der Hochstraße, dem Parteilokal der KPD, wo die angeblich 200 Teilnehmer auf den Streik eingeschworen worden waren. Nach einem Bericht der „Freiheit“ wurde dort beschlossen, „Schluß zu machen mit der alten Methode, die Forderungen auf parlamentarische Weise durchzusetzen und in den Kampf für Tariflohn einzutreten.“ Für den Nachmittag des ersten Streiktages wurde die Abhaltung einer öffentlichen Versammlung der Wohlfahrtsarbeiter auf dem Marktplatz angesagt.

Inzwischen hatte die SPD in letzter Minute vom Bürgermeister die Zusage erhalten, die von ihr beantragte Verkürzung der Pflichtarbeit in Vorwegnahme des Ratsbeschlusses umgehend in Kraft zu setzen. Dieses Zugeständnis des Bürgermeisters wurde jedoch von den Vertretern der KPD, die in der Versammlung wie beim Streik überhaupt inzwischen die Regie übernommen hatten und, wie die Gegner unterstellten, an die auf den 13. Juli angesetzten Stadtratswahlen dachten, nur als erster Streikerfolg dargestellt und zugleich als völlig unzureichend abgelehnt. Gefordert wurde die Übernahme der Pflichtarbeiter in

Max Scheiff, Bürgermeister der Stadt Ratingen von 1922 bis 1933

ein festes Arbeitsverhältnis mit wöchentlich 48 nach Tarif bezahlten Arbeitsstunden.

Diese Forderungen waren angesichts einer von Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und zunehmender Er-

Die kommunistische Zeitung „Freiheit“ erschien bis zum Verbot der KPD im Jahre 1953 auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg

schlaffung beherrschten Wirtschaftslage unrealistisch. Zu den etwa 80 städtischen Bediensteten im Rathaus, deren angeblich zu hohe Gehälter schon das Thema vieler Anfragen und Ratssitzungen gebildet hatten, sollte nun bei stark steigender Tendenz eine weitere Gruppe von 200 nach Tarif entlohnten städtischen Arbeitern kommen. Die leeren städtischen Kassen und das inzwischen aufgelaufene Defizit, das im November 1930 die Aufstellung eines Nachtraghaushaltes und vorher kaum vorstellbare Streichungen unumgänglich machte, schlossen ein größeres finanzielles Entgegenkommen aus. Neben der mit Zuschüssen des Reiches gezahlten Wohlfahrtsunterstützung und zahlreichen anderen Hilfsmaßnahmen an sehr unterschiedliche Gruppen ermöglichte die Stadt z. B. einem großen Teil der Bevölkerung den verbilligten Erwerb von Winterkartoffeln und Hausbrand bei Ratenzahlung und den kostenlosen Verbrauch einer begrenzten Menge von elektrischem Strom und Gas. Um die Streikenden bei der Stange zu halten, brauchte die KPD jedoch offenbar solche illusorischen Ziele. Als „Kompromiß“ bot die Streikleitung später an, man werde sich auf 40 Arbeitsstunden beschränken, bei „vollem Lohnausgleich“ für die restlichen acht. Genußvoll berichtete die kommunistische „Freiheit“, daß die zur Vernunft mahnenden Vertreter der SPD in den Versammlungen von den Streikenden ausgepfiffen worden seien.

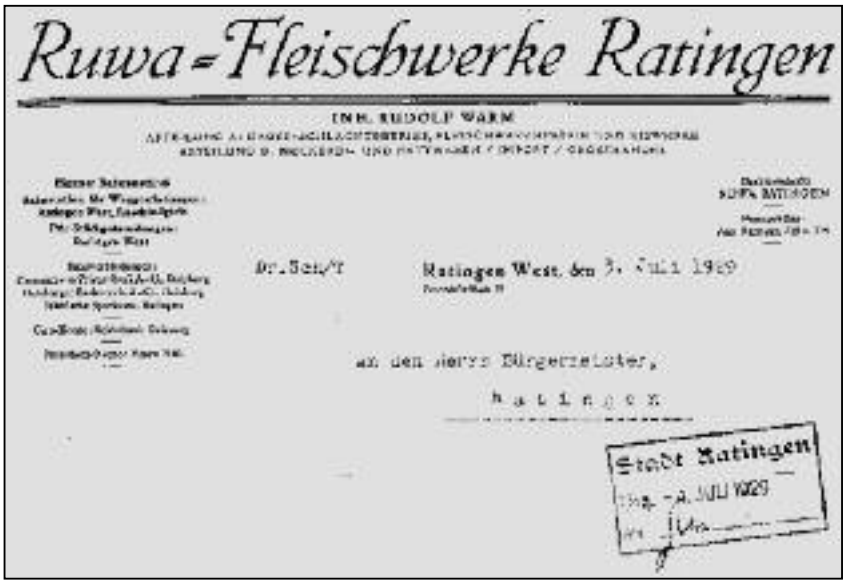
Den Marktplatz mit seiner unbegrenzten Öffentlichkeit hatte die Streikleitung ganz bewußt in der Hoffnung auf Solidarisierungseffekte gewählt und über die streikenden Pflichtarbeiter hinaus zu den Versammlungen alle Erwerbslosen und noch beschäftigten Arbeiter eingeladen. Angeblich bekundeten nach und nach sogar manche Geschäftsleute ihre Sympathien: mehrere Bäcker hätten für den Notfall sogar auch ihre materielle Hilfe versprochen. Die Bezirksleitung der KPD sah den Ratinger Streik zugleich als Signal und Auftakt für ähnliche Aktionen in anderen Städten und suchte über Vertreter des KPD–eigenen Landeserwerbslosenausschusses und der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH), die zu den Versammlungen erschienen, die Aktionen der Ratinger Genossen mit Rat und Tat zu unterstützen.

Den Hintergrund aller Aktivitäten bildete die traditionell marxistische Überzeugung, daß im Sinne eines negativen Reifungprozesses eine große Wirtschaftskrise den Ausbruch der proletarischen Revolution und das zwangsläufige Ende des kapitalistischen Systems herbeiführen werde. Und die sogenannte Weltwirtschaftskrise erfaßte mit ihren umstürzenden Veränderungen wie keine andere zuvor viele Bereiche der Wirtschaft und des Lebens auf allen Kontinenten. Eine unentbehrliche Etappe auf diesem Wege zur Weltrevolution bildeten aber in dieser Sicht Streiks und immer weiter sich ausdehnende und verschärfende Arbeitskämpfe.

Verglichen mit diesen Theorien, deren Umrisse schon im Kommunistischen Manifest von Marx aufgetaucht waren, sah die Realität ganz anders aus; denn die Weltwirtschaftskrise brachte einen Rückgang, nicht aber eine Vermehrung der Zahl der Streiks. Die Gefahr, durch Streik seinen Arbeitsplatz an einen der zahllosen Arbeitslosen zu verlieren, ließ die Bereitschaft zur Beteiligung und die früher geübte Solidarität dahinschwinden. Während es in Ratingen besonders in der frühen Nachkriegszeit eine Reihe meist politisch ausgelöster Streiks und „klassische“ Wirtschaftsstreiks um Löhne und die Verbindlichkeit des Tarifrechts, wie noch im sogenannten Ruhreisenstreit 1928, gegeben hatte, kam es nun neben dem Pflichtarbeiterstreik zu einem Arbeitskampf nur noch bei den Ruwa-Fleischwerken, der uns weiter unten näher beschäftigen wird.

Gerade die Aussichtslosigkeit, noch im normalen Wirtschaftsprozeß Beschäftigte für einen Streik zu gewinnen, hatte die KPD veranlaßt, sich an die Pflichtarbeiter zu wenden; denn zum Unterschied von Arbeitern der gewerblichen Wirtschaft trugen diese bei einem „Streik“ kaum ein Risiko, da ihnen ihr Status als Wohlfahrtsempfänger im Sinne einer möglichen Bestrafung nicht zu nehmen war. Auf der anderen Seite mochte die KPD selbst ihre stillen Zweifel hegen, ob die durch unseriöse Versprechungen gelockten Wohlfahrtsarbeiter über den für ein Durchhalten notwendigen proletarischen Klassengeist verfügten. Hinzu kam, daß die Pflichtarbeiter nicht gerade an einer wichtigen Schaltstelle der wirtschaftlichen Macht saßen, sondern der Stadt als ihrem Arbeitgeber weitgehend entbehrlich schienen.

Schon einige Jahre zuvor hatte die KPD unter noch besseren Bedingungen sich wiederholt des Streiks als Kampfmittel zu bedienen versucht. Der damalige Führer


Ruwa-Fleischwerke Ratingen

INH. RUDOLF WARM

Ratingen West, den 3. Juli 1929

an den Herrn Bürgermeister,

Ratingen

Stadt Ratingen

Briefkopf der Ruwa-Fleischwerke Ratingen. Die Großschlachterei mit Fleischwarenfabrik befand sich auf der Kaiserswerther Straße in Höhe der heutigen Süddakota-Brücke neben der Moschee und dem Treffpunkt des Türkisch-Islamischen Vereins Ratingen

des „Antifaschistischen Kampfbundes“ und Vertreter der KPD im Ratinger Stadtrat, Jakob Biergans, berichtete darüber im November 1932 in der Volkszeitung:

Als Belegschaftsobmann der Ratinger Maschinenfabrik habe er von der Düsseldorfer Zentralstelle der KPD kurzfristig den Auftrag erhalten, für den nächsten Tag einen Proteststreik auszurufen und demonstrativ Delegierte aus dem Betrieb zum kommunistischen Erwerbslosenbüro nach Düsseldorf zu entsenden. Die Vertrauensleute der KPD hätten bei der vorbereitenden Besprechung wie immer blind zugestimmt. Aber die Aufforderung von Biergans, den beabsichtigten Proteststreik zuvor im Betrieb öffentlich zur Diskussion zu stellen, habe allgemeine Bestürzung ausgelöst:

„Der Kommunist W. Su. gab zu meinem größten Erstaunen folgende Erklärung ab: ‚Ich kann es nicht verantworten, die Belegschaft im jetzigen Augenblick in den Streik zu hetzen, und es ist nach meinem Dafürhalten besser, daß wir der Belegschaft überhaupt nichts von der Sache mitteilen, um keinerlei Unstimmigkeiten hervorzurufen.‘“

Nach menschlich-humanen Maßstäben, so Biergans weiter, habe Su. vernünftig und richtig gehandelt – nicht aber als linientreuer Kommunist, denn die kommunistische Strategie verlange immer und unter allen Umständen, den Brandherd zu schüren, ganz gleich, was dabei herauskomme. Nur müsse es auf jeden Fall der offiziellen Parteiweisung entsprechen.

Biergans wurde am nächsten Tag öffentlich beschuldigt, den Streik „abgewürgt“ und Bestechungsgeld angenommen zu haben. Auch körperlich bedroht, trat er aus Protest aus der KPD aus. Seine damalige Schlußfolgerung hatte gelautet, daß es der KPD bei dem „Proteststreik“ nicht um die Anliegen der Betroffenen vor Ort, sondern nur um übergeordnete strategische Ziele der Partei gegangen sei.

Ähnliches ließ sich von der Rolle der KPD auch jetzt im Pflichtarbeiterstreik sagen.

Als die Stadt in den ersten Junitagen nach vielfachen Ankündigungen endlich ihre Zahlungen an die Streikenden einstellte – weiter davon ausgenommen blieben deren Familienangehörige – begann die Streikfront, aus der sich zuvor schon einzelne gelöst hatten, schnell zu zerfallen. Frühere Versuche der Streikleitung, Arbeitswillige durch öffentliche Bekanntgabe der Namen von Streikbrechern einzuschüchtern, hatten wenig gefruchtet. Als Verlockung erwies sich zudem das Angebot der Stadt, während des Streiks verlorene Stunden durch zusätzliche Arbeit nachzuholen und so den finanziellen Verlust auszugleichen. Am 6. Juni sah sich die Leitung genötigt, den Streik öffentlich für beendet zu erklären. Die menschlich verständliche Hoffnung der Pflichtarbeiter auf eine feste Anstellung und auf wöchentlich 48 Stunden nach Tarif bezahlter Arbeit entpuppte sich als Illusion.

Interessant war die Erklärung, mit der die KPD den Streik beendete. In der „Freiheit“ gab es deutliche Schuldzuweisungen: Von Beginn des Kampfes an hätten die Sozialdemokraten den Streik sabotiert und ihre Mitglieder offen zum Streikbruch aufgefordert. Hinter dem Rücken der Streikenden hätten sie Kompromisse mit dem Bürgermeister geschlossen und auch sonst versucht, „mit den gemeinsten Mitteln der Lüge und der Verleumdung“ der Streikbewegung zu schaden. Den vereinten Kräften der SPD, der Polizei und der Stadtverwaltung sei es gelungen, einen Teil der Pflichtarbeiter durch brutale Aushungerungsmethoden zum Abbruch des Kampfes zu bewegen, wodurch auch der Rest von klassenbewußten Arbeitern gezwungen worden sei, die Arbeit wieder aufzunehmen. Dennoch seien sie nicht geschlagen: „Wir werden den Kampf um eine Besserung unserer Lage auch weiterhin führen, wenn auch mit anderen Mitteln.“ – Über den Wahrheitsgehalt dieser Deutung machten sich die Beteiligten sicherlich ihre eigenen Gedanken.

Im Fortgang der Krise kam es als Folge der stetig steigenden Arbeitslosigkeit zu weiteren Senkungen der Wohlfahrtsunterstützung. Darum erschien die Pflichtarbeit schließlich nicht mehr zumutbar und wurde Ende 1931 abgeschafft. An ihre Stelle trat die sogenannte Fürsorgearbeit, die stärker auf die Bedürfnisse der Erwerblosen ausgerichtet war: Wohlfahrtsempfänger mit wenigstens zwei unterhaltspflichtigen Kindern sollten bei einer Wochenarbeitszeit von 34 Stunden einen Zusatzverdienst von etwa vier Mark erhalten. Zugrunde gelegt wurde der Tarifstundenlohn der Tiefbauarbeiter von inzwischen 75 Pfennigen. Zudem winkte nach einer gewissen Zeit – bei 48 Stunden pro Woche waren es 13 Wochen – die Rückkehr in die Arbeitslosenversicherung. Damit bewegte sich die Stadt an der äußersten Grenze ihrer finanziellen Möglichkeiten. Schon 1930 hatte sie 31 Wohlfahrtserwerbslosen auf diesem Wege die erneute Anwartschaft auf die Leistungen der Arbeitslosenversicherung verschafft. Da diese Förderung nur einer begrenzten Zahl von Wohlfahrtsempfängern zukommen konnte, hatte sie für die Arbeitslosen insgesamt eine mehr symbolische Bedeutung.

Im Oktober 1932, zwei Wochen vor der Reichstagswahl, rief die KPD zur Empörung der Sozialdemokraten die Fürsorgearbeiter zu einem, allerdings auf 1½ Stunden begrenzten Proteststreik auf. Nach Auffassung der SPD handelte es sich bei den zehn deklarierten Protestpunkten um Vorwände, welche die KPD-Ortsgruppe auf höhere Weisung angeblich ohne Sinn und Verstand eiligst zusammengestoppelt hatte. Um so mehr sah die SPD es als ein Zeichen der Vernunft, daß der Betriebsrat und der Vertrauensmännerausschuß der Fürsorgearbeiter unter Einschluß der drei KPD-Vertreter es einstimmig ablehnten, dem Streikaufruf zu folgen. Zum Unterschied von den Pflichtarbeitern zwei Jahre zuvor hatten die Fürsorgearbeiter 1932 durchaus noch etwas zu verlieren, jedenfalls im Vergleich zu den beschäftigungslosen Wohlfahrtsunterstützten.

Im Rückblick wird ersichtlich, daß sich die materielle Situation der Arbeitslosen während der Weltwirtschaftskrise in Ratingen permanent verschlechterte. Die Mittel der Stadt, auf die Arbeitslosigkeit zu reagieren, waren gering, und der Versuch, die Wohlfahrtserwerbslosen als Pflichtarbeiter in

den Dienst der Stadt zu stellen, für die betroffenen Arbeitslosen eine schwere zusätzliche Belastung. Während die SPD sich innerhalb des vorgegebenen wirtschaftlichen Systems um konkrete Erleichterungen bemühte, suchte die KPD das vorhandene Konfliktpotential für systemüberwindende Veränderungen zu nutzen, was den Bedürfnissen ihrer Anhängerschaft und der Mitläufer vor Ort eher schadete. Streiks waren kaum noch geeignet, soziale oder politische Änderungen zu erzwingen. Zudem erkannte die KPD, die auch auf dem Höhepunkt der Krise nur jeden siebten Wähler im Reiche für sich gewinnen konnte, ganz allgemein offenbar nicht die Begrenztheit ihrer realen politischen Möglichkeiten. Die von der Stadt genutzten Chancen zur Verbesserung der Situation der Fürsorgearbeiter bedeuteten einen erheblichen qualitativen Fortschritt, blieben jedoch in ihrer Gesamtwirkung eher marginal.

b) Im Banne der alten Solidarität – der Streik der Metzger der Ruwa – Fleischwerke 1932

Im Frühjahr 1928 hatte der Stadtrat über einen Antrag der Ruwa – Fleischwerke auf Errichtung einer Großschlachterei mit Fleisch- und Wurstwarenfabrik an der Kaiserswerther Straße zu entscheiden. Das bis dahin in Duisburg ansässige Unternehmen bzw. dessen Inhaber, Rudolf Warm, hatte das Gebäude der ein Jahr zuvor mit 260 Beschäftigten zusammengebrochenen Eschweiler – Ratinger Metallwerke AG (Ermag) für 200.000 RM von der Röhrenverband A. G. Düsseldorf erworben und plante den Aufbau eines Betriebes mit 80 bis 100 Beschäftigten und einer Verarbeitung von wöchentlich 1.000 Schweinen, die in firmeneigenen Filialen in und um Düsseldorf, Mülheim, Duisburg und Oberhausen verkauft werden sollten. Angeblich bildete der neue Platz am Ratinger Westbahnhof den denkbar günstigsten Standort für die vielfältigen Geschäftsverbindungen. Nach einem Bericht von Bürgermeister Scheiff fehlte es der Schlachterei in Duisburg zudem an Erweiterungsmöglichkeiten, auch seien die Kosten für die Benutzung des dortigen Schlachthofes zu hoch. In ihrem

Wagen der Firma Rudolf Warm bei einem Festumzug in Duisburg 1925.
Mit Hut vor dem Wagen: Besitzer Rudolf Warm, rechts neben dem jungen Mädchen sein Schwiegersohn Dr. Heinrich Schnurbusch

Antrag forderten die Ruwa – Werke neben der Befreiung von dem Zwang, einen eventuell später in Ratingen errichteten Schlachthof benutzen zu müssen, die selbstverantwortliche Seuchenvorsorge „im Rahmen der Ausführungsvorschriften des Reichsviehseuchengesetzes."

Das Unternehmen erbot sich, abgesichert durch einen notariellen Vertrag, allen Ratinger Metzgern seine Anlagen wenigstens 15 Prozent unter den Gebühren des Düsseldorfer Schlachthofes auf Dauer zur Verfügung zu stellen. Zugleich

Der bekannte Ratinger Tierarzt Dr. Daniel Holzapfel (rechts) hatte beruflich oft in den Ruwa-Fleischwerken zu tun

sollte es privaten Schlachtern ermöglicht werden, ihr Vieh vor Ort bei der Großschlachterei zu kaufen. Die niedrigeren Benutzungskosten der Anlagen, so die Hoffnung der Ratsherren, werde zu einer erheblichen Senkung der Fleischpreise führen. Auch eröffnete sich die Aussicht auf neue Arbeitsplätze: Nur ein kleiner Stamm von Facharbeitern, so die Zusicherung, werde sich an dem Umzug beteiligen, so daß ein Großteil der neuen Arbeitsstellen mit Ratingern besetzt werden könnte. Außerdem versprach Warm, die beim Um- und Ausbau anfallenden Arbeiten an Ratinger Firmen zu vergeben.

Der zuvor schon vom Verwaltungsausschuß befürwortete Antrag wurde vom Rat einstimmig angenommen, da neben neuen Arbeitsplätzen auch zusätzliche Steuereinnahmen zu erwarten waren. Zudem blieb der Stadt die Errichtung eines eigenen Schlachthofes erspart. Der Zusatzantrag der SPD, alle Ratinger Fleischer zur Benutzung der neuen Ruwa – Anlagen zu verpflichten, wurde auf eine spätere Beratung zurückgestellt. Eine Spende der Fleischwerke von 1.000 RM „für die Armen Ratingens" fand allgemeinen Applaus.

Ob sich die am Anfang gehegten Erwartungen erfüllten, sei dahingestellt. Sicherlich war auch das neue Unternehmen von den Folgen der allgemeinen Wirtschaftskrise betroffen, da die Verbraucher

nicht zuletzt beim Kauf von Fleisch zu sparen begannen. In der Folge gelangten wiederholt Nachrichten über sich verschärfende innerbetriebliche Spannungen in den Fleischwerken an die Öffentlichkeit, die schließlich in einem Streik endeten. Der Streikausschuß berichtete im August 1932 über die Vorgeschichte:

Die Ruwa – Fleischwerke seien unter organisierten Gewerkschaftern schon lange als ein sehr reaktionäres Unternehmen bekannt. In den letzten Jahren seien die Beschäftigten aus den ewigen Schikanen und der kleinlichen Nadelstichpolitik der Geschäftsleitung nicht mehr herausgekommen. Im vergangenen Frühjahr hätten sich die Verhältnisse jedoch in besonderer Weise verschlimmert, da die Firma die Arbeitszeitbestimmungen des Rahmentarifvertrages in einem Sinne ausgelegt habe, daß die betroffenen Arbeiter z. B. niemals im voraus gewußt hätten, wie viele Stunden sie jeweils in der Woche arbeiten müßten. Einen neuen Höhepunkt habe die ohne jede Notwendigkeit erhobene Forderung gebildet, den Arbeitsbeginn viermal die Woche auf morgens vier Uhr zu verlegen. Zum völligen Unverständnis der Belegschaft habe der von ihr angerufene Schlichtungsausschuß diese willkürliche Maßnahme jedoch als rechtens anerkannt.

Diese neue Arbeitszeitregelung, so der Bericht des Streikausschusses weiter, habe die Differenzen noch vergrößert. Ein dem Betriebsrat in der Folge unterlaufener formaler Fehler sei von der Unternehmensleitung dazu benutzt worden, vor dem Arbeitsgericht dessen Absetzung zu beantragen und auch tatsächlich durchzusetzen.

All diese Spannungen und Auseinandersetzungen, die auch in der Persönlichkeitsstruktur des Inhabers Rudolf Warm begründet lagen, waren dazu angetan, die Konfliktbereitschaft der freigewerkschaftlich orientierten Belegschaft zu vergrößern. Das Signal zum Streik gab schließlich Ende Juli 1932 die Kündigung von neun Metzgern - nach Angaben der Geschäftsleitung aus saisonbedingtem Arbeitsmangel, nach Überzeugung der Belegschaft jedoch aus politischen Gründen. Angeblich ging es der Firma darum, die vermeintlichen Hauptunruhestifter loszuwerden. Bis dahin war es den Metzgern im Sinne der Solidarität gelungen, Entlassungen mit Hilfe von Kurzarbeit zu vermeiden. Nach vergeblichen Verhandlungen, in denen sich die Beschäftigten, wie in den Jahren zuvor praktiziert, wieder mit jeder Art von Kurzarbeit, umgelegt auf die Wochentage oder auf bestimmte Gruppen in verschiedenen Perioden, einverstanden erklärten, stellten sie dem Unternehmen ein Ultimatum. Ein von den Metzgern angeregtes, beidseitig vereinbartes Schlichtungsgespräch beim Leiter des Düsseldorfer Arbeitsamtes wurde von der Arbeitnehmerschaft abgesagt, da die von ihr genannte Voraussetzung, die Rücknahme der Kündigungen, nicht erfüllt worden war. Nur mit Mühe konnte der inzwischen eingeschaltete Vertreter des freigewerkschaftlichen „Verbandes der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter“ die Arbeiter dazu bewegen, die gesetzliche Kündigungsfrist einzuhalten. Dennoch geriet die Belegschaft von Anfang an in eine rechtliche Schieflage, da sie das Schlichtungsgespräch beim Arbeitsamt und angeblich die drei Tage vor Streikbeginn notwendige offizielle Ankündigung an die Geschäftsleitung versäumt hatte, so daß die Gegenseite fortan konstant von einem wilden Streik sprach. Schon im weiter zurückliegenden Vorfeld hatte sich gezeigt, daß der Arbeitgeber jeden Fehler nutzte und mit allen juristischen Raffinessen arbeitete.

An dem am 2. August begonnenen Streik beteiligt waren allein die Metzger, genauer gesagt von 35 beschäftigten 32, darunter die neun, deren Kündigung den letzten Auslöser gebildet hatte. Nicht beteiligt waren die 31 Angestellten, sonstigen Bediensteten und Lehrlinge, welche die Produktion weiterzuführen und die Filialen mit den benötigten Waren zu versorgen suchten. Streikposten blockierten den Betrieb, doch wurde den weiter arbeitenden Angestellten usw. durch die Polizei Zutritt verschafft. Zwei Fremden verwehrten die Streikposten unter Androhung von Schlägen als potentiellen Streikbrechern an einem der ersten Tage den Zugang. Für den Fall, daß die Geschäftsführung auswärtige Streikbrecher heranholen sollte, drohte die Streikleitung mit Boykottmaßnahmen gegenüber den firmeneigenen Filialen. Angeblich, so die Einschätzung der Streikenden, erschwerte aber diese Art der Verkaufsstellen die Möglichkeiten zum Boykott.

Von Bedeutung war auch die Haltung der Parteien und der Öffentlichkeit. Natürlich hatte die KPD, wie eine Schlagzeile der „Freiheit“ zeigte – „Der Erfolg ist gewiß, wenn revolutionäre Führung“ – ihre ganz konkreten Vorstellungen, sprach von „antifaschistischen Einheitskomitees“ gegen „faschistischen Lohnraub“, der notwendigen Vorbereitung von

Ruwa-Fleischwerke Ratingen: Mitglieder der Belegschaft in den 1930er Jahren

Massenprotesten usw. Dennoch hielt sie sich nach einer entsprechenden Mahnung der Streikleitung erstaunlich stark zurück und wartete ab. Auch die NSDAP übte, wohl in Erinnerung an ihren angeblichen Charakter als Arbeiterpartei, Enthaltsamkeit, um nicht in den Verruf zu kommen, sich als Streikbrecher zu betätigen. Eine telefonische Anfrage von Rudolf Warm beim NS-Ortsgruppenleiter Peter Schneider nach arbeitswilligen Metzgern stieß auf Ablehnung. Schneider, als gelernter Stellmacher seit langem selbst arbeitslos, ließ sich diese Absage von der Streikleitung gewissermaßen bestätigen und machte sie über die nationalsozialistische „Volksparole" in der Öffentlichkeit bekannt. Die sozialdemokratische „Volkszeitung" begleitete den Streik fortwährend mit sympathisierenden Berichten, wobei dennoch deutlich blieb, daß der Streik letztlich eine Sache der Gewerkschaft und der Streikenden war.

Mit aller Konsequenz versuchte die Streikleitung, jede politische Einmischung abzuwehren. Politisch beheimatet waren die Streikenden, woraus sie keinen Hehl machten, im Umfeld der Freien Gewerkschaften, der SPD und des republiktreuen Reichsbanners. Sie standen offensichtlich in jener nach der Aufhebung der Sozialistengesetze verstärkt gepflegten alten sozialdemokratischen Tradition, die nicht nur die Demokratisierung des politischen Feldes, sondern auch der Wirtschaft, verkörpert in den Betriebsräten und anderen Mitwirkungsgremien, betrieb und durchaus als politisch gemäßigt anzusehen war. Leider war diese nach der Novemberrevolution durch die Gesetzgebung abgesicherte Bewegung infolge der meist vorherrschenden wirtschaftlichen Krisensituation und des Widerstandes der überwiegend konservativen Unternehmerschaft trotz z. T. starker Gewerkschaften insgesamt niemals richtig zum Tragen gekommen. So waren die laut Weimarer Verfassung, Artikel 165, vorgesehenen Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat eine Fiktion geblieben. Das Verhalten Warms und das schikanöse Vorgehen der Geschäftsleitung, die sich von den selbstbewußt auftretenden Gewerkschaftern in ihrer Autorität bedroht sahen, hatte vermutlich zum festen Zusammenschluß der Gruppe wesentlich beigetragen. Ihr besonderer Erfolg hatte, ein in der Krise sehr seltenes Beispiel von Solidarität, bis dahin in der Vermeidung von Entlassungen durch Ausdehnung der Kurzarbeit bestanden.

Zu dieser Zeit gab es schon mancherlei Hinweise auf Verbindungen der Geschäftsführung zu den Nationalsozialisten. So berichtete die „Volkszeitung", daß Warm auf den Eintrittskarten zu NS-Veranstaltungen für seine Produkte werbe und dadurch die NSDAP finanziell unterstütze. Der „Freiheit" war zugetragen worden, der Schwiegersohn und Geschäftsführer Warms, Dr. Schnurbusch, habe für den Tag der letzten Reichstagswahlen (31.7.1932) sein Privatauto der NS-Ortsgruppe zur Verfügung gestellt. Die enge Verbindung beider zu den Nationalsozialisten wurde bei der sogenannten Machtergreifung einige Monate später überdeutlich, als Dr. Schnurbusch, Parteimitglied in Kaiserswerth seit 1932, als Fraktionsführer der NSDAP im Ratinger Stadtrat bei der Ausschaltung der anderen Parteien 1933 eine wichtige Rolle übernahm.

Wie die Bedeutung der anderen Parteien war auch die der NSDAP für den Verlauf und Ausgang des Streiks gering. Die wichtigen Entscheidungen fielen auf dem Felde der Rechtsprechung. Parallel dazu entwickelte sich über die Zeitungen ein publizistischer Kampf um die öffentliche Meinung, in dem die Streikleitung sich neben der „Volkszeitung" und „Ratinger Zeitung" gelegentlich auch der kommunistischen „Freiheit" bediente und so die KPD weitgehend ruhig hielt. Vom Unternehmen in einer vorgeblich neutralen Attitude vorgeschickt wurden zunächst die im Werk verbliebenen Angestellten. In der „Ratinger Zeitung" und anderen Blättern war zu lesen:

Erklärung

Zu den Vorgängen bei den Ruwa-Fleischwerken erklären wir Unterzeichneten folgendes:

Neun Arbeitnehmern ist aus dem Grunde eines erheblichen Arbeitsmangels von der Werksleitung unter Beachtung der gesetzlichen Bestimmungen gekündigt worden.

Wegen Arbeitsmangel ist leider in der deutschen Wirtschaft schon Millionen Arbeitnehmern gekündigt worden.

Die Gewerkschaft und der Betriebsrat drohten der Werksleitung mit Streik und Boykott und verlangten, daß die Werksleitung die Kündigung zurücknehmen sollte und daß vor dem Arbeitsgericht verhandelt würde.

Die Werksleitung stimmte nach einer Bedenkzeit, um Entgegenkommen zu zeigen, einer Verhandlung vor dem Arbeitsamt zu, ohne dazu rechtlich verpflichtet zu sein.

23 Arbeitnehmer warteten diese Verhandlung nicht erst ab, sondern streikten mit den in Kündigung stehenden vor Ablauf der Kündigungsfrist.

Die gesamte Angestelltenschaft und die übrige Arbeiterschaft, insgesamt 31 Arbeitnehmer, haben sich dem Streik nicht angeschlossen.

Nach eingehender Überprüfung der Kündigung der neun Arbeitnehmer stellen wir einwandfrei fest:

1. *Es ist unwahr, daß die Kündigung eine Maßregelung von Seiten der Werksleitung sei.*
2. *Es ist unwahr, daß für die Werksleitung parteipolitische Gründe bei den Kündigungen maßgebend gewesen seien. Die damals in Kündigung stehenden waren aus verschiedenen Parteilagern.*
3. *Es ist richtig, daß die radikalen Elemente den Streik unter revolutionärer Führung parteipolitisch auszuschlachten versuchten.*
4. *Es ist richtig, daß wir das Vorgehen der Gewerkschaft und der Streikenden verwerfen und auch den Anlaß zum Streik nicht anerkennen können.*
5. *Wir verurteilen das Verhalten der Verantwortlichen, die zum Streik gehetzt haben, weil sie dadurch eine Verantwortung für die sich im Streik befindlichen Arbeitnehmer in gewissenloser Form auf sich genommen haben.*

Der Streik ist u. E. ein wilder Streik, da die von der Werksleitung angebotene Verhandlung vor dem Arbeitsamt von den Verantwortlichen nicht angenommen wurde.

6. *Richtig ist, daß nach Streikausbruch fast 16 Tage lang keine neuen Kräfte eingestellt worden sind und keine Fabrikationsstockung bei normalem Sommergeschäft in den Läden eingetreten ist. Das ist ein Beweis für den tatsächlich vorhandenen Arbeitsmangel, der Anlaß zu der Kündigung der neun Arbeitnehmer wurde.*
7. *Wir hoffen, daß diese Erklärung die Einsichtigen in der Bevölkerung veranlaßt, sich einem Boykott der Erzeugnisse der Ruwa-Fleischwerke nicht anzuschließen, vielmehr auch im Interesse der im Betrieb befindlichen Angestellten- und Arbeiterschaft der Firma durch Weiterkauf ihre Treue zu bewahren.*

Metzgermeister Adolf Neveling

Die Angestellten der Ruwa – Fleischwerke (....)

Die Arbeiterschaft der Ruwa – Fleischwerke (....)

Ratinger Zeitung 19. 8. 1932.

Diese sicherlich nicht von den Angestellten selbst, sondern von Juristen entworfene und formulierte Erklärung wirkte recht überzeugend, wobei die dem Leser geschickt suggerierte angeblich neutral - objektive Position der Angestellten eine bewußte Irreführung darstellte; denn die Angestellten waren im Kontext des Streiks schon durch ihre Arbeit ganz Partei und bangten um ihren Arbeitsplatz nicht weniger als die streikenden Metzger. Auffällig war, daß trotz des angeblichen Arbeitsmangels offenbar nur Metzger, nicht aber Angestellte entlassen worden waren. Sicherlich hatten diese im Hintergrund drohenden weiteren Entlassungen dazu beigetragen, daß die in der Erklärung vorgetragene Position im Ergebnis sich als deckungsgleich mit der der Geschäftsleitung erwies. Anscheinend überzeugend nachgewiesen wurde dennoch der „tatsächlich vorhandene Arbeitsmangel“, der nach den Forderungen der Metzger indessen durch weiter ausgedehnte Kurzarbeit hatte aufgefangen werden sollen.

Die in der Erklärung indirekt angesprochene Beschäftigung fremder Arbeitskräfte wurde einen Tag später Wirklichkeit: Über den „Deutschen Fleischergesellenbund“, der zum Umkreis der nach eigenem Selbstverständnis unpolitischen „gelben“ „Hirsch – Dunckerschen Gewerkvereine“ gehörte, wurden in einem ersten Schritt vier Metzger aus Essen angeworben, die unter dem Schutz der Polizei ihre Arbeit aufnahmen. Vergebens beschwor die „Volkszeitung“: „ (...) Es wird diesen Verrätern niemals gelingen, in Ratingen festen Fuß zu fassen. Denn sie werden als Geächtete von der organisierten Arbeiterschaft betrachtet. Ebenso diejenigen, die drin geblieben sind.“ Auf die weiteren Ereignisse blieb dieser Bann ohne Wirkung.

Einige Tage später (22. 8.) erfolgte ein weiterer schwerer Schlag: Die Arbeiterkammer des Arbeitsgerichts Düsseldorf untersagte den Streikenden in einer einstweiligen Verfügung bei Androhung einer Geldstrafe bis zu 1.000 Mark oder einer Gefängnisstrafe bis zu vier Monaten, „arbeitswillige und solche Arbeiter, die bei der Antragstellerin Arbeit suchen, durch Gewalt oder Drohung ... an der Ausübung oder dem Antritt der Arbeit zu hindern.“

Damit hatte die Streikgemeinschaft eine schwere Niederlage erlitten. Die Streikposten vor dem Betriebsgebäude an der Kaiserswerther Straße hatten nach dem Richterspruch eigentlich ihren Sinn verloren, wurden aber noch weitergeführt. Schon zuvor waren die produzierten Waren unter dem Schutz der Polizei abtransportiert worden. Mit der Anwerbung neuer Arbeitskräfte schwand für die Streikenden, zumal für die neun schon Entlassenen, die Aussicht auf Rückkehr an die alten Arbeitsplätze immer mehr.

Das Urteil des Arbeitsgerichts ist nur in der in den Zeitungen abgedruckten Kurzfassung erhalten. Es fehlen die Begründungen, die aus dem Kontext jedoch nicht schwer zu erschließen sind. Juristisch beinhaltete der Rechtsfall mehrere

Frühstückspause in der Werkskantine

gegeneinander abzuwägende Interessen: die Durchsetzung legitimer arbeitsrechtlicher Ansprüche der Metzger wie den Schutz vor politisch motivierten Entlassungen notfalls auch durch Streik - und auf der anderen Seite die Rechte der Arbeitswilligen und des Unternehmens auf Ausübung ihrer Erwerbstätigkeit. Offensichtlich sah das Gericht die Voraussetzungen für die Anwendung des Streikrechts, dem eine Art Notwehrcharakter zukommt, als nicht gegeben an, da vor der Ausrufung bestimmte Fristen nicht eingehalten, nicht alle Schlichtungsmöglichkeiten ausgeschöpft und – am wichtigsten – Hinweise auf eine unberechtigte Kündigung der neun Arbeiter nicht zu erkennen waren. Obsiegen mußten darum die Rechte der Arbeitswilligen und des Unternehmens.

Mit der Anwerbung ortsfremder Streikbrecher war, wollten die Streikenden ihre früheren Ankündigungen wahr machen, nun der Boykott der Verkaufsstellen in Angriff zu nehmen. In zwei Flugblättern riefen die Gewerkschaften, Verband der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter, zum Boykott auf. Weitere Maßnahmen wie die Aufstellung von Warnposten vor den Geschäften unterblieben, vielleicht wegen der zu geringen Zahl der Streikenden. Aber die Fleischwerke erreichten binnen kurzem, am 26. 8., vor dem Düsseldorfer Arbeitsgericht eine weitere einstweilige Verfügung: es wurde der Gewerkschaft und deren Beauftragten unter Androhung einer Geldstrafe von bis zu 10.000 RM oder einer Haftstrafe bis zu sechs Monaten „die Herstellung, und Verbreitung von Erklärungen und Flugblättern gleichen oder ähnlichen Inhalts“ verboten. Die Ruwa – Fleischwerke verfehlten nicht, diese gerichtliche Maßnahme, begleitet von einem entsprechenden Kommentar, über Zeitungen der Öffentlichkeit mitzuteilen. Ein verantwortlicher Gewerkschaftsvertreter wurde übrigens, da er nicht unmittelbar nach dem gerichtlichen Diktum das Erscheinen eines Flugblattes angehalten hatte, zu einer Geldstrafe von 500 Mark verurteilt, dem Arbeitslohn von 15 bis 20 Wochen.

Obwohl die Streikleitung sich selbst und ihren Schicksalsgenossen etwa in der „Volkszeitung“ noch Mut zu machen suchte und z. B. davon sprach, das bestreikte Unternehmen „flüchte“ zu einstweiligen Verfügungen, waren die Würfel gefallen. Vergebens hoffte man auf die noch ausstehenden Gerichtsurteile. Die im Vorfeld und schon zu Beginn begangenen Fehler und die Fragwürdigkeit der angegebenen Streikgründe waren nicht mehr zu korrigieren, Einwirkungsmöglichkeiten auf das Unternehmen nicht mehr vorhanden.

Das Düsseldorfer Arbeitsgericht bemühte sich Anfang September in mehreren Terminen und z. T. stundenlangen Verhandlungen, um die „Entscheidung in der Hauptsache“ zu vermeiden, auch mit Rücksicht auf das Schicksal der Streikenden um einen Vergleich. Der Verband der Getränke- und Nahrungsmittelarbeiter forderte als Beauftragter der Streikenden die Entlassung der auswärtigen Streikbrecher und die Wiedereinstellung der früheren Belegschaft einschließlich der neun Entlassenen. Ein Vergleichsvorschlag des Gerichts, die Firma solle sich verpflichten, bis Januar 1933 bei Neueinstellungen „nach Möglichkeit“ auf frühere Belegschaftsmitglieder zurückzugreifen, wurde als unzureichend abgelehnt.

So bestätigte das Gericht in seiner Entscheidung am 10. September die beiden einstweiligen Verfügungen und damit das Verbot aller Streik- und Boykottmaßnahmen. Von einer Wiedereinstellung war keine Rede mehr.

In einem Schlußabkommen des Verbandes der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter mit den Fleischwerken wurde der Streik einige Tage später endgültig liquidiert. Am 16. September war in der „Volkszeitung“ zu lesen:

Beendigung des Arbeitskampfes bei den Ruwa – Fleischwerken

Hierdurch teilen wir mit, daß der Arbeitskampf, der zwischen der Firma Ruwa – Fleischwerke, Inhaber Rudolf Warm, Ratingen, einerseits, und dem in den Streik getretenen Teil der Belegschaft, sowie dem unterzeichneten Verband der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter, sowie dem Allgemeinen Gewerkschaftsbund, Düsseldorf, andererseits, bestand, beendet ist. Der von den streikenden Arbeitnehmern und den unterzeichneten Verbänden gegen die Ruwa-Fleischwerke und ihre Verkaufsstellen eingeleitete Boykott ist aufgehoben.

Ruwa – Fleischwerke , Inh.: Rudolf Warm.

Dr. Heinz Schnurbusch.

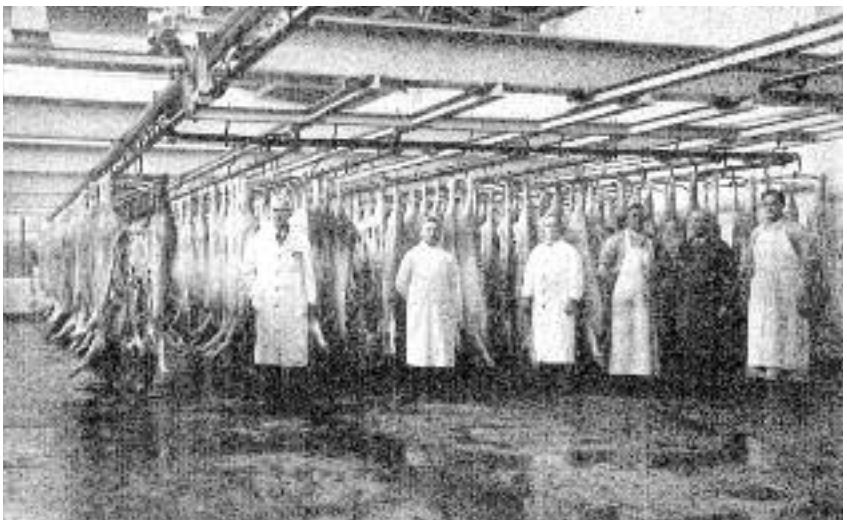
Verband der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter.

Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund.

Paul Oberpichler. Hans Büttner.

Offenbar verzichtete das Unternehmen stillschweigend auf früher erhobene finanzielle Entschädigungsansprüche. Von den Interessen der ehemaligen Beschäftigten war in dem Vertrag nicht mehr die Rede, die Ruwa – Fleischwerke hatten nach etwa sieben Wochen auf der ganzen Linie gesiegt. In einer mündlichen Zusatzvereinbarung, die vermutlich niemand mehr ernst nahm, versprach das Unternehmen, bei Neueinstellungen auf frühere Arbeitnehmer zurückzugreifen.

In der Bilanz wird deutlich, daß es sich bei den Metzgern der Ruwa – Werke zum Unterschied von den kommunistischen Streikführern der Pflichtarbeiter um Gewerkschafter handelte, die den Streik bewußt und gezielt als Mittel für die Durchsetzung vermeintlich berechtigter, konkreter Ansprüche einsetzten. Der Kern dieser Belegschaft war vermutlich schon 1929 mit dem Unternehmen von Duisburg nach Ratingen gekommen - über den Personenverkehr der Westbahn gab es noch 1936 eine Reihe Duisburger Pendler – und offenbar von dem gewerkschaftlichen Denken der relativ krisenfreien Jahre von 1924 bis 1930, die zugleich manche Ansätze sozialstaatlicher Maßnahmen zeigten, geprägt. Ausdruck dieser freigewerkschaftlichen Orientierung war, daß man es zunächst durchsetzte, auf die während der Weltwirtschaftskrise zurückgehenden Aufträge nicht mit Entlassungen, sondern im Sinne der Solidarität mit Kurzarbeit zu reagieren. Die Aufkündigung dieses Solidaritätsprinzips durch das Unternehmen, ausgedrückt durch die neun Entlassungen im Sommer 1932, führ-



Die Ruwa-Fleischwerke Ratingen im Jahre 1936. Dritter von links Metzgermeister Fritz Warm, der Neffe des Firmeninhabers und zeitweise Prokurist der Firma

te bekanntlich zur Auslösung des Streiks. Dessen Ziel war nach außen die Rücknahme der Kündigungen, in der Sicht der Streikenden die Wiederherstellung des Solidaritätsmodells.

Es mutet beinahe tragisch an, daß die Belegschaft sich schon im Vorfeld des Streiks im Gestrüpp gesetzlicher Auflagen verfing. Die Entlassung aus politischen Gründen erwies sich als nicht nachweisbar, wohl aber, je länger je mehr, der von dem Unternehmen angeführte Mangel an Arbeit, womit dem Streik die nötige legitime Basis fehlte. Einen einklagbaren Anspruch, Entlassungen durch Kurzarbeit zu vermeiden, gab es nicht. Ihre Solidarität hatte die Metzger ermutigt, den Streik zu wagen. Dennoch wäre es nicht richtig, sie ohne die Berücksichtigung schuldhafter Versäumnisse als Hauptursache des Scheiterns anzusehen. Die allgemeine Niederlage am Schluß führte alle am Streik Beteiligten in die Arbeitslosigkeit.

Ein Ausblick auf die weitere Entwicklung des Unternehmens zeigt, daß die Geschäftsleitung nach der Machtergreifung ungeniert mit fliegenden Fahnen zu den Nationalsozialisten überging. Warm gehörte der Partei bis dahin noch nicht an, veranstaltete aber dennoch als einziger Ratinger Unternehmer im März 1933 aus Anlaß der nationalsozialistischen Machtübernahme für seine Belegschaft eine allgemeine Feierstunde, in der er selbst als Redner auftrat. Sein Schwiegersohn, Dr. Schnurbusch, beherrschte in diesen Monaten als NS-Fraktionsführer im Ratinger Stadtrat und z. B. als Festredner am „Tag der nationalen Arbeit“ vielfach die politische Szene. Später war er jahrelang ehrenamtlich für die Partei als vielbeschäftigter „Gauredner“ tätig.

Im Betrieb war das Verhältnis der beiden von Rivalität bestimmt. So verbannte Warm seinen Schwiegersohn, der zur Zeit des Streiks eine wichtige Rolle gespielt hatte, aus der Geschäftsführung, geriet aber in finanzielle Schwierigkeiten, so daß er Ende 1934 die Zahlungen einstellen und bei seinen Gläubigern um einen Vergleich nachsuchen mußte. Da Warm bei den Banken wenig Vertrauen genoß – in seinem sprunghaften Wesen und schwierigen Charakter lagen mit die Ursachen des Streiks und des geschäftlichen Desasters – bestanden diese auf der Ablösung Warms durch den Schwiegersohn.

Als Warm sich verweigerte und zum Notariatstermin nicht erschien und bei einer Schuldensumme von 500.000 Mark von Seiten der Gläubigerbanken unmittelbar die Konkurseröffnung drohte, spitzte sich die Situation dramatisch zu. Nach einer im Wartesaal des Westbahnhofs mit 60 bis 80 Personen an einem Samstagabend abgehaltenen Betriebsversammlung, in welcher der innerbetriebliche Vertrauensrat über die bedrohliche geschäftliche Situation und das Verhalten Warms berichtete, zog die Belegschaft zu dessen gegenüberliegender Wohnung. Als Warm an der Türe erschien und sich in provozierender Form zu rechtfertigen suchte, wurde er von kräftigen Fäusten gepackt und mißhandelt. Die schnell alarmierte Polizei schützte Warm vor weiteren Mißhandlungen, nahm ihn aber für zwei Tage in Schutzhaft. Auffällig war die Abwesenheit von Warms Schwiegersohn und Geschäftsführer, Dr. Schnurbusch, der zwar am Morgen den Vertrauensrat unterrich-

Dr. Heinz Schnurbusch, Fraktionsvorsitzender der NSDAP im Ratinger Stadtrat und Gauredner der Partei, bei einer Ansprache zum 1. Mai 1933 im Ratinger Stadion

tet hatte, von der auf den Abend angesetzten Versammlung aber nichts gewußt haben wollte. Angeblich war er zu dem Zeitpunkt als Gauredner unterwegs, was die Vermutung nach einem wohlvorbereiteten Alibi nahelegt. Im Konkurrenzkampf mit seinem Schwiegervater um die Werksleitung konnte Dr. Schnurbusch übrigens in Aussicht stehende profitable staatliche Aufträge für sich ins Feld führen.

Durch Einschreiten der NSDAP wurde Warm in den nächsten Tagen zum Verzicht auf die Geschäftsleitung genötigt und verpflichtet, Ratingen als Wohnsitz aufzugeben. Schon zuvor war ihm von den Gläubigern das Betreten seines Betriebes verboten worden. Mehrere von Warm wegen der Mißhandlungen namhaft gemachte Übeltäter, größtenteils Parteigenossen, kamen mit einer erstaunlich niedrigen Geldstrafe davon. Offenbar paßte das von Warm gebotene Bild eines Unternehmers nicht in den Rahmen eines pflichtbewußten nationalsozialistischen „Gefolgschaftsführers".

Im Verlaufe weiterer Nachforschungen wurde festgestellt, daß Warm beim Parteieintritt 1933 einige weniger schwere Vorstrafen verschwiegen und dadurch eine falsche eidesstattliche Erklärung abgegeben hatte. Es folgte der Parteiausschluß. – Kurz vor Kriegsbeginn übersiedelten die Fleischwerke unter einem neuen Namen an den unteren Niederrhein.

Wir danken Herrn Manfred Warm, einem Großneffen des Firmengründers Rudolf Warm, für seine Mithilfe und die Überlassung einiger Fotos. Herr Warm arbeitete viele Jahre bei der Metzgerei Möllmann in Ratingen.

Hermann Tapken

Benutzte Quellen:

Zum Pflichtarbeiterstreik 1930:

Ratinger Zeitung: 24.5; 2.6;

Volkszeitung:
10.5.; 14.5.; 21.5.; 3.7.; 18.10.1930.

Freiheit: 4.3.; 21.5.; 22.5.; 23.5.; 24.5.; 27.5. 30.5.; 2.6.; 5.6.; 21.6.1930.

Zu den Fürsorgearbeitern:

Ratinger Zeitung: 5.2.; 11.2.; 1.3.; 16.3.; 21.10.1932; 22.3.; 3.4.; 2.5.1933.

Volkszeitung: 21.10.1932.

Zum Streik der Ruwa – Metzger:

Ratinger Zeitung: 25.1.; 11.2.1928. 5.8.; 19.8.; 24.8.; 29.8.; 9.9.; 10.9.; 16.9.1932.

Volkszeitung: 6.7.; 5.8.; 20.8.; 25.8.; 29.8.; 10.9.; 16.9.1932.

Freiheit: 3.8.; 4.8.; 13.8.; 1.9.; 3.9.; 14.9.1932.

Volksparole: 30.8.1932.

Nazi – Sozi: Nr. 25 14.8.; Nr. 31 25.9.1932.

StA Rtg. 2 – 1885.

StA Rtg. 3 – 298.

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD) Rep 114 – 8386.

Paass
Spedition GmbH

Paass
ZEITSCHRIFTEN-FACHSPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Breitscheider Weg 117b ● 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 43 - 0 ● Fax 0 21 02 / 93 43 19

Tischlerei Frey Möbel und Innenausbau

● Neuanfertigung ● Ergänzung ● Reparatur

- Nach eigenen und gegebenen Entwürfen
- Echtholz oder Kunststoffdekor
- In massiver , furnierter oder farbiger Ausführung
- Oberflächen geölt , gewachst oder lackiert

Manfred Frey
Tischlermeister

Tel./ Fax 02102 -399672

Breitscheider Weg 115
40885 Ratingen-Lintorf

Individuelle Maßanfertigung
für alle Räume Ihres Hauses

- Innentüren
- Möbel aller Art
- Wand- und Deckenvertäfelung
- Fertigparkett und Laminat
- Treppenrenovierung

und vieles mehr

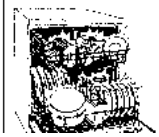
manfred-frey@tischlerei-frey.de ------ www.tischlerei-frey.de

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG

Breitscheider Weg 115
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 70 31 28
Fax 0 21 02 / 70 31 34

KUNDENDIENST

KUND



für Waschmaschine,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro Manteufel + poc
Meisterbetrieb

Lintorf · Breitscheider Weg 115
Tel. 3 43 55 · Fax 12 78 82

KAROSSERIEBETRIEB
G. KRAUSE
UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie
Fachbetrieb

89 32 89

MUNK BEDACHUNGEN

GmbH gegr. 1920

Dachdeckermeister für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik
Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 7 31 10, Fax 3 65 68

hilgenstock bauelemente GmbH

Lieber gleich zum Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren - Wir beraten - Wir montieren
Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 9 34 20
Fax: 0 21 02 / 93 42 42 · Internet: www.hilgenstock.de · www.fenstersicherheit.de

ZEITSCHRIFTENVERTRIEB
BERTELSMANN-LESERING
DER CLUB

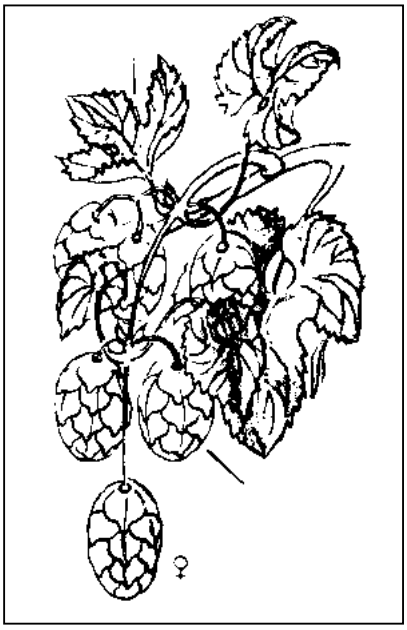
Peter Coenen GmbH
Wedauer Straße 8 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 3 19 24 · Fax 3 29 24

Ratingen: Biermetropole seit dem Mittelalter

Bierbrauen hat in Ratingen eine große Tradition. Bereits am 26. November 1341 haben Graf Adolf und Gräfin Elisabeth von Berg der Stadt Ratingen die „Biergrüt-Gerechtsame“, die auch als Grüt-Privileg bezeichnet wird, verliehen. Dieses legte fest, dass alle Einwohner des Amtes Angermund, wozu damals auch Velbert und Heiligenhaus gehörten, die zum Brauen ihres Bieres notwendige „Grüt“ in Ratingen kaufen mussten. Dieses Monopol sicherte der Stadt Ratingen und der Bürgerschaft für längere Zeit gute Einnahmen.

Die Stadt Ratingen hatte dem Grafen dafür pro Jahr 14 Mark für das Grütrecht zu zahlen, das wie auch das Münz- oder Zollrecht nur der Landesherr vergeben durfte. Die Stadt musste darüber hinaus die zur Hofhaltung des Grafen in Angermund benötigte Grüt liefern. Grüt war eine Mischung aus Getreide sowie Kräutern, wie z. B. Wiesenschaumkraut oder Hirtentäschel und möglicherweise auch Johanniskraut. Auch das würzige Heidekraut Gagelstrauch, das in den verschiedenen Heidegebieten wie etwa im Ratinger Osten oder auch in Tiefenbroich wuchs, gehörte dazu. Die heutige Grütstraße zwischen der Kirchgasse an der Pfarrkirche St. Peter und Paul und der Turmstraße in der Innenstadt von Ratingen ist klarer Beweis für die Biertradition der Dumeklemmerstadt im Mittelalter zu einer Zeit, als es noch keinen Hopfen in unserer Region gab. Dort stand das „Grüthaus“, wo die Mischung hergestellt und angeboten wurde. Bierbrauer wurden damals auch als „Grüter“ bezeichnet. In Texten aus jener Zeit ist die Rede von dem Grüter bzw. Bierbrauer Thomas in einer Quelle aus dem Jahre 1362. Und 1471 soll dann auch schon mal ein Bierhersteller beim widerrechtlichen Schwarzbrauen erwischt worden sein.

Gagelstrauch (Myrica gale)



Hopfen (Humulus lupulus)

Die Biergrüt-Gerechtsame als Biersteuer bescherte der Stadt Ratingen bis ins ausgehende 15. Jahrhundert eine sichere Einnahmequelle. Diese Quelle versiegte dann nach und nach. Immer mehr wurde der sich aus Süddeutschland ausbreitende Hopfen für das Bierbrauen verwendet. Hopfen war höchstens ein Viertel so teuer wie Grüt. Auch hier war Ratingen übrigens Vorreiter und kaufte als Stadt beispielsweise schon im Jahre 1451 selbst Hopfen ein, während die Brauer in Dortmund – später als Bierbrauerhochburg weltbekannt – erst 1515 das erste Hopfenbier brauten. Als Ersatz für die abnehmenden Grütsteuern bat die Stadt Ratingen den Landesherren um ein neues Privileg. Danach sollte es niemandem im Amt Angermund erlaubt sein, Bier zu zapfen, das nicht in Ratingen gebraut oder von dort geholt worden war. Man stelle sich eine solche Regelung für die Gegenwart vor. Die Düsseldorfer

Die Grütstraße in Ratingens Stadtmitte in den 1940er Jahren. Sie ist eine der ältesten Straßen der Stadt. Ihr Name erinnert an das Grüt-Privileg, das der Stadt Ratingen 1341 verliehen worden war. Vor dem Ersten Weltkrieg hieß die Straße zeitweise Grünstraße, da niemand in der Stadt etwas mit dem Begriff „Grüt“ anzufangen wusste. Erst der Direktor des neuen Progymnasiums, Dr. Johannes Petry, sorgte 1914 dafür, dass die Straße ihren mittelalterlichen Namen zurückerhielt

wären glücklich über ein vergleichbares Bierprivileg. Die Bitte Ratingens wurde damals erhört. Am 29. Mai 1510 wurde ihr das Recht des Bierbrauens für das ganze Amt Angermund vom damaligen Herzog verliehen. Brauen, Malzen und Zapfen waren ab sofort den Ratingern vorbehalten, die für das Brauhandwerk eigens eine Zunft gemeinsam mit den Bäckermeistern unterhielten. Schon im selben Jahr, am 7. Dezember, wurde diese Regelung allerdings wieder abgeändert. Es hatte offensichtlich Probleme mit dem Zwang für die Bevölkerung gegeben, das Bier nur in Ratingen brauen bzw. erwerben zu können. Brauen war nunmehr überall im Amt Angermund zugelassen. Allerdings mussten die Brauer als Voraussetzung einen Pachtvertrag abschließen. Danach war jeder vierte Pfennig des Brauereiumsatzes – sprich 25 Prozent – an das Amt Angermund zu entrichten. Der Gerstensaft war offensichtlich so beliebt, dass dennoch viele Brauhäuser auch außerhalb Ratingens entstanden. Auch in der Dumeklemmerstadt wurde kräftig weitergebraut. Die Stadt Ratingen verkaufte beispielsweise im Jahr 1623 aus den stadteigenen Hopfengärten rund 800 Pfund dieser Würze, die das Bier schmackhafter und haltbarer als mit Grüt erstelltes Gebräu werden ließ.

Seit Einführung des Hopfenbieres dürfte es in Ratingen mehrere kleine Hausbrauereien gegeben haben, in denen das Bier gebraut und direkt in entsprechenden Kannen und Fässern verkauft wurde. Manchmal war auch eine Gastwirtschaft angegliedert. Für die Jahre 1859 bis 1861 weist eine Statistik für Ratingen neun Bierbrauereien aus.

Nur eine davon ist namentlich noch bekannt: Die Brauerei Strucksberg. Diese Brauerei bestand von 1850 bis etwa 1915. Sie war an eine Gastwirtschaft angeschlossen. Schon 1903 war sie die letzte in Ratingen noch betriebene Bierproduktionsstätte. Größere Produktionsanlagen, ausgereiftere Abfülltechniken, die zu mehr Haltbarkeit führten, und bessere Transportmöglichkeiten z. B. mit der Eisenbahn aus den Großstädten verdrängten die Hausbrauereien in unserer Region. Gottfried Strucksberg hatte für seine Hausbrauerei an der Oberstraße 26 in der Ratinger Innenstadt noch den Kornsturm mit Garten an der Wallstraße gekauft, um dort einen Brunnen zu legen, der gutes Wasser zum Bierbrauen lieferte. Zeitgenössische Besucher haben behauptet, das Strucksbergsche Bier habe am besten geschmeckt, wenn es ein aus Bayern stammender Brauknecht hergestellt hatte. Zeitweilig wurden bei dem offensichtlich großen Durst der Dumeklemmer zwei bis drei Brauknechte beschäftigt. Bierkutscher war um 1890 „et Jöngke“, ein Ratinger Original, das die Fässer auf einer Karre transportierte und dabei Tragriemen – sogenannte „Hölpe“ – als Hilfe benutzte. Diese Riemen soll er auch schon mal gegen ihn hänselnde Jugendliche eingesetzt haben.

Am 1. Mai 1902 hatte Carl Strucksberg als Bierbrauereibesitzer übrigens auch eine Eismaschine in Betrieb genommen und so angelegt, dass Stangeneis auch für Haushaltungen, Geschäfte und andere Gastwirtschaften geliefert werden konnte. Aus einem Werbetext geht hervor, dass von Strucksberg auch „Obergähriges Flaschenbier“ frei Haus geliefert wurde – 25 Flaschen für drei Mark. Als der Erste Weltkrieg begonnen hatte und Karl Strucksberg jun. eingezogen wurde, folgte zeitlich die Einstellung der Bierproduktion bei Strucksberg, auch weil damals alle Kupfergerätschaften für die Waffenproduktion abgeliefert werden mussten. Die für viele Jahrzehnte letzte Ratinger Bierbrauerei machte dicht. Nach dem Krieg verkaufte schon in den 1920er Jahren die „Schenkwirtschaft Strucksberg“ Fremdprodukte: Dortmunder Union und Schwabenbräu Düsseldorf. Die Gaststätte mit ihrem großen Veranstaltungssaal existierte bis zum 22. März 1945. Durch den furchtbaren, folgenschweren Bombenangriff an diesem Tag auf das Stadtgebiet fiel sie in Schutt und Asche. Sie entstand nicht mehr wieder.

Mit der Einstellung der Bierproduktion bei Strucksberg im Jahr 1915 hatte eine weit über 550 Jahre alte heimische Brautradition in Ratingen ihr vorläufiges Ende gefunden. Mit der Einrichtung des neuen „Ratinger Brauhauses“ an der Bahnstraße knüpft die Familie Poensgen jetzt dankenswerterweise an diese große Bierbrauer-Tradition in der alten bergischen Hauptstadt an.

Wolfgang Diedrich

Die Gaststätte „Strucksberg“ an der Oberstraße im Jahre 1926.
Sie wurde am 22. März 1945 durch den Luftangriff auf Ratingen zerstört und nach dem Krieg als Gaststätte nicht wieder aufgebaut.
Im ehemaligen Saal entstand in den 1950er Jahren das Metropol-Theater

Familie Poensgen braut echtes Ratinger Bier

Erstmals seit 90 Jahren wieder eine Brauerei in der Dumeklemmerstadt

Sensation in der heimischen Gastronomie, Kneipenlandschaft und Braugeschichte Ratingens: Erstmals seit rund 90 Jahren wird in der Dumeklemmerstadt wieder Bier gebraut. Ratingens beliebter Gastronom Hans-Willi Poensgen und seine Söhne Dirk und Thomas haben an die große Bierbrauertradition in unserer Heimatstadt angeknüpft. Sie haben an der Bahnstraße im bisherigen Lokal „Schinderhannes“ das „Ratinger Brauhaus“ mit allen zum Bierbrauen notwendigen Gerätschaften eingerichtet. Herstellung, Ausschank und Verkauf von mundigem „Ratinger Alt“ sind seit März 2005 erfolgreich angelaufen.

Hans-Willi Poensgen hat bei der Konzeption für das Brauhaus auf die Fortsetzung der Wirtshaustradition in seiner Familie großen Wert gelegt. Das Gasthaus an der Bahnstraße 15 hat sein Vater Theo Poensgen 1933 eröffnet. Den Namen der Kneipe „Zum treuen Husar“ hatte der Wirt seinem Vater Johann Poensgen gewidmet, der in Krefeld bei den dort stationierten Husaren gedient hatte. Auch das beliebte traditionsreiche Volkslied vom treuen Husaren dürfte bei der Namensfindung eine Rolle gespielt haben. 1952 übernahm Hans-Willi Poensgen die Leitung des Gasthauses. 1955 kam zur Gastwirtschaft der „Spiegelsaal“ als überaus beliebter Veranstaltungsraum für größere Feste und Feiern hinzu. Unvergessen sind die tollen Winterfeste der Wilhelm-Tell-Kompanie der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen in dem schönen Saal, der heute eine Tanzschule beheimatet. Unvergessen auch die schönen Spiegel und die beeindruckende Vogelvoliere in dem Saal, der sich gewissermaßen als Zweitname des Wirtshauses in der Bürgerschaft einprägte. Vor 15 Jahren erhielt das Gasthaus den jetzt vom „Ratinger Brauhaus“ abgelösten Namen „Schinderhannes“. Die Grenadiere der Ratinger Schützenbruderschaft fühlen sich hier ebenso zu Hause wie die Karnevalsfreunde von der Dumeklemmergarde und mehrere Kegelclubs. Auch bei den angebotenen Speisen hatte Hans-Willi Poensgen als Gastronom neue Wege beschritten, beispielsweise mit dem „Essen vom heißen Stein“.

An die Husarentradition seiner Vorväter hat Poensgen jetzt mit dem Bier-Emblem auf Bierdeckeln etc. angeknüpft. Zu sehen ist ein gut aufgelegter Husar mit roter Jacke, der dem Betrachter mit einem Glas Bier in der einen Hand zuprostet, mit der anderen Hand eine Fahne präsentiert, die dem Ratinger Wappen nachempfunden ist, und auf einem großen Bierfass sitzt, das den Schriftzug „Ratinger Alt“ trägt. Nicht fehlen darf natürlich der Hinweis auf den Namen des Gastronomiebetriebes „Ratinger Brauhaus“. Mit sichtlichem Stolz kommentiert Hans-Willi Poensgen, dass man einen solchen Namen nur tragen darf, wenn vor Ort auch gebraut wird. Die Umbauphase zum Brauhaus ist abgeschlossen. Passanten an der Bahnstraße drücken sich an den neuen Fenstern die Nasen platt.

Es sind Falttüren, die im Sommer geöffnet werden können und Außengastronomie ermöglichen. Im für das Sudhaus erweiterten Gastraum, an dessen Wänden Wandmalereien mit der Tradition verpflichteten alten Ratinger Motiven Gemütlichkeit verbreiten, sieht man die Braukessel auf grünem Sockel und mit beeindruckenden edlen Kupferhauben. Die computergesteuerte Braumaschine stammt übrigens von einem Hersteller in Rostock-Warnemünde, wo das Patenschiff der Stadt Ratingen, das Schnellboot „Wiesel“, stationiert ist. Der Gast im Sudhaus nimmt auf schöner Möblierung mit holzgeschnitzten Hinweisen auf das Brauhaus und dessen Errichtung im in römischen Ziffern festgehaltenen Jahr 2004 Platz. Im Sudhausbereich können die Besucher beim Bierbrauen zuschauen, den frisch entstehenden Gerstensaft riechen und dann natürlich ein „Ratinger Alt“ schmecken. Diese Bezeichnung hat sich die Familie Poensgen natürlich schon schützen lassen. Vom Schankraum wird der Sud aus den Braukesseln in die Gärkammer in dort installierte insgesamt 30 Edelstahlbehälter geleitet. Der Ratinger Gerstensaft braucht 12 Tage Gärung und muss anschließend ca. drei Wochen reifen. Alle sechs Stunden ist theoretisch ein Sudvorgang möglich. Hinter Gärraum und Reifekammer befinden sich das Malzlager und die Malzmühle sowie die Fassspülstation und das Kühlhaus.

Hopfen, Malz und Hefe werden angeliefert. Das Ratinger Wasser ist gut und für das Bierbrauen bestens geeignet. Mit Hilfe eines für die neue Hausbrauerei eingestellten Fachmannes – ein Brauer und Mälzer, der seine Ausbildung in der bekannten Düsseldorfer Brauerei Uerige gemacht hat, – wurde ein erfolgreicher Start hingelegt. Das leckere obergärige Ratinger Alt wird nach dem Reinheitsgebot von 1516 gebraut. Die ureigenste Geschmacksrichtung des Ratinger Alt wurde mit der entsprechenden Mischung der Rohstoffe getestet. Dabei hat eine „Findungskommission“ aus für echten heimatlichen Biergeschmack prädestinierten Gerstensaftfans mitgeholfen. In der abschließenden Abstimmung über fünf verschiedene Geschmacksrichtungen gab es eine klare Mehrheit für das jetzt im Ausschank befindliche Bier. Das frisch gebraute spritzige Nass wird nur vor Ort im Ratinger Brauhaus ausgeschenkt und verkauft. Mitnehmen kann man es u.a. in eigens dafür produzierten Fässern ab einer Größe der „Pittermännchen“ mit fünf Litern Bier. Die Brauanlage ist auch geeignet für andere Biersorten als Altbier.

Das Ratinger Brauhaus ist eine Attraktion für Freunde guter Gastlichkeit in Ratingen geworden und zieht auch viele Gäste aus der Region an. Die Lage des Gasthauses ist dafür ideal. Nah zur Innenstadt sowie zum Calor-Gelände, Balcke-Dürr-Bereich und Ratinger Osten gelegen, bringt die neue Hausbrauerei eine Aufwertung der Bahnstraße mit sich und ist ein Volltreffer für das Stadtmarketing der alten bergischen Hauptstadt Ratingen.

Wolfgang Diedrich

... Wußten Sie schon?

Wir halten zwei Bundeskegelbahnen für Sie bereit!

Herzlich Willkommen im Ratinger Brauhaus
Bahnstraße 15 - 40878 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 2 19 81 - www.poensgen.net

Ratinger Brauhaus®

Als ich ein erfolgreicher Dieb wurde

Vorausschicken muss ich, dass wir von 1898 bis 1982 unseren Fahrzeugbaubetrieb auf der Bahnstraße hatten. Das Büro war am Eingang mit Blick zur Straße. Das war manchmal sehr unterhaltsam, man ging ja zu Fuß zur Calor Emag, Eisenhütte, zu Ullrich und zu den Dürrwerken. Im Übrigen waren auch auf der Bahnstraße viele Leute beschäftigt: neben den Arztpraxen von Dr. Eigen und Dr. Hinsen produzierte die Lackfabrik Dr. Schmitt, daneben arbeitete die Ankerwickelei Ludwig Müller, darüber die Holzverarbeitung Gebrüder Döllken, die sich auf die Herstellung von Chippendale-Füßen und -beinen für die Möbelindustrie spezialisiert hatte. Den größten Bereich umfasste die Matratzenfabrik Schmitz & Co. (Schmico). Sie fertigte hier und in den Zweigbetrieben Weingarten und Zusmarshausen Federkern-Sitze für die Autounion (DKW), die in Düsseldorf-Rath ihre Nachkriegsproduktion aufgenommen hatte. Neben Schmico befanden sich die Spedition Pönsgen, das Privat- und Bürohaus der Maschinenfabrik Besta und um die Ecke das Autohaus Willi Giertz (heute Fa. Sahm) mit DKW- und Borgward-Vertretung, dessen Ursprung wiederum auf der Bahnstraße 10 (heute Salon „UM EIN HAAR“) war.

Und nun zum eigentlichen Thema:

Es war im Jahre 1974. In dieser Zeit stellten wir neben normalen Anhängern und LKW-Aufbauten viele Einachs-Anhänger für den Obst- und Gemüsetransport her, die von Kolonialwarengeschäften und Marktbeschickern bestellt wurden.

CALOR-EMAG
ELEKTRIZITÄTS-AKTIENGESELLSCHAFT
RATINGEN

DÜSSELDORFER EISENHÜTTENGESELLSCHAFT
SCHRAUBEN- UND NIETENFABRIK · RATINGEN BEI DÜSSELDORF

Firma
Gebr. Wetzel,

Dürrwerke
AKTIENGESELLSCHAFT
Bo. Ratingen-Ost, den 18.Sept.1936
RECHNUNG
Fa.
Gebrüder Wetzel,

RATINGER MASCHINENFABRIK UND EISENGIESSEREI
AKTIENGESELLSCHAFT
RECHNUNG Nr. 10066

Briefköpfe Ratinger Firmen aus den 1930er bis 1950er Jahren

So kam auch eines Tages ein gutaussehender Herr aus Essen ins Büro und bestellte einen Anhänger nach seinen Wünschen und Maßangaben für den Verkauf von Strümpfen und Socken auf dem Wochenmarkt. Er hatte genaue Vorstellungen, wie er den Verkauf vom Fahrzeug aus tätigen wollte, und nach einem längeren Gespräch waren wir uns über die Ausführung einig. Ich rechnete kurz, und mit dem genannten Preis war er einverstanden.

Der Anhänger wurde fertig gestellt und stand zur Abholung bereit.

Der Essener kam zum verabredeten Termin so gegen 16.15 Uhr, legte 1.500 DM auf die Theke und sagte, dass er die restlichen 3.300 DM leider bei der Sparkasse nicht mehr abholen konnte, da um 16 Uhr Geschäftsschluss war, er aber am anderen Tag den Rest bringen würde. Da er aber den Anhänger dringend brauche, würde er gerne die Anmeldung am nächsten Morgen tätigen und bat uns, den Anhängerbrief mitzugeben.

Er machte ja einen guten Eindruck, und solche Geschäfte wurden auch immer mit Handschlag getätigt. Aber leider kam er nicht. Wir warteten einen Tag, wir warteten einen zweiten Tag, aber nichts! Dann suchten wir im Essener Telefonbuch und im Branchenverzeichnis, eine Eintragung war nicht zu finden. Wir wussten aber auch nicht, welchen Wochenmarkt er in welcher Stadt besuchte. Alle Bemühungen, den Menschen ausfindig zu machen, schlugen fehl, wir hatten die Hoffnung schon aufgegeben.

Da kam einige Wochen später ein klein gebauter Mann ins Büro und fragte, ob wir für ihn einen Anhänger umbauen könnten, was für uns kein Problem darstellte. Er gab seine Adresse an, und als ich hörte, dass er aus Essen kam, sagte ich spontan: „Oh, Essen, na ja.“ Da plusterte er sich auf, wurde zehn Zentimeter größer und sagte: „Moment mal, wir in Essen sind redliche und kernige Leute, was soll denn diese Äußerung?“ Ich beruhigte ihn schnell und erzählte meine Geschichte.

Einachsiger Anhänger für PKWs, gebaut von der Firma Wetzel an der Bahnstraße.
Im Hintergrund die Praxis des bekannten Ratinger Arztes Dr. Eigen

Er: „Das Geld bekommen Sie nicht mehr, selbst die Fa. Daimler Benz weiß nicht an ihr Geld zu kommen. Er ist Marktbeschicker und wechselt dauernd seinen Wohnsitz, aber wenn Sie mir helfen, hör ich mich mal um. Aber bitte bloß nicht meinen Namen erwähnen!“

Wir haben seinen Anhänger umgebaut, und er zog zufrieden ab.

Nach ca. drei Wochen kam ein Anruf: „Weißt du, wer hier dran ist?“ Ich hatte ihn sofort an seinem Kohlenpott-Dialekt erkannt.

Dann: „Dein Anhänger steht auf der … Straße, Nr. … auf dem Hinterhof, abgedeckt mit einer grauen Plane, damit er nicht erkennbar ist, du musst ihn nur unbemerkt wegholen, aber lasst euch nicht erwischen. Er wohnt nämlich vorne im Haus bei einer Freundin und ist hoffentlich nicht gerade dort.“

Ich fragte erst vorsichtig meinen Schulkameraden, Rechtsanwalt Heribert Pakulla, mit dem ich lange die gleiche Schulbank auf der Poststraße geteilt habe und der heute noch behauptet, dass er nie zum Abitur gekommen wäre, wenn ich ihm nicht morgens vor der Stunde die Hausaufgaben zum Abschreiben gegeben hätte. (Auch damals litten manche unter Freizeitstress!)

Er aber warnte dringend vor einem Rechtsbruch und deutete an, dass es zu einem Prozess führen könne, und ich wolle doch nicht in Zukunft als Vorbestrafter gelten.

Ich habe mit meiner Frau nur kurz überlegt und dann zwei unserer Jungens informiert. Ihre Bedenken (Was wäre wenn usw.?) wurden ausgeräumt und sie am Vormittag nach Essen geschickt. Sie fanden die Aktion ganz toll und fühlten sich schon wie im Krimi. Sie sind am Haus vorbeigefahren, um die Lage zu sondieren, dann zurück und im Leerlauf auf den Hof gerollt, haben die Plane weggezo-

Das Wohnhaus der Familie Wetzel an der Beethovenstraße

gen, den Anhänger angehängt und Einsteigen und Gasgeben war eins. Der Beifahrer musste immer den Rückspiegel im Auge behalten, ob sie verfolgt wurden oder ein Polizeiwagen auftauchte.

Wir überlegten, wo wir den Anhänger abstellen sollten und stellten ihn im Holzlager ab. Das Holzlager war nicht auf dem Gelände an der Bahnstraße, sondern nur von der Parallelstraße Beethovenstraße, wo unser Wohnhaus stand, zugänglich.

Als wenn ich einen sechsten Sinn gehabt hätte, ließ ich den Anhänger einseitig aufbocken und ein Rad abnehmen und ins Lager stellen.

Meine Frau ging gegen Mittag nach Hause, am Nachmittag hat sie beim Fensterputzen beobachtet, dass ein Wagen mit Essener Kennzeichen mehrmals die Beethovenstraße auf und ab fuhr, dann ein Mann ausstieg und kurz in unsere Einfahrt ging.

Am anderen Morgen kam ein Anruf: „Wetzel, hast du meinen Anhänger geklaut?“ „Ja.“ „Und dann auch noch ein Rad abgenommen?!“ „Ja“, gab ich zu, „zur Sicherheit.“ „Das habe ich leider gemerkt. Ich brauche den Hänger aber am Wochenende unbedingt, und wenn ich das Geld bringe, kann ich den Anhänger dann mitnehmen?“ „Aber natürlich.“

Am anderen Morgen kam er, grinste vor sich hin und sagte: „Hier haste deine Asche!“ Wir sind dann nach seiner Meinung als beste Freunde geschieden, und auf seine Frage: „Wenn ich ein Problem habe, darf ich dann noch mal kommen?“, kam unsere Antwort: „Na klar, aber nur gegen Bares und während der Banköffnungszeiten!“

Natürlich kam er nie wieder. Ein paar Tage später kam ein Anruf: „Hat ja geklappt, woll?“ Antwort: „Alles wunderbar, vielen Dank.“ „Ehrensache!“

Hans-Otto Wetzel

Gräfgenstein

Hoch reckt sich empor über Busch und Baum
Die trutzige Burg im Ätherblau.
Sie taucht in der Anger blinkendes Naß
Und beschaut die weite, gesegnete Au.
Jahrhunderte hielt sie den Stürmen stand,
Sah Frieden und Fehden und Weltenbrand.

In luftiger Höh hielt der Türmer Wacht,
Er lugte hinaus gen Osten und West;
Der Hornruf erklang, wenn der Feind sich gezeigt,
Der Troß stand bereit, bewaffnet und fest.
Hell klangen die Klingen. Im Abendschein
Stand unbezwungen Burg Gräfgenstein.

Anton Iseke

EGGERSCHEIDT

Das Wappen der Gemeinde Eggerscheidt ist neu und redend, denn es zeigt in silbernem (weißen) Feld eine rote Egge, an der ein Scheit – landläufig Schwengel genannt – befestigt ist. Neben der Egge links oben schwebt ein rotes Schildchen mit drei silbernen (weißen) Schrägrechtsfäden, belegt mit einem silbernen (weißen) Balken. Dieses Schildchen ist das Wappen der Herren vom Haus, auch zum Haus genannt. – Der Name der Gemeinde Eggerscheidt – im Mittelalter Ecgirsceid, Ecgerscheide – findet sich erstmalig urkundlich im Jahre 1254. Die damalige Honschaft Eggerscheidt erstreckte sich westwärts längs der Lintorfer und Ratinger Mark und im Süden und Osten bis zur Bürgerschaft Ratingen und zum Homberger Gericht. Die Honschaft Eggerscheidt war dienstfrei. Der Zehnte wurde von den Besitzern des Hauses Gräfgenstein erhoben. Dieser Rittersitz – auch Girffkenstein, Grevenstein genannt – war im 15. Jahrhundert im Besitze der Herren vom Haus, hat aber dann nach dieser Zeit wiederholt den Besitzer gewechselt.

Düsseldorf, im Mai 1938
Wolfgang Pagenstecher

Eggerscheidt – Heimat und Zuhause

Heimatverständnis angesichts der kommunalen Struktur der Stadt Ratingen

Ist Eggerscheidt für seine Bewohner „Heimat“, ein Ort, hinter dessen Grenzen die „Fremde“ beginnt? Mein Zuhause ist dort, wo ich wohne, Familie und Nachbarschaft habe. Heimat bedeutet mehr, ist der Ort, sind Einrichtungen und Vereine, Brauchtum, Feste und Veranstaltungen im Jahreskreis, die Landschaft ringsum und die Begegnungsstätten und Bauwerke im Ort.

Wie so vielen in Eggerscheidt geht es mir und meiner Familie. Wir schwärmen morgens aus und kommen im Laufe des Tages wieder heim. Dabei denken wir nicht an Heimat oder Fremde. Denn für die Eggerscheidter liegt fast alles, wohin sie der Alltag führt, außerhalb des Ortes. Nur die ganz Jungen und die ganz Alten treffen sich im Ort, im Kindergarten und im Altenstübchen. Schon die I-Männchen werden mit dem Bus zur Schule gekarrt. Und viele Bürger üben ihren Beruf in den benachbarten Städten aus, „pendeln“ mit Auto oder Bahn weit über die Ortsgrenzen hinaus. Wie kann angesichts dessen der vertraute Arbeitsplatz in Köln, Münster oder Krefeld bereits die Fremde sein? Die Eggerscheidter sind tolerant, was die Feinheiten der Sprache angeht. Duisburger, Wuppertaler, Neusser und Düsseldorfer sprechen zwar anders, doch gelten sie in Eggerscheidt nicht als Fremde, weil doch viele Neu-Eggerscheidter aus diesen Städten stammen.

So trösten sich die Eggerscheidter mit der Erkenntnis, dass alles Lebenswichtige außerorts liegt, aber im Dorf dennoch gemeinsames Leben stattfindet. Sie formulierten ein herrliches Motto zum Karneval 2003, das lautete: „Kein Laden, keine Post, keine Bank, aber zwei Kneipen, dem Himmel sei Dank!“.

Für uns Eggerscheidter gibt es im Ringsum der Stadtteile zwei bedeutende Zentren, nämlich Lintorf und Ratingen-Mitte. Beide sind etwa gleich weit weg, beide sind Einkaufs- und Bummelmeile, medizinische Versorgung und Gastlichkeit in Cafés, Kneipen und Restaurants. Hösel gehört schon ein wenig mit zu Eggerscheidt, weil die Geschäfte noch mit dem Fahrrad oder zu Fuß erreichbar sind. Den äußeren Kreis um Eggerscheidt bilden die Großstädte Duisburg, Mülheim, Essen, Wuppertal und Düsseldorf und ganz weit südlich auch Köln.

Karneval 2003
Motto: Kein Laden, keine Post, keine Bank, aber zwei Kneipen, dem Himmel sei Dank!

Aus dieser Betrachtung folgt eine wichtige Erkenntnis, die den Eggerscheidtern die fehlende örtliche Infrastruktur ertragen hilft. Eggerscheidt ist das geografische Zentrum der Stadt Ratingen und die Nabe des großen Rades gebildet aus den umliegenden Metropolen. Ungewollt findet sich dies symbolisiert in einer besonderen Briefmarke wieder. Es ist die Weihnachtsmarke 1974 der Deutschen Bundespost. Sie ziert die Urkunde, mit der sich der letzte Bürgermeister der Gemeinde Eggerscheidt, Wilhelm Schneider sen., im Dezember 1974 aus seinem Amt verabschiedet und die Dorfgeschicke der neuen Stadt Ratingen übergibt.

Damals schrieb der Chronist über die letzte Amtshandlung des Bürgermeisters der bis dahin selbständigen Gemeinde Eggerscheidt im Amtsbereich Angerland, Kreis Düsseldorf-Mettmann, die folgenden Worte:

Willi Schneider sen., Bürgermeister von Eggerscheidt und dienstältester Bürgermeister des Landkreises, versieht heute, am 31. Dezember des Jahres 1974, dieses Dokument mit dem Siegel der bis jetzt selbständigen Gemeinde Eggerscheidt. Gleichzeitig wird zum letzten Male der Poststempel „Eggerscheidt“ verwendet.

Adventsstern auf der Weihnachtsbriefmarke 1974 der Deutschen Bundespost mit Poststempel Eggerscheidt vom 31.12.74, dem letzten Tag des Dorfes als selbständige Gemeinde im Kreis Düsseldorf-Mettmann

Die Handlung findet ihren Anlaß durch das Inkrafttreten des Gesetzes über die Gemeindeneugliederung, verabschiedet im Landtag des Landes Nordrhein-Westfalen am 10. Juli 1974. Als Folge davon erlischt der Status Eggerscheidts als selbständige Gemeinde. Das Dorf wird zu einem Ortsteil der neuen Stadt Ratingen.

Der Bürgermeister verabschiedet sich. Er weiß, daß seine Eggerscheidter das Dorfleben weiterführen werden, denkend und handelnd nach dem Grundsatz: „Eggisch bliwt eggisch!“.

Vorschlag für ein neues Stadtlogo umfassend alle Ratinger Stadtteile

Das Motiv der Briefmarke ist Kern des Eggerscheidter Vorschlags für ein alle Stadtteile einbeziehendes Logo des Wirtschafts- und Lebensstandortes Ratingen. Die zentrale Lage und somit die Anordnung in der Mitte des Logos sind nicht ein Verdienst der Eggerscheidter, stehen ihnen aber sehr gut zu Gesicht. Nicht einmal Neider bestreiten die außerordentliche Bedeutung Eggerscheidts, wenn es um landschaftliche Schönheit und politische Wirksamkeit geht.

18. Juli 2004: Eggerscheidt feiert Jubiläum

Am 18. Juli 2004 feierte Eggerscheidt sein 750-jähriges Dorfjubiläum. Es war ein großartiges Ereignis mit Attraktionen für Jung und Alt und mit Köstlichkeiten aus der Küche und vom Fass. Viel Zuspruch fand eine kleine Fotoausstellung mit Eggerscheidter Motiven aus früherer Zeit. Bilder alter Fachwerkhäuser, Straßenszenen, Familienbilder und Fotos von mit Pferden bespannten Karnevalswagen wurden, gedruckt im A4-Format, zahlreich verkauft.

Traditionell sind die Klassentreffen der ehemaligen Eggerscheidter Dorfschule, die von **Klara Beenen** organisiert werden. Das erste Treffen fand 1982 im Schützenzelt statt. Nach einer längeren Pause kommen die Ehemaligen jetzt alle zwei Jahre zusammen. Die meisten Schülerinnen und Schüler sind dem Dorf treu geblieben, wohnen im Ort oder weit weg in Kanada. Das jährliche Gruppenfoto der letzten alle Jahrgänge umfassenden Schulklasse spricht Bände. Wer kann heute noch die Gesichter der sehr gereiften Ur-Dorfbewohner den Mädchen und Jungen auf dem Klassenfoto von 1948 zuordnen?

Viele der Ehemaligen und ihre längst erwachsenen Kinder haben über die Jahrzehnte hinweg Eggerscheidt gestaltet und mit Leben erfüllt. Zeugnis dafür sind die Veranstaltungen des Gartenbau- und Heimatvereins im Jahreskreis: Osterfeuer, Pfingstwanderung, Erntedankfest und der Umzug zu St.Martin.

Reichlich Aktivitäten gibt es in den öffentlichen Einrichtungen für alle Altersgruppen. Das sind der Kindergarten und der Jugendtreff, eine Damensportgruppe und die Altenstube. Auch die Freiwillige Feuerwehr ist sehr aktiv bei Übungen,

Gerätepflege und den Einsätzen. Noch ist sie es, jedoch ist der Dienst erschwert durch Mangel an Nachwuchs und die Verfügbarkeit der Einsatzkräfte.

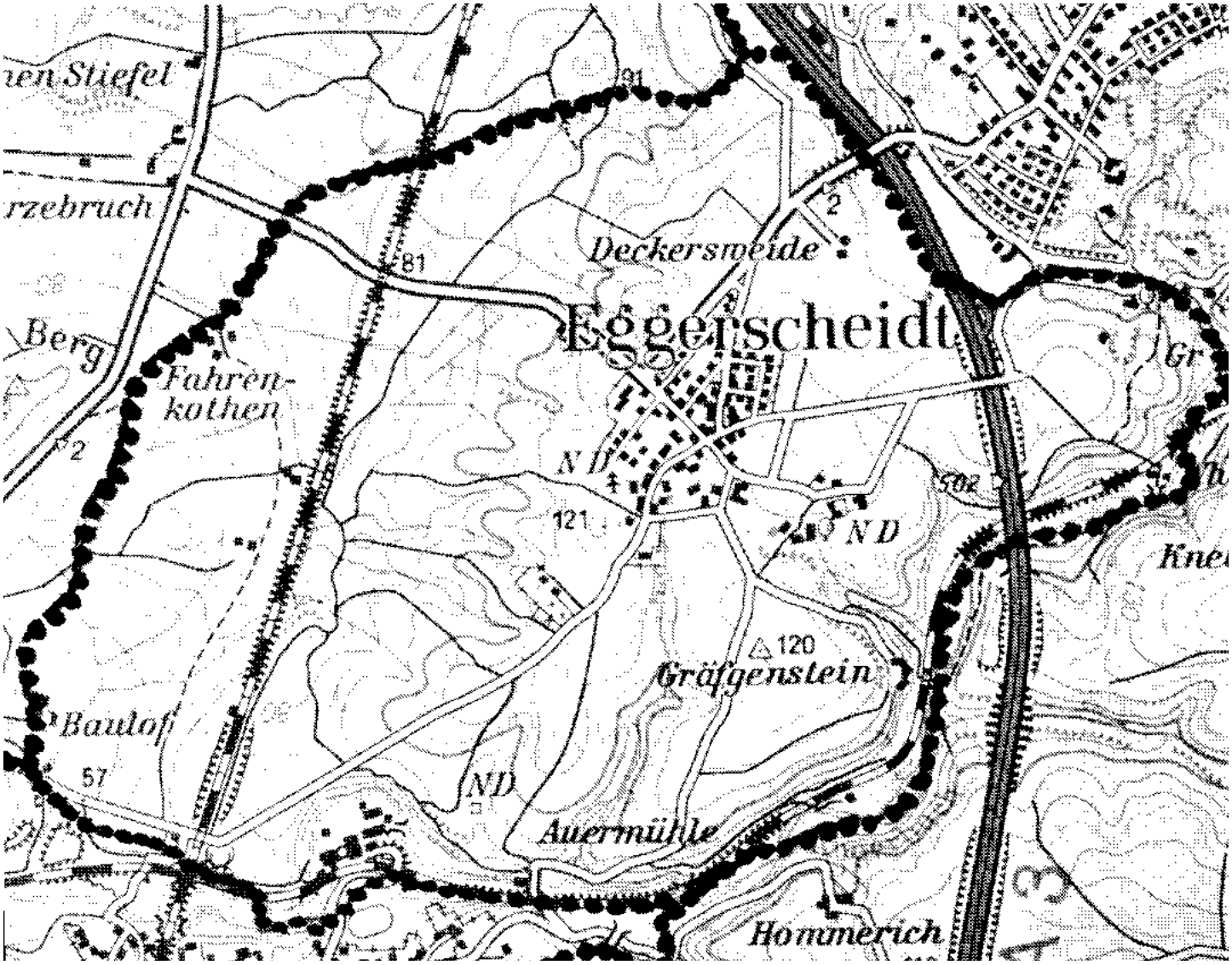
Ein Ort so klein wie Eggerscheidt kann nicht die ganze Breite sportlicher Aktivitäten anbieten, wie sie von den Bürgern und besonders der Jugend erwartet wird. Dennoch fehlt kaum etwas im nahen Umkreis. Zwar wird wegen der Wetterfestigkeit des „Bolzplatzes" am Dorfausgang Hölenderweg arg um die Kosten gerungen. Doch gibt es ausreichend Vereine in den benachbarten Stadtteilen und Sportstätten für alle Sportarten. Tennis, Reitsport und Golf – auch diese Disziplinen sind beinahe in Fußwegentfernung erreichbar.

Von Eggerscheidt aus lässt sich herrlich radeln, nach Norden zur Ruhr, nach Osten ins Bergische. Am liebsten aber fahren die Eggerscheidter, besonders die Familien, in Richtung Westen nach Lintorf und darüber hinaus bis an den Rhein, über die Brücken und mit der Fähre bis Lank-Latum in die Kappesgegend – weil es so schön flach ist.

Auch ein Merkmal unserer Heimat sind die großzügigen Verkehrsanbindungen: Autobahnen, Eisenbahnlinien und der Flugverkehr. Alles zusammen bietet Gelegenheit, schnell in alle Welt zu gelangen und bequem und schnell wieder daheim zu sein.

Vielleicht merkt der Leser dieses Beitrags, dass die Eggerscheidter in ihrem Dorf ein schönes Zuhause haben. Aber ein Heimatempfinden und Heimatverständnis ist erst unter Einbezug der Umgebung möglich. Und das ist nun einmal die Stadt Ratingen mit ihren so unterschiedlichen Stadtteilen und der vielen Natur und Tradition.

Bernhard Braun



Offene Kinder- und Jugendarbeit in Eggerscheidt

Das traditionsreiche Gebäude am Hölenderweg 51 blickt auf eine wechselseitige Geschichte zurück

Die Dumeklemmerstadt Ratingen mit ihren nahezu 92.000 Einwohnern, vor den Toren Düsseldorfs gelegen und 1276 zur Stadt erhoben, zählt zu den ältesten Städten des Bergischen Landes.

Nur dreißig Gehminuten von der historischen Innenstadt entfernt, liegt umrahmt von alten Buchenwäldern der seit 1975 zu Ratingen gehörende Stadtteil Eggerscheidt. Schon vor der Stadterhebung Ratingens erscheint Eggerscheidt in den Urkunden: Im Jahre 1254 entlässt Graf Adolf von Berg Aleydis de Ecgirsceid aus der Dienstbarkeit, um sie als Wachszinspflichtige der Stiftskirche St. Hippolyt in Gerresheim zu übergeben. Diese erste urkundliche Erwähnung nahmen die Eggerscheidter im Juli 2004 zum Anlass, ihr 750-jähriges Jubiläum mit einem Dorffest zu feiern.

Bei allen notwendigen Neuerungen und Änderungen ist der anheimelnde dörfliche Charakter bewahrt geblieben. Darum errang Eggerscheidt beim Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ mehrmals die Bronze- oder Silbermedaille. Industrialisierung sowie die „Märkische Eisenbahn“ (1869/70) und die Kalkbahn (1902) ließen den Dorfkern unberührt. In den vergangenen Jahren sind viele junge Familien aus dem umliegenden Ballungsgebiet ins ländliche Eggerscheidt mit seinen einladenden Fachwerkhäusern und idyllischen Bauernhöfen gezogen. Bei einem historischen Rundgang erfährt man, dass Kaiser Barbarossa einst auf seinem Weg nach Kaiserswerth durch Eggerscheidt ritt und seine Pferde am Dorfbrunnen, dem Pött, tränkte.

In der Dorfmitte – am einstigen Pilgerpfad Hölenderweg – befindet sich in der ehemaligen katholischen Dorfschule der Städtische Kinder- und Jugendtreff Eggerscheidt.

Der Eggerscheidter Kinder- und Jugendtreff

Dort, wo es sich heute die Kids an Theke und Bistrotischen gemütlich machen, stand bis in die 80er Jahre in einer Wandnische ein aufklappbarer Altar.

Am St. Georgstag 1950 zog der Hauptlehrer Matthias Pinter mit 45 Schülern in die katholische Volksschule ein. Sonntags diente der Einklassenraum als Gotteshaus. Die Dorfschule wurde 1968 geschlossen. Seit 1988 befindet sich in dem Gebäude am Hölenderweg 51 der Städtische Kinder- und Jugendtreff. Die Brunnenplastik aus geschweißtem Kupferblech stammt von dem Ratinger Bildhauer Friedel Lepper (1976)

Der für den Gottesdienst hergerichtete Klassenraum in der Weihnachtszeit. Der Altar, der sich in einer Wandnische befand, konnte zugeklappt werden

Werktags diente der 53 m² große Raum als Volksschule (1968 aufgelöst), an Sonn- und Feiertagen wurden Gottesdienste abgehalten. Im „Kirchturm“ mit der Außenuhr erklang bis 1983 eine Glocke, die so genannte **Kleine Marie,** die 1927 in Hermelingen bei Bremen gegossen wurde. „ZUM HERZEN JESU WALLET – SOOFT MEIN RUF ERSCHALLET“ lautet die Inschrift der 150 kg schweren Glocke, die seinerzeit von der Pfarre St. Peter und Paul erworben und später der Pfarre Herz Jesu geschenkt wurde. Seit dem 1. Februar 2005 hängt die „Kleine Marie“ in der Heimatkunde-Abteilung

Die „Kleine Marie“ läutete bis 1983 vom Dach der ehemaligen Dorfschule zum Gottesdienst. Heute ist sie im Medienzentrum ausgestellt

des Medienzentrums am Peter-Brüning-Platz.

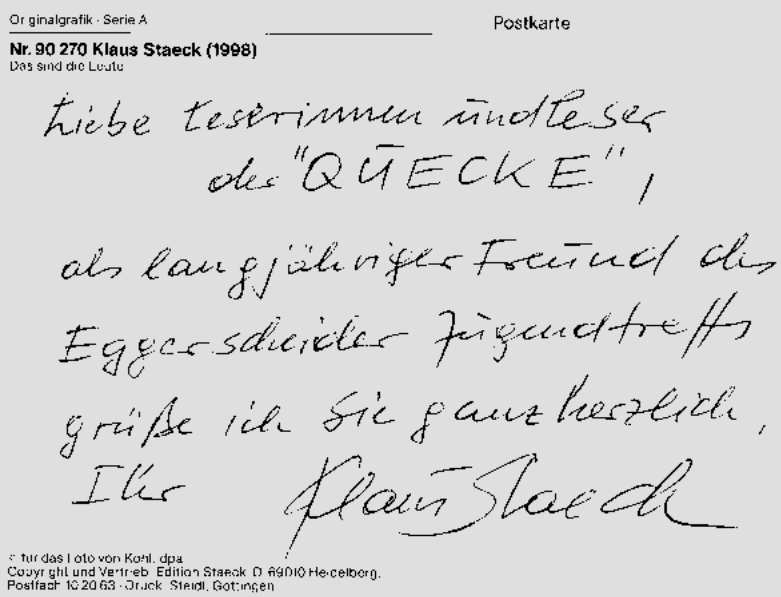
Auf Anregung des Eggerscheidter Politikers Norbert Hammacher wurde der Einklassenraum 1988 in einen Jugendraum umgewandelt, nachdem zuvor auf dem ehemaligen Schulhof eine Altentagesstätte errichtet wurde. Sanitäreinrichtungen und ein neuer Eingangsbereich wurden geschaffen, Spielgeräte wie Billardtisch und Fußballkicker wurden gekauft, und eine Offene Jugendarbeit konnte beginnen. Seit 1989 werden aus dem Landeshaushalt Landesmittel für die Jugendarbeit bewilligt. Im Laufe der Zeit wurden die Öffnungszeiten für die Jugendlichen ausgeweitet und ein Kindernachmittag eingerichtet.

Im März 2003 wurde die Einrichtung unter Mitwirkung des Heidelberger Politkünstlers und Grafikers Professor Klaus Staeck von Grund auf umgestaltet und besitzt seitdem eine neue konzeptionelle Ausrichtung. Staecks satirisch-kritische Plakate regen die Jugendlichen zu lebhaften Diskussionen an.

Die Jugendamtseinrichtung hat zurzeit an drei Tagen in der Woche geöffnet und erfreut sich über die Dorfgrenze hinaus großer Beliebtheit. Die städtischen Mitarbeiter bieten ein vielseitiges und abwechslungsreiches Programm an.

Schwerpunkt & Impulse

- Festes **Kinderprogramm** mit kultur- und **heimatgeschichtlichen Themen** an jedem Donnerstagnachmittag.
- Der Jugendaustausch mit der französischen Partnerstadt **Maubeuge,** die Einsätze des Ratinger **Spielmobiles „Felix“** und die Partnerschaft mit der befreundeten **Kinderstraßenbahn „Lottchen“ in Dresden** werden vom Eggerscheidter Treff aus koordiniert.
- Seit 2001 bietet die Eggerscheidter Einrichtung für alle Schülerinnen und Schüler der weiterführenden Schulen in Ratingen **Preisrätsel** zu verschiedenen Themen an. Mehr als 8.000 Rätselfreunde haben sich seitdem an den Gewinnspielen beteiligt, und mehr als 200 Kinder und Jugendliche haben einen Preis gewonnen. Allein in den vergangenen zwei Jahren haben Preisrätsel rund um die deutschsprachige Lyrik, die Architektur, das Judentum und den Fußballsport stattgefunden. Preisstifter waren u.a. Bundespräsident Horst Köhler, die Bundesminister Dr. Manfred Stolpe und Otto Schily sowie der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. h.c. Paul Spiegel. Bundeskanzler Gerhard Schröder war von dem Preisrätsel „Rund um die deutschsprachige Lyrik aus fünf Jahrhunderten – von Luther bis Loriot“ dermaßen begeistert, dass er die gesammelten Werke von Rainer Maria Rilke als Hauptpreis stiftete und den Leiter des Eggerscheidter Treffs im Mai 2004 ins Kanzlerbüro einladen ließ.
- Im Juli 2004 hat sich rund um die Eggerscheidter Jugendamtseinrichtung ein Freundeskreis gebildet. Dieser Freundeskreis hat einen Stifterbrief der Dresdner Frauenkirche erworben. Prominentes Mitglied ist Professor Klaus Staeck.



Originalgrafik · Serie A

Postkarte

Nr. 90 270 Klaus Staeck (1998)
Das sind die Leute

Liebe Leserinnen und Leser
des "QUECKE",
als langjähriger Freund des
Eggerscheider Jugendtreffs
grüße ich Sie ganz herzlich,
Ihr Klaus Staeck

© für das Foto von Kohl: dpa
Copyright und Vertrieb: Edition Staeck, D-69010 Heidelberg,
Postfach 102063 · Druck: Steidl, Göttingen

Die ehemalige katholische Dorfschule im Jahre 1975.
Auf der linken Seite erkennt man den Anbau mit der Altentagesstätte.
Der Anbau mit dem Kinder- und Jugendtreff fehlt noch

Der vom Freundeskreis des Eggerscheidter Kinder- und Jugendtreffs erworbene Stifterbrief der Dresdner Frauenkirche

Prominentes Mitglied ist Professor Klaus Staeck.

Geografisch betrachtet nimmt Ratingens kleinster Stadtteil eine eher isolierte Position ein. Eine Infrastruktur, die für junge Leute von besonderem Interesse wäre, ist nicht vorhanden. In der Eggerscheidter Jugendamtseinrichtung können Kinder und Jugendliche aus dem Dorf und aus dem gesamten Stadtgebiet ihre Freizeit unter fachkundiger Betreuung und Anleitung sinnvoll verbringen.

So hat sich der städtische Treff im Laufe der Zeit zu einer Begegnungsstätte für Jung und Alt entwickelt, die aus der Offenen Kinder- und Jugendarbeit nicht mehr wegzudenken ist.

Interessierte erhalten weitere Informationen unter:

www.ratingen.de
e-Mail: jugendamt@ratingen.de
Telefon und Fax:
0 2102 / 550-56 60

Michael Baaske
Jugendamt Stadt Ratingen

Met Üwerzö-ijung

En Eggesch sollden vör Johre elektresch Lecht anjeleiht wehde. Bei Kessels en dor Wietschaft woren Stöck off sess Börger, die de Vör- on Nachde-ile erörtere diehden. Dor Jupp wor ne entschiedene Jegner van de neumudige Beleuchtung. He seihden: „Dat et en dor letzte Tied üwerall brennt, dat kömmt bluhs van dem Elektresche. Ech hann kenn Verlange danoh, dat mech et Hus üwer em Kopp affbrennt!“

Pitter dojege mennden: „Wenn dat su ess, wie du dat seihs, dann motts du iesch reiht Elektresch anleje. Wie sall Eggesch noher utsenn, wenn üwerall nö-ie Hühser stond on bluhs dinn Pesshött ste-iht noch.“

Jetz wor och dor Jupp üwerzö-igt, dat he nit drahn vörbe-i köhm, och elektresch Lecht ahnteleje.

Felix das SPIELMOBIL

Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche Festveranstaltungen
Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt
das **Spielmobil „Felix“**
des **Ratinger Jugendamtes**
Fernruf 0 2102-5 50 56 60
www.ratingen.de/kinder&jugend

In Freundschaft: Dresden-Ratingen
1995 –2005
Jugendamt

Ein Leben für die Jugend

Hauptlehrer Matthias Pinter tritt in den Ruhestand

EGGERSCHEIDT. Mit Beendigung des Schuljahres tritt mit Hauptlehrer Matthias Pinter ein über die Grenzen Eggerscheidts hinaus bekannter und geachteter Pädagoge in den wohlverdienten Ruhestand. Sein Leben und Wirken stand ganz im Zeichen der Jugend. Der 66-jährige leitete seit 1950 die katholische Volksschule und ist maßgeblich am Leben des Dorfes beteiligt gewesen. So schuf er eine elfbändige Schul- und Dorfchronik, baute eine Schulbücherei auf, gründete Schulchöre und war nebenamtlich an der Ratinger Heimschule tätig.

Im Jahre 1948 wurde Matthias Pinter mit der Leitung der wiedererrichteten Eggerscheidter katholischen Volksschule betraut. Da sich jedoch die Innenarbeiten verzögerten, konnte er erst am St. Georgstag 1950 mit 45 Schülern in die neue Schule einziehen. Seit dieser Zeit ist Hauptlehrer Pinter in Eggerscheidt tätig. Die einklassige Schule stellte an den Lehrer große Anforderungen. Mit seinen Schülern verband ihn ein herzliches Verhältnis, und mancher Lehrling kommt immer noch zu seinem alten Lehrer, um sich Rat zu holen oder gar noch einmal als Gast die Schulbank zu drücken.

Vor dem Schulhaus liegt ein großer Garten, den Hauptlehrer Pinter und seine Ehefrau, die als Lehrerin die Mädchen in Handarbeit unterrichtete, zu einer sehenswerten Anlage gestalteten. Erst vor wenigen Jahren übernahm die Gemeinde die Pflege dieser Anlage, die dank Hauptlehrer Pinter zu einem dörflichen Mittelpunkt geworden ist.

Das Augenmerk Pinters richtete sich besonders auch auf die musische Erziehung. Er bildete einen Kinder- und später einen Flötenchor heran, die mit ihren Vorträgen – das Notenmaterial schuf der in Eggerscheidt ansässige Professor Gerhard Strecke – so manches Dorffest verschönten. Ferner förderte er in besonderem Maße den Aufbau einer Schülerarbeitsbücherei für die Realfächer, führte seine Schule erfolgreich in viele Wettbewerbe, und besonders die Weiterbildung der Junglehrer lag ihm am Herzen. Jahr für Jahr stellte er sich für das Landschulpraktikum den Lehrerakademien zur Verfügung.

Matthias Pinter entstammt einer alteingesessenen saarländischen Bauernfamilie. Der Erste Weltkrieg unterbrach sein Studium für zwei Jahre, er wurde Soldat. Nach bestandenem Examen arbeitete Matthias Pinter an mehreren saarländischen Schulen und ein Jahr in der Verwaltung seiner Heimatbürgermeisterei Schwemmingen. Er war stets stark an Heimatkunde interessiert, gründete im Kreise Merzig einen Heimatkundeverein und wurde von der saarländischen Regierung zum Obmann für Bodenfunde ernannt. Über 120 alte Gräber hob er aus, deren Funde im vor- und frühgeschichtlichen Landesmuseum Saarbrücken ausgestellt wurden. Am Aufbau des Merziger Heimatmuseums war Hauptlehrer Pinter maßgeblich beteiligt. Aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen, kam er nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Frau 1948 nach Eggerscheidt.

Auf besonderen Wunsch Hauptlehrer Pinters wird keine offizielle Abschiedsfeier veranstaltet. Jedoch findet am 22. März ein Gottesdienst zu Ehren Lehrer Pinters statt. An diesem Tage wird die Gemeinde dem verdienten Lehrer ein Abschiedsgeschenk überreichen. Seinen wohlverdienten Lebensabend wird der geachtete Pädagoge in seiner saarländischen Heimat verbringen. Er verläßt in Kürze Eggerscheidt als die Stätte, an der er sich als Mensch und Lehrer so große Verdienste erworben hat.

„Rheinische Post“ vom 17. März 1964

Lehrer Matthias Pinter mit den Schülerinnen und Schülern der Katholischen Schule Eggerscheidt im Jahre 1954.

Alle Namen von links nach rechts. Bei den Mädchen stehen die heutigen Familiennamen nach der Heirat in Klammern.

Oberste Reihe: Jakob Scheibling, Anneliese Ropertz (Haukenfrers), Else Reidegeld (Günnel), Anneliese Kemen (Jauster), Freya Schmidt (Lage), Georg Rabiga (verstorben); *Zweite Reihe von oben:* Kurt Ropertz, Anneliese Budde (Krombach), Doris Sonnen (Santos Garcia); *Dritte Reihe von oben:* Manfred Kemen, Gisela Ropertz (verstorben), Waltraud Fahl (Kockerscheidt,) Lehrer Pinter, Brigitte Schmidt (Nonne), Christel Frühling (Vogt), Dieter Langer; *Vorletzte Reihe sitzend:* Ulla Kemen (Quintus), Ursula Lückmann, Winfried Schmidt, Ulla Habig (Peseke), Friedel Weidenbusch; *Unterste Reihe sitzend:* Ute Ropertz (Bartkowiak), Monika Bürger (verstorben), Vera Sonnen (Conen), Klaus Lemke, Christa Franz (Muths), Resi Fahl (Langbeck); *Linke Dreierflanke stehend:* Elisabeth Scheibling (Laufs), Marianne Lückmann (Schick), Karl Hollenberg (verstorben); *Rechte Dreierflanke stehend:* Ingrid Weidenbusch (Nettesheim), Rita Große-Lochtmann (Gesink), Hans Plönes, Gerd Sonnen (verstorben)

Foto und Zusammenstellung der Namen: Klara Beenen

Mit schweren Brandwunden von der Mutter aus dem brennenden Kückelshäuschen gerettet

Vom alten Homberger Unterdorf ist heute nichts mehr vorhanden

Nur innerhalb einer Generation haben sich Charakter und Aussehen des Homberger Unterdorfes völlig verändert. Heute bestimmen attraktive Geschäfts- und Wohnhäuser mit gepflegten Straßen und Vorgärten das Bild, vom alten Unterdorf ist nichts mehr da. Vor einer Generation hatten die mittlerweile verschwundenen, meist in Fachwerkbauweise errichteten Häuser und Anwesen noch Namen, wie etwa Mopsenhaus oder Mopsenstall, Schafstall, An der Lilie, auch Kückelshäuschen oder gar In den drei Flöten. Woher die Namen kamen und was sie bedeuteten, weiß heute kaum noch jemand zu sagen, aber alle diese heute verschwundenen Anwesen hatten ihre besonderen Geschichten. Die interessanteste und lebendigste hatte ganz sicher das Kückelshäuschen, wie Wilma Meiswinkel erzählen kann. Ihr wurde die Geschichte des Kückelshäuschens buchstäblich in die Haut eingebrannt, denn sie wurde von ihrer Mutter mit letzter Kraft aus dem vor Kriegsende in Flammen aufgehenden Haus mit schweren Brandwunden am Hinterkopf gerettet.

Nur noch die Umfassungsmauern des Kückelshäuschens waren nach dem Brand stehen geblieben

Das Kückelshäuschen war damals, wie man ihr später immer wieder erzählte, von einem Benzin- oder Phosphorkanister getroffen worden, den ein von einem deutschen Jagdflugzeug verfolgter amerikanischer Bomber abwarf. Mit einem Schlag stand das ganze Haus in Flammen. Ein im Oberstock einquartierter Oberzahlmeister, der zu der auf der Höhe über Homberg stationierten Flak-Einheit gehörte, sprang als lebende Fackel aus dem Fenster und fand sofort den Tod. Die Tante konnte über ein Obergeschossfenster in der Giebelseite von beherzten Männern aus dem Flammenmeer gerettet werden, indem diese – weil kein anderes Gerät greifbar war – eine „Räuberleiter“ bildeten und die Frau daran nach unten klettern ließen. Die kleine Wilma aber hatte ihre Rettung nur der Tatkraft ihrer Mutter zu verdanken. Die klemmte das Kind mit dem Kopf nach hinten unter den Arm, sprang mit dem Mut der Verzweiflung durch die Feuerwand und fand tatsächlich noch den Weg ins Freie. Die kleine Wilma erlitt dabei schwere Brandwunden am ungeschützten Hinterkopf, die Mutter aber hatte schwere Verbrennungen fast am ganzen Körper, vor allem am Rücken. Mit diesen Wunden und Schmerzen stand Mutter Emmi Meiswinkel vor dem Nichts, ganz auf sich allein gestellt, denn ihr Mann war zu dieser Zeit noch als Soldat im Krieg. Aber sie gab nicht auf, sondern richtete mit Hilfe eines Mitarbeiters im rückwärtigen Teil der vom Feuer verschonten Schmiede zwei Räume als Wohnung ein.

Als Friedrich Meiswinkel nach Kriegsende aus der Gefangenschaft nach Hause kam, versuchte er sofort das Kückelshäuschen aufzubauen, um seiner Familie wieder eine Heimat zu bieten, aber trotz aller Bemühungen wurde ihm die Baugenehmigung verweigert. Weshalb, das kann Wilma Meiswinkel heute noch nicht verstehen. Ihr Vater ging deshalb daran, im Anschluss an die erhaltene Schmiede das heute noch bestehende Wohngebäude Dorfstraße 72 zu errichten. Für Wilma Meis-

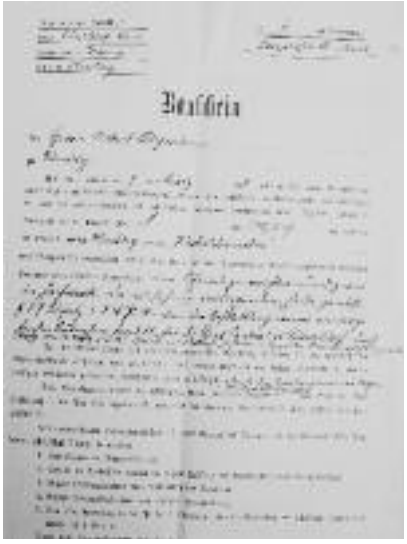
Das Kückelshäuschen mit dem als Schmiede dienenden Anbau um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

winkel ist es mit dem anschließenden Garten mit seinen riesengroßen Bäumen heute noch ein Paradies. Das bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannte Kückelshäuschen musste später abgebrochen werden, und der Bauschutt wurde damals in den vor dem Haus liegenden tiefen, ausgemauerten Brunnen gekippt. „Schade“, sagt Wilma Meiswinkel und meint, ganz sicher hätte man heute für das Ortsbild etwas Schönes aus diesem Brunnen gemacht.

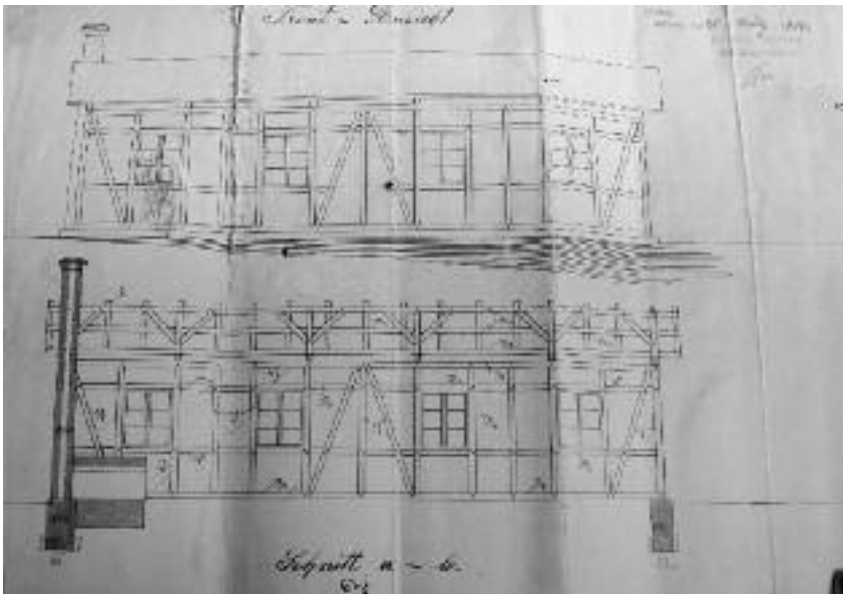
Das Kückelshäuschen selbst hatte bei seiner Zerstörung vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs wohl nur wenig mehr als ein halbes Jahrhundert bestanden. Unterlagen über die Baumaßnahme sind bisher nicht mehr aufgetaucht. Aber der Baustil weist darauf hin, dass die Baumaßnahme etwa im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durchgeführt wurde. Zu dieser Zeit war die Schmiede als kleiner Anbau an das Haus angefügt, wurde aber dann offensichtlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts abgerissen und durch einen Neubau in der Fluchtlinie des Kückelshäuschens ersetzt. Vermutlich war dem Schmied Robert Bergmann die Werkstatt zu klein geworden. Der Ersatzneubau jedenfalls war bedeutend größer und stattlicher.

Bei allen Verlusten wurden auf irgendeine Weise die Baupläne, der im März 1904 gestellte Bauantrag und die im Sommer 1904 erteilte Baugenehmigung für die Schmiede gerettet. Besonders interessant ist der in zweifacher Ausfertigung vorhandene Bauplan, der in der einen Fassung auf festem Pergamentpapier und in der anderen Version auf einem feinen Seidentuch ausgefertigt ist. Das Fachwerk zeigt eine zumindest zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaum noch übliche Baukonstruktion, nämlich als Fachwerk mit einem Hängeboden. Das besagt, dass die Dachkonstruktion an hohen Ständern aufgehängt war und in den darunter liegenden Raum keine Ständer oder Stützbalken eingefügt werden mussten. Das bedeutete also, dass der gesamte umbaute Raum der Schmiede unbehindert großflächig genutzt werden konnte.

Aber auch das Kückelshäuschen hatte seine Besonderheiten, die Wilma Meiswinkel in der Erinnerung mit dem Bauherrn Robert Bergmann, ihrem Großonkel, verbindet. Der auch im öffentlichen Leben seiner Gemeinde engagierte Schmied war ein Weinliebhaber und baute weitab von den deutschen Weinbaugebieten seinen eigenen Wein an. Das ganze Haus, der Garten und die Gartenlaube waren mit Weinstöcken umpflanzt, aus deren Ertrag im Herbst Wein gekeltert wurde. Und wie auch immer Robert Bergmann seine Homberger Sonnenlage benannt haben mag, so hatte er im Kückelshäuschen eigens einen großen gewölbten Keller einbauen lassen, der mit über Treppen erreichbaren Flaschenregalen ausgestattet war. Der Wein spielte nach der Erinnerung von Wilma Meiswinkel in der Großvater-Generation eine wichtige Rolle bei einem besonderen Ereignis, das jeweils im Herbst begangen wurde. An einem bestimmten Tag kamen die drei Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, bei Robert Bergmann zusammen. Und bei dieser Gelegenheit, bei der es irgendwie um Zinseinkünfte ging, kredenzte er voller Stolz jeweils zum ersten Mal seinen Wein des Jahres. Neben dem Wein war im Kückelshäuschen aber auch für das selbstgebackene Brot gesorgt. Dafür stand im Garten das Backhaus, das in bestimmten Abständen angeschürt und in Betrieb genommen wurde. Und es war – zumindest in der Erinnerung – immer ein sehr kräftiges und schmackhaftes Brot.



Der Bauschein mit der Genehmigung zum Bau einer Schmiede am Kückelshäuschen



Die untere Zeichnung zeigt die vom Boden bis zum First durchgehenden Ständer, die den Hängeboden tragen

Die Schmiede ist trotz späterer Veränderungen und Umbauten und trotz anderweitiger Nutzung heute noch in ihrem wesentlichen Bestand erhalten. Sogar die alte Esse, die Feuerstelle, ist erhalten geblieben, ist jedoch so eingebaut, dass sie nicht mehr als solche zu erkennen ist. Und die Schmiedehandwerkszeuge, angefangen vom schweren Amboss bis zu Zangen und Hämmern, haben als Dekorationsstücke im Ratinger Stadtmuseum auch für nachkommende Generationen einen Platz gefunden.

Dr. Richard Baumann

Ist Hösel ein Schlangenloch?

Versuch einer Kartierung des Ringelnatter-Vorkommens in Hösel

Nachdem unsere Leserin und Autorin **Helga Engelhard** von der Stolsheide in Hösel zweimal in der Quecke[1] über Schlangen in ihrem Garten und dem ihrer Nachbarn berichtet hatte, startete sie im Herbst 2004 über die Presse eine Umfrage zum Vorkommen von Schlangen in Hösel. Eine größere Anzahl Höseler Bürger meldete sich daraufhin bei Helga Engelhard und teilte ihr die gemachten Beobachtungen mit. Es wurden vor allem Ringelnattern unterschiedlicher Größe, aber auch vereinzelt Kreuzottern gesehen. Frau Engelhard ordnete die Vorkommen nach Fundort, Größe und Beobachtungszeitpunkt und trug sie in eine Karte Hösels ein. Ein besonders häufiges Auftreten von Ringelnattern zeigte sich dabei in den Gärten der Häuser an den Straßen Stolsheide, Wetzelshaus, Steinhaus, Neuhaus und Am Graben. Das mag zwei Gründe haben: Einmal wohnt Frau Engelhard an der Stolsheide, und viele ihrer Nachbarn, auch in den angrenzenden Straßen, kennen sie daher gut. Sie haben sich aus diesem Grund an der Umfrage beteiligt. Zum anderen gibt es in der Nähe viele Teiche, und viele Gärten grenzen an den Wald mit Feuchtstellen, die durch die Undurchlässigkeit des Lehmbodens entstanden sind, und kleinen Bachläufen. Frösche und Mäuse kommen dort reichlich vor.

Ringelnatter, etwa 1,20 m lang, im Garten des Anwesens Steinhaus 8 in Hösel, August 2004

Schon vor dem Ersten Weltkrieg gab es in diesem Bezirk viele Ringelnattern, vor allem auch auf den Feldern des dortigen Bauernhofes (jetzt Stolsheide 34). Auch Kreuzottern kamen vor, unter anderem auf dem unbebauten Gelände des heutigen Sportplatzes. Vor etwa 25 Jahren wurde eine Kreuzotter am Wetzelshaus beobachtet. Im August 2004 holte die Feuerwehr eine Kreuzotter aus dem Garten des Hauses Stolsheide 9.

1) „Quecke“ Nr. 71 vom Dezember 2001, S. 184/185
„Quecke“ Nr. 74 vom Dezember 2004, S. 43

Beobachtete Vorkommen von Ringelnattern in Hösel
Stand: Oktober 2004

Straße	**Fundort/Besonderheit**	**Länge** (geschätzt)	**Zeit**
Stolsheide 7	im Teich	75 cm	2003
Stolsheide 9	im Garten	75 cm	2003
Stolsheide 24	im Teich	50 cm	1999
Stolsheide 34	am Pferdestall	ziemlich lang	über mehrere Jahre
Schlipperhaus 38	Laubhaufen	kleine und große	über mehrere Jahre
Schlipperhaus 57	im Gebüsch	1,20 m	1992
Am Steinhaus 3	im Teich	75 cm	1999
Am Steinhaus 4	Garten / von Katze lebend gefangen	1 m	2004
Am Steinhaus 8	Garten	1 m	2004
Wetzelshaus 1	Terrasse	1 m	2004
Wetzelshaus 3	Teich und Garten	mittelgroß	über mehrere Jahre
Wetzelshaus 5	Garten	mittelgroß	über mehrere Jahre
Wetzelshaus 7	Garten, unter der Terrasse	groß	über mehrere Jahre
Wetzelshaus 12	Garten	mittelgroß	über mehrere Jahre
Wetzelshaus 23	Teich und Garten	kleine und große bis 1,20 m	jedes Jahr
Wetzelshaus 25	Gras, früher auch im damals vorhandenen Teich	mittelgroß bis groß	2004 (mehrere Jahre)
Wetzelshaus 27	Swimmingpool	kleine und große	über mehrere Jahre
Neuhaus 11/13	Garten	große	2003
Neuhaus 15	Teich	kleine und große	über mehrere Jahre
Markenbusch	Schrebergarten (Komposthaufen)	kleine und große, auch Eier	mehrere Jahre
Markenbusch	am Straßenrand angefahren	70 cm	2002
Am Graben 27	Garten	mittelgroß	über mehrere Jahre
Am Graben 31	Garten	mittelgroß	über mehrere Jahre
Am Graben 37	Garten	mittelgroß	über mehrere Jahre
Bellscheider Weg (Einfahrt Seniorenheim)	auf dem Weg	über 1 m	2004
Bahnhofstraße 90	Gehweg Stiftung Geschwister Gerhard	40 cm	2002 und 2003
Bahnhofstraße 114	Garten, Teich, Vorgarten, Haut auf der Terrasse	ziemlich groß	über mehrere Jahre

Straße	**Fundort/Besonderheit**	**Länge** (geschätzt)	**Zeit**
Bayernstraße 18	Lichtschacht, Teich, im Komposthaufen Eier, vor der Haustür im Kampf mit Spitzmaus		2002 2003 vor etwa 30 Jahren
Bayernstraße 21	Garten, Komposthaufen		2004
Bayernstraße 40	Garten	40 cm	2004
Am Rennbaum 6	Terrasse	über 1 m	2004
Am Rennbaum 8	Teich und Garten Durch Feuerwehr von Terrasse weggeholt Mit Kescher gefangen und im Wald ausgesetzt	1,20 m 1,20 m 1 m	2004
An der Burg (Sinkesbruch)	Garten	eine kleine und eine große	2004
Sinkesbruch 92	Keller	25 cm	2004
Pirolweg 10	Terrasse	60 bis 70 cm	2004
Höseler Haus 51	Garten		2004
Am Pannschoppen 1	Kellerabgang		mehrfach 2003 und 2004
Am Tannenbaum 67	Komposthaufen und Wiese	kleine und große, auch Eier	über viele Jahre
Vogelsangweg 32	Komposthaufen und Garten	kleine und große	über mehrere Jahre
Am Adels 9	Teich		2003
Mülheimer Straße 115	Garten und Holzlager	kleine und große	2004
Mülheimer Straße 117	Garten	kleine und große	2004
Hohlweg von der Sachsenstraße 25 zur Kläranlage		20 bis 30 cm	2004
Zwischen Weg zur Kläranlage und Dickelsbach		30 cm	1994
Schlipperhaus, Waldweg am Sportplatz	totgefahren	80 cm	1999
Sportplatzeingang	totgefahren	1 m	1999
Weg von „In den Höfen“ zum Angertal		60 cm	2004
Im Wald hinter dem Bahnhof Hösel			2003

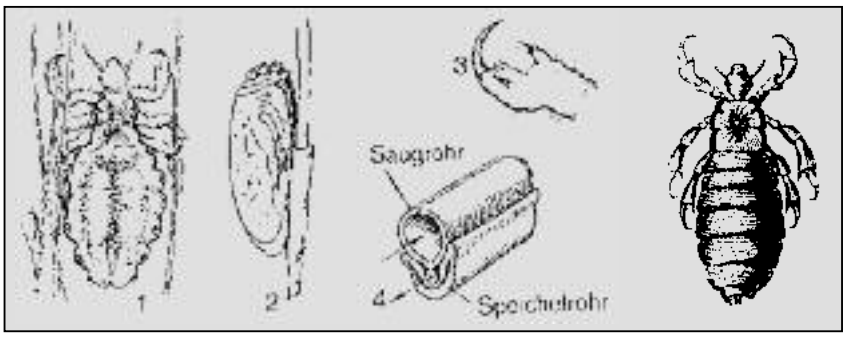
Wenn dor Jöck Be-in hätt …

Mor we-iß jo, dat nix op dor Welt von Du-er is. Dat es meddem Jeld so, meddem Fre-ede su-e, un meddem Körperjewescht och. „Alles is in Bewejung“, häddens e-iner jesait, un alles wör en ‚Ku-eme und Jonn’, e ‚Ropp une Ronger’. Un wenn mor mo-el su e beske öwwer sinn ei-je Läewe nohdenk, es dat we-iß Jott nit van dor Hank te we-ise. Manch e-iner van de Öldere hatt twe-i Weltkri-esch metmahke mödde un hatt twe-imol et Jeld vorlore. Die we-ite jenau, wie et em Läewe toujonn kann. Un wat et he-ißt, fruh te sinn, wenn et widder emo-el ju-et jejange es. Un immer, wenn de Minsche so en Debahkel henger sech hadde, saiden se sesch, dat et sujät nit noch ens jäewe darf.

Äwwer, entösche we-it mor och, dat de Minsche usem le-ewe Herrjott su e beske kle-invorständich jero-ede sind. Se vorje-ete jä-en un schnell, wat ens wor. Nit mär die jru-ete Sahke, wie Krieje, Inflatzione oder dor Honger. Nä, och die kleine Denge hätt mor schnell örjes henge wiet ennet Hengerstöwke vordrengt. T.B. dat klätschije Maisbru-et, die Sankse-ip, dat Schlangestonn noh Schu-ehn un e Achtel ju-ede Botter. Mor hätt och die Brasselei em Jahde för dor Wenkter vorje-ete. Jo, – meddem Vorje-ete es mor flöck be-i dor Hank. Un esch bönn do kinn Ussnahm.

Nöjlesch. - Nöjlesch hürden isch jet, wo esch daiden: Dat kann doch nit sinn! Dat jöwt et doch längst nit mieh! Dat hammer doch längst uhtjerottet. Vör veezich Johr oder länger! Doch! Et jöwt se wall doch noch. Se hant schienz wall doch öwwerlewwt un sind widder do: De Lühs!

Mor hürd’t, dat die Biester sech in de Scholle un Kengerjädes widder bre-it mahke un de Kenger naihts nit schlo-epe lo-ete. De Schollmeister un de Öldere schlahre sich met dem Kropptüsch erömm un staune, wie hattnäckisch die sind. Do we-ede de Hoore mit Chemikalie behangelt, Betttühch ku-eme en dor he-ite Backo-ewe, Plüschdiere un wat we-it esch ku-eme en dor Plastickbüdel, ömm dat Sauzeuch uhttehongere. Un wenn de Öldere nit mie ein noch uht we-ite,



Kopflaus: 1 = Kopflaus im Haar; 2 = Ei mit Deckel; 3 = Vorderfuß mit Kletterkralle; 4 = Stechapparat zum Einsaugen von Blut (oben) und zum Absondern von Speichel (unten)

Kopflaus (Pediculus humanus capitis)

schniede se den Blahre de Hoore och schonnenz ratzekaal aff.

„Jo, vordammisch“, daiden esch, „dat kenne mor doch? Jeht dat alt widder loss?!“

Jenau wie domols wüed och hütt do nit jäen dröwwer jekallt. Mor schammt sech och hütt widder wie fröjer. Obwohl doch kinner jet doför kann, wenn mor se plötzlich hätt. Un woher se ku-eme, we-it mor hütt och nit, bei allem technische Fortschrett. Un mor hätt och hütt dat du-etsechere Meddel noch nitt dojäje.

Un domols?

Wer domols nit jar so klamm wor, konnt sech „Goldgeist“ en dor Apothi-ek koupe. Dat wor die elejante Art jäje die Plorejeister ahntejonn. Dat mor dat nit su janz so humorlos soh, zeicht en jeflüjelt Wo-et, dat domols völl te hüre wor: „Wenn ‚Goldgeist’ durch die Haare saust - bist du entlaust!“ Obwohl mor sesch op dat Meddelsche och nit so janz vorlo-ete konnt.

Wer dat Jeld für su düere Meddelsches nit hatt, de röckden dem Viehzeuch rabiater op dor Liew: Met Petroleum! Jau! De Kopp wu-ed schüen saftisch mit janz normale Petroleum ennjere-ewe. Mansche Lütt hadde e Spezialrezept - totsicher! In dem Petroleum wu-ed noch ne ju-ede Esslö-epel Bohnerwacks opjelöst un dann ropp op dor Kopp! Dat hätt nit mär jestonke, dat wor en rischtije Ferkeserei! Dann wu-ed de Kopp met ne dicke Turbahn uht nem Handu-ek ömwiggelt, un mor moßt sech henge wiet inne Kösch-eck sette. Weil mor Angst hadd’n, dat mor Füer fange könnt, wenn mor to noh an der Hääd ko-em. Met demm Turbahn un de Jestank jing et dann ennet Bett. Morjes, in aller Herrjottsfröüh, hät de Mamm uns dann e paarmoel de Hoore jewäsche - mit Schwimmse-ip. In dor Kösch ro-ek et dann wie ennen Tankstell. Äwwer de Mamm freuden sech, dat so völl Lühs op de Streck jebliewe wore, die dann am Rank vonne Wäschkomp schwamme.

Esch we-it noch ju-et, wie sich die Lühs en dor Schollklass bre-itmakten. Et wor jo och nit te öwwersenn. Die Biester wore jo sujet von dreist... Die wore jo nit mär in de Hoor. Beim Ongerrecht konnt mor se och bemm Vordermann öwwer em Puckel loupe senn. Mer Jonges hant se do middem Federhalter jefange un innet Tintepötsche jeschmi-ete un do vorsoepe. Dat wore verdahlnoremol schlemme Tiede domols. De Lütt saiden fröjer och, dat Lühs en Symptom för schlaide Tiede wöre. Do wollt mor sech woll e beske met trüeste.

Hütt we-iß mor, dat et de Nu-et nit alle-in sinn kann. Denn wenn ich hür, datt sech die Biester och hütt alt widder mausisch mahke, kann mor doch ahnnehme, dat de Lühs unjeheuer flexibel sind. Wenn se noh fuffzich Johr och de moderne Tied widder för sech entdeckt hant.

Also hätt dat Wo-et doch raiht, datt alles, alles em Le-ewe in Bewejung es. Dat et immer ropp un ronger je-it. Wenn mor so will: Wie en Luhs em Hemp!

Esch we-iß nit, Lütt, wie et öch jetzt beim Lesen jing, äwwer esch moßt mesch ahnduernd kratze un schubbele …

Ewald Dietz

Von welchem Kinderheim kommen Sie?

Do ech en jonge Oma wohr on völl Enkelkenger han, konnt ech allerhand met denne ongernehme. Emol han ech den Kenger von Gräfinne, Grafe on von nem Schloß vertellt, aver sie hatten all noch ke Schloß jesenn. Do et Schloß Heltorf he en der Nöhe es, han ech jedeiht, do jeste met den Kenger mol hen. Su hant wir, et

Das Naturdenkmal „Dor Kruse Boum“, eine mehr als 300 Jahre alte Flatterulme, stand an der Wegkreuzung Goldackerweg/Kalkweg in Angermund. Hier ein Foto aus dem Jahre 1979

Helmy, die Motter von dree Kenger, on ech, us enes Dachs met nüng (neun) Kenger op der Wech jemackt. En Picknick-Tour noh Schloß Heltorf, dat wohr wat Nöes för die Kenger. Proviant wud jepackt on never em Klenste em Sportware verstaut. E jru-et Auto breit us bes narm Hellijestöckske nach Angermonk. Twei Freunde vonne Kenger hant wir noch metjenohme. Als wir am „Kruse Boum“ ankohmen, wohr jru-et Hallo. Nu moßten se all en der Boum klettere on hadden Spaß satt. Dann jing et üver de Bahn, dann hant wir us e schü-en Plätzke op ner Wies jesöckt on Picknick jemackt. Wir hatten alles dobee, Erpelschloot, Brütches, jekochte Eier, Äppel on Limo. Su jestärkt jing et op Schloß Heltorf tou. Et wohr ne warme Dach. Nu wuden die Kleene müd on quengelich on de Weech wud lang. Ene Kleene so-et em Ware on ene moßt ech op de Scholder drare. Endlich kohmen wir en Heltorf an. Nu wuden se widder all monter. De Schloßjrave met den Goldfesche, die Zugbröck, dat gru-ete Dor, dat prächtije Schloß, alles wud bekieke. Nu wollten se en der Schloßhoff jonn. Em Doreinjang, ove reits ut nem Fenster kiek ne Mann, der Dorwächter. „Ist das der Herr Graf?“ frochten die Kenger. „Et könnt sinn“, sach ech. „Nu brengt öch mol en Ordnung, die Naas putze, die Söck huchtrecke, Hemd in et Höschen, sönns kuhmen wir nit ennet Schloß.“ Die Kenger mieken sech fein, on ech frochten de Mann, off wir met den Kenger mol dorchjonn dürften, de Kenger hätten noch ke Schloß jesenn. Do seit de Mann: „Aber gerne, von welchem Kinderheim kommen Sie denn?" "Das sind alles eigene“, sach ech. Do staunte de Mann üver sonne Kinderreichtum on seit: „Sie sind aber eine fruchtbare Familie.“ Als die Kenger nu de jru-ete Schloßhoff met all den Gebäude jesenn hant - sujar en Kapell hatt de Graf, wo mer dren bede konnt - do hadden se jenoch te kieke on te frohre.

Nu moßten wir widder op Hus an, bes tom Hellijestöckske en Angermonk, do wuden wir widder affjeholt. De Weech fiel den Kenger schwer, die Kleene wuden jetz müd. Eene had Buckping, de angere woll nit loupe, de moßt ech

„Dat Hellijestöckske“, die alte Rochus-Kapelle an der Rahmer Straße im Jahre 1920

Schloß Heltorf

widder op de Scholder nehme. Endlich komen wir am Hellijestöckske an, aver wiet on breet ke Auto te senn, wat us affhole wollt. Do sind wir nach Angermonk, noh Rademacher enne Jadewirtschaft jejange. Te-isch hant wir die Finanzen überprüft. Do wir ke Jeld bruckten, hant wir och nit völl metjenohme. E paar Mark hadden wir tesame, et langten jrat för e paar Fläsche Limo met elf Jläser. Eene moßt immer oppasse, off us Auto kom, aver et kohm nit, suvöll wir och kieken. Dann wud beschlote, met em Bus bes Wüstekamp te fahre, weil söß et Jeld nit langte. Als de Bus kohm, moßten die Kenger all op eene Knubbel ensteje, domet de Fahrer nit su flott telle konnt, wie völl Kenger et wohren. Twei hant wir jeschlabbert. Alles hätt ju-et jejange, am Wüstekamp simmer all utjestieje, on dann jing et te Fu-et noh Hus. Bee Blumberg kohm endlich dat jru-ete Auto, all widder enjelade, on wir kohmen müd vonne Schloßbesichtijung widder te Hus an.

Ech han die Picknick-Tour noh Schloß Heltorf nit verjete. Jetz sind die Kenger all jru-ete Lütt, et wohren: Ralph Gockel, Christian Gockel, Marcus Brunninger, Yvonne Brunninger, Britta Kaiser, Heino Kaiser, Jörn Kaiser, Hans-Josef Steingen, Michael Steingen. Off se sech noch dran erennere können? Ech kann et noch ju-et.

Maria Molitor

Maria

Neulisch so-et esch em Jahde on jrübelten wat,
daihden an aule Tiede, an „ditt on datt“.
An Sahke, von denne mor mär noch selten hü-et,
von denne hüechstens mol jät jeschre-ewe wü-ed:

Dat de Tied us Lengtörp op Neutied gestempelt,
un von vüre bis henge hät ömjekrempelt.
Dat von demm aule Lengtörp, wie et döck beschri-ewe,
jo so jut wie jar nix es öwwer jebli-ewe.

Und trotzdem hät uss Dörp, auch dat is bekannt,
emmer noch jett, dat angere nit hant.
Wie angisch wü-eden söns, sahch ich ens onbeno-ehme,
so völl Fremde so jäen – noh Lengtörp ku-eme.

Mor hant de Annakerk on öhr schü-en Jeläut,
dat wiet on bre-it de Lütt erfreut.
Mer hant die Helpensteiner Mühl, Johrhunget alt.
Und wat wör us Lengtörp ohne de schü-ene Wald?

Mer hant de Drupnas, de Po-etz, et Ro-ethus un *noch* dor Löeke,
mer hant de Spiestro-et – on Bäcker, die mozze woangisch süeke.
Sischer, et es nit völl, wat ons do noch jebli-ewe es,
äwwer mor hänge an allem – on dat es jewess!

Und mer hant jett, und dat es einmalig op E-ede,
um dat mer we-it on bre-it beneidet we-ede:
Mer hant nämlich dor ‚Johann Peter Melchior‘!
Un mer hant uss – Maria Molitor!!!!

On nuh sahch esch ösch jett, weil dat sescher völl vorje-ete hant,
öjer Vorjesslichkeit es jo stadtbekannt:

Ons Maria is vör en paar Dahch, jetzt könnt ihr ens ro-ede,
drei-on-nüng-ssisch Johr *jung* jewo-ede!!!!!
Es dat nit ne Jrond, ohne völl Tied te verliere,
dem Maria ens von Häzze he mol te jratuliere?!

Wenn mor dat We-it partout op dor Ponkt brenge soll,
nehm isch bestemmt minn Schnüss nit te voll,
wenn esch sahch:
Wenn Lengtörp e Häzz hätt, dat könnt ihr ruhich hüre,
dann es dat ons Maria, dat Joldstöck he vüre!

Et Maria es e Stöckske Lengtörp – wie Markt ji-ede Week,
wie et Dörp, dor ‚Bosch‘ un de Dickelsbeek!
Un wat se nit all geschri-ewe hätt! Dat te tälle in e-inem Zoch,
Jong, do hant us Häng nit Fenger jenoch.

Sitt Johre schrift se in dor ‚Quecke‘ Jeschichte,
un töschedöresch su schüene Jedichte.
So we-iß hütt janz Lengtörp, wie vör achzich Johr,
dor Motter Ehrkamp öhre Laden von benne uhtsoh.

Dat et emmer e beske noh Schmeerse-ip un Herring jestonke,
un dat mor och jäen ens ne leckere Klore jedronke.
Dank Maria we-iß in Lengtörp hütt jedermann,
dadde ne jeköppte Hahn noch flieje kann.

Dat de Kenger fröher mit kle-ine Denge jlöcklich wore,
un wat et domols schon jo-ef, woren de Flejeljohre!
Se vortällt uss jäen, wie et im Le-ewe su jeht
un wie et sich in ne Pruhmeku-eke steht.

Nie hädde mor, dat mot mor och ens sahre,
so völl üwwer et Dörp un dor Bosch erfahre.
Öwwer öhr Ölderehuhs und dor Mentzens Saal,
von Scheidtmanns Kasell un dor Nohkriegs-Karneval.

Vom Schwattjebrande, dor „Knolli-Bolli“!
Un wie schüen die Tied wor met öhrem Willi,
dä noh em Kre-esch dor ieschte Schützeküenisch gewe-ese
un sesch sinn Maria als Prinzessin erle-ese.

Bös vor kottem hät se, dat es nit öwerdri-ewe,
noch alles te Fu-et, also von Hank jeschri-ewe.
Bös e-ines Dahchs sonne Schnubbelsjong
be-i öhr ens en dor Wohnung stung

... un saiden öhr: „So kann dat nit bli-ewe!
Maria, do mozz jett schneller schri-ewe!
Dat jeht te langsam, hür mesch ahn,
du mozz ’ne Compi-juter hann!“

Wat soll esch sahre, so noh e paar Woche,
– de Kenger hadde e Machtwo-et jesproche –,
do stung tatsächlich beim Maria Molitor,
ne flatsche-nöje Rechner – met Monitor!

Met Fließ hätt et Maria nu de Compi-juter studiert
häddem döckes met Knöttere on Schängereie traktiert,
bös dä sich endlich jeschlahre jo-ew – en aller Still,
on he schließlich dat di-et, wat et Maria will!

Hütt we-iß et Maria, wadde ’ne Cursor de-it,
und wie dat middem Speichere je-iht.
De Schreft mäkt se schü-en jru-et, su dann un wann,
dat se zur Nu-et och *ohne* Brell et lese kann.

Nur dat Mäusken hat noch e paar Tücken,
weil dat raihts *on* links te drücken!

Esch senn et ku-eme, en e paar Weeke – ji-ede Wett,
dann steht se onger www.maria.de im Internet!
Zwar simmer do noch nicht janz so weit,
äwwer wie alles bemm Maria – nur ne Frage der Zeit!

Et Maria vortelden mesch, dat es kinne Witz:
se wör schon fröhmorjens op de Compi-juter spitz!
Auch hätt se intösche, dat verriet se auch,
ne un-je-heu-re Papierverbrauch!

So sitzt se oft morjens, noch et Nachthemmed am Li-ev,
mit de Röllekes em Hoor – on schriewt on schriewt!
Denn des Naihts un am Morje, di-et se jestehe,
hätt se noch immer de beste Idee!

Wat esch he vorträll, Lütt, dat es wirklich wohr.
Un bedenkt ösch, met dreionnüngssisch Johr!!!
Dat Resümee van dem is vor allen Denge:
Dat müsse die *Jöngere* i-escht ens brenge!

Jo Maria, do wüed desch nix angisch öwwerisch bli-ewe,
als wie ene Weltmeister nu te schri-ewe!
Denn ji-eder he freut sech, wenn et widder so wiet,
von desch jett te le-ese uht dor ju-ede aule Tied.

Ewald Dietz

(Das Gedicht wurde verfasst für den Mundartabend des VLH „Ditt on datt op Lengtörper Platt“ am 14. Juni 2005 und dort von Ewald Dietz zum ersten Mal vorgetragen.)

Lengtörper Kall

afdrüge	abtrocknen
Beek	Bach
Blare wie Orgelspiepe	Kinder wie Orgelpfeifen, nach Größe und Alter abgestuft
bott	grob
Boks	Hose
brassele	übermäßig arbeiten
Bruttrommel	Brotkasten
Daas	Dachs
de Blare hängen dor Mamm an der Schüütelschlepp	die Kinder hängen der Mutter am Schürzenzipfel
de hätt de Üll om Daak	zu Hause Unstimmigkeiten (Streit)
dö-eh	schieben, drücken
doh lopen sech de Müs Blodere em Kass	im Schrank ist nichts zu finden, die Mäuse laufen sich Blasen
dor Jud schööt et Jemunkel	wenn hinter vorgehaltener Hand Halbwahrheiten verbreitet werden
dor Löp drop	ständig unterwegs
do wo mer hackt, do mott mer pecke	da wo man arbeitet, muss oder soll auch gegessen werden
Düreposs	Türpfosten
et stüft	es staubt
Fuus	Fuchs
he kridd de Kier nitt	er/sie bekommt die Kurve nicht
Hippeschaal	durchgehend geschälte Kartoffel- oder Obstschale, die als Ziegenfutter dient
Hött	Hütte
Jlass	Glas
Jööt	Rinne
jorfelle	greifen
jrose	mürrisch, unzufrieden sprechen
Keez	Kerze
Kenger en de Boks make	Kinder wickeln
Kerkhoff	Friedhof / Kirchhof, früher war der Friedhof nur an der Kirche
komm benne	komm herein
Kösch	Küche
Kösse	Kissen
Leet	Licht
Ling	Leine
Melk-Schäpp	Milchtopf
Mostert	Senf
Müs	Mäuse
ne arme Schluff	ein armer Mensch
ne Bohl	eine große, behäbig wirkende Person
Pläät	Glatze
Pröttsch	Kaffeesatz oder Abgestandenes
rappeldrüsch	sehr trocken
Rebbegott	sehr magere Person

rief dohmet ömjon	großzügig handeln
Sankbränkel	Sandbank
Schäpp	Stieltopf
schäpp-op	das Essen auftragen
Schlabberduk	Vorhängetuch / große Serviette
Schloot	Schloss
Schlot	Salat
schlute	schließen
Schuffkar-Hölp	Trageriemen für eine Schubkarre
Schüütel-Schlepp	Schürzenzipfel
Speng	Abstellraum
stuwejonn	davonlaufen
tradde	treten
Undocht	Untugend
verwehne / verwend	verwöhnen
vom Waater dor Kell aff	lauwarmes Wasser
weh sinne Liev bewahrt, bewahrt kenn doof Nüt	wer auf seine Gesundheit aufpasst, bewahrt keine tauben Nüsse
wiese Hipp	neugierig wie eine Ziege
Wing	Wein
Wutele	Wurzeln

Lorenz Herdt

Ein Damenkegelklub besteht 50 Jahre

Nun bin ich die einzige Überlebende der Gründerinnen des Kegelklubs „Onger uns“.

Wie kam es zu dem Namen „Onger uns“?

Wir gründeten unseren Klub am 24. Juni 1955 mit 12 Damen, überwiegend Geschäftsfrauen, also berufstätig.

Die Jüngsten waren wir alle nicht mehr, unser Küken war 35 Jahre, und unsere Älteste war 68 Jahre alt. Wir kegelten schlecht und recht, aber jedesmal etwas besser. Über einen Namen für unseren Klub hatten wir uns noch keine Gedanken gemacht.

Nach drei Monaten erhielten wir von einem schon seit Jahren bestehenden Klub eine Einladung zum Klubkampf. Wir waren noch in den Anfängen des Kegelsports und verfügten über wenig Können. Gleichzeitig machten uns die Damen in der Einladung Vorschläge für einen Vereinsnamen, und zwar: Spätlese, Herbstzeitlose, Letzte Rose, Abendrot, Frauengold, Stolze Henne, Stille Wasser, Marie hat Holz, Matrone, Trauerkloß, Guter Jahrgang, Dicke Brocken, Ruhig Blut, Formtreu.

Wir waren alle schockiert über das Angebot und die Vorschläge. Mariechen Mentzen, Ehefrau von Schneidermeister und Musiker Franz Mentzen sagte: „Do wollen wir nix met to donn han, wir blieven onger uns.“

So entstand der Name „Onger uns“ für unseren Kegelklub. Wir gaben keine Antwort auf das Schreiben, und die Sache ist im Sand verlaufen.

Ich habe viele Mitglieder kommen und gehen sehen, viel Eifer, guten Zusammenhalt, gemütliche Kegelabende, interessante Reisen, schöne Feste, auch traurige Tage, wenn eine von uns gehen musste.

In den 50 Jahren im Klub habe ich viel Freude und Entspannung gefunden, aber auch liebe Menschen, mit denen ich gerne zusammen war. Nun ist es aus mit der Kegelei, die alten Knochen wollen nicht mehr, aber ich verfolge aufmerksam, was sich im Klub tut. Noch kegeln acht Damen fleißig alle 14 Tage, sie sind immer noch mit Begeisterung dabei. Unter der guten Leitung der Präsidentin Irmgard Hassel erfreut sich der Klub eines angenehmen Vereinslebens, die Spielleiterin Ille Hilgers sorgt seit 30 Jahren mit Toleranz und Bestimmtheit dafür, dass alle Spiele ordnungsgemäß verlaufen, die Kassiererin Traudel Dohmke bemüht sich schon seit Jahren, dass die Kasse stimmt, unsere Gratulantin Marlies Nieweg vergisst niemals, zu jedem Geburtstag und anderen Anlässen zu gratulieren, Maria Schugens, Gundi Karrenberg, Karola Schütte und Alice Beyer vervollständigen den geselligen Kreis. Bei den Klubmitgliedern bedanke ich mich für die schönen Jahre, die ich in ihrer Gemeinschaft verlebt habe, sie sind unvergesslich für mich.

Ich wünsche dem Kegelklub „Onger uns“ für die nächsten 50 Jahre Fortbestehen und guten Zusammenhalt.

Maria Molitor

Anzeige

Ein Vierteljahrhundert den Lintorfern den „Kopf gewaschen“

„Ricky’s Barbierstube“ am Löken besteht seit 25 Jahren

„Schon mit acht Jahren wusste ich genau, was ich einmal werden wollte,“ erzählt Ursula Peters, Inhaberin des Friseursalons „Ricky’s Barbierstube“, Am Löken 46. „Nicht etwa das Frisieren meiner Puppen hat dabei einen besonderen Reiz ausgeübt, sondern die Gerüche, die Duftnoten im Salon des Friseurs, zu dem ich meine Mutter damals oft begleitete.“

Im Herbst 1967 trat Ursula Ricks, wie sie damals noch hieß, in Krefeld ihre Lehre an. Nach drei Jahren legte sie als Innungsbeste die Gesellenprüfung ab. Während ihrer Lehrzeit wollte sie soviel wie möglich lernen. Unterstützt wurde sie dabei von ihren Eltern, die sie zu unzähligen Seminaren anmeldeten und sich als Modelle zur Verfügung stellten, wenn sonntags nach dem Mittagessen Üben in der Küche angesagt war. Mehrfach nahm sie während der Lehrzeit an Preisfrisierwettbewerben auf nationaler und internationaler Ebene teil und belegte dort erste bis dritte Plätze. Bei der Landesmeisterschaft 1969 erreichte sie einen hervorragenden 7. Platz, eine Platzierung, wie sie bis heute in der Krefelder Friseur-Innung nicht wieder gelang.

Nach ihrer Gesellenprüfung arbeitete Ursula Ricks drei Jahre in einem reinen Herrensalon, bis sie sich im September 1973 zu einem Vorbereitungslehrgang auf die Meisterprüfung anmeldete.

Die junge Meisterin erhielt am 3. Januar 1974 im damaligen „Salon Lintorf“ (früher Friseur Nüsser) an der Speestraße 16 eine Anstellung als Herrenfriseurin. Nach einer Zeit erfolgreicher Tätigkeit, die dem Herrensalon immer größeren Zulauf brachte, bot ihr damaliger Chef, Gerhard Roll, ihr an, den Salon als Untermieterin selbstständig zu führen. Ursula Ricks nahm das Angebot an, obwohl sie mit 21 Jahren und ohne Eigenkapital ein großes Risiko einging. Doch sie hatte eine gute Entscheidung getroffen. Schon einige Jahre später konnte sie es sich erlauben, ganz auf eigenen Füßen zu stehen, als das Ladenlokal frei wurde, auf das sie schon lange ein Auge geworfen hatte. Der Baustil des um 1900 erbauten Hauses gefiel ihr so gut. Am 1. Februar 1980 war es dann soweit: mit einem Frühschoppen, zu dem Kunden, Freunde, Bekannte und die Familie eingeladen waren, wurde „Ricky’s Barbierstube“ eröffnet. An den Tagen vorher schmunzelten die Vorübergehenden, als alte Möbel und ein Kanapee aus der Biedermeierzeit in das Ladenlokal getragen wurden. Aber es war der Traum der neuen Besitzerin, sich bei der Arbeit mit den Dingen zu umgeben, die auch im privaten Bereich eine Rolle spielten. Sie ist stolz darauf, heute, nach 25 Jahren, immer noch die gleiche Ladeneinrichtung zu besitzen. Die Kunden fühlen sich wohl in einer häuslichen, warmen Atmosphäre, Chrom und Stahl passen einfach nicht dazu. Ein Steinwurf in eine der Fensterscheiben sorgte vor 15 Jahren dafür, dass die Außenfassade ihr Bild änderte, wobei Weiß die bestimmende Farbe ist. Im Inneren des Salons änderten sich die Farben mit der Zeit von braun über weiß zu dem heutigen Leuchtendgelb.

Auf ihre Kundinnen und Kunden, die sie seit vielen Jahren bedienen darf, ist Ursula Peters besonders stolz. Viele sind seit den Anfängen dabei, haben ihr die Treue gehalten, und sogar die Kinder und Enkel zählen nun seit Jahren dazu.

Als der Salon vor einem Jahr „Zuwachs“ in Form eines Golden Retriever-Welpen namens „Beryll“ erhielt, überwog zunächst die Skepsis, doch heute möchten viele junge, aber auch viele ältere Kundinnen und Kunden das neue Maskottchen nicht mehr missen. Viele nutzen sogar die Wartezeit, um eine kleine Runde „Gassi“ mit dem mittlerweile ausgewachsenen, aber immer pflegeleichten „Hundi“ zu gehen.

Ihren Kundinnen und Kunden und sich selbst wünscht die sympathische Meisterin noch viele gemeinsame Jahre in Glück und Gesundheit.

„Ricky’s Barbierstube“, Am Löken 46, im Jubiläumsjahr 2005

Das gemütliche Innere des Salons hat sich in den vergangenen 25 Jahren kaum verändert

Rickys Barbierstube

Friseursalon

Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ 0 21 02 / 3 42 83

Ein bemerkenswerter Münzfund aus der Zeit zwischen Restauration und Revolution (1815-1848)

Im heutigen Stadtgebiet von Ratingen liegt, auf die einzelnen Gemeinden weit verstreut, eine größere Anzahl verfallener Hofesstellen. Die zu unterschiedlichen Zeiten aufgegebenen Kleinsiedlungen, so genannte „Wüstungen“, mit angrenzenden Gärten und sonstigen bewirtschafteten Landpartien prägten über Jahrhunderte hinweg die zumeist nur dünn und weitläufig aufgesiedelte Landschaft des niederbergischen Landes. Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind oftmals bis auf einige Unregelmäßigkeiten im Geländeprofil ganz von der „Oberfläche“ verschwunden. Die Namen der Bewohner lassen sich nur selten ermitteln, und über ihren Lebensweg und ihren Alltag ist nur wenig bekannt.

Im Jahr 2003 wurden im Bereich einer solchen Wüstungsstelle bei Breitscheid überraschend 26 Münzen aus der Zeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckt. Dieser Münzfund ist für die weite Region ein absolutes Unikum. Sehr viel ältere Münzschatz- bzw. Münzverwahrfunde sind aus Ratingen-Lintorf und vom Gut „Aue“ im Schwarzbachtal bekannt und lassen sich auf Verstecke in unsicheren Kriegs- und Krisenzeiten zurückführen, in denen fremde Truppen selbst die kleinsten Siedlungsstellen heimsuchten und ausplünderten. Dort, wo Münzen verborgen blieben, hatten die marodierenden Soldaten zwar nicht den gewünschten Erfolg, aber auch der ursprüngliche Besitzer nichts mehr von seinem Vermögen, weil er entweder für immer vertrieben oder erschlagen wurde.

Etwas anders verhielt es sich sehr wahrscheinlich bei dem bei Breitscheid entdeckten Münzverwahrfund. Die Münzen fanden sich in Hanglage auf einer Fläche von etwa zwei Quadratmetern verstreut im Übergang des gewachsenen Bodens zur Humusschicht. Nahe daran wuchs ein Holunderbusch, der die Münzen durch das Wachstum seiner Wurzeln möglicherweise an die Oberfläche gehoben hat, wo sie dann durch Erosion weiter umgelagert wurden. Die Fundstreuung überlief dabei die aus Bruchsteinen und wenigen, möglicherweise zeitlich später eingefügten Ziegeln gesetzte Grundmauer eines Gebäudes mit viereckigem Grundriss von 3,40 m x 3,80 m. Die Münzen gelangten demzufolge außer- und nicht innerhalb des Gebäudes in den Boden. Überreste eines möglichen Behälters, etwa Tonscherben, fanden sich nicht und auch keine aufkorrodierten Spuren organischen Materials wie Stoff oder Leder an den Münzen selbst. Daher gibt die Befundsituation keinen Hinweis auf die nähere Ursache des Verlustes der Münzen. Die weitflächige Streuung lässt auch keinen Schluss mehr darauf zu, ob ein „geschlossener Münzfund“ vorliegt. Zuvor könnte bereits eine unbestimmte Anzahl von Münzen zufällig entdeckt und entfernt worden sein.

Die Zusammensetzung des Münzfundes, der überwiegend kleine Werteinheiten enthält, lässt erkennen, dass es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um die geradezu sprichwörtlichen „Spargroschen“ eines der Anwohner der Hofesstelle in der Zeit der ersten Hälfte des 19. Jhs handelt, die offenbar über einen längeren Zeitraum hinweg zusammengetragen und für Notzeiten aufbewahrt wurden. Die sehr einsame Lage der Ansiedlung verlangte es wohl, dass die Bewohner zumindest bei Abwesenheit ihr „Sparguthaben“ irgendwie und irgendwo verbergen mussten, falls einmal ungebetene Gäste einbrachen und ihre Habe durchwühlten. Die Münzen gerieten vielleicht deshalb in Vergessenheit, weil deren Besitzer möglicherweise recht unvermittelt gestorben war. Der zufällige Verlust eines gut gefüllten Geldbeutels auf dem übersichtlichen und räumlich klar begrenzten Siedlungsareal scheint eher unwahrscheinlich.

Die Urkundenrecherche ergab, dass die Siedlungsstelle erst in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Ein kleinformatiges, ursprünglich an einer Halskette oder einem Rosenkranz befestigtes Kreuz aus der Zeit des 19. oder frühen 20. Jhs dokumentiert den katholischen Glauben des ursprünglichen Besitzers. Aus der Lebenszeit der letzten Bewohner stammt die Auflage eines Propagandaansteckers der NSDAP mit der eingeprägten Aufforderung zur Stimmabgabe mit einem Ja bei den Reichstagswahlen am 12. 11. 1933.

Für das Jahr 1840 wird Mathias Jamman als Eigentümer des Grundstücks genannt, das einen Umfang von 156 Ruthen und 60 Fuß (2218 m^2) hatte und mit drei Gebäuden bebaut war. Das zugehörige Wirtschaftsland bestand aus Wiesen, Ackerland und Gemüsegärten im Umfang von 25 Morgen und 82 Ruthen. Die bescheidene Ausstattung der Gesamtanlage legt den Schluss nahe, dass Mathias Jamman (und seine Familie?) wohl überwiegend von dem lebte, was auf eigenem Grund und Boden erwirtschaftet und gegebenenfalls an Überschüssen der landwirtschaftlichen Produktion verkauft werden konnte. Möglicherweise musste sich Matthias Jamman, zeitweise oder saisonal gebunden, zusätzlich als Tagelöhner im örtlichen Tonabbau, als Arbeiter in einem der Steinbrüche der Region oder in einem der nahe gelegenen Bergwerke verdingen. Einen weiteren möglichen Nebenerwerb in der ländlich geprägten Region bot der Kleinhandel, etwa die Herstellung und der Vertrieb schlichter Gebrauchsgegenstände wie Reisigbesen oder geflochtener Körbe. Nähere Angaben dazu konnten bislang nicht ermittelt werden. Es bleibt festzustellen, dass angesichts der wohl sehr einfachen Lebensumstände der Bewohner der Hofesstelle der Verlust der „Spargroschen“ nicht unerheblich war.

Die Zusammensetzung des Münzfundes

Der Münzfund wurde geschlossen der Bodendenkmalpflege, Außenstelle Overath, Landschaftsverband Rheinland übertragen. Insgesamt fanden sich 11 Silber- und 15 Kupfermünzen unterschiedlicher Herkunft.

Silbermünzen

Zwei hervorragend erhaltene 5 Francs-Stücke der Könige LOUIS XVIII., ROI DE FRANCE von 1817 und LOUIS PHILIPPE Ier, ROI DES FRANÇAIS von 1837, mit der Wertangabe auf der einen und dem ausdrucksvollen Porträt des jeweiligen Herrschers auf der anderen Seite. Im Wert folgt eine silberne 2 Francs-Münze mit dem Porträt des Königs LEOPOLD PREMIER, ROI DES BELGES, von 1834. Das Kurfürstentum Hessen ist mit einer 1836 geprägten Münze zu sechs Silbergroschen WILH. II KURF. U. FRIEDR. WILH. KURPR. U. MITREG., das Königreich der Niederlande mit einer Silbermünze zu 25 CENT von 1826 vertreten. Sechs Silbermünzen, davon zwei zu sechs Silbergroschen, eine zu zweieinhalb Silbergroschen und drei zu einem Silbergroschen sind Prägungen des Königreiches Preußen. Neben einem Silbergroschen Friedrich Wilhelms III. von 1837 handelt es sich um Prägungen aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. aus den Jahren 1841, 1841, 1842, 1842 und 1845.

Kupfermünzen

Aus dem Königreich der Niederlande stammt ein 1 Cent-Stück aus dem Jahr 1827, aus Belgien zwei 2 Cent-Stücke des Königs Leopold I. von 1833 und 1835 und aus dem Königreich Preußen zwei Scheidemünzen zu 4 Pfennigen, beide von 1839, sechs Scheidemünzen zu 3 Pfennigen aus den Jahren 1834, 1838, 1839, 1839, 1839, 1842, sowie vier Scheidemünzen zu 2 Pfennigen von 1838, 1838, 1842, 1842.

Die französischen, belgischen und niederländischen Münzen, die in die Jahre von 1817 bis 1837 datieren, repräsentieren die älteren Prägungen der Münzsammlung, während die Münzen deutscher Staaten, mit einem 3 Pfennig-Stück aus dem Jahre 1834 als Ausreißer, in der Zeit von 1836 bis 1845 geprägt wurden und damit den jüngeren Teil der Münzreihe umfassen. Bei einer Gesamtzeitspanne von lediglich 28 Jahren ist ein zeitgleicher Umlauf aller Münzen wahrscheinlich, so dass hier der überwiegende Teil einer Barschaft dieser Zeit überliefert ist. Da die jünger datierenden Münzen der Jahre 1842 bis 1845 in nahezu prägefrischem Zustand erhalten sind, also kaum längere Zeit in Umlauf waren, ist die gesamte Barschaft vermutlich sehr bald nach dem Jahr 1845 verloren gegangen.

In seiner Zusammensetzung gibt der bemerkenswerte Münzfund nähere Auskunft über den regionalen Umlauf unterschiedlicher Währungen und auch darüber, mit welchen Werten in „barer Münze“ Bewohner einer einfachen ländlichen Ansiedlung umgehen und haushalten mussten. Aus dieser Tatsache erwächst der zumindest für die Region wirtschaftsgeschichtlich besonders hoch einzuschätzende Wert der kleinen Barschaft.

Zugleich ist der Münzfund geradezu ein Paradebeispiel für den unbezahlbaren „Mehrwert“, den archäologisches Fundgut dadurch erhält, dass die Funde, der Fundort und die Befundumstände soweit wie möglich näher dokumentiert und der wissenschaftlichen Auswertung zugeführt werden. Ohne Fundmeldung und Dokumentation wäre über den Münzhandel oder den Flohmarkt für nur wenige Euro ein im übertragenen Sinne „unbezahlbares“ Stück regionaler Identität und Geschichte verloren gegangen.

Linke Münze: Louis Philippe Ier, Roi des Français, 5 Francs, Silber, 1837
Rechte Münze: Louis XVIII, Roi de France, 5 Francs Silber, 1817

Geschichtliche Zusammenhänge

In der kleinen Münzsammlung befinden sich zwei größere Münznominale französischer Herkunft, die aufgrund des hohen Silbergehaltes wohl als echte Wertstücke in Edelmetall aufbewahrt worden sind. Ohne Echtheitsprüfung und Umrechung in die aktuelle preußische Landeswährung konnten sie nicht ohne weiteres eingetauscht werden. Nach der französischen Besatzung unter Napoleon waren

in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Verbindungen der am Rhein liegenden deutschen Provinzen und Staaten zu Frankreich wirtschaftlich weiterhin intensiv, und die Nähe des Ratinger Umlandes zum Rheinlauf, der als „Verkehrs- und Handelsverbindung“ von internationaler Bedeutung die Verbreitung und Vermischung von Münzen unterschiedlicher Prägung in der Region nachhaltig förderte, bildete wohl eine gute Voraussetzung für das Zustandekommen der Breitscheider Barschaft in „gemischter Währung“.

Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses von 1815 erlangte das Königreich Preußen die Landesherrschaft im vormaligen Herzogtum Jülich-Berg und führte den preußischen Taler als offizielle Landeswährung ein. Mit neunzehn Münzen stellt die preußische Landeswährung den größeren und den Prägedaten zufolge jüngeren Teil der Münzsammlung. Es handelt sich ausschließlich um Kleingeld in Silber und Kupfer, das dem täglichen Kleingeldverkehr entnommen wurde. Die Kleinprägungen aus Hessen, den Niederlanden und Belgien, die in der Region auch als Einzelfunde gelegentlich auftreten, waren wohl auch für alltägliche Geschäfte zu gebrauchen. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Regionen des Niederrheins mit dem benachbarten Königreich der Niederlande, von dem sich Belgien erst 1830 als eigenständiges Königreich gelöst hatte, waren zu allen Zeiten eng verflochten, so dass der Umlauf von Kleinmünzen belgischer und niederländischer Währung zwischen Rhein und Ruhr alltäglich war.

Alle auf den Münzen abgebildeten Herrscher sind „schillernde“ Figuren der Zeitgeschichte mit teilweise abenteuerlichen Lebensläufen, die hier nur kurz vorgestellt werden können. LOUIS XVIII., Stanislaus Xaver, König von Frankreich (1814-1824), war der Bruder des während der Französischen Revolution hingerichteten Königs Ludwig XVI. Er floh über mehr als 15 Jahre hinweg zunächst vor der Revolution im eigenen Land und später vor Napoleon über Deutschland, Polen und Russland nach England, wo er ein Schloss erwarb und sich bei angemessen aufwändiger Hofhaltung für längere Zeit niederließ. Erst 1815 konnte er unter dem Schutz des Herzogs von Wellington nach Paris zurückkehren und seine von ständigen Unruhen begleitete Herrschaft als König antreten. Sein absolutistisches Selbstverständnis betont die Legende der Münze, die ihn als „König von Frankreich“ (ROI DE FRANCE) bezeichnet und die Inschrift des Randumlaufs „Gott segne Unsere Herrschaft“ (DOMINE SALVUM FAC REGEM). Dagegen überliefert die Münze des letzten französischen Königs LOUIS PHILIPPE I., Herzog von Orleans, der als „roi bourgeois“ (Bürgerkönig) in die Geschichte einging, ein deutlich gewandeltes Selbstverständnis königlicher Herrschaft. Er wird als „König der Franzosen“ (ROI DES FRANÇAIS) bezeichnet, und der Text des Randumlaufs lautet: „Gott schütze Frankreich“ (DIEU PROTEGE LA FRANCE).

Abreise König Ludwigs XVIII. aus Paris im März 1815. Nach knapp einem Jahr als König von Frankreich musste Ludwig XVIII. nach der Rückkehr Napoleons von Elba abermals aus Frankreich fliehen. Erst nach der Schlacht von Waterloo und Napoleons Verbannung nach St. Helena konnte er bis zu seinem Tod 1824 ungestört regieren. Nachfolger wurde bis zur Juli-Revolution 1830 sein Bruder Karl X.

Leopold I., Christian Friedrich, erster König von Belgien (1831-1865), Sohn des Herzogs Ernst I. von Sachsen-Coburg, reiste seit den Tagen der Französischen Revolution gleichfalls durch ganz Europa. Er begab sich zunächst in russische Kriegsdienste und nahm im Gefolge des russischen Zaren Alexander I. am Wiener Kongress teil. Nach der Verlobung mit der britischen Thronerbin Charlotte Auguste wurde er naturalisiert und erhielt unter anderem die Würde eines britischen Feldmarschalls. Den Titel des Königs von Griechenland nahm er mit Vorbehalt an. Als ihm Rang und Titel als erster König von Belgien angetragen wurden, willigte er wiederum mit Vorbehalt ein, legte die griechische Königswürde nieder und ging als erster König der Belgier in die Geschichte ein. Da seine erste Frau inzwischen verstorben war, heiratete er in praktischer Allianz die Tochter des sehr viel mächtigeren benachbarten französischen Königs Louis Philippe I. So liegen in der kleinen Münzsammlung von Breitscheid Prägungen von Schwiegervater und Schwiegersohn beisammen. Humorvollerweise ihrem wirklichen Rang entsprechend, wonach ein König von Belgien in Rang und Ansehen sicher weniger als halb soviel „wert“ war wie ein König von Frankreich. Die Legende der Münze nennt Leopold I. „König der Belgier“ (ROI DES BELGES), und die Inschrift des Randumlaufs lautet „Gott schütze Belgien“ (DIEU PROTEGE LA BELGIQUE).

Zusammenfassung:

Die eindrucksvolle „Münzsammlung“ der ersten Hälfte des 19. Jhs aus Breitscheid überliefert erstmalig für das heutige Stadtgebiet Ratingen den Einblick in ein „Portemonnaie“ aus der Zeit der ersten Hälfte des 19. Jhs, der Zeit zwischen der Restauration der abso-

Leopold von Sachsen-Coburg wurde nach der Abspaltung Belgiens vom Königreich der Niederlande 1830 als Léopold Ier der erste (gewählte) König der Belgier (1831 - 1865)

luten Monarchien in Europa und der „Deutschen Revolution“ von 1848. Nach der Aufhebung des Herzogtums Jülich-Berg im Jahr 1815 durch den Wiener Kongress ging das „Bergische Land“ in die Herrschaft des Königreichs Preußen über. Dessen neu erworbene Landesherrschaft wurde unter anderem durch die Einführung der preußischen Währung als Zahlungsmittel dokumentiert. Im realen Münzumlauf in der Region vermischten sich jedoch auch weiterhin Währungen ganz unterschiedlicher Herkunft, ein Umstand, der insbesondere durch die intensiven Verkehrs- und Handelsbeziehungen in der weiteren Region begünstigt wurde. In der von erheblichen wirtschaftlichen Krisen erschütterten Zeit der ersten Hälfte des 19. Jhs bedeutete der Verlust der kleinen Barschaft, insbesondere der beiden großformatigen französischen Silbermünzen, angesichts der bescheidenen individuellen Lebensverhältnisse einen herben Verlust an Kaufkraft.

Aus heutiger Sicht besitzen die Münzen unter anderem einen besonderen Aussagewert über die individuellen wirtschaftlichen Lebensumstände der einfachen Menschen in der Region, über deren Lebensverhältnisse offizielle Akten nur selten nähere Informationen geben.

Thomas van Lohuizen

Literatur:

Peter Schulenburg: „Die Wüstung Windhövel bei Ratingen-Breitscheid“. In: „Die Quecke“ Nr. 67 vom November 1997

Ein Fenster im Wald

Im Spee’schen Forst bei Lintorf
gab es jahrelang ein Fenster.
Für den Förster? Für Hasen, Rehe,
Füchse, Waldgespenster?
Natürlich nicht!
Nutzlos lag es auf dem Boden,
ein paar Meter abseits meines Wegs.
Halb im braunen Laub versteckt
hab’ ich es eines Tags entdeckt.
Es möge nie einen Finder
geben, hoffte wohl der Umweltsünder,
der es irgendwann dort hingeschleppt.
Mit zwei blinden Scheiben
– die andern war’n zersplittert –,
mit hölzernem Rahmen
(schon sehr verwittert)
und Armaturen voller Rost,
so lag es offensichtlich lange schon
in Hitze, Regen, Schnee und Frost,
dem Verrotten zugedacht:
Gewissenlos der Mensch,
der sowas macht!

Beim Joggen und Spazierengehen
Hab’ ich gesehen,
wie das Fenster immer mehr verging.
Unendlich langsam
hat sich die Substanz zersetzt,
bis nach etwa eineinhalb Jahrzehnten
schließlich und zuletzt
nur noch ein paar unscheinbare
bröselige Reste und ein wenig Glas
übrig blieben zwischen Laub und Gras.
In all der Zeit war dies gewiss:
Dort lag das Ding am falschen Ort
– ein Umweltärgernis
und der Natur ein Tort!

Hartmut Krämer

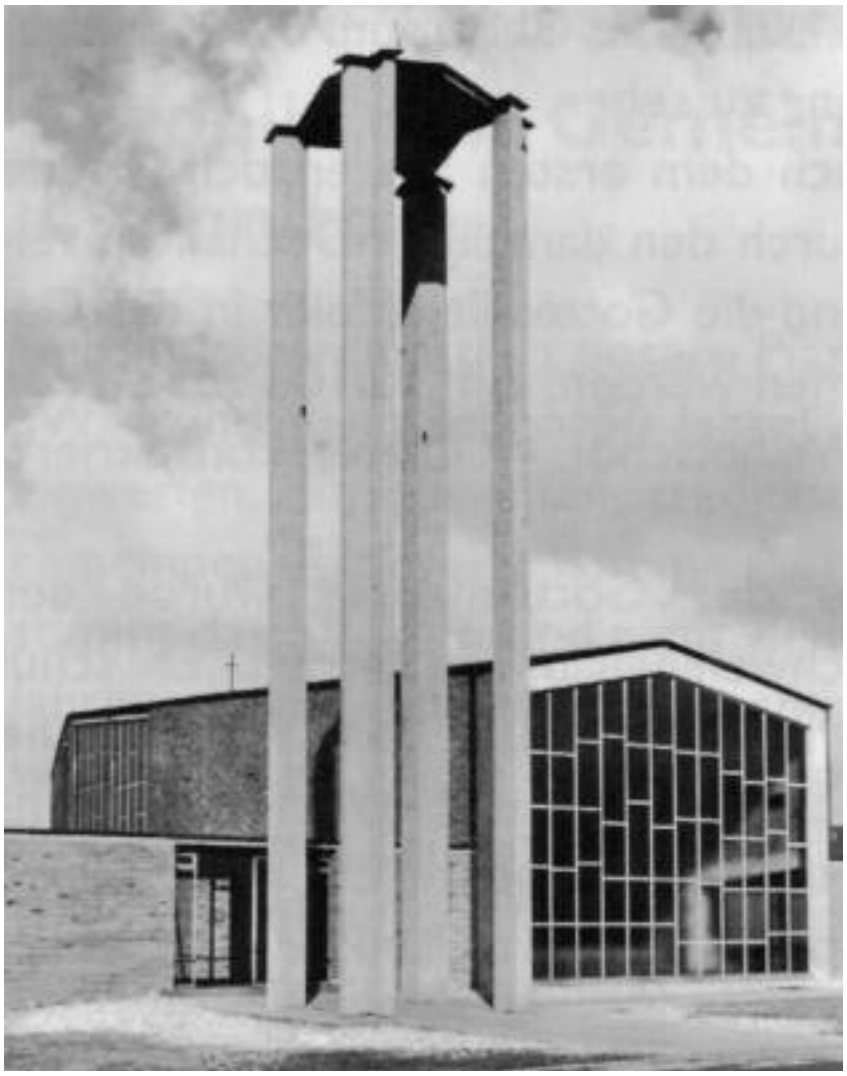
50 Jahre St. Suitbertus - ein Haus, das lebt!

Unter diesem Motto feierte die St. Suitbertusgemeinde im Ratinger Süden im Jahr 2004 ihr 50-jähriges Bestehen

Die Existenz der Pfarrgemeinde begann mit der Benedizierung der St. Suitbertuskirche am 8.12.1954 durch den damaligen Dechanten Veiders. Seitdem steht die Kirche den Gläubigen für Gottesdienste, Taufen, Hochzeiten, Orgelkonzerte und andere Anlässe zur Verfügung.

„Kulturnacht, Pfarrfest, Seniorennachmittag, Kirchenführung, Vortrag, Singspiel, bunter Nachmittag, Ewiges Gebet, Orgelkonzerte ...“, mit einem abwechslungsreichen Jubiläumsprogramm in der Zeit vom 11. September bis zum 3. Oktober 2004 wurde der vergangenen 50 Jahre gedacht. Höhepunkt war die Festmesse mit Weihbischof Manfred Melzer am 26. September 2004. Der Kirchenchor sang die Harmoniemesse von Joseph Haydn. Anschließend traf sich die Gemeinde mit ihren Gästen zu einem Festakt im Pfarrsaal.

St. Suitbertus ist die vierte Pfarrei, die aus der ersten und ältesten Pfarre Ratingens, St. Peter und Paul, entstand. Das Wachsen der Stadt Ratingen an ihren Rändern machte die Gründung neuer Pfarrbezirke notwendig. So entstanden seit 1918 zunächst St. Marien in Tiefenbroich, Herz-Jesu in Ratingen Nord-Ost und St. Joseph im Stadtteil Eckamp. Als Wilhelm Bröcker 1952 ein Grundstück zum Zweck eines Kirchenbaus stiftete, ergab sich die Gelegenheit, auch im Ratinger Süden einen neuen, vierten Pfarrbezirk zu bilden.



Die St. Suitbertuskirche kurz nach der Fertigstellung

Der 95-jährige Wilhelm Bröcker bei der Grundsteinlegung der St. Suitbertuskirche am 2. Juli 1954. Er hatte zwei Jahre zuvor der Gemeinde das Grundstück zur Errichtung der neuen Kirche geschenkt. Hinter Wilhelm Bröcker Pfarrer Franz Rath (links) und Küster Robert Samans von der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul

Es entstand die Pfarrgemeinde St. Suitbertus, damals wie heute mit ca. 3000 Gemeindemitgliedern. Auf dem gestifteten Grundstück entwickelte sich im Laufe der Jahre ein Pfarrzentrum mit Kirche, Kloster, Pfarrbüro und Gruppenräumen, einem Pfarrsaal, Jugendräumen, einer Bücherei und einem Kindergarten. Der gesamte Pfarrkomplex, so wie er sich heute darstellt, abgesehen von kleineren Umbauten und Renovierungen, ist in der Zeit von 1954 bis 1979 entstanden.

Pfarrer Franz Rath von St. Peter und Paul beauftragte den Architekten Kurt Schweflinghaus mit dem Bau eines neuen Gotteshauses an der Schützenstraße. Der erste Spatenstich erfolgte am 8.12.1953, und genau ein Jahr später konnte die neue St. Suitbertuskirche eingeweiht werden. Es entstand ein rechteckiger Bau aus einem Stahlbetongerippe mit rotem Klinker, viel Glas und einem separaten Glockenturm. Die Kirche erwies sich bereits wenige

Das Kircheninnere nach den verschiedenen Erweiterungen, so wie es sich heute darbietet

Jahre nach ihrer Fertigstellung als zu klein. 1961 wurden rechts und links des Altares zweigeschossige Seitenschiffe angebaut. Die Kirche erhielt dadurch ihre jetzige Kreuzform. Die Sängergrube hinter dem Altar wurde geschlossen. Stattdessen wurde die Kirche nach Osten verlängert und so Platz geschaffen für eine Orgel- und Chorbühne. Bunte Betonglasfenster sorgten für Licht, nachdem die Kirche durch den Wegfall der übrigen Fenster zu dunkel geworden war.

Der Kircheninnenraum wurde mit Arbeiten des Künstlers Walter Dirx ausgeschmückt. Sie sind heute noch der Hauptschmuck der Kirche: das große Wandkreuz, 14 Kreuzwegstationen, der Tabernakel mit der Abendmahlsszene und das Bild des auferstandenen Jesus am Ambo. Einer der zwei seitlichen Eingangsräume zur Kirche, die „Marienkapelle“, wurde 1994 umgebaut. Die neue Marienkapelle erhielt ihr jetziges Gesicht, u.a. bunte Glasfenster mit Motiven zum franziskanischen Sonnengesang und zur Aussendung des heiligen Geistes sowie eine Marienfigur des Bildhauers Johannes Hillebrand.

Im Jahr 2001 wurde die Kirche unter der Leitung des Architekten Eberhard Plößl noch einmal grundlegend renoviert. Seitdem befinden sich auch Fenster seitlich des Altarraumes, die das Kircheninnere heller machen.

Für die vielen Aktivitäten der Gemeinde wurden 1958 Räume für die Jugend und ein Pfarrsaal für die Gemeinde errichtet.

An den Kirchenneubau wurde rückwärtig ein Kloster für die Seelsorger der Gemeinde angebaut. 1973-74 wurde ein neues Klosterpfarrhaus errichtet. Die frei werdenden Räume des alten Klosters stehen seither der Gemeinde für deren Arbeit zur Verfügung.

1955 entstand neben der Pfarrkirche ein kleiner zweigruppiger Kindergarten, der heute noch fester Bestandteil der Gemeinde ist.

Pfarrer Franz Rath organisierte auch die Seelsorge an St. Suitbertus. Er konnte die Würzburger Franzikanerminoriten für den Pfarrdienst gewinnen. Seitdem bis heute haben sie die Seelsorge in der Gemeinde betrieben. So ist die Geschichte der Pfarre, nicht nur in ihrer Entstehung, sondern auch in ihrer Entwicklung untrennbar mit dem Minoritenorden verbunden.

Die Ordenssatzung der Minoriten sieht eine Neuwahl für die Ämter im Orden alle drei bis vier Jahre vor. Daher erklärt sich der häufige Priesterwechsel in der Gemeinde. Sieben verschiedene Pfarrer und eine Vielzahl von Kaplänen haben seit 1954 ihren Dienst in St. Suitbertus getan. Von 1954 bis 1986 haben Würzburger Franziskaner die Pfarrei betreut. Danach haben Minoriten aus der Krakauer Ordensprovinz das Kloster und die Seelsorgearbeit in der Gemeinde übernommen. Seit 1998 sind sie als Pfarrer und Kapläne auch für die Pfarrgemeinde Herz Jesu zuständig.

Die Pfarrer an St. Suitbertus:

P. Norbert Vater	1954 – 58
P. Konrad Kamm	1958 – 62
P. Bonaventura Heinrich	1962 – 71
P. Lukas Schwartz	1971 – 83
P. Caesar Obermüller	1983 – 86
P. Stanislaus Strojecki	1986 – 96
P. Peter Ruchala	seit 1996

Seit 1998 auch Pfarrer an Herz Jesu

Pater Bonaventura Heinrich und Pater Caesar Obermüller, zwei frühere Pfarrer von St. Suitbertus

Der Klostergemeinschaft gehören jetzt an: P. Marek Kolodziejczyk, Br. Alexander Buganski, P. Peter Ruchala, P. Richard Szwajca, P. Ignatz Mrzyglod (v.l.n.r.)

Die Klostergemeinschaft umfasst neben den Pfarrern und Kaplänen weitere Patres, die als Militärseelsorger, Religionslehrer oder Krankenhausseelsorger tätig waren und sind. Daneben leben natürlich auch Ordensbrüder, die für den Küsterdienst, die Garten- und Haushaltsarbeiten zuständig sind, im Kloster.

Die Minoriten, die in der St. Suitbertusgemeinde als Seelsorger tätig waren, haben ihre Arbeit immer so ausgerichtet, dass sich ein relativ unabhängig wirkendes Laientum herausbilden konnte. Dadurch hat trotz häufiger Priesterwechsel immer Kontinuität im Gemeindeleben geherrscht.

Wie notwendig und sinnvoll die Gründung des neuen Pfarrbezirks 1954 war, lässt sich nicht nur an der schnell zu klein gewordenen Kirche ablesen. Auch die Geschwindigkeit, mit der sich die neuen Gemeindemitglieder organisiert hatten, ist ein Beweis dafür. 1955 entstand der Kirchenchor unter der Leitung von Alfred Cohnen, gleichzeitig bildete sich die Frauen- und Müttergemeinschaft. 1960 schlossen sich die Männer in der KAB zusammen, und 1962 wurde die Alten- und Rentnergemeinschaft gegründet. Aber nicht nur in den verschiedenen Gruppierungen, sondern auch in den zahlreichen Gremien der Kirche sind bis heute viele Gemeindemitglieder engagiert tätig.

In den ersten Jahren erhielt die junge Pfarrgemeinde außerordentlich tatkräftige Unterstützung durch die Innenstadtgemeinde St. Peter und Paul. Im Laufe der Jahre wurde sie immer unabhängiger und entwickelte eine selbstbewusste Selbstständigkeit.

Bis zum 1. Januar 1959 war St. Suitbertus Pfarrrektorat von St. Peter und Paul, dann wurde sie zur Rektoratspfarre ernannt und ist seitdem ein selbstständiger Seelsorgebezirk mit eigener Verwaltung. Am 12.9.1973 wurde sie zur kanonischen Pfarre erhoben und ist seitdem rechtlich gesehen den alten Pfarreien gleichgestellt.

Nach vielen Jahren des unabhängigen und selbstständigen Daseins führen Priestermangel und Geldnöte im Erzbistum Köln die Pfarrgemeinde wieder enger mit den anderen Pfarreien Ratingens zusammen. Ende der 1990er Jahre wurde St. Suitbertus zu einer Gemeinde des „Seelsorgebereichs C“, zu dem auch die Pfarreien Herz Jesu, St. Jacobus d.Ä. und St. Peter und Paul zählen. Damit sollte dem Problem des Priestermangels im Erzbistum Köln begegnet werden. Pater Peter Ruchala von St. Suitbertus wurde auch zum Pfarrer in der Gemeinde Herz Jesu ernannt.

Die Entwicklung des Zusammenrückens der verschiedenen Pfarrgemeinden setzte sich fort. Nach dem Seelsorgebereich kam im Jahr 2001 der Pfarrverband, in dem die Pfarrgemeinderäte der vier Pfarreien in einer Verbandskonferenz zusammenarbeiteten. Für die nahe Zukunft wird es zu einem verwaltungsmäßigen Zusammenschluss (Fusion) von St. Suitbertus mit diesen Gemeinden kommen.

Neben dem organisatorischen Wandel wird es in der Gemeinde auch optische Veränderungen geben. Vorschläge, wie mit baulichen Maßnahmen auf die neuen Rahmenbedingungen reagiert werden kann, liegen vor.

In den Gründerjahren von St. Suitbertus, als rechtlich und organisatorisch für die Pfarrei noch keine Unabhängigkeit bestand, war dies kein Hindernis für die Gläubigen, Gemeinde um den eigenen Kirchturm zu organisieren und aktiv zu leben. So wird auch nach einer Fusion das Motto des Jubiläums Gültigkeit behalten: St. Suitbertus – ein Haus, das lebt!

Coleta Woltering

Franz Rath (1907 -1969)

Ein Leben im Geiste Adolf Kolpings

Franz Johannes Rath wurde am 22. Dezember 1907 in Wuppertal-Elberfeld geboren, wo er zusammen mit seinen drei jüngeren Geschwistern, einer Schwester und zwei Brüdern, in einer religiös geprägten Familie aufwuchs.

Nach der Volksschulzeit und dem Besuch des humanistischen städtischen Gymnasiums Elberfeld legte er am 14. 2. 1927 die Abiturprüfung ab. Vom 10. 5. 1927 bis 31. 7. 1931 studierte er katholische Theologie und Philosophie an den Universitäten Bonn und Tübingen und trat 1931 in das Priesterseminar in Bensberg bei Köln ein. Am 28. 7. 1933 wurde er im Hohen Dom zu Köln zum Priester geweiht . Im September 1933 erhielt er seine erste Anstellung als Kaplan in der Pfarrei Heilig-Geist in Düsseldorf-Derendorf. Zusätzlich unterrichtete er von Ostern 1934 bis Ostern 1935 nebenamtlich als Religionslehrer an der städtischen Mädchenmittelschule an der Ehrenstraße.

Arbeit für das Kolpingwerk

Schon zu Beginn seiner Tätigkeit kam Franz Rath in Kontakt mit der Düsseldorfer Kolpingfamilie, dem katholischen Gesellenverein, der 1846 von Adolf Kolping gegründet wurde, um jungen Handwerkern Möglichkeiten zur menschlichen, religiösen und beruflichen Weiterbildung zu eröffnen. Der Verein verstand sich als „Wegbereiter des Friedens“, der auch auf internationaler Ebene Gegensätze überbrücken sollte. Franz Rath wurde im Alter von 28 Jahren zunächst stellvertretender Präses des Vereins. Mit großem Engagement arbeitete er sich in die Bildungsarbeit des Kolpingwerkes ein und begann sich besonders für die Berufsschularbeit zu interessieren. 1935 wurde er hauptamtlicher Religionslehrer der Düsseldorfer Berufsschulen.

Franz Rath als Oberprimaner
1926 oder 1927

Nachdem Franz Rath am 1. 10. 1937, wie alle anderen Religionslehrer, aus politischen Gründen fristlos durch die Nationalsozialisten entlassen worden war - der Unterricht wurde als schädlich im Sinne des NS-Systems eingestuft -, wurde er hauptamtlicher Präses der Kolpingfamilie im Bereich Düsseldorf. Es war nun seine Aufgabe, die Bildungsarbeit für die mehr als tausend Mitglieder zählende Organisation zu koordinieren und die Leitung der drei großen Kolpinghäuser, in denen 570 Berufstätige wohnten, zu übernehmen.

In seiner Funktion als Präses geriet Franz Rath aber schon bald nach seiner Amtsübernahme in Konflikt mit der Gestapo, die bereits seit 1933 gegen den Kolpingverein ermittelte. In einem Brief an den Regierungspräsidenten in Düsseldorf vom 25.3.1957 beschrieb Franz Rath die Schwierigkeiten und Schikanen, die seine Arbeit seit der Amtsübernahme begleiteten: „Auftakt war die gewaltsame Auflösung des Deutschen Gesellentages im Juni 1933 in München durch die SA und SS. Die Arbeitsfront verhängte bald das Verbot der sog. Doppelmitgliedschaft, um alle Kolpingmitglieder, die treu zur Sache standen, wirtschaftlich zu schädigen und durch berufliche Benachteiligung zur Untreue zu verleiten … Versammlungen und Mitglieder wurden laufend bespitzelt. Denunziationen waren an der Tagesordnung. Den Gesellenhäusern suchte man auch durch Bereitung wirtschaftlicher Schwierigkeiten beizukommen und sie zu ruinieren, z.B. durch Kreditschwierigkeiten der öffentlichen Kreditinstitute.“

Im März 1938 legte die Gestapo bereits eine Akte über Franz Rath an, aus der hervorgeht, dass er schon am 7. 4. 1937 gegen das „Gesetz zum Schutz der Bezeichnung der NSDAP“ verstoßen habe, indem er z.B. in einer Predigt und in einem Artikel für eine Zeitschrift der Kolpingfamilie die Bezeichnung „Arbeitsmann“ benutzt habe. Die Gestapo „belehrte“ ihn darüber, dass diese Bezeichnung im Zusammenhang mit kirchlichen Organisationen unerwünscht sei und von ihm nicht weiter angewandt werden dürfe. Mehrmals wurde er von der Gestapo vorgeladen und stundenlang verhört, u.a. auch am 9.9.1941 wegen der Weitergabe von Predigten des Bischofs von Münster, Kardinal Clemens Graf von Galen, der sich vehement gegen die Kirchen- und Euthanasiepolitik der Nationalsozialisten - die Tötung von Kranken und Behinderten in Heimen - geäußert hatte. Die Verbreitung dieser Predigten war strengstens verboten und wurde in der Regel mit Gefängnisstrafe geahndet. Im Wiederholungsfall drohte die Gestapo Franz Rath mit „strengsten staatspolitischen Maßnahmen“. Am 28. 10. 1942 lud die Gestapo ihn erneut vor, da er verschiedene Rundbriefe an die an der Front kämpfenden Kolpingmitglieder verschickt hatte. Auf der „Sachkarte“ der Gestapo wurde vermerkt: „Einflußnahme innerhalb Partei, Staat und Wehrmacht“.

Die ständigen Vorladungen und stundenlangen Vernehmungen bei der Gestapo, Denunziationen durch eingeschleuste Spitzel in den Kolpinghäusern und auch in den Gottesdiensten, wo während der Predigt mitgeschrieben wurde, Verleumdungen, Drohungen und Einschüchterungen setzten Franz Rath psychisch und phy-

Diözesanpräses Franz Rath bei einer Rede am 18. Mai 1952 im Düsseldorfer Landtag anlässlich der Diözesankonferenz der Kolpingfamilie im Erzbistum Köln

sisch stark zu. Es stellten sich die ersten gesundheitlichen Probleme ein. Wie aus ärztlichen Gutachten zu entnehmen ist, litt er bereits in dieser Zeit an Herzbeschwerden und zuweilen stundenlang andauernden Krampfzuständen nach den Verhören bei der Gestapo, die schließlich zu mehrwöchigen schweren Erkrankungen führten und mit denen er Zeit seines Lebens zu kämpfen hatte.

1943 machte Franz Rath während des Bombenkrieges auch sein Pfarrexamen. Ein Jahr später, im Herbst 1944, waren viele Führungskräfte des Kolpingwerkes - wie Generalpräses Hürth und Diözesanpräses Cardaun - an der Front gefallen, verschollen, verschüttet, ins KZ eingeliefert oder in der Heimat Opfer der Bomben geworden. Das Eigentum des Kolpingwerkes war inzwischen beschlagnahmt, die katholischen Verbände aufgelöst worden. Eine reguläre Vereinsarbeit war kaum noch möglich. In dieser Situation übertrug der Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, Franz Rath das Amt des Diözesanpräses der Kolpingfamilie im Erzbistum Köln. Damit erhielt er bis zum Jahr 1956 einen neuen Wirkungskreis hinzu. Seine Aufgabe war es nun, nach Beendigung des Krieges den Wiederaufbau der nationalen und internationalen Bildungsarbeit des Verbandes zu organisieren.

1946 beendete Franz Rath seine Tätigkeit in Düsseldorf und übernahm neben dem Amt des Diözesanpräses auch die Aufgabe des Generalsekretärs des Deutschen Kolpingwerkes. Neue Probleme erwarteten ihn: die Neuordnung der Bildung, die Flüchtlingsströme, Siedlungsfragen und vieles andere mehr. Zusammen mit dem damaligen Generalpräses des Kolpingwerkes, Johannes Dahl, der bei der Gestapo auch kein Unbekannter gewesen war, bereiste er fast das ganze zerstörte Deutschland. Mit rastloser Energie und einem Engagement, das beide bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit brachte, waren sie unter schwierigsten, abenteuerlichen Reisebedingungen Tag und Nacht unterwegs. Ohne die finanzielle Unterstützung der amerikanischen Kolpingbrüder und der Care-Paket-Aktion wäre dies alles in den Hungerzeiten der ersten Nachkriegsjahre nicht möglich gewesen.

Im Jahre 1946 stand auch die Wahl des Generalpräses durch Vertreter des internationalen Kolpingwerkes an. Wegen der noch immer gesperrten Grenzen musste die Wahl zunächst verschoben werden. Im März 1946, bei einem unerwarteten Besuch des Schweizer Vertreters Dr. Teobaldi, Zentralpräses aus Zürich, für den Deutscher gleich Nazi zu bedeuten schien, gab dieser Johannes Dahl und Franz Rath unmissverständlich zu verstehen, dass die bisherige, traditionsgemäß deutsche Leitung des Kolpingverbandes auf keinen Fall geduldet werde wegen der angeblich starken deutschfeindlichen Stimmung, vor allem in der Schweiz und in den Niederlanden. Dr. Teobaldi zwang Johannes Dahl und seine engsten Mitarbeiter, auf die Leitung des internationalen Kolpingwerkes solange zu verzichten, bis die endgültige Entscheidung des gesamten Generalrates vorläge. (Im Gegensatz zu den Niederlanden, der Schweiz, Österreich und Ungarn unterstützten die USA, Großbritannien und Belgien die deutschen Vertreter, was jedoch erst später infolge unzulänglicher Telefon- und Postwege bekannt wurde.)

Die neue Wahl sollte im April 1947 in Basel stattfinden. Der zehnköpfigen Delegation, unter ihnen Generalpräses Dahl und Franz Rath als Generalsekretär, wurde an der Grenze bei winterlichen Temperaturen die Einreise in die Schweiz verweigert. Die Deutschen ließen den auf der anderen Seite der Grenze tagenden Vertretern der Schweiz, Österreichs und Ungarns die Nachricht zukommen, dass man sie an der Grenzsperre begrüßen wolle und man sich durch Zurufe und Zeichen verständigen könne.

Die deutsche Gruppe wartete bis zum Abend an der Grenze, vergebens. Schließlich erfuhren sie von einem einreisenden Schweizer Kolpingsohn, dass die drei nichtdeutschen Delegationen doch bereits abgereist seien. Über den Inhalt ihrer Beratungen erfuhren die Deutschen zu dem Zeitpunkt nichts.

Im März 1947 wurde ein neuer Versuch unternommen. Diesmal klappte es mit den Einreiseformalitäten, und die deutsche Delegation konnte die Schweiz betreten. Sie erlebten ein wirtschaftlich blühendes Land, in dem man ohne Bezugsscheine alles kaufen konnte, was das Herz begehrte und was sie jahrelang entbehren mussten. Auf der Reise nach Zürich erfuhren sie eine unerwartete Gastfreundschaft, keinerlei Deutschfeindlichkeit. In diesem „Paradies“ berichtete ihnen nun der Leiter der Schweizer Delegation, Dr. Teobaldi, was einen Monat zuvor in Basel geschehen war: Die nichtdeutschen Mitglieder des Generalrates hatten sich in Abwesenheit der deutschen Mitglieder kurzerhand als „beschlussfähig“ erklärt und danach einstimmig beschlossen, die Leitung des inter-

nationalen Kolpingwerkes bis auf weiteres den Deutschen zu entziehen und sie einem Dreiergremium, bestehend aus den Präsides aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, unter der Federführung eines Generalsekretärs, Dr. Teobaldi, mit dem Sitz in Zürich zu übertragen. Das deutsche Kolpingwerk, mit Sitz in Köln, sollte als getrennter Verband bestehen bleiben. Bei Ablehnung oder juristischer Anfechtung dieser „Baseler Beschlüsse“ sei eine dauerhafte Spaltung des Kolpingwerkes unumgänglich. Als Grund für dieses satzungswidrige Vorgehen wurde genannt, dass die Mitglieder der deutschen Zentrale Nazis seien. Diese Beschlüsse bedrohten die Einheit des Kolpingwerkes und bedeuteten den Bruch einer hundertjährigen Tradition. Um die drohende Spaltung zu verhindern, akzeptierte die deutsche Delegation die „Baseler Beschlüsse“ zunächst als Diskussionsgrundlage für weitere Beratungen während der geplanten Generalversammlung im September 1947 in Stuttgart, jedoch unter der Bedingung, dass die Beschlüsse bis dahin nicht veröffentlicht werden dürften. Kurz vor der Versammlung in Stuttgart wurden allerdings Details in der Schweiz veröffentlicht. Es erschienen Falschmeldungen in der deutschen Presse, die große Unruhe und Erregung unter den Kolpingmitgliedern hervorriefen. Um den Schaden zu begrenzen, sah sich die Führung des Kolpingwerkes in Köln gezwungen, Richtigstellungen zu veröffentlichen, was wiederum zu erheblichen Spannungen und schließlich zu einem Misstrauensantrag bei der Generalversammlung in Stuttgart führte, verschärft noch durch die Tatsache, dass Dr. Teobaldi auf der Versammlung nicht erschien. Die Schwierigkeiten infolge nationaler und internationaler Spannungen veranlassten Generalpräses Dahl und seinen Generalsekretär Franz Rath dann am Ende der Vollversammlung am 12.9.1947 in Stuttgart zu ihrem Rücktritt.

Arbeit in der Pfarrseelsorge

Am 7.10.1947 wurde Franz Rath Rektor der Pfarre Herz-Jesu in Ratingen. Durch die Kriegsereignisse war der Stadtteil im Ratinger Osten stark angewachsen. Der neue Rektor betonte in seiner Predigt bei seiner Einführung am 23. 11. 1947 „die Wertschätzung des werktätigen Volkes und die Wertschätzung der christlichen Familie“. Seine wichtigsten Aufgaben seien „lebendiger Glaube.... und tätige Liebe, um die Wunden der Zeit zu heilen.“ Er wollte „Zeuge sein für die Wahrheit, für Christus, und den Menschen ein Bruder, ein priesterlicher Bruder“, ganz im Sinne seines Vorbildes Adolf Kolping.

Die Arbeit für die Kinder und Jugendlichen lag ihm besonders am Herzen. Er begann mit dem Bau des ersten Kindergartens und eines Jugendheimes. Auf seine Initiative hin überließ die Mutterpfarre St. Peter und Paul Mitgliedern des gemeinnützigen Pfarrvereins auf dem Kirchengelände an der Kettelerstraße Grundstücke in Erbpacht. Alle Wohnungen wurden in Eigenleistung erstellt, ein umfangreiches und schwieriges Projekt, das allen viel abverlangte.

Am 16.6.1951 ernannte Kardinal Frings Rektor Franz Rath zum Pfarrer der Gemeinde St. Peter und Paul. Wie er später in seiner Dankesrede zu seinem 25-jährigen Priesterjubiläum formulierte, war sein Ziel auch hier, als Priester und Pfarrer „das Leben in der Pfarrfamilie nach dem Geiste Vater Kolpings auszurichten“. Mit überaus großer Einsatzfreude und Energie stellte er seine Schaffenskraft in den Dienst seiner neuen, größeren Pfarrgemeinde.

Nicht nur umfangreiche seelsorgerische Arbeit wartete auf ihn. Er errichtete weitere Kindergärten und Jugendheime, restaurierte und renovierte die stark beschädigte Pfarrkirche. Er kümmerte sich um Wiederaufbau und Modernisierung, sowie später um den Neubau und die Umstrukturierung des St. Marien-Krankenhauses. 13 Jahre nach der Zerstörung des alten Krankenhauses an der Oberstraße durch einen Fliegerangriff konnte Pfarrer Rath nach eineinhalbjähriger Bauzeit mit finanziel-

Bei der Amtseinführung als neuer Pfarrer von St. Peter und Paul am 29. Juli 1951 übergibt Dechant Wilhelm Veiders Franz Rath den Schlüssel für „seine“ neue Kirche

Einweihung der neuen Krankenhauskapelle im alten St. Marien-Krankenhaus an der Oberstraße im Jahre 1958

ler Unterstüzung der Stadt Ratingen die neue Krankenhauskapelle einsegnen.

Er baute Seniorenheime und Schwesternwohnheime, setzte sich ein für den Bau von Sozialwohnungen für allein stehende ältere Menschen.

Ein weiteres für ihn wichtiges Anliegen war die Neubeschaffung der Glocken, die während des Krieges hatten abgegeben werden müssen. Wie ihm Experten versichert hatten, war das Glockengeläut von St. Peter und Paul eines der klangvollsten am ganzen Rhein. Der finanzielle Grundstock für die Vervollständigung der Glocken war ein Geschenk zu seinem 25-jährigen Priesterjubiläum 1958: ein Sparkassenbuch mit 14.538 Mark, gespendet von den Gemeindemitgliedern und der Ratinger Industrie. Die Glockenweihe konnte endlich am 13.12.1958 stattfinden.

Ein anderer Schwerpunkt seiner Arbeit war die Bildung neuer Pfarr- und Gemeindezentren in Eckamp, Hösel und Ratingen-Süd, bedingt durch das starke Anwachsen der Ratinger Bevölkerung.

1953 konnte Franz Rath für die neue Pfarre St. Suitbertus im Ratinger Süden die Franziskaner- Minoriten gewinnen, die nach 150 Jahren wieder nach Ratingen zurückkehren und in das neue Kloster einziehen konnten, 300 Jahre nach der ersten Grundsteinlegung eines Minoritenklosters in Ratingen. 1954 wurde die Suitbertuskirche mit dem Minoritenkloster, Pfarrhaus und Kindergarten eingeweiht.

Pfarrer Rath war in der Seelsorge ein unermüdlicher Mann des Ausgleichs. Ein ganz besonderes Anliegen war ihm dabei schon früh die Ökumene, der Aufbau eines vertrauensvollen Verhältnisses zwischen Menschen verschiedener Konfessionen. Er hielt engen Kontakt zu den evangelischen Pfarrern der Stadt. Franz Rath war auch einer der wenigen Pfarrer, die ökumenische Trauungen durchführten.

Eine Herzensangelegenheit waren für ihn auch die Belange der Frauen, Mütter und Krieger-Witwen, sowie die Verbundenheit mit älteren Menschen. Er ließ es sich nicht nehmen, persönlich an ihren monatlichen Treffen teilzunehmen.

Bürgermeister Kraft sagte in seiner Grabesrede, Franz Rath sei geachtet gewesen „als Priester von seinen Gläubigen, als Mensch von der ganzen Bevölkerung“. Seine menschliche Art machte ihn überall beliebt. Er nahm gerne an Festen teil, hatte eine gehörige Portion Humor, pflegte Kontakte zu vielen Ländern der Erde. Mit seinen ausländischen Mitbrüdern im Priesteramt unterhielt er sich fließend in lateinischer Sprache. Wie ein Vater kümmerte er sich um seine Kapläne, die für ihn mit zur Familie gehörten. Seine eigene, engste Familie, die bedingt durch die Kriegsereignisse mittlerweile in Ratingen lebte, war der ruhende Pol seines Lebens, aus dem er seine ganze Kraft und Energie schöpfte.

Im Laufe der Jahre kamen noch weitere Aufgaben auf ihn zu. 1955 wurde er Dekanatsbeauftragter für soziale Fragen, 1956 Präses der Ratinger Kolpingfamilie. 1967 wählten ihn seine Mitbrüder im Priesteramt erstmals in geheimer Wahl zum Dechanten des Dekanates Ratingen. Das bedeutete die Betreuung von 13 Pfarreien mit 28 Geistlichen und ca. 40.000 katholischen Gläubigen.

Arbeit für die Heimschule

Die Bildung der Jugend blieb auch in Ratingen ein Kernstück seiner Arbeit. Er unterstützte nach seinen Möglichkeiten den Aufbau einer städtischen Realschule und den Wiederaufbau der Liebfrauenschule. Sein Lieblingsprojekt war

Am 13. Dezember 1958 wurden die neuen Glocken geweiht.
Grundstock für die Beschaffung war ein Sparbuch, das Pfarrer Franz Rath zum silbernen Priesterjubiläum am 28. Juli 1958 geschenkt worden war

Pfarrer Franz Rath und der erste Pfarr-Rektor von St. Suitbertus, Pater Norbert O.F.M., auf dem Weg zur Grundsteinlegung der neuen Kirche am 2. Juli 1954

Auf Anregung von Pfarrer Rath fand 1968 das erste Gästeschießen der St. Sebastiani-Bruderschaft statt. Es hieß zunächst „Pastorenschießen“

jedoch die Gründung der „Heimschule Ratingen“ im Jahre 1956, ein Projekt, das er, ganz in der Nachfolge Adolf Kolpings, mit Hilfe seines jüngsten Bruders Hubert Rath, der im Kultusministerium tätig war, zu beider großer Freude verwirklichen konnte. Franz Rath blieb bis zu seinem Lebensende geistlicher Leiter dieser Schule.

Die Schule begann als eine nicht staatlich anerkannte, überaus erfolgreiche Bildungseinrichtung des Kolpingwerkes für begabte, bildungswillige, junge Handwerker, eine damals erste und einmalige Institution in Deutschland. Die jungen Männer kamen aus der ganzen Republik, besorgten sich eine Arbeitsstelle im Raum Ratingen, wohnten in dem der Schule angegliederten Wohnheim und gingen dort abends zum Unterricht. Innerhalb von zwei Jahren wurde diesen bildungshungrigen jungen Menschen eine qualifizierte Grundbildung vermittelt, die nach einer externen Prüfung in Wuppertal zur mittleren Reife führte. Das ausgezeichnete Abschneiden der Heimschüler bei diesen Prüfungen führte schließlich zur staatlichen Anerkennung als Ersatzschule. Viele Absolventen wurden Handwerksmeister, Sozialarbeiter, Lehrer, Schulleiter, Architekten, Ingenieure, Betriebsleiter, gründeten eigene Firmen. Andere arbeiten bis heute als Leiter der Schule oder im Vorstand mit.

Der Kontakt zu „ihrer Heimschule“, zu „ihrem Präses“ blieb besonders für die ersten Jahrgänge bestehen. Franz Rath war für sie eine Leitfigur, ein geistlicher Berater, ein außergewöhnlicher Mensch, den sie für seine unermüdlichen Dienste an den Menschen bewunderten, verehrten und dem sie Dank schuldeten.

Im Laufe der sechziger Jahre verbesserte sich die Bildungssituation in ganz Deutschland. Die „68er-Generation“ veränderte die bildungspolitische Landschaft. Diese neue Generation hatte nicht mehr das bisher von Franz Rath als selbstverständlich betrachtete Gefühl für seine Auffassung von Gemeinschaft, seine Art von Gesellschaft. Viele wollten ständig nur diskutieren, kritisieren, protestieren. Die religiös-ethische Bindung verlor weitgehend ihren Stellenwert. Wie der damalige Leiter der Heimschule, Günter Köster, der 1995 starb, in seinen privaten Erinnerungen über seine letzte Begegnung mit Franz Rath am 19.12.1969 schrieb, empfand dieser einige Schüler als zu fordernd und undankbar, manche gar als unhöflich. Er hatte offenbar vergebens versucht, ihnen klar zu machen, mit welchen finanziellen Opfern von Seiten der Kirche und des Staates das Engagement für ihre Bildung und Weiterbildung verbunden war.

Die Anmeldungen gingen Ende der sechziger Jahre bereits dramatisch zurück. Als Reaktion auf den neuen Zeitgeist hatte Franz Rath deshalb bereits 1968 geplant, das Heim aufzulösen, da die meisten Schüler zu diesem Zeitpunkt aufgrund der veränderten Verhältnisse nicht mehr dort wohnen mussten. Doch nahm er noch einmal Abstand von dieser Idee, da die Schülermeldungen in den darauf folgenden Jahren noch einmal anstiegen.

Zukunftvisionen

Franz Rath hatte allerdings bereits neue, schulpolitisch zukunftsweisende Visionen. Günter Köster schrieb: „Wie er vor 14 Jahren Wegbereiter für die Abendrealschule war, erkannte er nun schon seit längerer Zeit und verdeutlichte es an diesem Abend noch einmal, die veränderte Situation war auf dem besten Weg, die „schul-

Die frühere Heimschule, heute das Franz-Rath-Weiterbildungskolleg

politischen Weichen“ den neuen Gegebenheiten entsprechend zu stellen. Der Name „Heimschule“ schien ihm heute auch des Klanges wegen (Heimerziehung! Zöglinge!) unpassend.

„Bildungswerk Ratingen“ wünschte er sich als umfassenden Namen und wollte nach Umbau des Hauses hier Cirkel entstehen lassen, die einen 3. Bildungsweg berücksichtigten. Die Arbeit der Volkshochschule schien ihm zu wenig attraktiv.

Politische Kurse für Erwachsene, wie sie im sonntäglich politischen „Mini-Frühschoppen“ schon existieren, sollten zunächst eingerichtet bzw. erweitert werden. Darüber hinaus sollte das „Heim“ Tagungsstätte werden. Alle möglichen kulturellen und sozialen Gruppen sollten hier zusammenkommen, auch für die ökumenische Arbeit, die ihm so am Herzen lag, sollte es offen sein. Mir schien es, als würde ihm die Zeit für alle diese Pläne auf den Nägeln brennen, als er sie entwickelte.“

Die letzten Tage

Einen Tag nach diesem letzten Gespräch mit Günter Köster, am 20.12.1969, musste Franz Rath in das Marienkrankenhaus eingeliefert werden. Nur vier Tage später, am 24. Dezember 1969, zwei Tage nach seinem 62.Geburtstag, starb er an akutem Herzversagen zu plötzlich und unfassbar für alle, die ihn kannten. Die Ärzte des Krankenhauses sowie ein hinzugezogener Spezialist von der Universität Marburg konnten ihm nicht mehr helfen.

Pfarrer Franz Rath wurde im alten Pfarrhaus aufgebahrt. Die Gemeinde hatte Gelegenheit, an zwei Tagen persönlich von ihm Abschied zu nehmen. Nach einem feierlichen Requiem wurde er am 30.12.1969 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem katholischen Friedhof beigesetzt.

In dem Nachruf schrieben seine Schwester und sein Bruder: „Er war ein Mann des Volkes, treu und gerade, schlicht und unkompliziert; er war eine Frohnatur. Er lebte die Wahrheit und haßte das Unrecht. Um der Wahrheit willen war er zu jedem Opfer, auch dem der Verfolgung, bereit. Undank, Enttäuschungen und Demütigungen blieben ihm in seinem Priesterleben nicht erspart. Der Verstorbene war ein Mann des Ausgleichs. Er suchte den Dialog mit den Andersdenkenden. Die Freundschaft und das Gespräch mit den nichtkatholischen Christen waren ihm ein großes Anliegen. Franz Rath war ein treuer Knecht seiner Kirche. Zu früh verließ er uns alle. Wir werden ihn nicht vergessen.“

Ausblick

Im Jahre 2004 gab sich die Heimschule einen neuen Namen: Franz-Rath-Weiterbildungskolleg, ein Dank und eine Erinnerung an einen außergewöhnlichen Menschen und Priester. Anlässlich des 50-jährigen Priesterjubiläums von Papst Pius XII. am 21. 4. 1949 spricht Franz Rath in einer „Männerpredigt“ über die „Würde“ und die „Bürde“ des Priesters. Die Würde des Priesters bedeutete für ihn „die Würde Christi,...seine Macht auszuüben in den hl. Sakramenten, sein wie Christus.“ Diesem Anspruch gerecht zu werden, war für ihn die „Bürde“. Er sagte:

„Schwer drückt die Würde das Haupt des Priesters, seine Krone ist oft eine Dornenkrone, sein Mantel ein Spottmantel, sein Szepter ein Spottszepter. Niemand ist so schutzlos wie der Priester! Schwer trägt er an sich selbst: Er kann dem nie voll entsprechen, den er darstellen und vertreten soll. Er bleibt Mensch, versuchbar und anfällig für menschliche Schwachheit.“

„Schwer trägt er an seiner Aufgabe: was er hat, ist sein Glaube und „Siegel“ : es ist seine Waffe im Kampf gegen die Macht der Finsternis. Seelen soll er retten. Täglich spürt er die Macht des Bösen, er aber darf nie zagen, nie wanken, nie ruhen. Schwer trägt er die Last der Menschen und die Last Gottes. Katholisches Volk und katholische Männer, helft euren Priestern, betet für sie und lasst sie nicht allein!“

„Wir alle brauchen den Priester, ja, der Priester selbst braucht den Priester, der mit übernatürlicher Liebe, mit der Liebe Christi unser Menschendasein umfängt, der mit der unbestechlichen Wahrhaftigkeit und nie versiegender Güte unser Leben zum ewigen Ziele führt.“

Gelebte Liebe, für Menschen da zu sein, sich rastlos für sie einzusetzen, das war das Credo von Franz Rath wie das von Adolf Kolping.

Ursula Leffers geb. Rath

Quellen:

- Familienarchiv
- Zeitzeugen
- Zeitungsartikel
- Johannes Dahl: Unser Banner ist entrollt, Tagebuchnotizen vom Wiederaufbau des Kolpingwerkes 1945 - 1948

Eine deutsch-französische Freundschaft

Im Jahre 2008 wird die Stadt Ratingen den 50. Jahrestag der Unterzeichung eines Partnerschaftsvertrages mit der nordfranzösischen Stadt ***Maubeuge*** *feiern können. Die Städtepartnerschaft Ratingen - Maubeuge ist damit eine der frühesten offiziellen Verbindungen nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen einer französischen und einer deutschen Stadt. Erst mehr als vier Jahre später, am 22. Januar 1963, wurde dann in Paris der deutsch-französiche Freundschaftsvertrag unterzeichnet.*

Nach fast 50 Jahren sind die Beziehungen zwischen den beiden Städten fest verankert. Unzählige Jugendbegegnungen haben stattgefunden, Freundschaften wurden geknüpft, und sogar Ehen wurden durch die Partnerschaft gestiftet. Vereine aus beiden Städten unterhalten enge Beziehungen, und zu feierlichen Anlässen besuchen offizielle Delegationen die jeweilige Partnerstadt.

Die erste Begegnung zwischen Jugendlichen beider Städte fand allerdings schon vor der Besiegelung der offiziellen Partnerschaft zwischen Ratingen und Maubeuge statt: Im April 1956 fuhren 45 Jugendliche aus Ratingen nach Maubeuge und wurden dort herzlich aufgenommen. Die Gruppe wurde geleitet von ***Max Heuser,*** *dem Vorsitzenden der Europa-Union Ratingen und CDU-Stadtverordneten, den man als Hauptinitiator der Städtepartnerschaft Ratingen - Maubeuge bezeichnen kann. Die „Quecke“ wird daher im nächsten Jahr (50 Jahre Jugendaustausch Ratingen - Maubeuge) ausführlich über die Anfänge der Partnerschaft berichten bis hin zur Unterzeichnung der Urkunde durch die Bürgermeister Peter Kraft und Dr. Pierre Forest am 21. September 1958.*

Wie wichtig Begegnungen Jugendlicher für das gegenseitige Kennenlernen der Menschen zweier Völker sind, zeigt folgender Bericht, den unser Mitglied ***Angelika Kompalik,*** *Vorsitzende des Kulturausschusses des Rates der Stadt Ratingen, für uns aufgeschrieben hat:*

Zugegeben, Europawahlen und die Diskussion um eine EU-Verfassung sind wichtig. Denn ein vereintes Europa braucht ein europäisches Parlament, das in den wesentlichen Fragen bindende Entscheidungskompetenz für die Mitgliedsländer hat und dennoch nationale oder regionale Besonderheiten respektiert.

Aber wichtiger als das Setzen politischer Eckpfeiler ist es, dass Europäerinnen und Europäer sich einander kennen und gegenseitig respektieren, ja vielleicht sogar lieben lernen.

Als ich mir Anfang 1969, gerade 15-jährig, eine Adresse für eine französische Brieffreundschaft besorgte, ahnte ich nicht, dass sich aus dieser Brieffreundschaft mit Josiane aus Loriol-sur-Drôme (Rhônetal) eine gute und bis heute währende Freundschaft entwickeln würde.

Anfangs hatten wir beide großes Interesse, uns gegenseitig zu schreiben, ich ihr in Französisch, sie mir in Deutsch, um die jeweilige „Fremdsprache“ in der Praxis zu trainieren. Der jeweils nächste Brief enthielt immer eine Korrektur der Grammatik- oder der Vokabelfehler der anderen. Wir schrieben über alles Mögliche, unsere Schule, das Schulsystem im jeweiligen

Land, unsere Familien, Freunde, den Ort, in dem wir lebten, unsere Lieblingsmusik und vieles mehr.

Als Josiane im Sommer 1969 zum ersten Mal ihre Ferien bei mir zu Hause verbrachte, waren wir uns auch persönlich sofort sympathisch. Obwohl ich in eher bescheidenen Verhältnissen lebte, versuchten meine Eltern, uns gemeinsam einen wunderschönen Urlaub zu gestalten. Ein Ausflug zu den Burgen am Rhein und zur Loreley gehörte genauso dazu wie das allabendliche Federballspiel vor dem Haus und der Aufstieg auf den Kölner Dom. Meine Mutter kochte uns alles, was gemeinhin so unter guter deutscher Küche verstanden wird. Josiane lernte Rinderrouladen und Schwarzwälder Kirschtorte kennen und lieben.

Ebenso meinen Lieblingssänger Reinhard Mey.

Josianes Eltern hatten ihrer einzigen, gerade 15 Jahre alten

Josiane und Angelika,
13. 7. 1969, Loreley

Tochter mit auf den Weg gegeben: „Du hast Deine Rückfahrkarte. Wenn es dir bei den Leuten nicht gefällt, fährst Du wieder nach Hause. Notfalls gehst du zur Polizei und lässt dich zum Bahnhof bringen."

Heute lachen wir jedes Mal über diese Erinnerungen, wenn wir uns sehen.

Dieser erste gemeinsame Urlaub ließ schon erahnen, dass aus der Brieffreundschaft eine längere Freundschaft werden könnte. Auch im darauffolgenden Jahr schrieben wir uns eifrig, bis endlich der nächste Sommer kam, in dem ich die 13-stündige Zugfahrt nach Lyon antrat, um bei Josiane Urlaub zu machen. Josianes Eltern empfingen mich ebenso herzlich wie Josiane selbst. Sie schienen mir große Ähnlichkeit mit meinen Eltern zu haben; besonders Camille, ständig einen Scherz auf den Lippen und den Schalk in den Augen, erinnerte mich sehr an meinen Vater.

Das alte Haus, in dem die Familie wohnte, hatte im Erdgeschoss einen kleinen Coop-Lebensmittelladen, den Josianes Eltern betrieben und in dem wir uns abends immer einen Joghurt, Obst und eine Scheibe Schinken oder Wurst aussuchen durften.

Trotz der langen Ladenöffnungszeiten kochte Germaine jeden Mittag.

Mit der französischen Küche eröffneten sich mir zahllose neue Eindrücke: Melonen, die ich noch nie vorher gegessen hatte, und meine ersten Gerichte mit Knoblauchstücken waren äußerst gewöhnungsbedürftig. Ich lernte Ratatouille und Eclairs kennen und lieben. Und Josianes Lieblingssänger Georges Moustaki.

Die lebhafte, kommunikative Art der Menschen des Midi gefiel mir, auch wenn ich häufig kein Wort verstand, wenn alle Anwesenden - nicht etwa in sauberem Schulfranzösisch, sondern im mediterranen Slang ohne jegliche Nasale - auf mich einredeten.

Dazu eroberte die wunderschöne Landschaft mein Herz bei Ausflügen zu den antiken römischen Bauwerken in der Provence, zu den Etangs und Flamingos der Camargue, zur Quelle der Loire im Zentralmassiv, zu einer Opernaufführung im Amphitheater von Orange, …

Aber ich wurde auch mit weniger angenehmen Dingen konfrontiert. So lernte ich eine Familie kennen, die auf einem Bauernhof wohnte. Im Beisein des Besuchs wurden die Kinder vom Vater geschlagen und getreten, wenn sie nicht gleich taten, was er sagte. Besonders die Behandlung der beiden Mädchen rief bei mir Mitleid und heimliche Solidarität auf den Plan.

Mich begrüßte der Patriarch gleich mit der Frage, wie ich zu Hitler stünde.

Als 16-Jährige war mein politisches Bewusstsein nicht sehr ausgeprägt. Ich wusste, dass mein Vater damals aufgrund seines Alters gerade noch um den Wehrdienst herumgekommen war, und dass meine Großeltern couragierte Kirchenleute bei sich versteckt hatten, die gegen Hitler Stellung bezogen hatten und deshalb gesucht wurden. Aber eine politisch fundierte antifaschistische Stellungnahme konnte ich nicht abliefern.

Josiane und Angelika,
15. 8. 1970, Port d'Arc

Aix-en-Provence, 13. 8. 1972

Auch schimpfte er über die deutschen Landwirtschaftsmaschinen; sie hätten längst nicht so einen hohen Arbeitsschutzstandard wie die französischen. Auch hier hatte ich wenig Ahnung. Uns Deutschen erzählte man doch immer etwas von deutscher Wertarbeit und Arbeitsschutz. Nun behauptete ein Franzose, sie hätten bessere Standards?

Nun, es schien mir besser, ihm nicht zu widersprechen.

Ich lernte in diesem Urlaub viel mehr als in einem ganzen Schuljahr: wie fremde Menschen zu guten Freunden werden; wie eine ungewohnte Landschaft zu einer geliebten Landschaft wird; wie unbekannte Lebensmittel zur Lieblingsspeise werden; dass es Franzosen gibt, die ihre Kinder schlagen und die Vorurteile gegen Deutsche haben, genauso wie es Deutsche gibt, die sich asozial verhalten und Vorurteile gegen Ausländer haben.

Auch in den darauffolgenden Jahren besuchten Josiane und ich uns mehr oder weniger regelmäßig, später auch auf der Durchreise von Urlaubsreisen.

Nach einer Rucksacktour durch Norwegen stand sie plötzlich vor meiner Tür.

Auf der Fahrt in meine Hochzeitsreise ich vor ihrer.

Bei jedem Besuch lernten wir Neues über Land und Leute der jeweils anderen.

2003 machten wir Urlaub in Antibes. Auf der Hinfahrt verbrachten wir einen Tag bei Josianes Eltern in der Ardèche. Ihren Lebensmittelladen in Loriol haben sie bereits vor Jahren aufgegeben und genießen nun ihren Ruhestand.

Intres, 5. 6. 2003

„Notre fille allemande arrive“ (Da kommt unsere deutsche Tochter), begrüßen sie mich lachend. Gemeinsames Essen ist angesagt, Auffrischen gemeinsamer Erinnerungen, aber auch die Diskussion über Alltagsprobleme wie Arbeitslosigkeit und alternative Heilmethoden in der Medizin, sowie über persönliche Dinge, wie unsere Hobbies. Austausch von Fotos, gemeinsamer Spaziergang durch die atemberaubend ruhige und nach Ginster duftende Landschaft des Vivarais, und wieder ein Abschied mit Tränen.

Auf der Rückfahrt dann Wochenende in Lyon bei Josiane und Jacques. Josiane hat zu unserem Empfang ein sündhaft leckeres Mehr-Gänge-Menü vorbereitet.

Dann abendlicher Bummel durch das angestrahlte Lyon. Menschenmengen schieben sich durch die Altstadt, denn es ist Fête de Musique. Auf allen Plätzen wird Musik gemacht, gesungen, getanzt. Am Sonntagvormittag gemeinsame Eroberung des alten Arbeiterviertels La Croix Rousse, in dem einst die Seidenweber lebten und arbeiteten.

Nachmittags Ausflug ins Beaujolais. Der Weinkenner Jacques führt uns zielsicher in die Caves der bekannten Crus und wir probieren Morgon, Fleurie, Moulin-à-Vent, Chiroubles,… und natürlich nehmen wir ein paar Flaschen mit.

Sonntags abends beim gemütlichen Ausklang heckten wir dann das nächste Treffen aus: Unsere 50. Geburtstage im Januar 2004 (Josiane ist genau 9 Tage älter als ich) wollten wir im Frühjahr gemeinsam in einem guten Restaurant als unseren „100. Geburtstag“ feiern! Und noch einen Grund zum Feiern gab es im März 2004: 35 Jahre Briefaustausch!

Und so trafen wir uns also auch 2004 wieder auf der Rückfahrt aus unserem Languedoc-Urlaub in Lyon. Josiane hatte ein Sterne-Restaurant außerhalb Lyons ausgesucht. Josiane und Jacques, Josianes Eltern, meine Schwester Beate und mein Mann Max und ich aßen, tranken, feierten, redeten und lachten miteinander - mehrere Stunden, so wie es sich für ein französisches Essen gehört.

Wir haben große Sympathie für das „Savoir vivre“ der Franzosen und könnten uns durchaus vorstellen, eines Tages unseren Ruhestand in der Provence zu verbringen.

Ich frage mich oft, ob es nicht hilfreich wäre, in Europa die Kinder möglichst früh mit zwei Fremdsprachen zu konfrontieren. Und zwangsläufig in allen Schulen Austauschprogramme mit Schulen im europäischen Ausland durchzuführen.

Wer fremde Menschen hautnah kennenlernt, kann Vorurteile über Bord werfen und Respekt und Freundschaft aufbauen. Und dies ist heute in der Welt - besonders aber erst einmal in Europa - dringend erforderlich.

Angelika Kompalik (Wansleben)

80 Jahre Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V.

In diesem Jahr konnte der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V., auch kurz Heimatverein genannt, sein 80-jähriges Bestehen feiern. Kein so runder Geburtstag wie der 75. oder der 100., aber immerhin. 80 Jahre in unserer heutigen schnelllebigen Zeit bedeuten 80 Jahre Einsatz und Engagement für die Heimat – für Ratingen und das Angerland.

Doch was soll man über einen Verein schreiben, der sich selber die Erforschung der Geschichte der Heimat auf die Fahnen geschrieben hat und dessen eigene Geschichte auch bereits ausführlich erforscht und geschrieben ist?[1] Was kann ich, ein nicht in Ratingen Geborener und eigentlich nur als Vertreter des Stadtarchivs im Vorstand, nun zu diesem kleinen Jubiläum schreiben? Ist nicht tatsächlich bereits alles gesagt oder geschrieben?

Als ich vor zwölf Jahren nach Ratingen ins Stadtarchiv wechselte, war ich bei der ersten Mitgliederversammlung, die ich besuchte, sehr erstaunt, eine Frau – noch dazu eine junge – als Vorsitzende zu erleben. Heimatverein war für mich damals gleichbedeutend mit älteren Herren, die ganz und gar in der Vergangenheit ihrer Heimat lebten und sich Anekdoten aus ihrer Kindheit und Jugend erzählten. Doch ich wurde, zumindest was den Ratinger Heimatverein angeht, eines Besseren belehrt. Schon bei dieser ersten von mir besuchten Mitgliederversammlung (übrigens noch nicht als Mitglied!) gab es einen sehr guten Vortrag über die Anfänge der Grafschaft Berg von einem auswärtigen Referenten. Das Interesse des Heimatvereins kreiste also nicht nur um Ratingen, sondern der Heimatbegriff war wohl doch etwas weiter gefasst, was sich für mich in den kommenden Jahren dann auch bestätigen sollte.

Der Verein hat sich natürlich in den 80 Jahren seines Bestehens verändert. Es ist nicht mehr der kleine, kaum 100 Mitglieder zählende Verein aus den 1920er Jahren, der sich aus dem damaligen städtischen, zumeist männlichen Bürgertum rekrutierte und 1925 unter anderem deshalb gegründet wurde, um das 650-jährige Ratinger Stadtjubiläum von 1926 vorzubereiten. Heimat war damals – modern gesprochen – „in", fast in jeder Stadt, in jedem Dorf gab es einen Heimat-, Geschichts-, Altertums- oder Museumsverein, die sich zum Ziel gesetzt hatten, das Alte, das Historische zu bewahren und zu pflegen. Der Ratinger Heimatverein bezweckte laut Satzung die „Pflege des Heimatgedankens", die zum Ausdruck kommen sollte durch:

> „die Erforschung der heimischen Geschichte, Natur und Volksart,
>
> Erhaltung der Landschaft, Kunst- und Baudenkmäler und Sammlung von Altertümern,
>
> Verschönerung der Heimat und Förderung ihres Verkehrs,
>
> Weckung und Vertiefung des Heimatsinnes und der Heimatliebe in der Bevölkerung durch Vorträge, Vorführungen und Veröffentlichungen über die Heimat und ihre Geschichte."

Festakt zum 75-jährigen Bestehen des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen am 13. Februar 2000 im Foyer des Rathauses.
Festredner Arie Nabrings bei seinem Vortrag „Heimat – Eine geniale Erfindung"

Die Vielfalt der Vereinsziele ist typisch für einen Heimatverein. Nicht einseitig die Heimatgeschichte, nicht einseitig die Denkmalpflege und nicht einseitig der Tourismus bzw. Verkehr – nein, ein ganzheitlicher Ansatz kennzeichnet die Arbeit von Heimatvereinen. Die Heimat wird als Ganzes gesehen und aus dieser ganzheitlichen Perspektive sollen die Probleme vor Ort gelöst werden. Die verschiedenen Aspekte, die Heimat letztlich ausmachen, sind dabei offen und verändern sich auch mit der Zeit.[2]

Auch die heutige Arbeit des Heimatvereins ist durch diese Vielfalt gekennzeichnet, auch wenn einzelne Bereiche nicht mehr ausdrücklich in der Satzung genannt werden. „Der Verein dient der Erforschung der Stadtgeschichte und der Vermittlung historischer Kenntnisse sowie der Pflege des Brauchtums, des Stadtbildes und der Mundart ‚Ratinger Platt'."[3] Dass hier ausdrücklich die Mundart erwähnt wird, zeigt exemplarisch den Wandel: 1925 bei der Gründung des Vereins vermutlich noch mehr oder weniger selbstverständlich gesprochen, gibt es heute nur noch ganz wenige Ratingerinnen und Ratinger, die das Ratinger Platt beherrschen. Die Vielfalt der Aufgaben, derer sich

---

1) Vgl. 75 Jahre Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V. 1925-2000, in: Ratinger Forum 7 (2001), S. 43-68; Otto Samans, 70 Jahre Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen – 70 Jahre Stadtgeschichte, Ratingen 1996.

2) Vgl. hierzu ausführlich: Arie Nabrings, Heimat: Eine geniale Erfindung, in: Ratinger Forum 7 (2001), S. 7-41.

3) Satzung des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V. , die in der Mitgliederversammlung 1999 beschlossen wurde.

der Heimatverein annehmen könnte, ist so groß, dass die jeweiligen Vorstände Schwerpunkte setzen müssen. In den vergangenen Jahren waren dies die Förderung der Erforschung der Stadtgeschichte und die Vermittlung der dabei gewonnenen Kenntnisse. Hierbei wurde auch die jüngere Vergangenheit nicht ausgeklammert – im Gegenteil: Ein Forschungsschwerpunkt war die Zeit des Nationalsozialismus in Ratingen. Zahlreiche Bücher wurden in den vergangenen Jahrzehnten publiziert. Der Höhepunkt war sicherlich die Herausgabe der zweibändigen Ratinger Stadtgeschichte in den Jahren 2000 bzw. 2004.

Heimat ist, das habe ich in den vergangenen zwölf Jahren gelernt, doch etwas mehr als das, was ich eingangs beschrieben habe. Gerade in einer sich immer schneller wandelnden Welt, in einer Zeit der Globalisierung und Geschwindigkeit ist Heimat etwas Grundlegendes und Beständiges, sie bietet Orientierung und letztlich auch Identität. Es ist deshalb kein Wunder, wenn viele Leute sich wieder auf das besinnen, was vor ihrer Haustür, in ihrer eigenen Stadt und in der näheren Umgebung stattfindet. Heimat ist auch heute noch oder wieder modern.

Der Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V. mit seinen 80 Jahren ist deshalb immer noch ein unverzichtbarer Bestandteil der Stadt Ratingen. Er bereichert das Kulturleben der Stadt und schafft damit auch ein Stück Lebensqualität, wie es Bürgermeister Diedrich im Grußwort beim Festakt zum 75-jährigen Bestehen ausgedrückt hat.[4] Dem Heimatverein und seinen rund 600 Mitgliedern kann man nur wünschen: Ad multos annos!

Joachim Schulz-Hönerlage

4) 75 Jahre Verein für Heimatkunde, S. 43.

Otto Samans

Am Dreikönigstag dieses Jahres starb nach längerer Krankheit der Ehrenvorsitzende des „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.“, Otto Samans, im Alter von 86 Jahren. Die Stadt Ratingen verlor mit ihm eine Persönlichkeit, der sie viel zu verdanken hat.

Otto Samans mit seiner Frau Hildegard an seinem 85. Geburtstag (19. Juli 2003)

Im Schatten der Pfarrkirche St. Peter und Paul geboren, verbrachte er als „d`r Jong vom Köster“ seine Jugend zwischen dem Küsterhaus an der Grütstraße und der Sakristei der Kirche, er spielte in den Straßen und Gassen rund um den Markt der alten bergischen Hauptstadt, aber auch zwischen den Glocken im mächtigen Westturm von St. Peter und Paul. In seiner Familie, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Ratingen ansässig war, hatte das Küsteramt Tradition. Von 1850 bis 1973 trugen die Küster an St. Peter und Paul den Namen Samans. Aus dieser Tradition heraus war er wie kaum ein anderer mit der Ratinger Geschichte vertraut. Seine Mutter und sein Onkel Otto Kellermann vererbten ihm zudem seine Liebe zur Ratinger Mundart.

Schon während seines Studiums an der Pädagogischen Akademie in Essen-Kupferdreh, das er nach der Rückkehr aus dem Krieg 1946 begann, nahm er sich vor, als Lehrer „Ratinger an die Heimat heranzuführen und sie so lieben zu lernen, wie ich das tue.“ Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1980 war Otto Samans Lehrer in Ratingen, zuletzt als Rektor der Suitbertus-Schule an der Dürerstraße.

Doch nicht nur in seinem Beruf beschäftigte er sich mit der Geschichte und dem Geschick seiner Heimatstadt Ratingen, er wollte stets auch aktiv an ihrer Gestaltung und an ihrem Wohlergehen beteiligt sein. So betätigte er sich schon früh ehrenamtlich in Ratinger Heimat- und Brauchtumsvereinen. 1961 war er Mitbegründer der „Ratinger Martinsfreunde“, die sich jährlich um die Organisation der Martinszüge in der Innenstadt

kümmern. 34 Jahre lang, von 1962 bis 1996, war er Vorsitzender dieser Vereinigung. Von 1966 bis 1992 bestimmte er zunächst als stellvertretender, dann als 1. Vorsitzender maßgeblich die Entwicklung des „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege“. Nach seinem Ausscheiden aus dem Vorstand wurde er zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Während seiner Vorstandszeit regte er junge Nachwuchshistoriker zu Publikationen über „seine“ Stadt Ratingen an, veröffentlichte aber auch selbst eine Vielzahl von Aufsätzen, die zu einem großen Teil in der „Quecke“ des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ veröffentlicht wurden, dem er sich stets freundschaftlich verbunden fühlte. Er war es, der mit Theo Volmert, dem langjährigen Schriftleiter der „Quecke“, vereinbarte, dieses Jahrbuch nach der Zusammenlegung des Angerlandes mit Ratingen im Untertitel „Ratinger und Angerländer Heimatblätter“ zu nennen und in ihm Artikel aus allen Ratinger Stadtteilen zu veröffentlichen. Der Landschaftsverband Rheinland zeichnete ihn für seine Verdienste um die Geschichte und das Brauchtum Ratingens mit dem „Rheinlandtaler“ aus, der Heimatverein „Ratinger Jonges“ verlieh ihm die „Dumeklemmer-Plakette“. Seit langem war er Träger des Bundesverdienstkreuzes.

Auch als Politiker trat Otto Samans für die Belange seiner Heimatstadt ein. Er war Gründungsmitglied der Ratinger CDU und engagierte sich über 40 Jahre in den verschiedenen Gremien des Rates der Stadt Ratingen: als beratendes Mitglied, als sachkundiger Bürger im Schulausschuss oder als Mitglied der CDU-Fraktion im Rat, die er von 1968 bis 1974 als Vorsitzender anführte. Von 1975 bis 1984 war er stellvertretender Bürgermeister der Stadt Ratingen. Während dieser Zeit setzte er sich erfolgreich für den Bau des Hallenbades und der Stadthalle sowie für eine behutsame Innenstadtsanierung unter Beibehaltung der historischen Bausubstanz ein.

Uns allen werden die Vorträge und Aufsätze von Otto Samans, in die er oft eigenes Erleben mit einbrachte, in Zukunft fehlen. Wir werden seinen sachkundigen Rat vermissen.

Ich persönlich durfte ihn und seine liebe Frau in vielen Gesprächen näher kennenlernen. Ich habe ihn sehr geschätzt und werde mich gern an ihn erinnern.

Manfred Buer

Friedrich Wagner

Als ich ihn zu seinem 95. Geburtstag am Krankenbett besuchte, sagte er zur mir: „In diesem Jahr kann ich wohl am „Quecke-Essen“ der Autoren nicht teilnehmen.“ Nun, nur wenige Wochen später, ist Friedrich Wagner nach langer, schwerer Krankheit verstorben.

Was er in seinem aktiven und ereignisreichen Leben für die Jugend wie für die Senioren, für den Ort Lintorf, für die Evangelische Kirchengemeinde, für seine Partei, die CDU, für den „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ oder für den Sport bewirkt und erreicht hat, lässt sich in einem kurzen Nachruf an dieser Stelle gar nicht darstellen und soll zu einem späteren Zeitpunkt in einer ausführlichen Lebensbeschreibung nachgeholt werden.

Schon kurze Zeit nach seinem Amtsantritt als Leiter der Evangelischen Schule in Lintorf im November 1950 wurde Friedrich Wagner Mitglied im „Verein Lintorfer Heimatfreunde“. Sofort war er bereit, in dem zwei Monate vorher gegründeten Verein Vorstandsämter zu übernehmen. Jahrelang war er einer der Schriftführer, und von 1950 bis 1958 führte er die Wanderfreunde des Vereins durch die heimatlichen Wälder zu interessanten Zielen in der näheren und weiteren Umgebung. Gleichzeitig hielt er unzählige Vorträge über Themen aus allen Wissensgebieten in der vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ organisierten „Volkshochschule“ für Lintorf. Sein erster Vortrag in dieser Reihe am 20. September 1950 hatte das Thema: „Geologische Entwicklung des Niederrheingebietes“. Auch in der damals noch jungen „Quecke“ veröffentlichte er eine Reihe von Aufsätzen zu den unterschiedlichsten Themen.

Friedrich Wagner
(1910 – 2005)

Als Friedrich Wagner 1961 Schulrat in Dortmund wurde, konnte er aus zeitlichen Gründen nicht mehr in der bisherigen Form im Lintorfer Heimatverein mitarbeiten. Erst nach seiner Pensionierung im Jah-

re 1975 meldete er sich wieder verstärkt zu Wort. Mit vielen Berichten aus seinem langen Leben erfreute er die Leser der „Quecke“ bis zu seinem Tod. Auch in dieser Ausgabe unseres Jahrbuches ist er noch mit zwei Beiträgen vertreten.

Als vielseitig begabter und an allem Neuen interessierter Mensch war Friedrich Wagner ein angenehmer und liebenswerter Erzähler, dem man gerne zuhörte. Er liebte die Geselligkeit und nahm, soweit es seine Gesundheit zuließ, am jährlichen Treffen der „Quecke“-Autoren teil.

Die Bürgerinnen und Bürger Lintorfs haben mit Friedrich Wagner eine Persönlichkeit verloren, der vor allem die sozialen Belange der Mitmenschen am Herzen lagen.

Die Leser der „Quecke“ werden seine Aufsätze vermissen, uns allen werden sein Rat und seine Lebenserfahrung fehlen.

Wir werden ihn nicht vergessen.

Manfred Buer

Totenrede für Karl Heinz Kipp

Am 14. Mai 2005 starb plötzlich und unerwartet der langjährige Chef der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf, **Karl Heinz Kipp,** im Alter von 70 Jahren. Für die Bruderschaft, der er über 50 Jahre angehörte und die ihn vor 11 Jahren zum 1. Vorsitzenden wählte, ist sein Tod ein ungeheurer Verlust, viele Mitbürger werden einen guten Freund vermissen, seine Familie verlor einen liebevollen Vater und Großvater.

Die Trauerfeier für Karl Heinz Kipp fand am Freitag, dem 20. Mai 2005, in der Pfarrkirche St. Johannes statt und wurde vom Präses der Bruderschaft, **Pater Chris Aarts o.s.c.,** gehalten. In der kurzen Andacht vor der anschließenden Beisetzung auf dem Lintorfer Waldfriedhof, die unter großer Anteilnahme der Bevölkerung stattfand, hielt **Hans Lumer,** der Vorgänger Karl Heinz Kipps als Chef der Bruderschaft und jetzige Ehrenvorsitzende, die Totenrede für seinen Nachfolger:

Am Pfingstsonntag erreichte uns die erschütternde Nachricht, dass unser Chef Karl Heinz Kipp am Samstagnachmittag bei der Arbeit am Computer für unsere Bruderschaft in unserem Geschäftszimmer einem plötzlichen Herztod erlegen ist. Die Umstände seines Todes zeigen schon zwei der hervorragenden Eigenschaften unseres Verstorbenen: Er war ein unermüdlicher Arbeiter, auf den man

Karl Heinz Kipp (1935 - 2005)

sich verlassen konnte, - bis zu seinem plötzlichen Tod.

Es kann hier nur ein Versuch sein, das Wirken von Karl Heinz Kipp für unsere Bruderschaft auch nur annähernd zu würdigen. 1951 trat Karl Heinz Kipp in die Stammkompanie unserer Bruderschaft ein. 1952 gehörte er mit zu den Ersten, als das Tambourcorps gegründet wurde. Mit Eifer war er dabei, als unter „Papp Mentzen“ für den ersten Auftritt beim Schützenfest geübt wurde. Das Spielen allein aber genügte ihm nicht: Bald übernahm er verantwortlich folgende Ämter innerhalb des Corps: 18 Jahre war er Schießmeister, 15 Jahre Festausschussvorsitzender, zwei Jahre zweiter Vorsitzender des Corps und schließlich von 1974-1994 – bis zu seiner Wahl zum Chef der Bruderschaft – 1. Vorsitzender des Tambourcorps.

Die Großen Bunten Abende des Tambourcorps von 1977 bis 1994 in der Stadthalle von Ratingen wurden von ihm federführend geplant und organisiert.

Im Jahre 1976 wurde auf seinen Vorschlag hin das Jugendtambourcorps Lintorf gegründet. Letztendlich ist dank dieser Initiative der Fortbestand unseres Tambourcorps für viele Jahre gesichert worden. Von 1976 bis 1992 war er auch einer der Ausbilder dieser jungen Spielleute.

Seine Aktivität kommt auch zum Ausdruck durch die Wohltätigkeitsveranstaltungen, die auf seine Initiative und unter seiner Leitung zwischen 1980 und 1994 durchgeführt wurden. In fünf Konzerten wurden zugunsten des Kinderdorfs „Maria in der Drucht“, der „Deutschen Krebshilfe“, der Aktion „Menschen für Menschen“, der „Elterninitiative Kinderkrebsklinik Düsseldorf“, der „SOS Kinderdörfer“ und des „Eisenbahner-Waisenhorts“ insgesamt über 41.000 DM eingespielt und den Hilfsbedürftigen übergeben.

Seit 1974 war Karl Heinz Kipp Mitglied des Hauptvorstandes unserer Bruderschaft und zeichnete

verantwortlich für alle Verpflichtungen von Musikgruppen.

1986 gelang es ihm, die Würde des Bruderschaftskönigs zu erringen. Wenn es ihm auch schwer fiel, musste er nun einmal ein Jahr lang still halten und sich feiern lassen. Mit Helga als Königin an seiner Seite verlebte er ein glückliches Jahr.

Als ich mich 1994 nicht mehr zur Wahl stellte, wurde Karl Heinz auf der Generalversammlung zum Chef der Bruderschaft gewählt. Es gab zwar einige kritische Stimmen, die aber bald verstummten, als sie sahen, wie er mit Eifer und seiner ihm angeborenen Tatkraft und Organisationsfähigkeit seine neue Arbeit anging und konsequent durchführte. Alle, die ihn näher kannten, merkten bald, wie er mit seinem Amt Erfahrungen sammelte und an ihm wuchs.

Erster öffentlicher Auftritt des 1952 gegründeten Tambourcorps der Bruderschaft beim Titularfest 1953. Rechts neben dem Lyraträger Trommler und Mitbegründer Karl Heinz Kipp

Seinen Jahresrückblick „Im Spiegel der Presse“, den er seit 1987 herausgab, erweiterte er 1995 durch die Herausgabe der umfangreichen „Lintorfer Schützenzeitung“, die jedes Jahr zum Schützenfest erschien und deren 11. Ausgabe er bei seinem Tod fast fertig im Computer hatte.

Wichtig war ihm eine gute Zusammenarbeit mit dem Präses der Bruderschaft, Pater Chris Aarts, und der Kirchengemeinde St.Anna und St. Johannes, mit anderen Vereinen und Organisationen in Lintorf, mit den Bruderschaften im Bezirk, vor allem mit der St. Sebastiani-Bruderschaft Ratingen, zu der seit vielen Jahren durch das Tambourcorps eine enge Freundschaft besteht.

Für seine großen Verdienste um unsere Bruderschaft und für die Ziele unseres Bundes für „Glaube, Sitte und Heimat“ wurde er vom „Bund der Historischen Schützenbruderschaften“ durch die Verleihung hoher Auszeichnungen geehrt:

1973 durch das „Silberne Verdienstkreuz“, 1981 durch den „Hohen Bruderschaftsorden“, 1987 durch das „Sebastianus-Ehrenkreuz“ und 2001 mit dem „Schulterband zum Sebastianus-Ehrenkreuz mit Stern“.

Seine Bemühungen für die Jugend und seine karitative Unterstützung kranker und behinderter Menschen wurden vom Bundespräsidenten zu Beginn dieses Jahres durch die Verleihung der „Verdienstmedaille des Bundesverdienstordens“ geehrt.

Durch sein unermüdliches Wirken in unserer Bruderschaft hat Karl Heinz Kipp selbst dafür gesorgt, dass sein Andenken unvergessen bleibt. Wir danken ihm für seine Treue und seinen Einsatz in unserer Bruderschaft und bitten Gott, dass er ihm alles Gute, das er gewirkt hat, vergelten und ihm den ewigen Frieden schenken möge.

Rat und Hilfe
Bestattungen Kleinrahm
... dem Leben einen würdigen Abschluss geben

Am Heck 2
Ratingen-Lintorf

Tag und Nacht
Tel: 02102/36462

- Erd-, Feuer-, See- und Anonymbestattungen
- Erledigungen aller Bestattungsformalitäten
- Vorsorgeverträge
- kostenlose Beratung
- eigener Druck der Trauerbriefe
- große Sargausstellung

- ob einfach od. repräsentativ
- individuell nach Ihren Wünschen

In eigener Sache

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ einen Vortragsabend. Nur in den Schulferien fällt dieser „jour fixe“ meistens aus. Die Vielzahl der angebotenen Themen aus den Bereichen Orts- und Landesgeschichte, Reisen, Natur und Umwelt, Geologie und Urgeschichte sowie die Mundartabende und Dichterlesungen sorgen für einen festen Stamm von Zuhörerinnen und Zuhörern. Von Oktober 2004 bis November 2005 besuchten durchschnittlich 44 Personen unsere Vorträge! Und es sind nicht nur Mitglieder, die zu unseren Veranstaltungen kommen, sondern oft auch Gäste aus den verschiedensten Stadtteilen Ratingens. Die meisten Vorträge finden im Sitzungssaal des ehemaligen Rathauses für das Amt Angerland statt, und die zuerst eintreffenden Besucherinnen und Besucher dürfen in den Originalsesseln von 1956 Platz nehmen, von denen aus bis Dezember 1974 von den Mitgliedern der Amtsvertretung große Politik gemacht wurde. Wer allerdings kurz vor Beginn einer Veranstaltung den Saal betritt, dem kann es wegen der großen Zahl der Teilnehmer passieren, dass er auf einer der eilig hereingeschobenen Notbänke sitzen muss, die früher vor dem Einwohnermeldeamt und dem Sozialamt des Rathauses standen. Bei

Detail aus der Vitrinenausstellung „Reiseziele der 1950er und 1960er Jahre“

Veranstaltungen, die schon im Vorhinein eine Teilnehmerzahl von mehr als 60 bis 70 Besucherinnen und Besucher erwarten lassen, weichen wir in den Pfarrsaal von St. Johannes oder in das Gemeindezentrum der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund am Bleibergweg aus. Der Eintritt zu all diesen Vorträgen und Lesungen ist übrigens frei.

Unsere monatlichen Vortragsabende haben eine lange Tradition. In den 1950er und 1960er Jahren bemühte sich der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ sehr erfolgreich, eine Art ehrenamtliche Volkshochschule für die Lintorfer zu organisieren, ähnlich wie es der „Kulturkreis Hösel“ für die Gemeinde Hösel getan hatte. Man konnte nicht nur Vorträge aus allen Wissensgebieten, Dichterlesungen und Konzerte besuchen, die Lintorfer hatten auch die Gelegenheit, Englisch- und Französischkurse zu belegen. Der erste Vortragsabend des VLH fand übrigens schon am 23. Oktober 1950 statt, vier Wochen nach der Gründung des Vereins am 18. September. Der Leiter des Städtischen Gymnasiums Ratingen, **Dr. Richard August Keller,** sprach über Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg („Jan Wellem“). Am 27. September 1951 gab es den ersten Mundartabend der Heimatfreunde. Er stand unter dem Titel „Verzällches ut Bosch on Dörp“. Es wurden vor allem Geschichten und Gedichte von **Hubert Perpéet** vorgetragen, und zwar von Hilde Wellenstein, Gertrud Melcher, Liesel Lamerz, Martin Steingen, Fritz Lohausen, Ewald Hamacher, Erich Klotz und Ferdinand Fitzen. „Josef Doppstadt führte mit launigen Worten durch den Abend,“ so vermerkte es die Chronik des Vereins.

Nicht nur die Vorträge des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, auch die beiden Vitrinen im Treppenhaus des Lintorfer Rathauses erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit. Auch in diesem Jahr gab es kleine Ausstellungen zu den unterschiedlichsten Themen. An der Jahreswende 2004/2005 konnte man Weihnachtsschmuck und eine kleine Krippe aus den 1950er Jahren bewundern, zur 125-Jahrfeier von Haus Siloah gab es Bilder und Dokumente zur Geschichte von Siloah und Bethesda zu sehen. Eine Sonderausstellung war dem Firmenjubiläum der Druckerei Preuß gewidmet. Im Sommer und Herbst konnte man sich über Reiseziele in den 1950er und 1960er Jahren informieren.

Nicht unsere Vitrinen, aber unser Johann-Peter-Melchior-Denkmal vor dem Rathaus wäre fast das Opfer eines Sturmes in der Nacht auf den 29. Juli 2005 geworden,

Ehrenmitglied Hans Huiras, langjähriger Schriftführer des VLH, und Seniorchef Alfred Preuß im Gespräch

bei dem ein riesiger Ast vom Baum neben dem Denkmal wegbrach und auf das Denkmal stürzte. Zum Glück gab es keine Schäden.

Im März feierte unsere **Hausdruckerei Preuß** ihr 40-jähriges Firmenjubiläum. Am 4. März konnte man am „Tag der Offenen Tür" Einblick nehmen in den Arbeitsablauf eines modernen Druckereibetriebes und sich die neuesten Maschinen vorführen lassen. Mit 140 Besuchern war der Zuspruch unerwartet groß. Auch der Vorstand des Lintorfer Heimatvereins ließ sich von kundigen Mitarbeitern das Zusammenspiel der einzelnen Abteilungen bei der Herstellung unserer „Quecke" erklären. **Senior Alfred Preuß** hatte die Druckerei am 1. März 1965 in seiner Privatwohnung an der Mörikestraße in Lintorf gegründet. Da es zur damaligen Zeit noch lange dauerte, bis der bei der Deutschen Bundespost beantragte Fernmeldeanschluss installiert wurde, führte die Sekretärin und Ehefrau des Gründers, **Marianne Preuß,** die ersten Geschäftsgespräche von einer öffentlichen Telefonzelle aus! Später zog der Betrieb zum Ulenbroich um, seit 1973 befindet er sich im Gewerbegebiet an der Siemensstraße. Seit dem Jubiläum hat sich der Seniorchef zwar aus der Geschäftsführung zurückgezogen – alleiniger Geschäftsführer ist jetzt sein Sohn Alfred -, aber Marianne und Alfred Preuß sind immer noch jeden Tag im Familienbetrieb tätig. Vor allem die jährliche „Quecke" lässt sich Alfred Preuß sen. nicht aus der Hand nehmen.

Zum zweiten Mal seit der Gründung konnte ein Mitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde" seinen 100. Geburtstag feiern. **Elfriede Mertens,** die von sich behaupten kann, in drei Jahrhunderten gelebt zu haben, konnte diesen Tag am 18. März 2005 im Kreise der Familie und vieler Freunde und Bekannter festlich begehen. Die gelernte Buchhändlerin – sie machte ihre Lehre nach dem Ersten Weltkrieg beim Stern-Verlag in Düsseldorf – arbeitete sich nach ihrer Heirat in den Beruf des Steuerberaters ein, um ihren Mann geschäftlich unterstützen zu können. Nach dem frühen Tod ihres Mannes legte sie die Prüfungen als Steuerberaterin ab und übernahm sein Büro. Nach dem Bau ihres Hauses in Lintorf im Jahre 1960 wurde sie schon bald Mitglied im Lintorfer Heimatverein, an dessen Reisen und Veranstaltungen sie oft und gerne teilnahm. Jahrelang war sie ehrenamtlich die Steuerberaterin unseres Vereins, bis sie ihr Geschäft aus Altersgründen aufgab. Elfriede Mertens lebt auch heute noch in ihrem Haus.

Elfriede Mertens an ihrem 100. Geburtstag am 18. März 2005

Zwei weitere runde Geburtstage dürfen nicht unerwähnt bleiben: **Elsa Piwernetz,** Kassiererin unseres Vereins von 1990 bis 1998, sowie ihr Nachfolger **Eldor Koreneef** feierten beide ihren 80. Geburtstag. Elsa Piwernetz wurde nach ihrem Ausscheiden aus dem Vorstand zum Ehrenmitglied ernannt. Zu Sondereinsätzen stellt sie sich nach wie vor dem Verein oft und gern als Helferin zur Verfügung. Eldor Koreneef übt das Amt des Kassierers auch weiterhin in vorbildlicher Weise und zum Wohle des Vereins aus. Allen Geburtstagskindern gratulieren wir herzlich.

Am 11. Mai 2005 gestalteten die Evangelische Kirchengemeinde Lintorf-Angermund und der „Verein Lintorfer Heimatfreunde" gemeinsam einen Gedenkgottesdienst an das Kriegsende vor 60 Jahren. Der Gottesdienst im Gemeindezentrum am Bleibergweg stand unter dem Motto „Die Tage danach" und sollte daran erinnern, dass unzählige Menschen nach dem Waffenstillstand noch unterwegs waren, dass sie ihren persönlichen Frieden noch nicht gefunden hatten: sie waren in Gefan-

genschaft oder auf der Flucht. Die eindrucksvoll gestaltete Feier, bei der Betroffene über ihre Erlebnisse, Eindrücke und Erinnerungen berichteten, hätte mehr Teilnehmer verdient gehabt.

Eine weitere Veranstaltung, die der Heimatverein zusammen mit der Evangelischen Kirchengemeinde organisierte, war die Vorstellung der gerade eingeweihten „Kinderarche Friedrichskothen“ am „Tag des Offenen Denkmals“ am 11. September. Etwa dreißig Teilnehmer bewunderten die gelungene Symbiose zwischen dem alten, denkmalgeschützten Fachwerkgebäude aus dem 17. und 18. Jahrhundert und dem modernen Erweiterungsbau, der durch die Verwendung anderer Baumaterialien, Konstruktionen, Fensterformen und Farben einen gelungenen Kontrast zum alten Friedrichskothen bildet. Während die Leiterin des Kindergartens, **Frau Bellmann,** über die Neubaumaßnahme und ihren Verlauf sowie über die Konzeption des Kindergartens berichtete, erzählte der Vorsitzende des Heimatvereins die Geschichte des Fachwerkhauses, das einmal die erste Schule und das erste Bethaus der Lintorfer reformierten Christen war. Zum Dank für die gelungene Veranstaltung schenkte der Heimatverein dem Kindergarten ein altes Foto der Schule im Friedrichskothen von 1910.

Jedes Jahr findet Ende Januar/ Anfang Februar im Restaurant „Tavernaki“ an der Tannenstraße in Düsseldorf das so genannte „Quecke-Essen“ statt. Es wird veranstaltet als Dankeschön für alle, die an der Herstellung der letzten „Quecke“-Ausgabe beteiligt waren, vor allem aber für die Autoren, die ja alle ehrenamtlich, also ohne Honorar für unser Jahrbuch recherchieren und schreiben. Das jährliche Treffen ist bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern sehr beliebt, kann man doch bei vorzüglichem Essen und gepflegten Getränken sich kennenlernen, Erfahrungen austauschen und gemütlich über Gott und die Welt plaudern. Natürlich wird auch schon über die kommende Ausgabe der „Quecke“ gesprochen und es werden neue Themen von den Autoren vorgeschlagen. Politiker würden unser Zusammenkommen als „Arbeitsessen“ bezeichnen. Die Tradition des „Quecke-Essens“ im „Tavernaki“ wurde 1985 von **Theo Volmert** begründet. Das Haus, in dem sich das Restaurant, das damals noch „Dionysos“ hieß, befindet, gehörte der Familie Volmert, der griechische Betreiber **Jannis Petropoulos** war ihr Pächter. Er ist seit vielen Jahren Mitglied des Lintorfer

In den 80er Jahren war das 1995 verstorbene Gründungs- und Ehrenmitglied des „Kulturkreises Hösel“, **Dr. Wilhelm Gutberlet,** häufiger und gern gesehener Gast beim „Quecke-Essen“. Bei einem dieser Treffen, das nach angenehmer Unterhaltung und hervorragendem Essen und Trinken in gelockerter Atmosphäre endete, verwechselten Dr. Gutberlet und **Jean Frohnhoff** beim Hinausgehen ihre fast gleich aussehenden Hüte. Draußen auf der Straße bemerkte man schnell den Irrtum. Theo Volmert kommentierte den Vorfall auf seine Art: „Siehst du, Schang, jetzt hast du im Alter noch einen Doktorhut bekommen!“

Erstes „Quecke-Essen“ im Restaurant „Dionysos“ im Januar 1985. Von links nach rechts: Manfred Buer, Willy Brockskothen, Theo Volmert, Michael Gdanietz, Otto Samans und Walburga Fleermann-Dörrenberg. Weitere Teilnehmer waren Johannes Thume, Hans Huiras und Jean Frohnhoff

Heimatvereins und mittlerweile Eigentümer des Hauses und des Restaurants. Am 30. Januar 2005 fand das „Quecke-Essen“ zum 20. Mal statt, zwei Tage vor Theo Volmerts Geburtstag, der natürlich ein Grund dafür ist, das jährliche Essen zu diesem Zeitpunkt zu veranstalten. War der Kreis der Autoren bei den ersten Zusammentreffen noch klein und überschaubar, so muss heute das Lokal für uns als „Geschlossene Gesellschaft“ am „Quecke-Abend“ reserviert werden, und die normal Sterblichen müssen draußen bleiben.

Zum Schluss bittet unser Reiseleiter **Ewald Dietz** alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Tages- und Halbtagesfahrten, eine neue Regelung für Reiserücktritte kurz vor den Fahrten zu beachten. Er schreibt:

„Die Reisekosten unserer Tagesreisen setzen sich, wie bekannt, aus den Kosten für die Vortour, Reiseorganisation wie Plakate, Infos, Eintritte, Führungen usw. sowie den Kosten für den Bus zusammen. Wir bemühen uns, den Fahrpreis in erschwinglichen Grenzen zu halten und so eng wie nur möglich zu gestalten. Leider kommt es aber immer wieder zu kurzfristigen Absagen vor dem Reisetermin, die sich naturgemäß auf den Fahrpreis der verbliebenen Mitreisenden auswirken können, soweit diese Rücktritte nicht mehr durch ‚Nachrücker’ ersetzt werden können. Die Reiseleitung bittet daher um Verständnis für die Einführung der folgenden Regelung: Für Absagen in der letzten Woche vor dem Reisetermin ist der volle Fahrpreis zu entrichten, wenn diese nicht aus den überzähligen Anmeldungen in der ‚Warteschleife’ ersetzt werden können. Stichtag ist der Tag, der dem eigentlichen Reisetag um eine Woche vorausgeht. In diesem Falle bitten wir den Reisepreis im Büro des VLH (montags von 10 bis 12 Uhr) zu entrichten.“

Manfred Buer

Buchbesprechungen:

Festschrift „50 Jahre St. Suitbertus“

„ - ein Haus , das lebt“, so lautet der Untertitel der Festschrift „50 Jahre St. Suitbertus“, die im September des Jahres 2004 herausgebracht wurde, um für das festliche Jubiläum auch ein bleibendes Zeichen zu setzen. Vier Fotografien auf dem Umschlag markieren Stationen auf dem Weg. Unten ist der Grundstein dargestellt aus dem Jahre 1954. Darüber das Bild kann man als „Auszug“ aus der Mutterpfarrei St. Peter und Paul deuten, deren äußere Mauern im Hintergrund zu erkennen sind. Das dritte Bild steht für den Einzug in die neue, eigene Kirche. Und das vierte Bild am oberen Rand gibt den Blick frei in den heutigen Kirchenraum. Ein langer Weg ! Der Rezensent ist diesen Weg ein Stück mitgegangen. Er kann sich noch gut an die ersten Informationen durch Pfarrer Franz Rath erinnern: „Wir bauen im Süden eine neue Kirche“. Als Messdiener ist er zur Grundsteinlegung und zur Einweihung mitgegangen. Während der Bauzeit hat ihn der Architekt Kurt Schweflinghaus mit auf das große Dach der neuen Kirche im Rohbau mitgenommen. Ein faszinierender Blick über die weite Dachfläche, über die Siedlungshäuser und Gärten im Süden Ratingens, auf die Stadt mit St. Peter und Paul in der Mitte. Pfarrer Rath konnte sich auch sehr darüber begeistern, dass er nach mehr als 150 Jahren wieder Minoriten nach Ratingen holen konnte, die damit eine alte Tradition aufleben ließen. Zeugnisse des alten Klosters am Markt wurden in der neuen Kirche eingemauert.

Damit ist schon angedeutet, dass die Festschrift neben guter Information auch eine Menge an Erinnerungen wach ruft. Wenn man die Texte liest, die Personen auf den Bildern sieht, dann ist damit ein Stück Zeitgeschichte zum Ausdruck gebracht worden. Vieles, was schon vergessen war, wird aus der Versenkung hervorgeholt. Man erinnert sich an die Patres, die gleichzeitig Pastöre und Kapläne an St. Suitbertus waren. Man erinnert sich an den Wechsel von den deutschen Minoriten zu den polnischen. Man erinnert sich an Begegnungen, an Kontakte und an die vielfältige Zusammenarbeit.

Für den an Ortsgeschichte Interessierten vermittelt die „Chronik der Gemeinde in Zeitabschnitten“ viele Einsichten in die vergangenen 50 Jahre: Ein Stück Kirchengeschichte vor Ort. Der Eindruck entsteht, und so war es wohl wirklich, in den 50 Jahren ist immer gebaut worden. Nach der Ursprungsidee kam die konkrete Planung der Kirche und des Klosters, was der bekannte Ratinger Architekt Kurt Schweflinghaus übernahm. Als die Kirche fertig war, kam auch schnell die Kritik: „Fabrikbau“. Das wollte sie in gewisser Weise auch sein. Sich abheben von historischen Bauten. Zeichen der Zeit sein. Einfach, klar in der Ausrichtung und Formgestaltung.

Was beim Bau der Kirche keiner vorausgesehen hatte: kaum ein Jahrzehnt ist vergangen, und die Kirche ist zu klein. Also wird wieder gebaut. Die Kirche bekommt ihren heutigen kreuzförmigen Grundriss. Folgerichtig wird auch der Innenraum neu gestaltet. Wiederum im Zehnersprung entsteht ein neues Kloster. Die bisherigen Räume des Klosters können für die Pfarrarbeit umgebaut werden. Und im nächsten Zehnersprung wird die Marienkapelle neu gestaltet. Alle weiteren Details der Baugeschichte kann der Leser bei der Lektüre der Schrift selbst erkunden.

Wichtig für die Geschichte der Gemeinde ist der häufige Wechsel der Pfarrer und Kapläne. Alle werden sie genannt. Einige haben sich aus Anlass des Jubiläums zurückgemeldet und ihre ganz eigene Beziehung zu St. Suitbertus dargestellt. Das wird viele Pfarrmitglieder besonders interessieren.

Zur Chronik gehört ein „Kirchenbesuch im Jubiläumsjahr". Der Leser wird durch den Kirchenraum geführt und stößt auf Details, die er möglicherweise beim Besuch der Kirche noch gar nicht gesehen hat.

Gemeinde lebt durch die Menschen, die in ihr leben und wohnen. So kommen auch die zahlreichen Vereinigungen zu Wort. Ein weites Feld sind die Musik in der Gemeinde, die zahlreichen Familienkreise, die Gemeinschaften wie KFD, Männerkreis, KAB, Jugend - alle prägen auf ihre Weise das Gemeindeleben. Einzelne Aktivitäten - wie die Bibelwoche -, die über die Pfarrgemeindegrenze hinaus bekannt sind, werden vorgestellt, ebenso wie die Aktivitäten für die Projekte in fernen Ländern.

All das ist aber nicht nur vor dem Hintergrund des Vergangenen erzählt und berichtet, sondern weist auf die Zukunft hin - ein ganz wichtiges Anliegen der Festschrift, nämlich über den Festtag hinaus zu blicken. So schließt auch die Schrift mit dem Kapitel „Die Zukunft - Ein Ausblick". Und da steht fast am Schluss das Logo des Pfarrverbandes mit den vier Kirchen St. Suitbertus, St. Peter und Paul, Herz Jesu und St. Jakobus der Ältere, verbunden durch das Christuszeichen.

„...ein Haus, das lebt." Die Festschrift vermittelt ein ansprechendes und kompetentes Bild der Geschichte der Pfarrgemeinde St. Suitbertus und ist damit ein Dokument für die in 50 Jahren gewachsene Geschichte einer Kirchengemeinde in unserer Stadt.

Hans Müskens

Karin Schrey: „Jeany in Jeans"

Bücher aus der Feder der Ratinger Autorin, Puppensammlerin und „Bärenmutter" Karin Schrey sind nicht nur Garant für unterhaltsamen Lesestoff, sondern im Allgemeinen transportieren sie außerdem kurzweilig eine Menge Wissen. Das ist nicht anders bei ihrem neuesten Kinderbuch „Jeany in Jeans", das 2003 im Arachne Verlag Gelsenkirchen erschien und im Grunde eine Hommage an den Erfinder der Nietenhosen, den aus Franken stammenden Levi Strauss, zum 130. Geburtstag des wohl weltweit beliebtesten Kleidungsstücks ist. Und um gleich auf die Bezeichnung „Bärenmutter" zurückzukommen: Jeany ist wohl einer der ungewöhnlichsten Bären, die es je gab, denn er hat kein Plüschfell, sondern ist aus Jeansstoff gefertigt, und Karin Schrey bemuttert ihn liebevoll auf seinem Weg durch viele, viele Lernstationen von der Faser bis zum Designerstück.

Der Bär Jeany ist in dem Buch der Lernende und er stellt niedliche Fragen, zum Beispiel „Wie kommt das Schaf auf den Baum?" Mit Baumwolle fing nämlich alles an, und so erfahren die jungen Leser (auch ältere Jahrgänge werden bei der Lektüre noch schlauer) das Wichtigste über den Anbau der merkwürdigen Pflanze und ihre Verarbeitung bis hin zum industriellen Spinnen und Weben. Knapp und anschaulich werden auch Fachbegriffe, wie Kardieren und Schlichten, erklärt. Ein besonders spannendes Kapitel ist das Färben. Für Jeans wird das dunkle Blau des Indigo benötigt. Die Pflanze wurde mit Urin vergoren, da hinein wurde das Baumwollgarn für mehrere Tage gelegt und dann immer montags zum Trocknen in die Sonne gehängt. Erst die brachte überhaupt die blaue Farbe zum Vorschein. Da also die Sonne die wichtigste Arbeit für die Färber erledigte, spricht man seitdem vom blauen Montag. Seit 1890 erst gibt es künstliches Indigo-Blau.

Jeansstoff ist aber nicht rein blau, sondern er wird beim Weben in einer ganz bestimmten Abfolge aus blauen Kett- und weißen Schussfäden hergestellt. Die Arbeitskleidung der Männer verlangte nach robustem Material. Man bezeichnet diesen Stoff als Denim. Den eigenartigen Namen „Jeans" und „Denim" geht Karin Schrey mit dem Bären Jeany im folgenden Kapitel auf den Grund und stößt auf die Städte Genua und Nimes. Dass indessen Columbus mit blauen Segeln nach Amerika gekommen sei, entlarvt sie als Märchen.

Inzwischen ist die Buchmitte erreicht. Jetzt geht es um die Erfindung der einzigartigen Hose. Es ist zugleich die Geschichte der Familie Strauss, die 1846 aus Franken nach USA auswanderte und als Folge des kalifornischen Goldrausches eine Niederlassung ihrer Stoff- und Kurzwarenhandlung in San Francisco gründete. Hier entstand 1873 die Jeans. Der pfiffige Schneider Jacob Davis aus Reno hatte die Idee, die am meisten strapazierten Stellen der Hosen mit Nieten zu verstärken, und er bot aus Geldmangel dem Kaufmann Levi Strauss die Beteiligung am Patent an. Damit begann der Siegeszug der blauen Hosen, die zunächst nur als „waist-overall" angeboten wurden. Die Bezeichnung „Jeans" taucht verblüffender Weise in der Firmenwerbung erst 1960 auf.

Geschickt verflechtet die Autorin die Kleidungsstory mit Wild-West-Romantik. Goldsucher und Cowboys stehen als Symbole für Freiheit und Abenteuer. Entsprechendes Flair umgab die blauen Hosen auch, als sie durch Filme und GI-Soldaten im Zweiten Weltkrieg nach Europa kamen. Die erste nachgemachte Jeans wurde 1949 angeboten. Seit 1935 gibt es auch Lady-Jeans, und ab den 50er Jahren waren die echten Jeans und Rockmusik das Statussymbol der Jugend beiderlei Geschlechts.

Heute sind Jeans ein alltägliches Kleidungsstück für jedes Alter. Ihnen haftet nichts Rebellisches mehr an. Dafür haben sie eine Menge mitgemacht: Sie wurden mit Stickereien und Pailletten dekoriert, mit Löchern auf alt getrimmt, ausgefranst, in den verschiedensten Farben eingefärbt und jedem möglichen Schnitt unterworfen. Für Designer gibt es da keine Grenzen. Wer einmal richtig in Jeans & Kult einsteigen will, dem wird zum Schluss das Geburtshaus Levi Strauss Museum in Buttenheim empfohlen. Der zweite Museumstipp aber gilt dem Ratinger Industriemuseum Cromford, in dem man alles über die Geschichte der Baumwolle und ihre Verarbeitung erfährt, denn schließlich stand hier die erste mechanische Baumwollspinnerei des Kontinents - beim Erscheinen des Buches genau seit 220 Jahren.

Wenn Kinder Bücher lesen, dann wollen sie auch aktiv werden. Dazu animiert bereits der lockere Schreibstil, der immer auch ein wenig Frage- und Antwortspiel mit dem niedlichen Bären Jeany ist. Dann gibt es anschauliche Unterweisungen, wie man seine eigenen Baumwollpflanzen züchten kann (Baumwollsamen sind u.a. im Industriemuseum Cromford erhältlich) und wie man einen kleinen Webstuhl baut. Für besonders Wissbegierige sind am Ende noch einmal die 28 wichtigsten Begriffe rund um die Jeans kurz erläutert. Kurzweil und Training zugleich ist das klitzekleine Würfelspiel, das in einer Tüte am rückwärtigen Buchdeckel steckt. Der Schriftzug „Jeans“ ist im Wettlauf zu durchmessen und lässt auf 20 Stationen noch einmal die Themen der verschiedenen Kapitel aufleuchten. Das Buch ist schließlich eine wunderbare Möglichkeit, sein Englisch (für junge Amerikaner entsprechend ihr Deutsch) zu trainieren, denn der komplette Text ist zweisprachig gedruckt. Viele historische Zeichnungen und Stiche geben dem Band auch Bilderbuch-Qualität.

Karin Schrey: JEANY IN JEANS, 60 Seiten, Arachne-Verlag 2003, 17 €. Der schmunzelnde Jeansbär ist übrigens ebenfalls über den Verlag zu beziehen.

Gisela Schöttler

Groß-Stadt-Weihnachten

Nun senkt sich wieder auf die heim`schen Fluren
die Weihenacht! die Weihenacht!
Was die Mamas bepackt nach Hause fuhren,
wir kriegens jetzo freundlich dargebracht.

Der Asphalt glitscht. Kann Emil das gebrauchen?
Die Braut kramt schämig in dem Portemonnaie.
Sie schenkt ihm, teils zum Schmuck und teils zum Rauchen,
den Aschenbecher aus Emalch glasé.

Das Christkind kommt! Wir jungen Leute lauschen
auf einen stillen heiligen Grammophon.
Das Christkind kommt und ist bereit zu tauschen
den Schlips, die Puppe und das Lexikon.

Und sitzt der wackre Bürger bei den Seinen,
voll Karpfen, still im Stuhl, um halber zehn,
dann ist er mit sich selbst zufrieden und im reinen:
"Ach ja, son Christfest ist doch ooch janz scheen!"

Und frohgelaunt spricht er vom „Weihnachtswetter",
mag es nun regnen oder mag es schnein.
Jovial und schmauchend liest er seine Morgenblätter,
die trächtig sind von süßen Plauderein.

So trifft denn nur auf eitel Glück hienieden
in dieser Residenz Christkindleins Flug?
Mein Gott, sie mimen eben Weihnachtsfrieden ...
„Wir spielen alle. Wer es weiß, ist klug."

Kurt Tucholsky

Bildnachweis

Titelbild: Udo Haafke

Beitrag : „Amerikanische Bomber auf Ratingen“
Stadtarchiv Ratingen, Internet: http://staff.jcc.net/bgustaf/34th-Bomb/strkings/Ratingen

Beitrag: „Erinnerung an die letzten Kriegsjahre in Ratingen“
Ludwig Egenberger, Stadtarchiv Ratingen, Manfred Buer

Beitrag: „Zerstörung und Wiederaufbau von St. Peter und Paul“
Stadtarchiv Ratingen, Totenzettel von Pfarrer Ferdinand Cremer, Hans Müskens

Beitrag: „… der Geist von Cromford, der war weg“
Bildarchiv Rheinisches Industriemuseum, Schauplatz Ratingen bzw. Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Meine Jugend- und Kriegsjahre“
Familie Rickes, Archiv des VLH, Manfred Buer

Beitrag: „Krieg und Kriegsende im Lintorfer Männerasyl“
Archiv des VLH

Beitrag: „Die Seufzerallee“
Archiv des VLH, Manfred Buer

Beitrag: „Flucht“
Familie Zeletzki, Günter Wolf, Baedecker-Karte „Polen“, Ravenstein-Straßenkarte „Südliche DDR“ von 1989/90, „Alltag in Trizonesien“, Econ-Verlag 1986, „Jahre unseres Lebens“, rororo-Taschenbuch 1983

Beitrag: „Geboren im Krieg“
R.-M. Habermann, Manfred Buer

Beitrag: „Als die Russen kamen, war ich immer noch da“
Helmut Kuwertz, „Oberhof“ - Ein Bilderbogen, Sammlung und Archiv Lerch; „Konzentrationslager Dachau“, 8.Auflage 1978

Beitrag: „Lebenserinnerungen“
Bernhard Schwaab, „Das Dritte Reich – Texte, Bilder, Dokumente“, Bd. II, Kurt Desch-Verlag 1964; „Entscheidung an Rhein und Ruhr 1945“, Motorbuch-Verlag, 3.Auflage 1995; zwei Karten und Abb. 9: „Spiegel Special 2/2005“; „Die Armen Schwestern vom hl. Franziskus ein Jahrhundert in Ratingen“, Festschrift von Heinz Büter 1954, Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Das Ende des Krieges“ und
„Der Krieg war zu Ende, doch seine Folgen…“
Friedrich Wagner

Beitrag: „Meine Zeit als Kriegsgefangene“
Elisabeth Kannengießer, „Krieg vor der eigenen Haustür“ von Alexander Berkel, Selbstverlag Stadtarchiv Wesel

Beitrag: „Ich hab` eigentlich immer Glück gehabt“
Heinz Wallner, Abb. „He 111“ aus „Fliegerjournal“

Beitrag: „Essener Straße 5“
Renate und Ewald Dietz, Manfred Buer

Beitrag: „Auf krummen Wegen zur früheren Gaststätte Krummenweg“
Postkarte 1950er Jahre, Archiv des VLH

Beitrag: „Zum 100-jährigen Bestehen der Firma Kiekert 1957“
Helmut Kuwertz, Archiv des VLH

Beitrag: „Nachtrag zum Artikel ‚Das Landhotel Krummenweg’“
Manfred Buer

Beitrag: „Die Tankstelle Flocken am Krummenweg“
Günther Flocken, Ewald Dietz

Beitrag: „Ut em aule Lengtörp“
Peter Reinhardt, Archiv des VLH

Beitrag: „Die Frohnhoffs“
Angela Wisniewski, Manfred Buer, Archiv des VLH, Familien Frohnhoff

Beitrag: „Erinnerungen an einen liebenswerten Menschen“
Archiv des VLH, Familie Werner Frohnhoff

Beitrag: „Wilhelm Frohnhoff“
Archiv des VLH, Familien Frohnhoff/Preuß

Beitrag: „50 Jahre AWO Lintorf“
Reinhold Behnke

Beitrag: „40 Jahre Kirche St. Johannes“
Werner Frohnhoff

Beitrag: „30 Jahre Kindergarten am Bleibergweg“
Michael Diezun

Beitrag: „Kinderarche Friedrichskothen“
Jörg Engel

Beitrag: „Schiller, Goethe und Moneten“
„Deutsche Nationaldenkmale von 1790-1990“, Kultursekretariat NRW, Gütersloh, 1993; Monika Buer

Beitrag: „Johann Peter Melchior“
Archiv des VLH, Farbfotos: Udo Haafke, „Johann Peter Melchior (1747-1825) – Bildhauer und Modellmeister“, Araxne-Verlag, Gelsenkirchen 1997

Beitrag: „Die Karriere-Puppe mit dem Namen Barbie“
Gisela Schöttler

Beitrag: „Aus Lumpen macht man Schreibpapier…“
„Rheinische Post“ (1951, 1955, 1960), Manfred Buer

Beitrag: „Nora Ehrlich“
Heinz Jokisch, Düsseldorf

Beitrag: „Eine Zukunft für eine Burg mit Vergangenheit“
Dr. Christa Lambart, Philipp Natusch

Beitrag: „Dumeklemmer-Plakettenverleihung 2004”
Achim Blazy

Beitrag: „Augen in der Großstadt“
Postkarte, Kurt Tucholsky-Gedächtnisstätte Schloss Rheinsberg

Beitrag: „… sahen uns genöthigt, ein Zimmer zu miethen“
Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Streiks in Ratingen während der Weltwirtschaftskrise“
Stadtarchiv Ratingen, Manfred Warm

Beitrag: „Ratingen: Biermetropole seit dem Mittelalter“
Zeichnungen aus: Garms „Pflanzen und Tiere Europas“, dtv; Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Erstmals seit 90 Jahren wieder eine Brauerei in Ratingen“
Wolfgang Diedrich, Bierdeckel „Ratinger Brauhaus“

Beitrag: „Als ich ein erfolgreicher Dieb wurde“
Hans-Otto Wetzel, Manfred Buer

Beitrag: „Das Wappen von Eggerscheidt”
„Ratinger Wappen“, herausgegeben vom Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Eggerscheidt – Heimat und Zuhause“
Bernhard Braun, Klara Beenen

Beitrag: „Offene Kinder- und Jugendarbeit in Eggerscheidt“
Michael Baaske, Klara Beenen, Hildegard Stracke

Beitrag: „Ein Leben für die Jugend“
Klara Beenen

Beitrag: „Mit schweren Brandwunden …“
Dr. Richard Baumann, privat

Beitrag: „Wenn dor Jöck Be-in hätt“
Zeichnungen aus; Lange/Strauß/Dobers „Biologie“, Bd.II, Schroedel-Verlag, 1967

Beitrag: „Von welchem Kinderheim kommen Sie?“
Archiv des VLH, Jahrbuch des Angermunder Kulturkreises, Bd. 22 (2001)

Beitrag: „Ein bemerkenswerter Münzfund“
Thomas van Lohuizen, zwei Abbildungen aus: Friedrich Sieburg „Französische Geschichte“, Frankfurt 1964

Beitrag: „50 Jahre St. Suitbertus“
Pfarrarchiv St. Peter und Paul, Festschrift „50 Jahre St. Suitbertus“

Beitrag: „Franz Rath“
Pfarrarchiv St. Peter und Paul, Stadtarchiv Ratingen, Ursula Leffers, Manfred Buer

Beitrag: „Eine deutsch-französische Freundschaft“
Angelika Kompalik

Beitrag: „80 Jahre Ratinger Heimatverein“
Michael Lumer

Beitrag: „Otto Samans“
Manfred Buer

Beitrag: „Friedrich Wagner“
Archiv des VLH

Beitrag: „Totenrede für Karl Heinz Kipp“
Archiv der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf

Beitrag: „In eigener Sache“
Manfred Buer, Archiv des VLH

Wir haben viele Eisen im Feuer.

Das können Sie ruhig wörtlich nehmen. Denn überall dort, wo es in der Industrie heiß hergeht, finden Sie KARRENA. Weltweit gehören wir zu den führenden Unternehmen im Feuerfest- und Schornsteinbau.
Unsere Kunden erwarten ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit, entscheidet doch die Feuerfest- und Schornsteintechnik wesentlich über das Funktionieren der Gesamtanlage.
KARRENA bietet über 80 Jahre Erfahrung in diesem hochspezialisierten Baubereich. Durch eigene Forschung und Entwicklung haben wir die Maßstäbe für den Feuerfest- und Schornsteinbau wesentlich mitgeprägt. Sorgfältige Planung und Konstruktion sind für uns ebenso selbstverständlich wie modernste Montagetechnik und konsequente Qualitätskontrolle.
So kann jeder Kunde sicher sein, mit KARRENA gleich „mehrere Eisen im Feuer" zu haben. Und so die richtige Vorsorge zu treffen für eine langlebige und damit kostengünstige Lösung seiner spezifischen Anforderung im Feuerfest- und Schornsteinbau.

KARRENA

Qualität auf höchstem Niveau.

KARRENA GmbH, Breitscheider Weg 34, D-40885 Ratingen-Lintorf, Tel.: (02102) 938-0 • Fax: (02102) 938-444
e-mail: info@karrena.de, Internet: www.karrena.com

Gut zu wissen, was kommt:
50 Euro heute, bis zu 300 Euro
monatlich im Alter*.

Sparkasse
Hilden • Ratingen • Velbert

Vorsorge lohnt sich auf jeden Fall. Je früher Sie damit beginnen, desto besser Ihre Ertragschancen. Dann wird auch aus kleinen monatlichen Beträgen etwas Großes. Sprechen Sie mit uns über Ihre Ziele, Wünsche und die finanziellen Chancen! *Entwickeln Sie mit Ihrem Berater einen für Sie passenden Vorsorgeplan.